

Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.

Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de.

Das PDF wurde erstellt am: 04.04.2025, 10:22 Uhr.

Ostmecklenburgische Heimat : Monatsschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Jahrg. 9 (1936)

Teterow: Druck und Verlag von Hermann Decker, 1936

<https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1903745403>

Band (Zeitschrift)

Freier



Zugang



OCR-Volltext

Ostmecklenburgische Heimat



Halbmonatsschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. und 3. Sonntag jedes Monats. — Bezugspreis monatlich 30 Pf. zusätzlich Bestellgeld; für die Abonnenten der „Teterower Zeitung“ gratis. — Erscheinungsort Teterow. — Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malchiner Straße 15, Fernruf 367. — Verantwortlich für den Inhalt: Dr. Barnewith, Bülow

Jahrg. 9

Teterow, 5. Januar 1936

Nr. 1

Die salinische Eisenquelle zu Goldberg.

Ich halte es für meine Pflicht, dem Publikum von Zeit zu Zeit über den glücklichen Fortgang der hiesigen Gesundbrunnen-Anstalt Nachricht zu geben, um so mehr, da ein Schweigen von meiner Seite über diesen Gegenstand, hin und wieder Veranlassung zu Zweifeln über die fortdauernde Existenz der Heilquelle geben könnte. In neueren Zeiten sind gar häufig Mineralquellen entdeckt, welche auch sofort mehr oder weniger gegen Krankheiten angewendet wurden; das Bestehen mancher war aber nur ein ephemeres, da ihnen die Hauptharaktere fortbestehender heilkraftiger Mineralquellen fehlten. Nicht jede Quelle, deren Wasser einige mineralische Bestandteile enthält, ist für eine Heilquelle zu halten; soll sie diese Eigenschaften besitzen, so muß sie in der Quantität und Qualität der Bestandteile stets eine ziemlich gleiche Beschaffenheit zeigen, diese Bestandteile müssen ihr nicht bloß beigemengt, sondern in der großen Werkstatt der Natur aufs innigste beigemischt sein, und sie muß in einer gewissen mächtigen Wassermenge zutage gefördert werden. Ist diese letztere freilich sehr relativ, so glaube ich doch, daß die eigentlichen Mineralquellen im mächtigeren Adern streichen, als die gewöhnliches Wasser führenden, indem die Natur wahrscheinlich zur Bildung jener großen Räume bedarf. Ich habe nicht Gelegenheit gehabt, in andern Mineralquellen als in den hiesigen den Erdgrund bei ihrem Zutagekommen untersuchen zu können; die hiesigen bieten aber in dieser Beziehung einen merkwürdigen Unterschied von den gewöhnlichen Quellen dar. Die größte Einfassung der hiesigen Mineralquellen enthält im Durchmesser 15 Fuß, der Erdgrund in diesem ganzen Zirkel ist weißer Kiessand, und in jedem Punkte dieses Kreises versinkt eine eiserne Stange von 12 Fuß durch ihre eigene Schwere, und wird sie dann noch durch äußere Kraft weiter hineingeschoben, so hat noch keine so lange Stange in Anwendung gebracht werden können, daß sie endlich einen nicht zu überwindenden Widerstand angetroffen hätte. Wie weit hinaus über diesen Zirkel, aus dem allenthalben das Wasser hervorquillt, der angegebene Erdgrund noch stattfindet, läßt sich nicht ermitteln, es beweist aber, selbst schon in diesem Raum, die Mächtigkeit solcher Adern, die eigentümliche

Beschaffenheit derselben, und beseitigt jeden Zweifel über das Fortbestehen derselben.

So manche chronische Krankheiten bieten dem ganzen Vorrate der indizierten pharmazeutischen Heilmittel Trost, da keins derselben in dem Umfange und der Eigentümlichkeit auf eins der wichtigsten Organe des menschlichen Körpers, die Haut, einwirkt, als die Bäder, und unter diesen werden im allgemeinen die künstlichen von den natürlichen Mineralbädern übertroffen. So wie es überhaupt im ganzen bei dem Gebrauche der Heilmittel nicht so sehr auf die Quantität (nur muß es nicht in homöopathische Absurdität übergehen), als auf die Qualität ankommt, so zeigt sich dies auch bei den Mineralbädern. Wir kennen z. B. die Beschaffenheit und Menge der Bestandteile in einer gewissen Quantität Wasser, wir könnten also etwa durch eine künstliche Mischung und Bereitung die natürlichen Bäder erschaffen; hier zeigt aber die Erfahrung einen großen Unterschied in der Wirkung auf den menschlichen Körper. Natur und Kunst können nie identisch sein, denn letztere ist stets nur Nachahmung der ersten; das Wesen der Dinge begreifen wir nie, nur die sinnlichen Erscheinungen derselben, und nur diese allein vermag die Kunst zu fesseln. Dieses, in Anwendung gebracht auf die künstl. Mineralwasser, weiset ihnen ihre Stelle in dem Reiche der Erscheinungen an; — sie sind heilbringende Arzneimittel, aber nicht die, welche die Natur in ihrem Schoße erzeugte; anders wirkt die Natur in ihrer unendlichen Fülle, anders der Mensch in dem engen Kreise einer chemischen Werkstatt.

Jedes Arzneimittel hat seine bestimmten Kräfte, und äußert seine Wirkungen gegen bestimmte krankhafte Erscheinungen im menschlichen Körper, — ein Universalmittel ist ein Unding. Ich bemerke dies nur, weil der Mensch so leicht geneigt ist, den bestimmten Kreis der Wirksamkeit eines Mittels zu weit auszudehnen. Eine große Kunst des Arztes besteht darin, den Wirkungskreis eines Arzneimittels aus der Erfahrung zu erkennen und mit bestimmten krankhaften Erscheinungen in Einklang zu bringen, und in dieser Beziehung bleibt es stets eine Aufgabe des

Brunnenarztes, die feinsten Rüancen in der Wirkung des Mineralwassers zu erforschen.

Es gibt gewisse Grundformen von Krankheiten, gegen welche sich ein Mineralwasser heilkräftig zeigt; sind jene richtig erkannt und diese Heilkraft äußert sich nicht, so liegt die Ursache gewöhnlich in mancherlei beengenden oder entgegenwirkenden Hindernissen von Seiten des Kranken. Diese Hindernisse haben ihren Grund in schwer zu bekämpfenden Gewohnheiten, in der Individualität des Kranken, in seinen Berufsverhältnissen und in pecuniären Beziehungen. — Im allgemeinen läßt sich eine bestimmte Zeit, wie lange eine Brunnen- oder Badekur gebraucht werden muß, nicht festsehen, nur der individuelle Fall entscheidet nach den Umständen. Leider treten aber hier dem wünschenswerten Ziel oft beengende Hindernisse von Seiten der Kranken in den Weg, entweder erlauben die Berufsgeschäfte eine längere Entfernung nicht, oder der Kranke, aus seiner gewohnten Lebensweise herausgerissen, mißfällt sich in seiner neuen Lage und eilt die Kur abzukürzen, oder aber der Kostenaufwand wird für eine längere Kur zu bedeutend, und detgleichen mehr.

Noch einen Punkt muß ich berühren, der in der Tat eine Würdigung und Beachtung verdient. Fast in der Mehrzahl der Krankheitsfälle, in denen Bäder oder Brunnenkuren gebraucht werden, wird durch diese während des Gebrauchs nur eine Unstimmung, eine Aufregung, eine größere Tätigkeit im Körper hervorgerufen, in diesem Zustande wird das Gemeingefühl stets vorherrschend ergriffen, und der Kranke empfindet vielleicht noch nicht sofort die wohlütige Einwirkung solcher Kuren, oder aber es werden in ihm bis dahin unbekannte Empfindungen entwickelt. Weil aber die meisten Kranken diesen Zustand falsch beurteilen, so glauben sie ohne Nutzen eine solche Kur gebraucht zu haben, und eilen, bei ihrer Heimkehr sogleich pharmazeutische Mittel sich verordnen zu lassen. Dies ist aber ein höchst schädliches Vorurteil, denn nachdem die Kur vollendet ist, muß durch Vermeidung aller bedeutend wirkenden Einfüsse auf den Körper, diesem die Ruhe vergönnt sein, die Krisis zu vollenden, um so die Harmonie zurückzuführen; deshalb ist auch der Gebrauch von Arzneimitteln sogleich nach einer solchen Kur im allgemeinen zu tadeln, und nur dringende Störungen können die Anwendung mit Vorsicht erlauben.

Möge diese kurze Darstellung einiger wesentlichen Verhältnisse den wohlgemeinten Zweck nicht verfehlten. Ich erlaube mir nun noch einige besondere Beziehungen auf das hiesige Mineralwasser.

So wie gleich in den ersten Jahren der Anwendung dieses Mineralwassers dasselbe überraschende Heilerfolge in der Gicht zeigte, so ist denn auch alljährlich gegen diese

Krankheit das Bad vorzugsweise benutzt. Sehr merkwürdig ist die Kraft dieses Wassers zur Auflösung der sogenannten Gichtknoten und der kalkartigen Konkremente in den Gelenken Gichtkranker, und zur Beseitigung der lästigen Steifigkeit, welche die freie Bewegung der Gelenke hindert. Eine Störung in der normalen Wechselwirkung zwischen den austreibenden und einsaugenden Gefäßen ist wahrscheinlich die Ursache dieser Steifigkeit, wo im Fortschreiten des Uebels ein chemisches Produkt als Kalkbildung hervortritt. In solchen Fällen hat die Erfahrung bewiesen, daß die örtliche Anwendung pharmazeutischer Mittel ziemlich erfolglos bleibt; hier ist nur Beseitigung oder Stillstand im Fortschreiten durch die Einwirkung von Bädern zu erwarten, welche tief und allgemein in das lymphatische System erregend eingreifen, und jenen anomalen Bildungen ein Ziel setzen; hier ist es, wo die salinischen Eisenwasser, die Heilbedingungen erfüllend, oft überraschende Erfolge zeigen.

Mit sehr gutem Erfolge gebrauchten viele Kranke die Mineralbäder, welche an Verschleimung des Unterleibes, langwierigem Satarrh, Neigung zur Leibesverstopfung, Blähungen, Mangel an Appetit, überhaupt an Atonie in den Verdauungs-Werkzeugen litten, und bei denen der Gebrauch eines salinischen Eisenwassers angezeigt war. Eben so mehrere Kranke, welche früher fließende Hämorrhoiden gehabt, bei denen diese aber unterdrückt, und in Folge dieser Unterdrückung nun verschiedenartige Unterleibs-Beschwerden eingetreten waren.

Eine verheiratete Frau von 28 Jahren, Mutter mehrerer Kinder, hatte vor und nach ihrer Verheiratung an Unregelmäßigkeit der weiblichen Periode gelitten, diese war nach stets längern Zwischenräumen eingetreten mit Schmerzen und nur sparsam. Im Laufe der Jahre hatte sich dabei ein rheumatischer Kopfschmerz entwickelt, wobei die Verdauungsorgane mitleidend waren; Mangel an Appetit oder Heißhunger, Druck in der Magengegend, träge Leibesöffnung waren die Erscheinungen dieses Leidens der Verdauungsorgane. Während des Gebrauchs der Bäder stellte sich die Periode früher und stärker ein, und ohne jene Schmerzen, welche sonst stets mit dem Erscheinen derselben empfunden waren. Nach beendigter Badekur befand sich die Patientin in ihren Beschwerden sehr erleichtert.

Ein Mann von 40 Jahren hatte seit einer Reihe von Jahren einen schlechtenartigen Ausschlag auf der Brust, dem Unterleib und Rücken. Nach dem Gebrauche mehrerer Bäder verschwand der Ausschlag, trat dann im Laufe der Kur wieder stärker hervor, in der Nachwirkung aber verlor er sich ganz und ist nicht wieder zum Vorschein gekommen.

Goldberg, im Mai 1830.

Sanitätsrat Dr. Bornemann.

Aus dem Heimatmuseum Waren.

Im Heimatmuseum Waren befindet sich ein Herbergsschild der Schuhmacher, welches auf dem oberen Galgenbalken einen Doppeladler, mit einem goldenen Kreuz und die Figur eines Mannes mit einem Holzfuß, der eine Fahne mit einem Doppeladler in der Hand hält, trägt. An diesem Balken hängt ein Schild, welches auf beiden Seiten einen wenig gut gemalten Stiefel zeigt. Dieses Schild dürfte in neuerer Zeit entstanden sein, als das alte Schild vom Jahr der Zeit zerstört wurde. Die Verzierungen in dem Galgenwinkel sind nicht von Bedeutung und nicht mit anderen bedeutenden Kunstschniedearbeiten an Herbergsschildern (z. B. das Herbergsschild der Zimmerleute in unserm Museum) zu vergleichen.

Bon grösster Bedeutung aber ist der Doppeladler und

die Figur des Mannes, denn in diesen beiden Bildern liegt ein Stück Geschichte von Ostpreußen, in der ein einfacher Schuhmachergeselle sich als Retter seiner Heimat ausweist.

Zu der Erklärung dieser beiden Bilder wurde ich durch einen alten Meisterbrief geführt, auf dem diese beiden Figuren auch standen. Unter der Figur des Mannes war der Name „Hans von Sagan“ verzeichnet.

Hans Sagan wurde als Sohn eines Bürgers auf dem Kneiphofe zu Königsberg, um das Jahr 1345 geboren und erlernte das Schuhmacherhandwerk. Seine Gesellenzeit, wenigstens die spätere, verbrachte er in seiner Vaterstadt in der Kneipdörfischen Schulgasse (jetzige Schönbergstraße) bei dem Schuhmachermeister Martin. Die Bruderschaft

der Schuhmachergesellen, die in der Herberge „Zum goldenen Löwen“ ihre regelmäßigen Zusammenkünfte abhielt, erwähnte Hans Sagan 1369 zu ihrem Altgesellen. Ich übergehe die Jugendzeit und das Leben des Hans Sagan im Hause des Martin. (Man möge dies in dem Buche nachlesen: Das Schuhmacherhandwerk. 1. Teil. Herausgegeben von Arno Hößelbarth. Verlag Hans Jäches Bücherei Weimar — von Richard Tagel) und beschränke mich auf seine Tätigkeit als Ritter Ostpreußens. Im Jahre 1370 wurde Ostpreußen von den Litauern unter Kynstaedt und Oljerd angegriffen und Königsberg und Marienburg sollten zerstört werden, um Rache zu nehmen für die wiederholten erlittenen Niederlagen und Verluste in den Gefechten mit den Ritterorden. In dem Heere der Feinde, welches 70 000 Mann stark war, befanden sich Tartaren, Russen und Polen. Der Ordensmeister Winrich von Kniprode hatte durch seine Kundschafter erfahren, daß der Feind schon zwei Meilen vor Königsberg stand und auf 12 Wagen sich der Stadt nähern wollte. Der Hochmeister sammelte nun sein nur 40 000 Mann starkes Heer in und um Königsberg. Beim Dorfe Quedau, eine Meile von Königsberg, konnte man die Wachtfeuer der Feinde, die bei Rudan lagerten, deutlich sehen. Der linke Flügel des Feindes, der hauptsächlich aus Tartaren und verwandten Steppenvölkern bestand, wurde von Oljerd geführt; der rechte Flügel, die Kerntruppen, befehligte Kynstaedt.

Am Morgen des 17. Februar 1370 (Sonntag Sexagesima) kam es bei Rudan zum Treffen. Das Ordensheer hatte sich in zwei Heerhaufen geteilt und ging sofort zum Angriff vor. Winrich von Kniprode befehligte den rechten Flügel, während Henning von Schindelkopf den linken Flügel führte. Während der linke Flügel den Feind sofort in die Flucht schlug, kam der rechte Flügel bei dem ungezügten Angriff und weil eine Fahne fiel, in Unordnung. In diesem Augenblick der höchsten Not ergriff der Schuhmachergeselle Hans Sagan das gesunkene Banner, schwenkte es hoch in der Luft und rief: „Halt, was flieht ihr! Mit uns ist Jesus Christ! Stehet, im Namen des Herrn steht.“ Da sammelten sich die Fliehenden um diesen Mann, durchbrachen die Reihen der Feinde und entschieden die Schlacht. Es sollen gegen 11 000 Feinde gefallen sein oder in den Sümpfen und Forsten umgekommen sein. Im Ordensheer fielen 26 Ritter und 200—250 andere Brüder, auch der Marschall von Schindelkopf und der im Heidentempel rühmlichst bekannte Kuno von Hattenstein, Komtur von Brandenburg nebst seinem Hauskomtur von Stockheim usw. Hans Sagan, der in so tapfer und wirkungsvoller Weise eingegriffen und in wahrhaft

ritterlichem Sinne im Handwerkskleide sich betätigt hatte, wurde am linken Fuß durch einen Pfeilschuß so schwer verwundet, daß eine Amputation des Fußes erfolgen mußte. Nach der Schlacht ließ der Hochmeister, als er Kunde von dem tapferen Verhalten des Schuhmachers und seiner braven Königsberger Bürger erhalten hatte, Hans Sagan vor das versammelte Ordenskapitel rufen, belobte ihn im Namen des Ordens und des Landes und wollte den wackeren Helden zum Ritter schlagen, indem er die Worte sprach: „Ich adle dich und dein ganzes Geschlecht“. Hans von Sagan dankte mit bewegten Worten für die Gnade, erbat sich indes die Erlaubnis, bei seinem Gewerbe bleiben zu dürfen, da er nach seiner Meinung nicht zum Ritter tauge; wenn der Hochmeister ihm aber die Gnade erweisen wolle, dann möge er ihm und seinen Mitschwestern am Kneiphofe zum Gedächtnis alljährlich ein Gastmahl geben. Diese freie Rede des wackeren Gesellen gefiel dem Hochmeister sehr. Er willigte gern in das bescheidene Begehr und ordnete an, daß für alle Zeiten, und zwar kurz vor Himmelfahrt, den Bürgern dieses Ehrenmahl auf dem Schlosse gegeben werde. Die Königsberger haben dieses Fest fast 300 Jahre gefeiert. Dem Hans von Sagan wurde auf dem Kneiphofe ein Denkmal errichtet, welches 1893 von ruchloser Hand entfernt wurde. Die Königsberger Schuhmacherinnung errichtete 1926 ihrem Hans Sagan ein neues Denkmal. Auch eine Straße in der Neustadt von Königsberg ist „Hans-von-Sagan-Straße“ benannt.

Wie Karl IV. die Tat des tapferen Schuhmachergesellen erfuhr, bestimmte er, daß fortan das deutsche Schuhmachergewerbe auf seiner Fahne und in seinem Wappen den Doppeladler mit dem Ordenskreuz führe.

Im Besitz der Schuhmacherinnung zu Berlin befindet sich ein alter Kupferstich, in dem Hans von Sagan vor Winrich von Kniprode und den versammelten Rittern steht und aus der Hand des Hochmeisters eine Fahne erhält, die in ihrem Felde den Doppeladler zeigt. Die Darstellung trägt folgende Inschrift:

Der dankbare deutsche Kaiser Karl IV. dem Hans von Sagan, der tapfere Schuster-Altgeselle, Schlacht bei Rudan am Sonntage Sexagesima im Jahre 1370. Da Ihr Schuster durch Eure Tapferkeit bei Königsberg bewahrt habt meines kaiserlichen Hauses Chr und Ruhm, so soll meine kaiserliche Gnade gegen Euch darin bestehen, daß Ihr den Doppeladler fort und fort auf Schild und Fahne führen sollt. Ein Gastmahl verkündet den Jahrestag dieser Heldentat.

Die sittliche Idee in John Brinckmans Werken.

Dissertation Rostock 1931.

Das Hauptkennzeichen der Brinckmanschen Dichtung ist ihr reicher Gehalt an sittlichen Ideen, der durch einen Vergleich mit den Werken seiner Zeitgenossen Groth und Reuter noch besonders in Erscheinung tritt. Aus Br.'s christlicher Weltanschauung, aus seinem Glauben an eine von Gott geschaffene sittliche Weltordnung geht der immer wiederlehrende Leitgedanke seiner Werke hervor: Sieg des Guten über das Böse. Der Kampf des „Jungen Deutschlands“, jener literarischen Bewegung zwischen 1835 und 1850, für persönliche und politische Freiheit, gegen die unumstränkste Gewalt der Herrscher, gegen engherzigste Glaubens- und Sittengefüge bedeutet für Br. einen Kampf des Guten mit dem Bösen, und mit Leidenschaft greift er daher die freiheitlichen Gedanken dieser Richtung

auf. Während somit die sittlichen Ideen seiner hochdeutschen Schöpfungen mehr aus der Zeitströmung in Anlehnung an andere Dichter (besonders an Herwegh und Hoffmann von Fallersleben) hervorgegangen sind, entstammen die der plattdeutschen Werke Br.'s eigener Persönlichkeit. Er hat erkannt, welche Kraft und welch „sittlicher Ernst“ im niederdeutschen Volkstum liegt und stellt es darum in den Mittelpunkt all seiner plattdeutschen Dichtungen. Bezeichnend ist, daß die hochstehenden Charaktere in ihnen immer der niederdeutschen Volkgemeinschaft angehören, während die moralisch minderwertigen Personen ihr stets fernstehen, wofür die Romane „Kasper-Ohm“ und „Anno Tobad“ besonders schöne Beispiele liefern. Obwohl Br.'s dritter Roman: „Uns' Herrgott up Reisen“

manche sittlich wertvollen Anschauungen versicht (Kampf für ein selbständiges Bauerntum, für eine gerechtere Handhabung der kleinstädtischen Justiz in Mecklenburg), fehlt auch ihm, wie den beiden anderen, der einheitliche Aufbau auf einem sittlichen Leitgedanken. Im Gegensatz hierzu bieten die drei Kurzerzählungen „Dat Brüden geiht üm“, „Höger up!“ im „De Generalreeder“ eine klare Verkörperung des Br.-schen Grundgedankens: Sieg des Guten über das Böse. Am wichtigsten ist die letzte der drei, weil sie deutlich den Zusammenhang dieser Idee mit Br.-s christlicher Weltanschauung zeigt. — Br. will nicht nur niederdeutsches Volkstum verherrlichen, sondern zugleich ein Erzieher des Volkes sein und da, wo es nötig ist, dessen Anschauungen läutern und bessern. Deswegen gibt er im Gegensatz zu der volksläufigen Vorstellung vom verder-

benbringenden Sensenmann eine neue Auffassung vom Tode als „Boten Gottes“ und „Heiland“, und deswegen kämpft er gegen den Aberglauben (in erster Linie in „Biegel-Grip“-Gedichten). — In all seinen plattdeutschen Werken ist Br. immer bemüht, den vollstümlichen Stoff mit seinen eigenen sittlichen Ideen zu durchdränken; aber diese weiß er so gut den im Volke lebenden Vorstellungen und Anschauungen anzupassen, daß sie aus diesen selber zu entstammen scheinen und daher die größte Wirkung auf die Leser auszuüben vermögen.

(Der Teil der Doktorarbeit, der sich auf die hochdeutschen Dichtungen bezieht, ist gedruckt und kann vom Verfasser, Rostock, Friedrich-Franz-Straße 76, zum Preise von 1,25 RM. bezogen werden.)

Wilhelm Tiedemann.

Niederdeutsche Erinnerungen an Karl Maria v. Weber.

Von Kurt Siemers.

Gutin, die ostholsteinische Stadt zwischen Wagriens sanften Seen und Wältern, gehört zu jenen kleinen Residenzen, die als Brennpunkte einer feinen geistigen Geselligkeit und Kultur im Gedächtnis späterer Geschlechter bleiben. Seine lebendig wirkende Vergangenheit fordert zum Vergleich mit Weimar heraus. Auch hier ein vorurteilsfreier, am geistigen Werden teilnehmender Fürst, der sich, gut beraten, mit einem kleinen Musenhof umgeben hatte. Die Menschen, die hier im Ausgang des 18. Jahrhunderts lebten und wirkten, haben für immer der kleinen Fürstbischofsstadt das Gesicht und den nach außen wirkenden Namen gegeben.

Unter den Persönlichkeiten des Gutiner Kreises um Voß und Stolberg finden wir keinen, der dort geboren ist. Sie sind alle von draußen gekommen. Die Stadt hat nicht, wie es anderwärts war, die Menschen geprägt, sondern die Menschen haben das geistige Profil dieser Stadt modelliert. In der Erinnerung Deutschlands lebt die Rosenstadt, wo der hakelschwingende Homeride aus Mecklenburg die Odyssee in deutschen Versen standierte und in behaglicher Breite seine Idyllen gestaltete.

Die von draußen kamen, haben in Gutins traulicher Enge auch eine Heimat gefunden: Fritz Stolberg, Voß, Goethes Schwager, Schlosser, sein Schwiegersohn, der Ostpreuße Nikolovius, der Rheinländer Friedrich Heinrich Jacobi; 1829 segnete der Maler Wilhelm Tischbein hier das Zeitliche, und Gerstenberg, der Ugolinodichter aus Nordschleswig, hat sich im Frieden der Residenz wohl gefühlt.

Einer jedoch ist hier nie recht heimisch gewesen: der Kapellmeister und eutinische Stadtmusikus Franz Anton von Weber. Freilich war er nicht unter Holstetins kühlem Himmel geboren, sondern unten im Breisgau, und sein Geschlecht war ursprünglich in Oberösterreich heimisch. Aber das machte in diesem Falle nicht das Wesentliche aus. Zeitlebens war der Franz Anton von Weber ein Zugvogel gewesen. Als lustiger kurfürstlicher Gardefähnrich war er durch Deutschland geritten und hatte die Nächte vergeigt und durchtolst. Bis ihm in Steuerwald bei Hildesheim eine Pfründe winkte. Er machte dort bei seinem neuen Chef, dem Hofkammerrat von Tumetti, den Antrittsbesuch, sah dessen liebliche Tochter, kam, sah, siegte und heiratete sie. Als der Schwiegervater 1758 aus dieser Welt ging, wurde aus dem Supernumerar gleich ein Hofkammerrat. Damit war er ein Mann von Stande geworden, und sein Leben hätte in behäbiger Spießigkeit verlaufen können. Aber der Herr Hofkammerrat war ein

Sonderling: Sonntags fahnen ihn seine Mitbürger gei gend der Familie voranschreiten, während in den Hainen die Drosseln schlügen. Acht Kinder hatte ihm seine blonde Frau geschenkt, und in jedem Knaben hoffte Weber mit fanatischer Vernarrtheit einen neuen musikalischen Messias zu entdecken. Ein Dämon trieb den Mann, über den seine Vorgesetzten die Achseln zuckten und die Subalternen ins geheim sicherten, aus der bürgerlichen Enge und der Mieteneingesangtheit hinaus in Ferne und Abneuer. 1778 ist er Musikdirektor bei der reichsstädtischen Bühne in Lübeck. Im folgenden Jahre wendet er sich theaterüber drüssig an den Fürstbischof Friedrich August von Lübeck und Gutin, und er erreicht es, daß er mit 400 Talern in Gutin als Kapellmeister angestellt wird. Seine kleine Frau ist von ihm gegangen, 1783 heiratet er zum zweiten Male, die 18jährige Genovefa von Brenner, eine Baherin. In der Hoffkapelle spinnt er keine Seide, und der unruhige Mann lässt sich 1785 als Stadtmusikus von Gutin anstellen. Nun spielt er bei Hochzeiten und Schlittenfahrten auf, und wenn abends eine Wassermusik über den stillen See schallt, so ist es der Stadtmusikus v. Weber, der mit seinen Gehilfen geigt und bläst. Oder er dirigiert bei einer Nachtmusik hinter rosenumrankten Häusern. Wenn die Bürger zum Bogenschießen hinausziehen, spielen ihnen Geige, Klarinette, Horn und Bass der Stadtmusik auf.

Zu Hause saß derweil vergrämmt die junge Frau, fühlte die Unruhe ihres Mannes, dem die Natur den Weg zu innerer Ruhe und Harmonie versagt hatte. Die Menschen waren hier rauher, wortlänger als in ihrer bayrischen Heimat, und Franz Anton war oft genug unwirsch, auf fahrend. Er fühlte sich zurückgesetzt, witterte überall Feinde und Intrigen. Von draußen kamen die berühmten Leute und fuhren wieder davon in die große Welt, ohne auf den Stadtmusikus Weber geachtet zu haben. Der wunderliche Lavater besuchte hier den Grafen Stolberg, der Theologe Spalding lustwanderte mit Klopstock an den umbuschten Seenfern. Der dänische Dichter Baggesen, der berühmte Niebuhr, Wilhelm von Humboldt, die gelehrte und liebenswürdige Dorothea Schröter entstiegen den altväterlichen Kaleschen und Postwagen, die über die Kopf steine raselten.

Die junge Frau Stadtmusikus ging allein ihre stillen Wege, über den Markt, wo die alte Stadtkirche mit der unendlich langen Spitze über dem schweren romantischen Turm die Stunden klingen ließ und genoß still den Sommer in der nordischen Stadt, wie an jenem Abend des Jahres 1784, als der vom Schicksal hart geschlagene Lie-

dersänger Peter Abraham Schulz im Rektorhaus am Klavier zwischen dem schöngeschnittenen Kirschbaumshrank und dem Klavier saß, und beide, Dichter und Komponist, in schöner Eintracht ihre Lieder in den hellen Abend sangen, während auf der Straße die stille Frau lauschend stehen blieb:

„Gesund und frohen Mutes
Genießen wir des Gutes,
Das uns der große Vater schenkt . . .“

Zwei Jahre später, im Jahre 1786 wurde im Hause des Stadtmusikus wieder Familienzuwachs erwartet. Am 18. Dezember meldete sich ein neuer kleiner Erdنبürger, der von der Witwe des verstorbenen Fürsten über die Laufe gehalten wurde. Es war ein zartes Kind, das erst mit vier Jahren gehen lernte. Die Mutter hütete den kleinen Karl Maria, der fortwährend kränkelte, wie ihren Augapfel.

So barg das graue, niedrige Haus in der Lübecker Straße kein Glück und keine Zufriedenheit, und der Vater, der nun schon auf die Sechzig losging, schmiedete in alter Unraut noch immer neue Pläne. Die Frau mit dem Kinder war froher, wenn sie im Schloßgarten allein war, wo der kleine die Hände nach Libellen und Schmetterlingen aus dem Wägelchen streckte, wo gewölbte Lindengänge zu versteckten Hütten inmitten anmutig gehügelter Landschaft führten.

Der Stadtmusikus und Kapellmeister fuhr und polterte derweil herum und trieb siedelnde Zigeuner, die mit ihrem Spiel die ganze Stadt schier verherten, als lästige Konkurrenten zur Entrüstung der Gutiner höchsteigenhändig aus dem Tor hinaus.

Ihm war in der Stadt nie recht wohl gewesen, und schließlich setzte er den Wanderstab ein Hans weiter: von Hamburg aus wollte er mit seinen erwachsenen Kindern — zwei seiner Söhne waren bei Hahns in Wien ausgeblendet worden — eine Operngesellschaft aufmachen und wieder in der Welt herumreisen . . .

Im Jahre 1802 begann man in Hamburgs Bürkeln und Alsenbleen von dem interessanten blassen Jüngling zu sprechen, der erst 16 Jahre zählte und ein wahres Wunderkind sein sollte. Man tanzte nach seinen Ecossaisen, die „er“ „dem schönen Geschlecht in Hamburg“ gewidmet hatte und die manchmal etwas langweiligen und hochnässigen blonden Demoisellen fanden diese energischen und manchmal so klingend weichen Rhythmen des jungen Karl Maria von Weber entzückend.

Und dann fuhren Vater und Sohn für zwei Wochen mit der Positivtsche nach Gutin, der vergessenen Heimat Karl Marias. In einem Gefühl schmerzlichen Glücks strich der Jüngling an dem Gräflich Stolbergischen Hause vorbei, tastete mit scheuen Augen das Haus in der Lübecker Straße ab, das die Stätte seiner Geburt sein sollte, und ein wenig Reid kam in ihm auf über die andern, die eine Heimat und bleibende Stätte ihrer Jugend gehabt haben. Der Vater mochte es auf seine Art herzensgut mit ihm meinen, aber sein Lebensschifflein hatte er nie sicher in einen stillen Hafen zu lenken gewußt. Da waren die Stief-

brüder: Fridolin hatte ihn auf Musik dressieren sollen und den zarten Knaben auf die ungeschickten kleinen Hände mit dem Violinbogen geschlagen: „Aus dir wird alles andere, nur kein Musiker!“

Nun war doch etwas aus ihm geworden: ein Wunderkind, wie es der Vater erträumt hatte. Selbst die eutinschen Frauenzimmer sagten ihm Artigkeiten über seine Allerhanden, die er als 15jähriger geschrieben hatte und nach deren empfindungsbeschwingten Taktten sie sich dreheten, weil das jetzt a la mode war.

Im Rektorhause bei Bossens fanden Vater und Sohn die herzlichste Aufnahme. Da saß man Kaffee trinkend im Garten. Voß wandelte würdig zwischen zierlichen Rabatten auf und ab, in Schlafrock und Nachtmütze, dazu mit der irdenen Pfeife im Munde, ganz wie einst, als er Vater Weber zur Geburt des Jungen gratulierte. Der Blick vom Rektorgarten über den See mit den weißen Segelbooten, die mit den Möven vor dem Winde herschwebten, mit dem blanken Schwung spielender und springender Fische über blauem Wellenglanz, mit den grünen Küllissen von Gebüsch und Wald, die Landschaft mit ihrer lichten Anmut nahm des Jünglings sehnuchtgeöffnetes Herz gefangen.

Und an einem Abend holte der junge Weber ein Notenmanuskript hervor; fast frisch noch glänzten die Notenköpfe auf dem Papier. Es war sein erstes Lied, das er geschrieben hatte, vor einigen Tagen in Hamburg. Der alte Voß, jetzt aller Schulsorgen ledig, überlas Matthisons Text und die Melodie, und süße Melancholie tönte harshhaft aus dem Zimmer, daß auch der alte Weber ganz feierlich ward, weil er Genienflügel rauschen hörte. Und es war sein Junge, der das geschrieben hatte, sein Junge.

Am nächsten Abend ward beim Kanzleirat Stricker musiziert. Der Alte wollte sein Wunderkind vorführen. Carl Maria saß scheu beiseite. Die Gutiner wollten auch etwas bieten: der junge Stricker blies beherzt auf der Maulstrommel. Die Gutiner klatschten lärmend Bravo. Da froh der junge Weber immer mehr in sich hinein und sah recht verstohlt, beinahe hochmütig aus. Diese Leute konnten den Seilspringer nicht vom Tragöden unterscheiden.

Da trat der alte Voß auf ihn zu. Erriet der die Gedanken des Jungen? Ach, auch in ihm hatte der Jugend heiliges Feuer hell gebrannt, damals, in Göttingen. „Wir wollen gute Freunde sein,“ sagte er herzlich und sah den Jungen gut an, der für den Alten wie für einen Freund und Vater fühlte.

Carl Maria stand vor dem Schloß, um das sich Wein und Efeu rankten. Der erste Ring seines Seins schien ihm nun geschlossen, da er zur Stätte seiner Geburt aus der Welt zurückgekehrt war. Sein erstes Lied umtönte ihn, das eine neue Epoche seines inneren Lebens ausmachte. Blum und leuchtend wirkten auf den Gartenterrassen die Blumen, Libellen schwirrten über dem braunen Wasser des Schloßgrabens.

So ranken sich Blumen und Erinnerungen um Gutin, die Rosenstadt im Norden . . .



Heimat und Welt.

Von Ernst Wiechert.

Wenn ich ein Märchenbuch ausschlage, mit Bildern, denn ohne Bilder ist es kein Märchenbuch, und ich sehe das Bild eines Waldes und der Wald hat Bäume und einen Vogel, der von den Wipfeln singt, dann suchen meine Augen zwischen den Stämmen, ob irgendwo ein Pilz zu sehen ist, der unbewegliche, nicht wandernde, mit einem roten Hut, und wenn er nicht da ist, mache ich das Buch zu, denn es ist kein Wald und kein Märchen, was da steht.

Wenn ich mit meinem Vater abends aus dem Walde ging, nach Hause, blieb ich bei den letzten Pilzen stehen und fragte, wann sie nach Hause gingen. Sie könnten nicht gehen, sagte mein Vater. Sie seien zu Hause wo sie ständen. Ich verstand das nicht. Die Vögel flogen in ihre Nester, die Rehe zogen in ihr Bett, der kleinste Käfer barg sich in seinem dunklen, warmen Haus. Sie aber hatten kein Dach über dem Kopf als den großen Waldesraum und das Gewölbe der Sterne, und manchmal deckte ich heimlich ein Tuch über sie, damit sie zu Hause wären in der dunklen Nacht.

Täglich ging ich zu ihnen. Ich sah, daß ihre Kinder um sie wuchsen, klein, still, mit Hüten, die viel zu groß für sie waren. Auch sie hatten kein Zuhause, der Regen schlug auf sie nieder, Schnecken fraßen an ihrer Wehrlosigkeit, und vor dem ersten Schnee waren sie verfallen, und ihre kleinen Leichen lagen überall auf dem braunen Moos.

Ich bin geneigt, zu lächeln über den Kinderschmerz und es würde doch nicht richtig sein, denn das erste, große, ganz umfassende Gefühl des Kindes war das Heimatgefühl, und ihm schien verloren und ausgestoßen, was ohne Heimat war.

Und das Kind selbst? Wir alle, als wir klein waren, mit zu großen Hüten, hatten wir mehr über uns als einen dunklen Waldesraum und ein Gewölbe hoher Sterne? Da war das Antlitz der Mutter, das uns Sonne, Mond und Sterne war, da war das Wunder der Lampe am stillen Abend, der Winkel am Ofen und ein paar Wände, die ihn begrenzten. Und weiter war nichts. Und zur Nacht deckte man vielleicht ein Tuch über unser Gesicht, damit wir „zu Hause“ wären. Das im kleinen Kreise kriechende waren wir, das nicht Wandernde, das Hilflose, das vor einem Käfer schrie. So klein war unsere Welt, so eng wie die eines jungen Tieres, wie jener kleinen Gesellen mit den großen Hüten, die immer verzaubert aussahen, gebannt, nicht zu erlösen.

Und heute sind wir die Herren der Welt. Der Raum ist unser, und die Zeit ist unser. Wir stehen in den Museen, die Zeit bricht auf, und unsere Hand kann rückwärts tasten bis zu den Zeiten der Aegyptier und Babylonier. Wir stehen in den Sternwarten, der Raum bricht auf, und unser Auge kann hinaustasten bis in die Ewigkeit des Orion-Rebels. „Amerika“, sagt jemand, und vor unserem Bewußtsein steigt gehorsam die Welt empor, zusammengesetzt aus tausend Vorstellungen und Begriffen, gelernt, gelesen, erfahren, Landschaften, Menschen, Sprache, Geschichte, Vergangenheit und Zukunft. Die Erde gehört uns, das Meer, die Luft, der Aether, die Unendlichkeit. Wir haben die Welt erobert, jeder einzelne von uns. „Heim“ bedeutet im Sanskrit die Wohnung, im Litauischen den Bauernhof, im Gotischen das Dorf.

Und „Welt“ bedeutet das Mannesalter, das Menschenalter, das All. Ungeheure Spannung, die zwischen den

beiden Begriffen sich dehnt, Summe aller Menschheitswege, vom dämmernden Wandel des Kinderlebens bis zum unendlichen All. Summe alles Suchens und Sehnsüts, aller Mühe und Wagnis, aller Opfer und Hingabe, alles Blutes, aller Tränen, aller Triumphs. Im Mutterleibe begonnen wie die Frucht aller Kreatur, dumpf, nicht wissend, ahnungslos, „selbstlos“, und nun lächelnd über die Schmerzen und Träume der Kindheit, der Natur sich entreichend, der Zeit und ihren Gesetzen, dem Raum und seinen Bindungen, hinausgeschlendert über die kleinen Brüder in Pflanze und Tier, ausgezogen wie Saul, um eine Eselin zu suchen, und heimkehrend mit einer Königskrone. Vom Pfahlbürger zum Weltbürger, vom Höhlenbewohner zum Herrn des Aethers, von der Stummheit des Tierblickes zum Lächeln, zur Träne, zur Aibetung. Heimkehrend? ja, wohin? Wo ist das Schloß, in dem man uns den Mantel von den Schultern löst, wo das Kissen, auf das wir unsere Krone zur Nacht legen können, wo die Hand, die ein Tuch über unser Gesicht deckt, damit wir „zu Hause“ sind? Ein König ohne Krone ist ein schmerzliches Bild, aber ein König, der seine Krone nicht von der Stirne nehmen kann, ist ein verzweifeltes Bild. Gibt es nicht ein Kirchenspiel: „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh?“, ist auch dies ein Kinderlied, des milden Lächelns wert, der spielerischen Erinnerung? Oder pocht es leise, wie der Ruf eines Schicksals? Mahnt es, daß wir bezahlen müssen für das, was wir gewannen, in Treuen und gerecht, wie in Gotteshaushalt bezahlt werden muß? Das Glück mit den Tränen des Lebens mit dem Tode, die Welt mit der Heimat?

Nein, wir wollen nicht zurückweichen, auch nicht vor diesem Preise. Und wenn wir es auch wollten, wir können es nicht. So wenig wie eine Speiche im donnernden Rad anhalten kann, weil ihr vor dem Kommenden graut. Aber wir können es ein wenig bedenken. Auch an der Schwelle der „Welt“, des Alls, können wir ein wenig die Schuhe ausziehen, wie wir als Kinder vor der Schwelle der Heimat taten. Auch als Könige können wir ein wenig der Seiten gedenken, da wir nach einem Esel auszogen, auch als Weltbürger können wir uns ein wenig unserer Trauer erinnern, als wir vor den Pilzen standen, deren Hut uns immer zu groß war und die nicht nach Hause konnten. Daß sie ebenso vollkommen waren wie wir, eine Feder in den Fittichen, die uns jetzt brausend tragen und die uns nicht tragen könnten, wenn die Feder fehlte. Kleine, stillen verzauberte Brüder in der großen Gemeinschaft der Welteroaberer. Und vielleicht, wenn eine Zauberhand uns rückverwandelt, vielleicht würden auch unsere Hüte immer etwas zu groß sein, wie es uns als Kind bei den ihrigen schien.

Man pflegt den Toten ein Tuch über ihr stilles Antlitz zu legen. Vielleicht ist es ein unverständner Brauch aus jahrtausenddunkler Zeit. Aber jedesmal gedenke ich der Stillen im Walde, über die ich ein Tuch breitete, damit sie „zu Hause“ seien. Und ich glaube, daß wir bei den Toten dasselbe tun, bei allen, die aus dem abendlichen Walde zurückkehren zur stillen Erde, aus der Welt in die Heimat.

Nur nicht, damit sie zu Hause seien, sondern weil sie zu Hause sind.

Als der Großvater die Großmutter nahm.

Braut und Bräutigam in Volksritte und Volksgläubigen.

Braut und Bräutigam, Brautzeit und Hochzeit haben naturgemäß in Volksritte und Volksgläubigen einen lebendigen Wiederhall gefunden! Der Volksgläubige sucht das Wann und Wie dieser Glückzeit zu erkennen, stützt auf Mittel, sie herbeizuführen, ihren Segen für Gegenwart und Zukunft auszunutzen und ihre Gefahren abzuwehren. Die Brautzeit ist mehr noch als die Geburt der Gegensäß zu der Sterzezeit, die der Volksgläubige ganz besonders mit reicher Phantasie umkleidet hat.

Sehnsuchtsvoll sucht die Jungfrau sich Gewissheit zu verschaffen, über den Zukünftigen. Von der Thomas-Nacht (21. Dezember) bis zur Weihnacht brauchen die Mädchen nur ein Wachskerzenchen in den Schuhen zu tragen und es dann während der Christmesse anzuzünden, so stellt sich der zukünftige Bräutigam ihnen zur Seite. Besonders sind die Andreas-Nacht (30. November), die Matthias-Nacht (4. Februar) und die schon erwähnte Thomas-Nacht geeignet zu solcher Bräutigams-Schau.

Um die Mittsommerzeit begegnen wir vielfach dem „Liebeszauber“ in unseren Volksgläubigen. Johanniskraut wird heimlich in die Schuhe des oder der Erwählten gesteckt, auch sonstige Liebesgewalt ausübende Kräuter und andere Zauberdinge, wie Farnkrautsamen, spielen eine geheimnisvolle Rolle. Die Mädchen umwinden eine Stange mit den Blüten der Baldur-Braue und bewachen sie nächtelang, bis die Blüten verwelkt sind und als wichtiger Liebeszauber verteilt werden.

Natürlich ist es, daß in der „Hochzeit“ des Jahres auch gerne die Hochzeit der Menschen angesehen wird; in der Rüte des alten germanischen Nordens mag der Mittsommer besonders regelmäßig gewählt worden sein, schon allein aus wirtschaftlichen Gründen, denn so ist die junge Frau zur Ernte noch voll leistungsfähig und wieder im Gange, wenn im Frühling die neue Arbeit beginnt.

Alles Denken der Jungfrau und des Jünglings im bäuerlichen Leben der Vorzeit ging auf in der künftigen Ehe.

In der Spinnstube waren die Frauen und Mädchen des Dorfes im Winter über vereint. Dort wurde in langen Winterabenden die Flachsrechte des Vorjahres verwertet. Die Herstellung des frischen Leinens, das daraus gewebt ist, wird von manchem der Mädchen mit heimlicher Sehnsucht der kommenden Erfüllung von Herzewünschen begleitet gewesen sein. Wenn es dem Frühling zugeht, dann werden die Lieder an den Spinnabenden gedämpfter und sehnuchtsvoller, in die Gespräche und Wechselgesänge mischt sich aber ein Unterton von Neden und Erwarten ein, denn bald, das wissen alle, ist es zu Ende mit dem winterlichen Zusammenhocken. Und wenn auch mancher fröhliche Feiertag die Burschen und Mädchen zusammengeführt hat, erst das kommende Frühjahr bringt die rechte gemeinsame Lust am Dasein mit dem Tanzen auf dem grünenden Anger, wenn die blauen Veilchen blühen.

Und endlich, eines Tages ist es soweit; da braust in das alte Mädchenlied vom schmerzenden Finger mit seinen Versprechungen vom Strumpf, Schuh und Kleid, die doch immer ihre Höhe der Zusage: „Spinn, spinn, meine liebe Tochter; ich schenk dir einen Mann“ bekommt, Burschengesang hinein. Ein Kampfruf gegen alles winterliche Verborgensein und Alleinsein. Die Spinnstube wird „gestürmt“, wenn der Seidelbast blüht oder sonst ein Frühlingsbote es deutlich gemacht hat, daß der Winter zu Ende ist. Da kommen sie in hellen Häusen, die Tür wird erbrocken, oft unter scherhaftem Wechselgesang, die Spinn-

räder herausgeholt, womöglich gar auseinandergenommen. Wehe, auf welchem Rocken noch Flachs ist, Hohn und Lästerung und böses Prophezeien ergießt sich über die Unglückliche, dann geht es an ein fröhliches Verhandeln. Die Burschen haben das erste Grün oder entsprechende Angebinde gebracht, die Mädchen hatten längst in Erwartung dieser Stunde die neuen weißen Strümpfe und die selbstgewebten bunten Bänder für die Burschen, richtiger: jede für ihren Burschen, bereit.

So geht es hinein in den Frühling und Sommer, mit seinen Tänzen und Gesängen und Spielen. In der Johannisknacht — um die Mitternachtsstunde — windet das Mädchen einen Kranz von Kleber (Kleberkraut), läuft dreimal um das Haus und spricht:

„Klebekranz, ich winde dich,
Schäckchen, empfinde dich,
Wenn du willst der meine sein,
Komm vor meinen Augenschein.“

Dann erscheint der Zukünftige. Hat das Mädchen aber nach dem dritten Umlauf den Kranz nicht fertig, dann wird der Zukünftige krank. Liebe befügt daher ihrer Hände Flechtkunst.

Schauerlich mutet der alte Volksgläubige an, daß Mädchen, die als Bräute sterben, am Kreuzwege solange tanzen müssen, bis der Bräutigam ihnen nachgestorben ist. Schreckhaft ist auch die Sage von der Braut, die sich verschwirrte: „Wenn ich einen anderen denn dich nehme, so hole mich der Teufel auf der Hochzeit.“ Und siehe, als sie dennoch einen anderen heiratet, erscheint pünktlich der Teufel und holt sie ab. Volkslieder singen vom höllischen Reiter, der die untreue Braut in seinen ewigen Unfrieden entführt.

Aber es gibt auch lieblichere Bilder! Wenn um ein Haus die Schwalben fliegen, so wird ein Mädchen darin Braut, sie mag sein, wo sie will, fliegen die Schwalben. — Wichtig ist das Wetter am Hochzeitstage, denn Regen in den Brautkranz bedeutet zwar bisweilen und ursprünglich Glück, Reichtum und Kinderseggen, meist aber das Entgegengesetzte: viel Tränen und Unglück in der Ehe.

Um die altgermanische Göttin Freya, die Schirmherin der Ehe, der auch die Katzen heilig waren, günstig zu stimmen, muß nach altem Glauben die Braut zu den Katzen freundlich sein und sie gut füttern.

Dem Brautzug voraus wurde auf bekränztem Wagen der Brautschaf geführt; da fehlte die große Bettstatt von Tannenbrettern nicht, ganz früher waren sogar Rosen und Trudensfüße als Abwehr von Alp und Wichtelmännern und anderen nächtlichen Unholden darauf gemalt, — an Kisten und Kästen folgte ein mannigfacher Hausrat. Die Ehrenmägde trugen die Kunkel mit angelegtem Flachs und den schön gezierten Brautbesen, einfache Sinngebilde von Fleiß und Ordnung für künftige Haushwesen.

Der Rosmarinzweig, der dem Donnergott heilig war, war der Schmuck der Brautleute. Dem Donnergott war auch heilig der Brauthahn, der bei dem Hochzeitsmahl nicht fehlen durfte. In älterer Zeit wurde die Braut mit dem Blute des geschlachteten Brauthahnes besprengt! Feierlich wurde das erste Feuer zur Einweihung des neuen Herdes angezündet.

Tierschau.

Pferde- und Schaffschau und Verkauf am 8., 9. und 10. Mai 1826 zu Güstrow.

(Schluß.)

Hier von abgesehen, so würde dennoch auf den wirklichen Schaf- und Bockverkauf aus mehreren Ursachen in Mecklenburg im Herbst mehr zu rechnen sein als im Frühling, und wir erlauben es uns daher, dem hochpreislichen Verein, gestützt auf die bereits darüber ausgesprochenen Gründe, aufs neue die Einrichtung einer Schaf- und Bockschau und Auktion für den Herbst zu empfehlen. — Wer dazu Schafe stellen will, kann füglich Anfangs April scheren, dann läßt sich im November, um Martini aus, zur Zeit des Umzugs der Schäfer, wenn jeder sich eine Schäferei einrichtet oder die seimige kompletiert, die Wolle schon so ziemlich beurteilen, und so wie mancher versucht werden möchte, zur Frühjahrs-Auktion Schafe mit kurzer Wolle zu stellen, so wird hier umgekehrt keiner mit der Schur zu lange zögern. Vom April bis November sind 7 Monate; die Zeit scheint lang genug, einen mehr ausgebildeten Wollwuchs aufzustellen, wie ihn Schafe zeigen, die um diese Zeit bisher im Lande verkauft und oft teuer bezahlt sind.

Ob der Bockverkauf vielleicht im Frühling zweckmäßiger stattfindet, dies lassen wir dahingestellt sein; doch dürften die Besitzer von Herden, die seit mehreren Jahren bereits in Ruf sind, selbst mit dem besten Willen, ohne ihrem Interesse zu schaden und ihre langjährigen Kunden und Käufer im In- und Auslande zu verlieren, an der Auktion von Böden vor der Hand keinen tätigen Anteil nehmen, es

sei denn, daß alle Verkäufer von Böden im Lande sich zur Teilnahme entschlossen, welches, wenn auch wünschenswert, doch nicht zu erwarten ist.

Eine Schaf-Auktion, woran jedem Schafzüchter teilnehmen gestattet ist, zur passenden Zeit abgehalten, kann möglicher Weise bald sehr ausgedehnt und bedeutend werden; obgleich es nicht zu verkennen ist, daß der beschwerliche Transport der Schafe aus entfernten Gegenden, bei der Ungewissheit des Verkaufs und manchen andern Bedenken, gewiß anfänglich manchen abhalten wird, Teil daran zu nehmen.

Ferner scheint es zur Sicherung einer solchen Einrichtung, gegen die vielleicht sonst daraus entspringenden Nachteile, um das nötige Vertrauen anzuregen und zu erhalten, sehr notwendig, daß von allerhöchster Regierung eine gesetzliche Bestimmung erbeten werde, über die Strafhaftigkeit eines solchen Teilnehmers, der Schafe, die mit ansteckenden Krankheiten behaftet sind, oder aus solchen Herden unmittelbar abstammen, auf dem öffentlichen Tierschauplatze feilbietet. — Es gibt leider in Deutschland viele traurige Beispiele, wie viel Unheil von ansteckenden Schafkrankheiten durch den Ankauf scheinbar gesunder Schafe in manchen Herden verbreitet ist, die uns annehmen, möglichst auf unserer Hut zu sein.

— n, den 23. Mai 1826.

Ende.

— e.

Ostmecklenburgische Sagen.

Die Iserpurt.

Zwischen Penzlin und Hohenziertz liegt im Hohenziertzer Holze ein ziemlich langer und sehr tiefer Hohlweg, um den sich nach Penzlin zu mehrere Gräben hinter einander ziehen. Dieser Hohlweg heißt die Iserpurt. Hier sollen nachts 12 Uhr zwölf weiße Männer mit einem schwarzen Sarge sich zeigen. Ein alter Fuhrmann fuhr einst am hellen Tage hier durch. Plötzlich blieben seine Pferde stehen. Er ging vorn zu seinen Pferden hin und sah ihnen durch die Ohren; da bemerkte er, daß ein langer, schwarzer Kerl auf seinen Wagen hingestreckt lag und ihn höhnisch anlachte. Da nahm der Fuhrmann seine Peitsche, schlug drei Kreuznoten hinein und hieb auf den Kerl los. Sofort kamen Pferde und Wagen frei.

Graues Männchen.

Man erzählt sich von dem Grapenwerder bei Penzlin, daß sich dort zu Zeiten ein graues kleines Männchen sehen lasse, und gibt es Leute zu Penzlin, welche dasselbe in dem Gesträuch wollen gesehen haben, wie es eiligst umhergefrochen ist. So soll es unter andern auch einmal einen

Knaben beim Vogelnestjuchen dermaßen erschreckt haben, daß derselbe davon frank geworden ist und Wochenlang das Bett hat hüten müssen.

Spulender Geist zwischen Alt- und Neu-Rehse.

Ein Lehrbursche aus Alt-Rehse arbeitete in Neu-Rehse und mußte Morgens und Abends den Weg machen. Bei einer Hecke, die ehemals die Grenze eines Bauern bildete, der unter dem Namen „der barsche Kunz“ bekannt war, begegnete ihm am frühen Morgen ein Mann und rief ihm zu „Morgen, Morgen!“ Gleich darauf war er verschwunden. Dasselbe geschah auch am zweiten und dritten Morgen. Der Lehrbursche erzählte es endlich dem Pastor und dieser begleitete ihn. Sie trafen wieder den Mann, der sie gleichfalls mit „Morgen, Morgen“ begrüßte. Der Pastor erwiderte: „Heut ist nicht morgen, aber ich sag Euch einen christlichen guten Morgen. Da sagte der Geist nun sei er erlöst, er habe bei Lebzeiten immer nur „Morgen“ und „Tag“, statt „guten Morgen“ und „guten Tag“ gesagt und dafür nach seinem Tode umgehen müssen.



Ostmecklenburgische Heimat



Halbmonatsschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. und 3. Sonntag jedes Monats. — Bezugspreis monatlich 30 Pf. zuzüglich Bestellgeld; für die Abonnenten der „Teterower Zeitung“ gratis. — Erscheinungsort Teterow. — Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malchiner Straße 15, Fernruf 367. — Verantwortlich für den Inhalt: Dr. Barnewitz, Bülow.

Jahrg. 9

Teterow, 19. Januar 1936

Nr. 2

Die Bedeutung der ältesten ostmecklenburgischen Familiennamen.

Dr. Hans W. Barnewitz

Seit Jahrzehnten beschäftigt sich die Heimatsforschung auch mit der Feststellung altsächsischer Familiennamen. Diese begann mit der Geschichte des eingessenen Adels — die Familiengeschichten der Geschlechter von Blücher, Graf Hahn, Freiherr von Malzhan, von Zepelin haben für Ostmecklenburg Bedeutung — dann kamen die geschichtlichen Untersuchungen über die einzelnen Städte, so Laage (Bever), Gnoien (Wigger), Tessin (Wessel) und die familiengeschichtlichen Feststellungen für Waren (Wohberg) und Teterow (Barnewitz). Diese Forschungen sind für die folgenden Ausführungen grundlegend gemacht. Arbeiten über die neuere Zeit sind im allgemeinen nicht berücksichtigt; denn nach 1600 setzt ein stärkerer Wechsel in der Bevölkerung ein, vor allem durch den dreißigjährigen Krieg. Im wesentlichen habe ich mich auf die Städte beschränkt, nur gelegentlich sind urkundliche Angaben über Dörfer herangezogen. Jedoch die Einseitigkeit ist nicht so stark, wie es scheinen möchte. Denn bisweilen haben die Städte ganze Dorffeldmarken aufgekauft, die Dörfer gelegt und deren Einwohner in die Bürgerschaft aufgenommen. Dazu setzt am Ende des Mittelalters die Erscheinung ein, daß jüngere Bauernsöhne in die Städte ziehen und dort in das Handwerk eintreten; ihre Nachkommen sind dann häufig in die führenden Schichten aufgestiegen. — So ist die Stadt im sechzehnten Jahrhundert durchweg die Trägerin von vielen Familiennamen der Nachbardörfer.

In Mecklenburg fangen die Familiennamen im dreizehnten Jahrhundert an sich zu bilden, d. h. zu vererben; eine Gesetzmäßigkeit solcher Vererbung vom Vater auf den Sohn setzt sich allerdings erst allmählich durch. Dass immer wieder Neubildung von Familiennamen erfolgt, vor allem durch Veränderung der vorhandenen, ist eine Erscheinung, die noch in der Gegenwart festzustellen ist. Es sei nur an den Übergang von Karsten zu Kasten erinnert.

Bei Untersuchung der einzelnen Namen ist eine weitgehende Veränderung der ursprünglichen Form nach Zeit, Ort, Sprachgebrauch von vornherein zu berücksichtigen, dazu kommen Willkür und Missverständnis.

Zunächst erwuchsen erbliche Namen aus den Tauf- oder Rufnamen des Einzelnen; es sei an die Sitte erinnert, daß in manchen Familien der Erstgeborene den Taufnamen des Vaters erhält, wie dieser ihn schon von seinem Vater und Großvater erhalten hat. Gehen wir aus von slavischen Namensformen, so sind für unser Gebiet zu nennen: Genderid und Zenderan oder Jennerjan (Heinrich, Heinrich Johann), ferner Farmer (Friedrich), vielleicht auch Tesmar. Christlichen Einfluss zeigt Kobabe als Umformung von Jakobus. Fernerhin sind, nach den Feststellungen von Archivdirektor Dr. Hans Witte, Neustrelitz, als wendisch festzustellen: Bohe, Darghese, Griwanek (Griwank und Griphan) Jasdrum, Kosahl, Krull, Maneke, Prange, Tesle und Zarnke. Es sei dahingestellt, ob die Namen Harloff, Pripert und Radloff auch zu diesen gehören. Über den Namen Wendt „sind sich die Gelehrten noch nicht einig“: Der nächstliegenden Auffassung, daß es sich bei dem Träger dieses Namens um einen Slaven handelt, wird ergänzt durch eine andere, nach der das Wort „Wend“ so viel wie Freund oder Bruder bedeutet. Es stimmt immerhin nachdenklich, daß die Träger des Namens Wend besonders häufig blond und blauäugig sind, was man von den Trägern der obengenannten Namen keineswegs behaupten kann. Dabei braucht man noch nicht unbedingt Anhänger der „brünetten Wenden“ zu sein! — Zum großen Teil sind diese Namen auch heute noch in unserem Gebiet lebendig und gehören zum alteingesessenen Teil der Bevölkerung.

Biblischen Ursprungs sind die Namen Anders (Andreas) Hamann, Matias (Matthies), Michael, Simons, ferner Timm und Thymme als Abkürzungen von Timotheus. Der Name Simons ist schon ein Patronymon: er entstand aus „Simons Sohn“, wie es in einem Läuschen Reuters entsprechend „Klas Klasen sin Klas“ heißt. — Auch die Heiligen der katholischen Kirche sind unter den ältesten Familiennamen unseres Bezirkes vertreten: wir kennen von Martin Luthers Leben her den Brauch, daß ein Kind gern den Namen des Heiligen erhielt, an dessen Kalendertag es geboren oder getauft wurde. So sind hier

Bartolomäus (Bartels) und Laurentius zu nennen, letzterer in den Formen Laurens und Lafranz; heute ist im Lande ja die Form Leuerenz häufiger: „lang als Leuerenz sin Kind“. Der heilige Laurentius mit seinem Ross findet sich häufig auf gotischen Flügelaltären des Landes. Auch Christian — unser Gebiet hat die Kurzformen Kersten und Shaening — ist kirchlichen Ursprungs.

Außerordentlich zahlreich sind natürlich die deutschen Rufnamen und ihre Abkürzungen oder Weiterbildungen. Hierher gehören Arend, Berndes, Cordes, Drewes, Elers, Helms, Hillebrandt, Lemke (von Lamprecht), Lüdke (Ludwig), Marquardt u. a. Der Name Fick wird meist als Abkürzung von Friedrich gedeutet, doch ist auch ausgehend von der Form Fid, der heilige Vincentius zur Erklärung heranzuziehen. Eine andere Form der Verkleinerung bieten die Namen Engelle und Reineke: die Zusammensetzungen, die mit den beiden Stämmen Engel (Speer) und Regen (Rat) gebildet werden, sind so zahlreich, daß die jeweilige Ursprungsform der beiden Familiennamen nicht einmal zu vermuten ist.

Eine besonders wichtige Rolle spielen die Herkunftsnamen. Da sind einmal die bekannten Formen niederdeutscher Einwanderung: Holst oder Holz, Saß, Westfal, dazu Freese (Friese) und Dähn (Däne); eine Verkleinerung letzterer Form kann Daneke sein, vor allem, wenn die Aussprache des Namens „Daneke“ lautet wie Dencke in Mitteldeutschland — das sechzehnte Jahrhundert kennt noch kein ä, ö, ü! In der Aussprache „Daneke“ würde es sich in erster Linie um eine slavische Form handeln, bei der eine andere Bedeutung wahrscheinlicher wäre. — Oldenburg und Steding sind wohl auf die beiden Länder im Gebiet der Hunte, südlich der Nordsee, zu beziehen.

Dagegen ist Braunschweig wohl als Stadtname, vor allem wegen seiner hochdeutschen Form, die von dem Niederdeutsch des betreffenden Registers (Teterow 1562) lebhaft absticht; die niederdeutsche Form, die auch in Mecklenburg vorkommt, heißt Brunswig. Es handelt sich wohl um einen kürzlich Eingewanderten. Demgegenüber weist Lünenborch auf einen älteren Zeitpunkt der Einwanderung. Auf das westliche Mecklenburg zeigen die Namen Barnekow, Bobzin, Brüsewitz, Mecklenburg, Nantrow, Schmachthagen, Schönfeld, Siggelow, Sternberg u. a. hin. Im Vergleich zu der Gesamtzahl der Familiennamen ist die Zahl der westlichen Ortsnamen nur gering; so kann man annehmen, die Einwanderung aus dem Westen Mecklenburgs hat nach 1300, als sich die Familiennamen bildeten, für unser Gebiet keine große Rolle gespielt. Die Entstehung solcher Herkunftsnamen ist einfach genug: von anderen Trägern des gleichen Taufnamens wurde der neu Eingewanderte durch den Zusatz „von Barnelow, von Sternberg“ pp. unterschieden, später fiel das „von“ weg, und der Name erstarrte. Bürgerliche Namen, die das „von“ behalten haben, wie von Essen, von der Hauck u. a., sind nicht alt eingessessen, ebenso steht es mit Formen wie Vanheiden u. a.; letztere kann man geradezu als niederländisch-flämisch ansprechen.

Weit stärker ist nach dem Zeugnis der Familiennamen das Hin und Her von einem Nachbarort zum andern, auch vom Lande in die Städte, in den ersten Jahrhunderten deutscher Kultur gewesen. Infolge der vielen Kriege und Fehden gab es überall wüste Bauerstellen — das Mecklenburgischen Urkundenbuch ist ein einwandfreier Zeuge dafür — und in Friedenszeiten strebten die Grundherren danach, sie wieder zu besetzen, schon um die zuständigen Abgaben wieder zu erhalten. So setzten sie in erster Linie jüngere Söhne ihrer eigenen Hintersassen, auch aus anderen Dörfern, auf solche wüsten Stellen, zuweilen nahmen sie auch Fremde, die sich meldeten. So kam es zur Bildung

der Familiennamen Bölpow, Boitin, Bülow, Dalwig, Dobbin, Gylow, Glasow, Klockow, Kobrow, Loppin, Lukow, Lunow, Blüsslow, Prangendorf, Rach(g)ow, Reßow, Schwinkendorf, Striesenow, Tessin, Türkow, Wangelin, Wessin, u. a. m. Diese Gruppe gibt ein bedeutsames Beispiel für die Feststellung: Namen auf -in und -ow sind meist ein Zeichen jahrhundertelanger Ansässigkeit der betreffenden Familie in Mecklenburg, so lange nicht der Beweis des Gegenteils vorliegt. Wichtig sind Namen wie Altingenberg, Papenhagen und Barg(h)entin: sie halten die Erinnerung an Orte fest, in Ostmecklenburg, die schon vor langer Zeit untergegangen sind.

Verhältnismäßig selten sind weitere Ableitungen von Ortsnamen. Die Namen auf -er, wie Nürnberg, Warschauer — in Süddeutschland sind sie zu Hause — fehlen unter altemecklenburgischen Namen vollständig. Zusammensetzungen mit -mann gehen auch nicht häufiger auf Dorfnamen zurück als im übrigen Mecklenburg. Hierher gehören Alabermann, Kotelmann (Kötels), Schwäzmann und vermutlich Dolgemann (Dolgen).

Leichter lassen sich die Zusammensetzungen mit -mann auf die Wohnverhältnisse besonderer Art deuten; namentlich Wasser und Wald spielen dabei eine Rolle. So ist Brockmann der Bauer, der am Bruch wohnt, -cf ist altemecklenburgisches Dehnungszeichen — Plagemann wohnt bei einem Teil der Feldmark, der weder Wiese, Weide noch Sumpf ist, aber von allen dreien etwas hat (so gibt es in Bülow die Ratsplage und die Stauplage), Kampmann stammt nicht aus Kamps, sondern wohnt am Kamp, einem Teil der Feldmark, der außerhalb der Gemenglage des Bauernackers steht. Buhlmann wohnt an einem Wasserloch oder Pohl, auch Puhl genannt, Beckmann und Bornemann am Bach. Buschmann, Seemann, Weidemann brauchen nun keine besondere Erklärung mehr.

Auch in einfacherer Gestalt finden sich die ursprünglichen Wohnplätze angegeben. Die Vorfahren oder Vorgänger von Rüterbusch und Sengebusch haben sich ihren Acker erst durch Beseitigung von Buschwerk gewinnen müssen. Beerboom, Wiese, Diele, auch Poppendiel, zeigen die Unterscheidungsmale eines Gehöftes unmittelbar. Hinrich vom Dile entspricht dem heutigen Diekmann oder Dieselmann. — Zingelmann wohnt in der Stadt am Zingel, einem Teil der Toranlage; bisweilen geht diese Bezeichnung auch auf das Dorf über. Hecht, Hase, Hausschildt, können städtische Hauszeichen bedeuten. Der Hecht mag das Berufszeichen des Stadtfischers gewesen sein; daß der Name gerade zu den ältesten Teterow's gehört, sei den Lesern besonders fundgetan!

Sehr groß ist die Anzahl der Berufsnamen. Die ländlichen Bezeichnungen Burmann, Burmeister, Schult, Kröger, Schütt oder Schütz bedürfen keiner Erklärung; Friseknecht ist ein Mann, der Arbeitsdienst für einen Herrn leistet, ohne ihm hörig zu sein, Kähler ist so viel wie Köhler, Holzlohlenbrenner, Hoppener kann der Hopfenbauer oder der Verwalter von Hopfenhöfen eines großen Grundherrn oder der Hopfenhändler sein. — Städtische Berufe sind Bünger und Piper (Trommler und Pfeifer), Fidler doch stellt ersterer vielleicht die Bungen für den Fischfang her. Pförtner und Schlüter sind im Fürsten- oder Stadtdienst tätig; im Handwerk sind Schröder und Schneider, Schumaker, Schulnecht und Schuster zu nennen; der Uebergang von plattdeutschen Formen zu hochdeutschen Übersetzungen wirkt sich häufig aus. Beutler, Böddeler, Knalenhouwer (Schlachter) Schwertfeger kommen weniger häufig vor, ebenso Dreier oder Drechsler. Im Gegensatz zum gewöhnlichen Möller wird der Grüttmöller auf die Stadt beschränkt sein. Vorläper ist der Zwischenhändler. Wir veröffentlichten vor einiger Zeit an dieser

Stelle ein Privilegium der Gnoiener Gewandschneider, wo-
nach niemand vor ihrer Befriedigung Wolle und Honig
kaufen darf; sie scheinen danach unter solchen „Vorlöpern“
sehr gelitten zu haben. Kremer ist der Kleinhänder, den
man auch mit Haak bezeichnete; doch ist der Haak in seinem
Geschäft meistens auf Lebensmittel beschränkt. Ob Wessel
die Bezeichnung für einen Geldwechsler ist, sei dahingestellt.
Dagegen heißt mit Sicherheit der Salzhändler Salz-
mann; sogar die plattdeutsche Form Soltmann ist mir in
anderer Gegend gelegentlich begegnet. Die Bezeichnung
Platenagel hängt wohl irgendwie mit dem Harnisch-
macher (Platner) zusammen.

Eine große Rolle für die Namengebung spielen körperliche Verhältnisse und Eigenheiten des Wesens, oft in unmittelbarer Angabe, häufig auch in heiterer Umschreibung. Die Haarfarbe kommt in den Namen Bruhn, Böß, Schwarze, Witt und Wittlopp zur Gestaltung, körperliche Verhältnisse in Groß und Klein, Hindelmann, Langhals, Starke, Scheele („De Schäl“, der Schielende, ist eine Figur des rheinischen Kasperlespiels); Döwe ist der Taube, Nuge, Rückhöft und Kruse mag den Kraushaften bedeuten, Glawe den Dicken; „ic bin bi min Geschäft dicl worden as 'n Glaw (Globus)“, sagte einmal der Vertreter eines nahrhaften Berufes. Kegebein ist der Laagbeinige, nach dem Vorbild einer Spinnenart, die noch heute diesen Namen trägt (Braunschweig-Hannover). Gutmann, Stuhr, Wilde u. a. verraten hervorstechende Charaktereigenschaften eines Vorfahren.

Auf besondere Verhältnisse müssen die Namen Ver-
larengut und Weidepenning zurückgehen. Fridag und

Paschedag (Ostertag) bedeuten den Geburtstag des Be-
treffenden.

Necknamen oder Nebennamen, die als solche klar erkennbar sind, finden sich ziemlich selten. Hierher gehört Tippot, der Träger eines auffallenden Hutes (Zwei-
spitzen?). Kegebein und Glawe sind schon genannt. Vielleicht sind unter den ältesten Namen von Laage einige solche Nebennamen, wie Babendererde, Kolsebüdel, Wint-
pennung; auch Kind, Wörpel, Willegoos (Wildgans) mag hierher gehören. Bull kann der Neckname für einen Vieh-
händler oder einen wilden Menschen sein, kann aber auch der Beiname des Bauern sein, der den Gemeindebullen hält. Normaler Deutung spotte der Name Paris, der zur gleichen Zeit wie in Laage auch in Bülow vorkommt. Vielleicht ist es der Neckname eines Handwerkers, der behauptete, auf seiner Wanderschaft bis Paris gekommen zu sein.

Doch damit kommen wir schon in die Vermutungen hin-
ein, und die sind neben falscher Wissenschaftlichkeit das Ge-
fährlichste, was bei einer solchen Untersuchung angewandt werden kann. So wollen wir lieber zugestehen, daß noch Durchende von Namen vorhanden sind, bei denen von einem Deutungsversuch abgesehen ist. — Auch über die vorge-
brachten Deutungen mag mancher anderer Ansicht sein. Mich soll es nicht anfechten! Die Namensforschung steht noch derart im Werden, daß sie nur gewinnen kann, wenn man von verschiedenen Ausgangspunkten an sie herantritt. Es sei nur daran erinnert, daß auch der Name Hitler ver-
schieden erklärt wird! — Mein Ziel ist erreicht, wenn der Leser ein wenig Verständnis und Lust gewonnen hat, sich mit dem eigenen Namen und seiner Entwicklung zu be-
schäftigen.

Etwas über Vornamen.

Von Dr. Magnus Knebusch.

Die Sitte, durch den Vornamen die Erinnerung an einen Ahnen wach zu halten, ist uralt. Schon in der Isländer-Saga von den Seetalsleuten, die noch keine Familiennamen kennt, lesen wir, daß Thorstein seinem Sohn den Namen Ingimund gab mit den Worten: „Dieser Knabe soll nach seinem Muttervater heißen, und ich erhoffe ihm Glück um seines Namens willen.“ Und als später Ingimund einen Sohn erhielt, und „er sah, daß er einen klugen, stillen Blick hatte, nannte er ihn nach seinem Vater Thorstein und wünschte ihm das Heil des Großvaters.“

Bis heute hat sich die Sitte, dem Kinde den Namen eines Vorfahren oder eines sonstigen lieben Verwandten zu geben, erhalten. Einer meiner Brüder nannte seinen Sohn Gerhard zum Andenken an Gerd Knebusch, der im Jahre 1585 als Freischulze in Userin bei Strelitz aufgeführt wird. Er war damals „bei 80 Jahre alt“ und wird deshalb ein Sohn des im Jahre 1505 genannten Freischulzen Berlt (Bartholomäus) Knebusch in Userin gewesen sein, auf den wir unseren Stamm in lückenloser Geschlechtsfolge zurückführen können. Ein Nachkommne von ihm mußte, da er ein nachgeborener Sohn war, vom Freischulzenhofe weichen und wurde deshalb 1686 „Schreiber der Landwirtschaft“ bei dem Erblandmarschall von Malzahn auf Grubenhagen. (Jetzt, da die Kunst des Schreibens Allgemeingut ist, bezeichnet man den Schreiber als Gutsverwalter.) Der Erblandmarschall gestattete seinem Beamten, seinen ältesten Sohn nach ihm Vollrath zu nennen. Diesen Vornamen fand ich auch auf dem Grabstein von dessen Neffen, meines Ururgroßvaters, der es zum Pächter des Gutes Klein-Luckow gebracht hat und im

Jahre 1784 auf dem Kirchhofe zu Grubenhagen unter schwerer Sandsteinsplatte zur letzten Ruhe gebettet ist. Trotz der schlimmen Zeiten nach dem siebenjährigen Kriege hat er ein schönes, in Holland gearbeitetes Schatull mit seinen Initialen und ein großes Tischtuch mit 36 Mundtüchern auf mich verstammt, in das sein Name hineingewebt ist. Der Name Vollrath hat sich in der Familie erhalten; auch ich nannte meinen ältesten Sohn, der gleich den Ahnen Landwirt wurde, Vollrat. Des Urgroßvaters Carl Christian Hartmann aber, der 1825 die Güter Greven und Lindenbeck erwarb, gedachte ich bei der Namensgebung an meinen jüngsten Sohn, der nun mit der landesüblichen Roseform „Krischan“ gerufen wird. Man soll sich aber vorsehen mit den Roseformen! Unbedenklich sind zwar die Aufnamen Fritz und Käthe, aber manch einer wird sein Leben lang den Namen Hannes oder Bubi nicht los! Noch schlimmer ist es, wenn Eltern die Roseform in das Standesamtsregister eintragen lassen. Ein alter würdiger General a. D. empfand es jedesmal schmerzlich, wenn er in dem Protokoll über die von ihm geleitete Generalversammlung mit dem Namen Willi aufgeführt wurde.

Mein Vater gab seiner ältesten Tochter den Rufnamen seiner Mutter und seiner zweiten Tochter den Rufnamen der Mutter seiner Frau. Ich vereinigte in den Rufnamen meiner einzigen Tochter die Namen ihrer Mutter und deren Mutter durch den Namen Annalise. Von uns Brüdern ist einer einem Jagdunfall zum Opfer gefallen. Die beiden Brüder, die ihm am nächsten standen und im Kriege geblieben sind, benannten nach ihm ein jeder ihr einziges Kind, Erich und Erika. Da muß die Totenklage verstummen:

Kein Trauerzeichen trägt der Ort,
Da totwund du gesunken,
Nur bunter blüht die Erde fort,
Die einst dein Blut getrunken.

Was blieb, o Bruder, noch von dir?
Nachdem verhallt die Klage,
Lebst du verbleichend nur in mir,
Ein Traumbild meiner Tage.

Und all das namenlose Leid,
Der Jammer unermessen,
Ist über eine kleine Zeit
Mit dir und mir vergessen!

Der Name Eduard ist auf meinen Vater von einem Bruder seiner Mutter überkommen, der kurz vor meines Vaters Geburt verstorben war. Mein Vater gab ihn dem jüngsten und fröhlichsten seiner sechs Söhne, der in dem Besitz des Gutes Greven gelangt wäre, hätte er nicht in jungen Jahren sein Leben für das Vaterland hingeben müssen. Dann gab ein anderer Bruder seinem ältesten Sohn diesen Rufnamen.

Meine Urgroßmutter Anebusch hieß mit ihrem Mädchennamen Wendula Schmidt. Der seltene Vorname hatte sich schon seit vielen Jahrhunderten von der Großmutter auf die Tochter oder Enkelin vererbt: Wendula hieß die Tochter des Ratscherrn Hermann Kettelblatt (1589 Praeses des Gewetts in Rostock), die den Senator Joachim Wedige heiratete, und deren Tochter, die Gattin von Wallenstein Hauptmann Zacharias Sebes in Rostock; dann deren Enkelin Wendula Anefebeck (geb. 1659), Ehefrau des Kaufmanns Petrus Stolte. Von ihr kam der Name auf ihre Enkelin Wendula Wolfrath (geb. 1696), Gattin des Professors und späteren Bürgermeisters Petersen in Rostock, dann auf deren Urenkelin, meine vorgenannte Urgroßmutter, und endlich auf deren älteste Enkelin, Wendula Klizing, die unvermählt blieb und deshalb den schönen Vornamen mit ins Grab nahm. Doch lebte er jetzt wieder auf: Meine älteste Enkelin heißt Wendula Fabricius, und da der Name Fabricius eine Übersetzung von Schmidt ist, — diese Familie Fabricius hieß tatsächlich bis zum

Aufang des 17. Jahrhunderts Schmidt — so ist der Mädchenname meiner Urgroßmutter „Wendula Schmidt“ jetzt neu erstanden.

Mein eigener Vorname Magnus war in der Familie von Barner sehr verbreitet und führt wohl auf einen Herzog Magnus zurück. Magnus von Barner auf Bülow war Vorsitzender des Patrimonialgerichtsvereins Crivis, dessen Richter mein Urgroßvater war, und übernahm die Patenstelle bei dessen ältestem Sohn. So kam der hochlingende Name auf meinen Großvater und von diesem auf mich. Ich denke, er wird in der Familie nicht erhalten bleiben, denn niemand weiß bei der Taufe, was aus dem Kinde wird. Nach altem Spruch gehen Geldsack und Bettsack alle hundert Jahre um!

Ich könnte noch lange davon sprechen, was die Vornamen in meiner Familie erzählen. Eine Großmutter erhielt ihren Rufnamen von ihrer Mutter, die am Tage der ersten Wiederkehr ihres Hochzeitstages die Augen für immer schließen mußte. So konnte ihr Vater auch während der zweiten Ehe den Namen der ersten Frau nennen, ohne daß es äußerlich in die Erscheinung trat.

Es wäre schade, wenn dieses Gedanken an unsere Vorfahren bei der Namensgebung der Kinder außer Gebrauch kommen sollte. Die Erinnerung an die Vorfahren ist mehr wert als die Klangschönheit des Namens, und die jetzt besonders oft hervorgehobene Bedeutung des Namens kann erst recht nicht ausschlaggebend für die Auswahl sein. Auch die Begeisterung für Bühnengestalten wie Karl-Heinz, Isolde usw. sollte nicht die Benennung unserer Kinder beeinflussen. Der Abstand zwischen dem Bühnenhelden und dem, was aus dem Kinde wird, könnte doch allzu groß sein! Doch hat ein Bekannter namens Müller recht daran, seine drei Söhne Roderich, Eberhard und Ottomar zu nennen und ihnen auf diese Weise die Möglichkeit einer sicheren Unterscheidung zu geben, die der Familienname ihnen versagte. Wo aber derartige Gründe nicht vorliegen, sollte man den Zusammenhang mit den Vorfahren durch die Namensgebung der Kinder wahren und ihnen damit, wie Ingimund in der Island-Sage „das Heil des Ahnen wünschen“.

Familienforschung.

Dr. Hans W. Barnewits.

„Weißt du, wer dein Großvater war, woher er stammt?“ Das ist eine Frage, die heute zum geflügelten Wort geworden ist. Wie häufig wird es ein „Nein“ als Antwort geben, vor allem in der Großstadt, wenn wir auch noch nicht so weit sind wie in Australien, wo solche Frage als persönliche Beleidigung empfunden wird.

Solche ablehnende Einstellung war kein Wunder zu einer Zeit, in der das Einzelwesen überschätzt wurde zum Nachteil der Gesamtheit, in der die Begriffe Veranlagung und Vererbung als überlebt galten. Damals wurde Nietzsche zum Modephilosophen, weil man aus seinen Büchern die Pflicht der Selbstsucht herauslas; daß er von Pflichten gegen die Zukunft des eigenen Geschlechts sprach, nahm man ihm schwer übel.

Ja, es gibt viel nachzuholen, wenigstens bei den meisten Deutschen, wenn man wissen will, was für Vorfahren man besitzt, was für Blut man in sich hat, was für Anforderungen man also einmal an seine Kinder stellen kann. Und doch: die Sache ist zu schaffen! Nur Arbeit gehört

dazu, viel Arbeit, außerdem ein Posten gesunder Menschenverstand und schließlich etwas Arbeitstechnik. Von letzterer sollen die folgenden Zeilen sprechen!

Wer anfängt, sich um seine Familiengeschichte zu kümmern, der tut es meist mit großen Erwartungen. Doch bald zeigt sich: mit den Familienüberlieferungen von dem Anspruch auf große Erbschaften o. ä. ist nicht viel anzufangen. So geht man zunächst vom sicheren Boden aus, und das sind die Geburtscheine von Mann und Frau, das sind die Familienpapiere der beiderseitigen Eltern. Schon bei den letzteren gibt es gelegentlich Unvollständigkeiten, aber meist ist das Fehlende leicht zu beschaffen. Zunächst fragt man zweckmäßigerweise in der Verwandtschaft an, da wird schon manche Unklarheit beseitigt, und für Anderes erhält man wichtige Hinweise. Diese werden ausgewertet durch Anfragen an zuständiger Stelle; für Eintragungen nach 1875 sind es die Standesämter, vorher die Pfarren, deren Kirchenbücher in manchen Fällen über den dreißigjährigen Krieg zurückgehen.

Wenn dann im ganzen Verwandtenkreise die Anteilnahme an den Forschungsarbeiten rege geworden ist, dann tauchen gelegentlich Erinnerungen an bedeutsame Aufzeichnungen auf. Da hört man von einer alten Familienbibel, die viele Eintragungen der Familie enthält; anderswo gibt es ein Stammbuch, das auch überaus wichtig sein soll. Es ist nicht so viel, wie man erwartet hat; aber immerhin, solch Stammbuch gibt von den dort genannten Verwandten Näheres über Aufenthaltsort, Verkehr, Interessen zu einer bestimmten Zeit. Die Familienbibel geht natürlich nicht auf die Zeit Gustav Adolfs zurück, sondern nur auf die Befreiungskriege, aber dafür hört man doch etwas Genaues von den Urgroßeltern.

Ist der Familienforscher soweit gekommen, dann steht er gewöhnlich am Scheidewege. Soll er seine Forschungen in der Art der Ahnentafel weiter betreiben? Dann sucht er alle seine Vorfahren zu ermitteln, also auch die Ahnen der Frauen, die in das Geschlecht hineingeheiratet haben. Oder soll er alle Kraft nur auf den Stammbau im verwenden, d. h. die Feststellung der Lebensschicksale aller Träger des gleichen Namens, die mit ihm den gleichen Stammvater haben? Wer für sich allein arbeitet, nicht in Verbindung mit den „Frauenfamilien“, wird sich doch meist zum Stammbau entschließen. Denn letzten Endes sind doch für das eigene Leben Berufs- und Wirtschaftsverhältnisse der väterlichen Familie maßgebend gewesen. Wer sehr gewissenhaft ist, mag sich damit trösten, daß das Blut von Vaters Seite her meist doch wohl noch etwas stärker sein muß; sonst würden sich nicht soviel Weisenzüge und Ähnlichkeiten Jahrhunderte hindurch bei Trägern des gleichen Namens vererben. Es sei hier nur an die Nachkommen der 1700 eingewanderten französischen Reformierten erinnert!

Doch was soll man tun, wenn es einmal nicht weiter geht? Da heißt es vielleicht einmal „geboren in Neustadt“, aber welches der vielen Neustadts mag es sein? Wenn man über das Alter des Betreffenden ziemlich genau orientiert ist, dann kann man es wagen, an verschiedene Orte des Namens zu schreiben. Wenn man aber nichts Positives erreicht, muß man die Sache von anderer Seite aus anpacken! Man überlegt: welchen Beruf hatte der Vorfahr, wann machte er sich selbstständig? Mit ziemlicher Sicherheit fallen im Handwerk dreierlei zeitlich zusammen: Gewinnung der Würde als Meister, als Bürger, als Gatte. Der Hochzeitstermin ist wenigstens annähernd zu bestimmen; also wird das Bürgerbuch der Stadt, in der der Ahn gewohnt hat, zu Rate gezogen. Aber dort steht nur, daß Meister R. N., gebürtig aus Neustadt in Sachsen, in dem betreffenden Jahr Bürger geworden ist und seine 5 Taler Bürgergeld richtig bezahlt hat. Aber der Begriff „Sachsen“ enthielt in alten Zeiten bald ein Dutzend Fürstentümer; also der Kreis der Anfragen wäre nur verengert. Da erkundigte sich der Forscher nach den Akten des Handwerksamt selbst, und er hat Glück: im Amt der Tischler hat ein verständnisvoller Aeltermann bei der Einführung der Gewerbefreiheit (in Mecklenburg 1869) die Amtslade mit ihren Rechnungsbüchern pp. sorgfältig bewahrt, und als es wieder Innungen gab, haben die Nachfolger der alten Meister den Besitz ihrer Berufsgenossen weiter in Ehren gehalten (es ist leider nicht überall so gewesen). So gibt das Amtsbuch der Tischler an, daß der Urahn als Sohn eines herzoglich sächsischen Hoftischlermeisters Erleichterungen bei der Niederlassung gehabt habe; nun ist die Sache so gut wie geschafft, der Atlas wird die letzte Auflösung besorgen.

Fa, Lust und Liebe gehört zur Familienforschung, und letzten Endes viel, viel Geduld. Da tauchen gelegentlich die Schwierigkeiten auf: wie wird der Familienname

eigentlich richtig geschrieben? Nun, auch da hat jedes Jahrhundert seine Moden, und wenn aus „Nien-Nahlden“ mit der Zeit „Neukalen“ wird, braucht man die Schreibweise von Familiennamen nicht tragisch zu nehmen. Das ändert sich aber sofort, wenn in früherer Zeit mehrere Namen auftauchen, aus denen sich der betreffende Name gebildet haben kann. Da ist beispielsweise im Amt Doberan der Name Goesch im Bauernstande stark vertreten. Aber um 1550 fehlt er; damals kommen nur die Namensformen Gorries und Gofke vor, wobei zu bemerken ist, daß in jener Zeit „o“ und „ö“ in der Schreibweise nicht unterschieden werden. Welcher der beiden Namen entspricht dem Namen Goesch? oder sind es beide? Nur durch eingehendes Studium der Amtsbücher und der Amtsprotokolle, vor allem hinsichtlich Grundbesitzverhältnisse, ist vielleicht Sicherheit zu gewinnen.

Doch da sind wir schon mitten in den Fragen bürgerlicher Sesshaftigkeit, die in allen Familienforschungen immer eine große Rolle spielt. Da müssen wir zunächst einmal, zur Enttäuschung aller Familienforscher, feststellen: den Erbhof, der Jahrhunderte im Besitz einer Familie ist, gibt es im allgemeinen in Mecklenburg-Schwerin nicht! (Freischulzenhöfe im Lande Stargard, Ratzburger Bauernstellen haben Sonderverhältnisse). Spätestens mit dem dreihundertjährigen Kriege sind Sonderrechte des Bauern an seine Scholle erloschen. Das Amt setzt ihn ein, das Amt baut ihm seine Stelle auf, wenn der Feind ihm den roten Hahn aufs Dach setzte, das Amt schreibt ihm seine Altersbestellung vor; wenn er untüchtig ist, wird er vom Amt abgemeiert und in einen Einliegerlatten gestellt; wenn er Glück hat, wird die Stelle an Sohn oder Tochter weitergegeben, letzteres vor allem, wenn ein Freier von einem Nachbarhofe vorhanden ist und die Dorfschaft es wünscht. Aber das Amt kann es auch anders regeln. Stirbt der Bauer, und die Frau heiratet wieder, so ist bei einem tüchtigen Stiefvater damit zu rechnen, daß dieser die Stelle behält: das Amt hat in erster Linie Interesse daran, daß der Hof gut bestellt wird. Vielleicht setzt es den Sohn erster Ehe dann auf eine andere Stelle, aber sie braucht nicht unbedingt im selben Dorf zu sein. Die Begriffe „Interims-wirt“ und „Gehöftsarw“ entsprechen einer späteren Rechtsauffassung. Das Amt kann den Bauern auch von einem Dorf in das andere versetzen, seinen Acker verkleinern, wenn es im Interesse eines Gutspächters liegt; nur die Versetzung in ein anderes Domänenamt ist eine seltene Erscheinung. So lagen die Verhältnisse bis 1800; seitdem ist eine stärkere bürgerliche Sesshaftigkeit eingetreten. Wohl gibt es trotzdem Bauernfamilien, die Jahrhunderte auf ihrer Stelle sitzen, aber es gibt auch Dörfer, die alle hundert Jahre eine neue Besiedlung haben, obwohl die Verhältnisse sonst gesund sind. Das sind Sachen, mit denen der Familienforscher in Mecklenburg rechnen muß; und nicht jedes Amt hat seine Alten so reichhaltig durch die Jahrhunderte gerettet, daß er nur diesen Hinweisen zu folgen braucht.

Noch schwieriger ist die Forschung in den Gebieten der Ritterschaft. Das Absinken vom Bauernstand zum Arbeiterstand ist dort noch weit häufiger festzustellen und traf nicht nur die nachgeborenen Söhne oder den untüchtigen Hauswirt. Der Begriff „Bauernlegung“ ist für den Osten Mecklenburgs bekannt genug. In der Ritterschaft fehlt der Begriff „Büdner“ wieder, der im Domänenamt im 19. Jahrhundert den Aufstieg ermöglicht. — Im allgemeinen ist in Mecklenburg festzustellen: der sesshafte Tagelöhnerstand ist durchweg aus den Bauernfamilien der Nachbarschaft hervorgegangen.

Die Geschichten mecklenburgischer Lemter (Doberan, Schwaan, Schwerin), einzelner Dörfer, Güter, Kirchspiele

werden hinsichtlich ländlicher Vorfahren dem Familienforscher manche Auskunft geben können; dazu kommen in einzelnen Fällen die Familiengeschichten der alten mecklenburgischen Geschlechter. Der Forscher, der eine Strecke Weges mit diesen Werken zusammen gehen kann, hat es gut!

Für Forschung in den Städten kommen neben den schon genannten Bürgerverzeichnissen, Rechnungsbücher aller Art in Frage; wichtige Einzelangaben finden sich gelegentlich auch in Stadtprotokollbüchern. Außerdem sind die Amtsbücher von Gilden aller Art wichtig, vor allem von den Schützengilden, dazu kommen die Totenbeliebungen, in katholischen Ländern auch die Bruderschaften und kirchlichen Vereinigungen. — Die Akten von Gütern und Dörfern sind überwiegend in den staatlichen Archiven zu finden, aber auch städtische Akten sind dort in reichem Maße. Für diese sind die staatlichen Archive vielfach gar nicht zu entbehren; denn außerhalb des Staatsdienstes taucht etwa jedes Jahrhundert einmal die Auffassung auf: alle Akten, die nicht für den laufenden Betrieb bestimmt seien, ließe man am besten einstampfen. Gelegentlich ist mir ein schöner Ledereinband begegnet, der als Altendeckel diente: sein Inhalt war als das scheinbar weniger Wichtige klassiert wie „die verlorene Handschrift“ von Gustav Freytag. — Für eine Anzahl Berufe kommen auch gedruckte Quellen in Betracht: das sind Staatskalender, Berufslisten und Ranglisten, dazu die Matrikeln der Universitäten, so weit sie gedruckt sind. Die ältesten Urkunden eines Gebietes sind häufig auch durch Druck veröffentlicht; so in Mecklenburg durch das „Mecklenburgische Urkundenbuch“, das bis 1400 reicht und durch seine vorzüglichen Register günstiges Arbeiten ermöglicht.

Besonders schwierig werden die Forschungen, wenn ein Vorfahr von einer Provinz zur andern übergesiedelt ist, vor allem, wenn man einer heimatlosen Beamtenfamilie angehört. In solchem Falle muß man gegebenenfalls wichtige Angaben (Taufscheine!) durch einen Aufruf in den betr. kirchlichen Blättern zu gewinnen suchen; dazu sind die Familiengeschichtlichen Blätter nicht zu vergessen, und schließlich tut man auf jeden Fall gut, sich mit der Zentralstelle für Familiengeschichte des betreffenden Landes in Verbindung zu setzen. Diese vermittelt auch die Verbindung mit Familien des gleichen Namens, die vielleicht auch Familiengeschichtliche betreiben; es braucht noch nicht gleich Verwandtschaft zu sein. Häufig kann man Funde austauschen. Überhaupt soll man Feststellungen aus fremder Familiengeschichte großzügig weiterleiten, wenn man bei dem Empfänger Interesse voraussehen kann; man kann gegebenenfalls auf gleiche Höflichkeit rechnen, und eine solche Mitteilung kann außerordentlich wichtig sein. — Eine Umstellung in der Forschungsweise wird

auch nötig, wenn man vom Bürgertum auf den Bauernstand zurückgeht, wenn adlige Familien ihre bürgerlichen Vorfahren ermitteln wollen. So waren in den Familien von Brollius und von Kühnemann die Vorfahren Domänenpächter, in der Familie von Schröder Pastoren, in der Familie von Engel städtische Patrizier.

Von größter Bedeutung ist schließlich die Aufbewahrung des gewonnenen Materials. Kästen, Mappen, Schränke aller Art sind dafür von verschiedenen Firmen herausgegeben. Man tut gut, nicht zu klein anzufangen, wenn man einmal läuft; denn Stammbücher, Silhouetten, Aufzeichnungen aller Art soll man aufheben; und im Rahmen der Forschung mag sogar das alte Familienalbum wieder zu Ehren kommen. — Mag man nun nach Stammbaum oder Ahnentafel arbeiten: für jede einzelne Persönlichkeit führe man eine Karte mit den gewonnenen Angaben, sowie den Hinweisen auf Bilder und auf auswärtiges Material. In die Sammlung gehören auch Feststellungen über Familienwappen, Familiensagen (auch bürgerliche Geschlechter haben ihre spukenden Vorfahren) u. s. Umfangreiche Familienarchive sind häufig in den Räumen der staatlichen Archive untergebracht. Wichtig ist in jedem Falle die Sicherung gegen Feuer und Diebstahl; in den Grenzländern hatten auch politische Veränderungen etwas zu bedeuten: ich sehe noch den baltischen Staatsrat, der vor den Bolschewisten hatte fliehen müssen, vor mir, der in seinem geringen Gepäck noch Platz für einen Kasten Familienaufzeichnungen gehabt hatte, die er in zwanzigjähriger Arbeit zusammengebracht hatte.

Und eins darf man nicht vergessen: man muß für den Fall seines Todes Vorbereitungen treffen, daß die familiengeschichtlichen Sammlungen in die rechte Hand weiterkommen. Wer Söhne hat, kann ja unbesorgt sein: sie werden vom Vater die gleichen Interessen übernehmen. Überhaupt ist für die Jugend auf diesem Gebiet besser gesorgt als für uns früher. Die Schule gibt gelegentlich einen Aufsatz über die Vorfahren; ein findiger Verlag hat gar eine Schüler-Ahnentafel für acht Generationen herausgebracht. Ich fürchte allerdings, bei den „besonderen Merkmalen“ wird es da für den Vater stets heißen „Geringes Verständnis für Sportsfragen“ und für den Großvater „Großzügigkeit in Geldsachen“.

Doch Scherz beiseite: die Jugend kann die Wichtigkeit der Familiengeschichtlichen nicht früh genug erkennen; und wer dem eigenen Sohn das Interesse vererbt, hat, vom Familienstandpunkt im doppelten Sinne, nicht umsonst gelebt. Ein Vermögen läßt sich leichter gewinnen als eine Familiengeschichte von 300 Jahren! — Und letzten Endes darf sich jeder dessen bewußt sein: Familiengeschichtliche dient nicht nur dem Einzelnen, sondern der Gesamtheit; denn die Familie ist die Keimzelle des Staates.

Min Plattdütsch.

Fr. Nöder, Tessin.

Plattdütsch, min hillig Muddersprat,
Plattdütsch, du Licht ut Nacht un Daaf.
Plattdütsch Sprat, ach wur wunnerhaft
Klingst du mi deip in Hart un Gemäut!

Plattdütsch stünn an min Weig all prat,
Plattdütsch, du larnige Herrgotts-Saat.
Plattdütsch Sprat, min Ein un min All,
Bruist dörch min Seel as Klockenschall!

Plattdütsch, du heft all lang'n bestahn,
Plattdütsch, du fünnst din Lewens-Bahn.
Plattdütsch Sprat, du geihst nich ünner,
Plantst di furt dörch Kimmers Kinner!

Plattdütsch kann nüms ut mi verdriewen,
Plattdütsch bün ic, un will 't of bliben.
Plattdütsch Sprat, di stah ic nich aw,
Plattdütsch, Plattdütsch, bet in dat Graw!

Gnoien und der Nordische Krieg.

W. H. Wiggers.

Nach der Schlacht bei Pultava 1709, in welcher Carl XII., König von Schweden, geschlagen war, schlossen sich der Kurfürst von Sachsen und König von Polen Friedrich August und der König von Dänemark Friedrich IV. wieder an Russland an und begannen von neuem den Krieg. Friedrich rückte 1711 mit 24 000 Mann in Mecklenburg ein, belagerte das den Schweden gehörige Wismar, besetzte Rostock und rückte gegen Stralsund vor. Doch 1712 landete der schwedische General Steenbock auf Rügen, drängte die Dänen zurück und schlug sie, von einem dicken Nebel begünstigt, den 20. Dezember bei Gadebusch, bevor diese noch ihre Pferde gesattelt hatten. Doch den Schweden waren die Russen, denen man immer mit großer Furcht entgegen sah, da ihnen das Gerücht, als ob sie Kinder äßen, vorausging, auf dem Fuße gefolgt und den 16. November rückten hier unter dem Major Peter Battoloff 250 Mann ein, ohne die Ober- und Unteroffiziere zu rechnen, welchen die Stadt auf 10 Tage 7500 Pfund Brot und bei ihrem Abmarsche 750 Pf. liefern mußte, und doch hatte die Stadt in diesem Jahre einen starken Hagelschaden erlitten. Am 10. April 1713 ging hier eine Partei Muscoviter durch, denen Wagen bis Tribsees geliefert werden mußten. Am 11. folgte ein Kommando von 400 Mann, den 12. ein Kommando von 500 Mann, welches die Nacht hier blieb und außer 60 Scheffel Hafer 650 Pfund Brot bekam. Am Tages ihres Ausmarches lehrten sie auch wieder zurück, blieben hier abermals die Nacht und erhielten 757 Pfund Brot. Außerdem bemächtigten sie sich der Scheunen und Häuser auf eine gewaltsame Weise und nahmen den geringen Vorrat von Garben, Heu, Wicken und anderem Futter weg. Die abgematteten Pferde mußten zu ihrer Fortschaffung hergegeben werden, und da das Saatkorn weggenommen war, war wenig Aussicht auf die Bestellung der Sommersaat. Die Stadt, zwischen den beiden Pässen Demmin und Tribsees belegen, mußte jämmerlich leiden.

Steenbock, statt sich gegen die Russen zu wenden, war nach Holstein gegangen, ward in Tönningen eingeschlossen und mußte das Gewehr strecken. Dänen und Russen fehrten nach Mecklenburg zurück.

Carl XII. erschien nach einem fünfjährigen Aufenthalte plötzlich in Stralsund. Wismar, welches von den Dänen, Hannoveranern und Preußen belagert wurde, kapitulierte den 19. April 1716, an demselben Tage, an welchem der Herzog Carl Leopold sich mit einer Brudertochter Peter des Großen in Danzig vermählte, und wurde den 23. April 1716 von den Dänen, Hannoveranern und Preußen besetzt. Unsere Stadt hatte in das Lager von Wismar Heu, Stroh, Holz, Hafer liefern müssen, wie auch nach Rostock und Ribnitz. An Preußen und Dänen marschierten hier durch:

1. General Derfling, welcher hier mit seinem ganzen Stabe, 100 Mann, mit eben so vielen Pferden, 2 Nächte stand.
2. Oberst Forcardi mit dem ganzen Stabe und einer Kompanie, 2 Nächte.
3. Ober Lüderitz mit seinem ganzen Stabe und einer Kompanie, 2 Nächte.

4. Oberst v. Möhler mit seinem ganzen Stabe und einer Kompanie, 2 Nächte.
5. General Schwendi mit seinem ganzen Stabe und einer Kompanie, 2 Nächte.
6. General Juel mit 36 Pferden und 10 Mann, 2 Nächte.
7. Graf Sponeck mit seinem ganzen Stabe und einer Kompanie, 2 Nächte.
8. Oberst Schatz mit seinem ganzen Stabe und einer Kompanie, 2 Nächte.
9. Oberst Niebow mit seinem ganzen Stabe und einer Kompanie, 2 Nächte.
10. Oberst Rohrenfleth mit seinem ganzen Stabe und einer halben Kompanie, 3 Nächte.
11. Ein Adjutant des Generals Borchen (?) mit 25 Pferden und 8 Knechten, 2 Nächte.

Diese Durchmärsche „haben erschrecklichen Hafer und Heu konsumiert, auch die Bürger so aufgefressen, daß sie nicht ein Stück Fleisch behalten haben.“ Den 2. April rückte der russische Oberst Lossenius mit 132 Mann hier ein, und tags zuvor hatte die Stadt 442 Pfund Brot nach Dargun geliefert. Bei ihrem Abmarsche, den 19. April, mußte ihnen auf 16 Tage Brot, Grüße, Salz, Hafer, Heu etc. mitgegeben werden. „Was dieses,“ schreibt Bürgermeister Sparwardt in seinem Diario, „für Mühe zusammenzubringen gekostet, weiß Gott im Himmel. Das Heu haben sie aus den Scheunen, woselbst noch ein bischen für die Zugochsen vorhanden gewesen, weggenommen.“ — Den 29. April rückte ein Kapitän mit 50 Mann ein, welcher den 17. Juni abzog, nicht ohne Proviant auf 14 Tage empfangen zu haben, nämlich täglich für jeden Mann 2½ Pfund Brot, ½ Pfund Fleisch und 2 Lot Salz wie auch Grüße. Schon den 15. Juni hatte der Oberst Rattzinsli hier mit 340 Mann Quartier genommen, welche bei ihrem Abmarsche, den 10. Juli, auf 17 Tage Verpflegung verlangten. Gleich darauf wurde wieder Quartier für 376 Mann verlangt, doch die Stadt deputierte den Bürgermeister Sparwardt und den Ratmann Seelandt zum Herzog Carl Leopold in Rostock, und Sparwardt erwirkte, daß die Stadt nur 166 Mann bekam. Als am 17. Juli der kommandierende Offizier dem Bürgermeister Sparwardt die Anzeige machte, daß die Mannschaft in 8 Tagen abziehen würde und daher die Stadt den nötigen Proviant herbeischaffen sollte, reiste Sparwardt ohne Mitwissen seiner Kollegen nach Rostock, zum Herzog Carl Leopold, welcher ihn sehr gnädig aufnahm und anordnete, daß das ritterschaftliche Amt und die Stadt Neukalen Gnoien bei der Proviantlieferung unterstützen sollten. So dauerten die Einquartierungen bis zur Mitte des Jahres 1717 in einer bald größeren, bald kleineren Anzahl fort. Doch ließen sich die Russen keine groben Erzesse zu Schulden kommen, außer daß durch ihre Unvorsichtigkeit beim Baden der „Brakelosen“ des Bürgermeisters Grube abbrannte, und daß sie die Gärten plünderten. Der Rat ließ es sich angelegen sein, die Kommandeure in guter Laune zu erhalten, indem er z. B. dem Obersten Rattzinsli, welcher sein Quartier in Quthenow nahm, zweimal eine halbe Tonne Bier, Branntwein und Fische schenkte. Ein anderer erhielt 2 Hüt Zucker.



Die Erben des Bauernhofes.

D. Augelberg.

Der Abendzug fährt durch den Wald, ernst und schweigend stehen die Bäume, die Nacht zu empfangen. Die Blumen an der Böschung haben ihre Schlafstellung eingenommen. „Ist heut kein Tied, ich möt noch wiet,“ singen die Räder des Zuges ihr eintöniges Lied. Die Erzählungen einer alten Bauernfrau werden vor mir lebendig, Bilder, Gestalten tauchen aus dem Dunkeln, stehen greifbar vor mir.

Es ist bald 70 Jahre her. Herbstmarkt ist im nahen Landstädtchen gewesen. . . Langsam mahlen die Räder des Bauernwagens durch den tiefen Sand. Schultenvaddder hat die Zügel in der Hand. Allmählich wird der Weg besser. Da erhebt Schultenmudder ihre sanfte Stimme. „Vaddder, führ doch ‘n beten fixer!“ Aber Schultenvaddder, dessen Gedanken jetzt weit vorausgezählt sind, entgegnet ruhig und bestimmt: „Wenn ‘e ‘n Narr wir, um mien Pier uppe Landstrat strappezier!“ — Schultenmudder schweigt, denkt an die Kinder, an das Vieh, an die große Wirtschaft. Schultenvaddder knüpft den Faden seiner ersten Gedanken wieder an, wo er abgerissen. „Der Vizbur brüstet sich zu sehr, das ist kein Herr für den Hof, er wird nicht für seine Stiefmutter sorgen, nicht für seine jüngeren Geschwister. Früher hätte Schultenvaddder nichts ändern können. Die Hufstellen kamen an den ältesten Sohn. Wer heiratete, bekam 10 Taler und eine Kuh ausbezahlt, wer nicht heiratete, erhielt auch nichts, mußte irgendwo Knecht oder Mädchen spielen.

Durch das neue Gesetz war es anders geworden, der Bauer konnte dem Kinde die Stelle geben, das ihm am geeigneten als Nachfolger erschien. Testamentarisch sorgte der Vater dann für die andern Kinder. War kein Testament vorhanden, wurde die Stelle eingeschäzt, und der Erbe mußte die Hälfte des Erbes an die Geschwister auszahlen. Der ausbezahlte Teil kam dann gleichmäßig zur Verteilung unter alle Geschwister.

Der Älteste kann die Stelle sicher nicht halten, wenn er den Pflichtteil an die Geschwister ausbezahlt hat. Er ist kein schlechter Mensch, der Kern ist gut, das weiß der Vater. Aber schon in der Schule haben die Mitschüler, ja sogar im eigenen Hause die Geschwister ihn als Vizburn geachtet. Das ist dem Jungen schlecht bekommen, sein Selbstbewußtsein ist zu groß geworden. De Gewißheit, einst Bur tau ward’n, is em inne Kron treck! Täglich gibt es Streit mit dem Vater, der Junge nimmt keine Vernunft an, läßt sich nichts sagen, will jetzt schon Herr spielen.

Wie wird’s, wenn Schultenvaddder für immer gehen muß? Die Stelle ist ihm lieb. Seine zweite Frau, die seinen 16 Kindern eine sanfte Mutter war, seine jetzt noch lebenden 12 Kinder, alles soll er, der Ordentliche, Bedächtige, in ungeordneten Verhältnissen zurücklassen! — Ja, wenn Fribur die Stelle beläme, dann könnte er sich ruhig neben seine erste Frau auf dem Kirchhof legen, aber so . . . ! Fribur war immer tutig gewesen, woher hätte er, der dritte Sohn, sonst den Ehrennamen „Bauer“ bekommen. Schon als kleiner Junge ging Fribur nicht vom Hof, zu tun gab es immer etwas. Bald war das Handwerksgeschirr entzwei, er flüsterte solange daran herum, bis er den Fehler gefunden. War beim Vieh Nuordnung, Frib war da. In seiner ruhigen, freundlichen Art hatte er auch bald Macht über Knechte und Mädchen gewonnen. Vater ließ ihn gewähren, nur wurmte es ihn manchmal, daß dieser Sohn nicht der Älteste war.

Hat er’s aber jetzt nicht in der Hand, die Stelle dem zu geben, dem er am liebsten hat, der den Hof auch halten wird? — Ja, und der Vizbur, kann er dem das antun, er-

trägt er die Demütigung, er, der Stolze, der von Kind auf der Herr war! Ist das nicht auch sein Sohn, ihm von der ersten Frau geschenkt? — Er hat aber nicht nur den einen Sohn, hier geht’s um die Stelle, an der der Schweif seiner Vorfahren, sein eigener steht. Um seine Frau, die ihm eine gute Frau, den Kindern eine treue Mutter gewesen, um seine anderen Kinder, die ihm ebenso nahe stehen, ja, eigentlich näher, als der schon jetzt Herr sein wollende Älteste. Wo es um so vieles geht, muß da der einzelne nicht zurücktreten? Sein Entschluß steht fest, in den nächsten Tagen geht er ohne seine Frau in die Stadt und macht sein Testament!

In der Küche brennt auf dem offenen Herd das Feuer. Zum Kasseekochen benutzen die beiden Frauen nicht den blankgescheuerten Kessel, da genügt der eiserne Topp auf dem Dreifuß. Friburs Frau gießt den von den Eichorienwurzeln fast schwarzen Trank in die Kanne. Ihre Schwägerin, die mit ihr die Küche teilt und ihren Herd an der entgegengesetzten Seite hat, geht mit der Tracht an den Brunnen, um Wasser zu holen. Die Küche ist nur klein, und doch müssen zwei Familien sie teilen, aber da im ganzen Dorf keine besseren Wohnverhältnisse zu finden sind, ist niemand unzufrieden. Die Stubentür wird geöffnet, Fribur tritt in die Küche. Mudder gießt ihm Kaffee ins Käppen, sie füllt die Krüiken, die mit aufs Feld sollen und packt Brot in ‘ne Kiep. Fribur nimmt seine Seiz und geht vor die Tür. Langsam und bedächtig, mit ihren Sensen auf den Schultern, treten aus allen Ratten nach und nach die Männer und gehen in den erwachenden Morgen hinein. Die Sonne badet sich im Dorfsteich und trinkt von den glitzernden Lautropfen. Dann spiegelt sie sich in den blanken Sensen, die weithin leuchten und blinken.

Auf dem Hügel, an dem die Männer vorbei müssen, steht Hinnerk und schaut nach dem Vater aus. Seine Rühe weiden um ihn, Wasser, sein treuer Hund und Freund in der Einsamkeit, späht mit ihm in die Ferne. Da biegt der erste Arbeiter um die Ecke, Hinnerk geht auf den Vater zu, ihn kurz zu begrüßen, und dann wieder seiner Pflicht als Hütejunge nachzukommen. Hinnerk ist noch lange nicht aus der Schule, aber da er gut lernt, hat er, nachdem er vom Pastor und Lehrer geprüft, den Sommerschein bekommen. Nun braucht er nur an wenigen Wochentagen zur Schule, die Eltern sind ihm vom Tisch, aus der Wohnung los, da er auch beim Bauer in der Knechtkammer schläft. Für Fribur und seine Frau, die 9 Kinder groß machen müssen, ist es eine Erleichterung, daß der Junge die Stelle bekommen, und als nun auch Dürten, die Älteste, den Sommer über zu Topp als Kinnerdirl kommt, atmen beide Eltern erleichtert auf. Toppsmutter ist ‘ne gute Frau, hat viele kleine Kinder, die sie nicht allein lassen kann, wenn sie morgens früh um 4 Uhr zum Mellen geht. Da muß Dürten denn bei den Kindern schlafen, um zur Hand zu sein, wenn eins der Kleinen nach der Mutter ruft.

Mit der Schulweisheit ist’s bei Hinnerk und Dürten während des Sommers wohl nicht gerade glänzend bestellt, aber dafür sammeln sie Lebenserfahrungen, die ihnen sicher später einmal zu gute kommen. Eine richtige kleine Hausmutter wird Dürten, da Toppsmudder den ganzen Tag beim Bauer arbeitet, hat das Kind den Haushalt und die Kleinen zu versorgen und wird umsichtig und gewandt dadurch. Wer die später einmal in den Dienst nimmt, wird nicht betrogen. —

(Fortsetzung folgt.)

Ostmecklenburgische Heimat



Halbmonatsschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. und 3. Sonntag jedes Monats. — Bezugspreis monatlich 30 Pfg. zuzüglich Bestellgeld; für die Abonnenten der „Teterower Zeitung“ gratis. — Erscheinungsort Teterow. — Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Maichiner Straße 15, Fernruf 367. — Verantwortlich für den Inhalt: Dr. Barnewitz, Bülow.

Jahrg. 9

Teterow, 2. februar 1936

Nr. 3

Gestaltideen der niederdeutschen Dichtung.

Hans Pöhlmann - Neubrandenburg.

Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.

Nach der Darstellung Josef Nadlers hat der Mecklenburger innerhalb der sächsischen Gemeinsamkeit seine eigene Gefühlslage, und zwar soll sich die eine Stammesart sächsisch-wendischen Geblütes in Mecklenburg auf die Seite des Duldens, des bäuerlichen Verzichts, des kleinen Glücks im Winkel, des plattdeutschen Genügens an sich selber, in Vorpommern dagegen auf die Seite des entschlossenen Kampfes für Freiheit und Boden, des Willens zum Reich, der Sehnsucht ins Weite schlagen. Als Schulbeispiele großmütiger Laune und eines Behagens, das überwunden und verzichtet hat, nennt er u. a. Fritz Reuter und John Brinckmann.

Neben die beiden mecklenburgischen „Mundart“-Dichter stellt er die vorpommerschen romantisch-sächsischen Bildkünstler der Landschaft und der Natur Kaspar David Friedrich und Philipp Otto Runge. Von den beiden mecklenburgischen Dichtern sagt er aus, daß sie sich bei der Wirklichkeit bescheiden, während die beiden pommerschen Maler „durch die tagtägliche Heimat den Aufstieg ins Ewige suchen“, und Nadler meint dann, daß man vom Zufall dieser einmaligen Gegebenheit auf artverschiedene Bewegtheit des Volkschlages schließen könne, der ja durch Künstler am ausschlußreichsten verföpft werde.

Zunächst ist das, rein äußerlich gesehen, nicht richtig, Kaspar David Friedrich, dessen bekanntestes Landschaftsbild die mecklenburgische Vorstadt Neubrandenburg darstellt, und Fritz Reuter, der in Stavenhagen, das unweit der mecklenburgisch-pommerschen Grenze liegt, geboren und im vorpommerschen Thalberg, dem Gute seines Freundes Fritz Peters, und in Trepkow an der Tollense, in der pommerschen Landschaft, zum Manne, Landmann und Dichter geworden ist, von einer dieser beiden Landschaften zu trennen. Dann aber fordert die scheinbar nicht auszurottende Charakterisierung des Mecklenburgers als einen entschlußlosen, höchstens noch zur Aeußerung eines für die Verdauung förderlichen Humors geeigneten Enthebungsmenschen minderer Art dazu her-

aus, diese auch in der Schilderung Nadlers liegende Darstellungsart abzulehnen. Sowohl in Mecklenburg wie in Vorpommern sind Menschen und Boden eins und dürfen nicht voneinander gerissen werden. In der Art, wie die mecklenburgische, wenigstens die ostmecklenburgische, und die pommersche Landschaft erdgeschichtlich durch Moränen und Urstromtäler gestaltet sind, in der Art ihrer Bearbeitung und Bewirtschaftung, liegt kein Unterschied. Parallelen zwischen Brinckmans Rostocker Charakterkapitän Kasper Ohm und den Stettiner Pommernporträts Runge sind durchaus möglich, aber sie liegen keineswegs auf der Linie eines entsagenden und enthebungsmenschlichen Humors. Leistung und Anspruch aus dieser bilden das psychologische Fundament für den weltbefahrenden Rostocker Kapitän und für die ebenso wenig engstirnigen Pommerngesichter Runge in gleicher Weise. Zwischen Dichter und Künstler ist da kein Unterschied. Ganz augenscheinlich aber wird die Verlehrtheit dieser Trennung in der Charakterisierung und auch des Urteils über die Mecklenburger, diese allein genommen, bei der Be trachtung des Reuterschen Humors.

Ebenso wenig, wie man Friedrich den Großen wegen seiner kostlichen Marginalien einschließlich der Antwort an den Pfarrer, der um ein Pferd bat, daß Matthäus geschrieben habe: „Gehet hin in alle Welt!“, im Hinblick auf seine sonstigen Leistungen als einen „Humoristen“ bezeichnen kann, ebenso wenig kann man Reuter nach seinen Versübungen, den „Läuschen und Nimels“, die Klaus Groth nicht ganz mit Unrecht als eine Herabwürdigung der plattdeutschen Sprache bezeichnet, und nach einigen Szenen voller Lachreiz, wie dem Auftreten des Uhrmachers in Mamself Westphalens „Gardinenkutsch“ in der „Franzosenzeit“ und dem unbequemen Berweilen Braesigs im Kirschbaum während der Doppelverlobung Linings und Minings als ausreichenden Grund dafür gelten lassen. Reuter nur als Humoristen aufzufassen.

Mit ebendemselben Recht, wie Walter von Molo seinen List-Roman überschrieben hat: „Ein Deutscher ohne Deutschland“, könnte auch ein Reuter-Roman denselben

Titel tragen, und wie List in wirtschaftspolitischer Hinsicht im Hass gegen Metternich und die Baunkönige das künftige Deutschland vor das geistige Auge der Nation zaubert, so hat Reuter bis in die letzten Tage seines Lebens den Haß gegen die gepredigt, die alles das unterdrückten, wofür die Freiheitskämpfer in kriegerischen und friedlichen Zeiten leben und oft auch Ehre dahingegeben hatten. Sein letztes Gedicht noch, daß er kurz vor seinem Tode in Eisenach schrieb, flucht all den reaktionären Herren, welche die aus dem Volle kommende Bewegung mit dem Ziel auf Großdeutschland nicht wahr haben wollten. Fritz Reuter war in seinen Grundzügen ein Hasser und ein Kämpfer, und oft kommt es mir vor, als wenn der Humor für ihn ein Mittel war, das, was er haßte, noch stärker zu treffen; oft aber war er auch ein Mittel, Härten seiner hasserfüllten Sprache zu mildern. Fast ein Vierteljahrhundert lang hat es gedauert, bis er seinen Haß gegen das reaktionäre Preußentum der Herren von Brehm und von Rochow soweit in Ordnung gebracht hatte, daß er seine „Festungstid“ schreiben konnte, und doch wird jeder, der einmal von Ludwig Sternbergs Luppen den Schrei der Erbitterung gegen den karrieresüchtigen Kriminalassessor Dambach hörte, diese so empfinden, wie Fritz Reuter sie in sich aufgenommen hatte, als er als junger Student sie in der Hausvogtei in sich hineingefressen hatte. Wen Fritz Reuter mit Grund haßte, den haßte er sein Leben lang, und im Falle Dambach versprach er, diesen Haß bis in die jenseitige Welt mitzunehmen.

Ein großer Hasser war Fritz Reuter und ein großer Kämpfer. Ihm als einen Typ des Leistungsmenschen kennzeichnet die Sehnsucht in die Ferne, die Sehnsucht nach einem mächtigen Deutschen Reich. Dieser Idee blieb er treu, und die Tränen die aus seinen Augen brachen, als ihm in Eisenach die Nachricht von der Reichsgründung wurde, waren nicht ein Zeichen sentimentalster Augenblicksschwäche, sondern es waren die Tränen, wie sie auch die homerischen Helden zu vergießen sich nicht schämen, wenn eine Spannung von einer Stärke und Dauer, die Menschen nicht mehr tragen können, sich zu einem glückhaften Ende auswirkt. All sein Schauen galt dieser Idee, und überall bricht sie hervor. Sie warnt, wie die Ruinen des Heidelberger Schlosses, in den Bildern der „Franzosentid“ vor einer Zersplitterung in Ohnmacht, die den Feind ins Land lockt. Die „Festungstid“ zeigt einen Staat ohne Ziele, der Ideen mordet, indem er ihre Träger langsam zu Tode quält und unproduktives Denunziantengezücht sich in die Höhe der Macht erheben läßt. In „Dörländert“ zeichnet Reuter das Zerrbild staatlichen Hoheitswillens. Alle diese Werke dienen seiner deutschen Idee. Er weiß aber auch, daß, wenn einmal den Deutschen ein Führer zur Einheit erstehen sollte, dieser dann schon ein bereites Volk finden müsse, d. h. ein Volk von Freien und nicht von Sklaven. So läßt er in dem trostigen Sinn des Jetham in „Kein Hübung“, der im Frondienst vom freien sächsischen Bauern, wie ihn einst der Wille Heinrichs des Löwen ins Land schickte, zum hörgen feudaler Herrschaft herabgedrückt ist, den Geist seiner Väter, die so stolz waren wie westfälische Höfeschulzen, wieder lebendig werden. Noch sind die Tage zur Freiheit wirr. Das beste deutsche und besonders mecklenburgische Blut meint den Weg zur Freiheit nur im freien Amerika finden zu können. Aber das Grundproblem zur Schaffung des freien deutschen Menschen auf freier Scholle, ohne den das Reich nicht gegründet werden kann, hat Reuter in „Kein Hübung“ aufgezeigt. Dieses Haß- und Kampfgedicht hat Wellen des Hasses gegen seinen Verfasser aufgeregzt. Ihm liegt jeder Humor fern, und so ernst wie dieses Gedicht gemeint war, hat es auch den ernsten Erfolg gehabt, daß es die leidenschaftliche

Diskussion über die Schaffung des freien Bauernstandes und eines einheimischen Landarbeiterstandes mit anständiger Lebens- und Geisteshaltung eröffnete. Und die Wege, die heute nicht nur in Mecklenburg der Reichsstatthalter geht, sondern die in ganz Deutschland gegangen werden, weisen in ihren ideenmäßigen Wurzeln auf dieses Kampfgedicht des angeblich so entsagungsvollen „Humoristen“ Fritz Reuter zurück.

Zur höchsten dichterischen Leistung im Sinne nordischer Geisteshaltung steigert aber Fritz Reuter sein Werk in der „Stromtid“, und hier sind die Gestalten von ihm so gesehen, erlebt und geformt, daß fast jede dieser Gestalten einer Gestaltidee im Sinne von Ludwig Ferdinand Klauß gleichkommt. Und zwar zeichnet Reuter sich selbst, den Leistungsmenschen nordischer Haltung, dem ein Misshlingen immer nur Antrieb zu neuem Schaffen ist, in drei Gestalten. Die erste, der Wunschtraum des Dichters, ist Franz von Rambow. In der großen Auseinandersetzung zwischen Axel von Rambow und Franz von Rambow führt Reuter die Diskussion seines Lebens über alle Vorurteile, die sein Vater ihm entgegenstellte. Auch die heldische Art, in der Franz von Rambow für das Mädchen seiner Liebe mit seinem ganzen Sein eintritt und für sie kämpft, ist eine dichterische Nachbildung der eigenen Schicksale Fritzs Reuters. In Franzens Erscheinung haben wir den sieghaften Aufstieg des Leistungsmenschen, den Reuter selbst erlebt hätte, wenn nicht Festungstid und die widrige Vermögensregelung seines Vaters ihn aus der Bahn zum freien Mann auf freier Scholle geworfen hätten. Und so läßt er den Inspektor Hawermann alle die Züge des äußerlich unfreien, aber innerlich freien Leistungsmenschen tragen. Gewiß hat Hawermann manche äußeren Züge von Inspektoren der Gräflich Hanhnschen und anderer Begüterungen, gewiß hat Fritz Reuter seinem allergetreuesten Fritz Peters hier ein Denkmal gesetzt, aber im Grunde ist doch dieser Leistungsmensch, der auch in dienender Stellung immer frei und verantwortungsbewußt bleibt, der Dichter selbst. Ernst und Verantwortungsbewußtsein, Sachkenntnis und Sacheifer, das sind die Grundeigenschaften dieses Hawermann. Wer diese Gestalten Reoters mit den Augen eines Mecklenburgers sieht, der seine Heimat kennt und liebt, der stellt sich nach anderen die erstaunte Frage: Warum sitzt ein solcher Mann nicht auf eigener Scholle? Und wie Reuter in „Kein Hübung“ unseren Blick darauf gelenkt hat, wie durch den feudalen Großgrundbesitzer der Landarbeiter abgewürgt ist, so ergibt sich hier ein Ausblick darauf, wie der freie und der halbfreie Bauer stand in Mecklenburg beseitigt wurde durch das Bauernlegen, das nach den klaren und beweiskräftigen Aussführungen des Landesarchivars Steinmanns nur zu einem ganz geringen Teil als unmittelbare Folge von Kriegen zu erklären ist. Von allen Seiten, so fühlt es Reuter, schleicht und springt Tragik auf Hawermann, die Hauptfigur der „Stromtid“, zu, und da kommt Reuter die Erinnerung, wie er in den schlimmsten Zeiten seines Lebens das befriedende Lachen saß, vor dem die Niedrigkeit seiner Feinde zerstellt. Er meint aber, daß zu Hawermanns ungehemrem Ernst dieses befriedende Lachen nicht recht passen will, und so schafft er sich selbst zum dritten Male nach in der Gestalt des Braesig. Über Braesigs Gestalt und Gestaltidee habe ich oft mit Ludwig Sternberg gesprochen und habe mir seine Ansicht zu eigen gemacht, daß Braesig wohl im Persönlichen Fritz Reuter selbst ist, daß er daneben aber typenmäßig den zweitgeborenen Sohn eines Hofbesitzers darstellt, dem dieses Schicksal die Verbindung mit seinen plattdeutsch sprechenden und empfindenden Familienangehörigen stört und den Weg zur unsfreien Existenz des Inspektors zeigt, der genötigt ist, mit den Herrschaften hoch-

deutsch zu sprechen und zu empfinden. So wird er entwurzelt, und diese Entwurzelung deutet Reuter im Missgeschick des Inspektors Braesig an. Das Wesen dieser dritten Selbstpersonifizierung Reuters im Typ des Leistungsmenschen wird auch keineswegs mit der Wiederholung einiger seiner ständigen Redensarten ausgeschöpft. Braesig ist der kennzeichnendste Landwirt, der sehr bald den Herrn Rittergutsbesitzer Axel von Rambow in die Rolle des unfreiwillig Romischen drängt, als dieser ihm die neuesten landwirtschaftlichen Pläne auseinandersezt. Er ist der treueste Freund, der in sauberster Geisteshaltung, in selbstverständlicher Kameradschaft Hawermann und seinen Freunden in höchster Not sekundiert, wie sich das gehört, der niemals an sich denkt, und der trotzdem kein entsagungsvoller Enthebungsmensch ist. In den Fieberphantasien seiner Sterbesunde erklärt er Frau Kübler, „sei allein hadd hei würlich leiv hatt“, und Frau Kübler läuft em dei Würd von den Mund weg: „Dat weit ic, Braesig, min leiv oll Zacharias, dat weit ic.“ In Braesig verkörpert sich die Tragik des Stroms, der nicht seine eigene Scholle ansfassen und den nicht heiraten kann. Auch in ihm zeigt sich der Kämpfer und Hasser gegen alles Schlechte, wie gegen den insamen Demunzianten und Intriganten Pommelstopp und dessen ihm adaequate Gattin und erbziologisch sinngemäße Nachkommenschaft, wie gegen die Leichtfertigkeit des Herrn Axel von Rambow. Er versteht sich mit allen Guten, wie mit dem treuen Entzagungsmenschen, der Frau Pastor Behrens, wie mit dem aufgearteten Töchterchen Hawermanns, wie mit Franz von Rambow. In dieses dritte Bild aber seiner selbst hat Fritz Reuter den Humor hineingesetzt, der ein Teil seines Wesens war, und von dem er auch in schwierigsten Situationen seines Lebens nicht lassen wollte, der aber niemals etwas — außer in den „Länschen und Nims“ — mit Lachlust zu tun hat, die um jeden Preis herausfordert werden soll, sondern die ein Teil jedes kämpferischen Wesens ist. Er ist gleichzusehen der Fackel des Lichtes, die jede Unwahrheit und Schwäche der Menschen beleuchtet und oft auch die eigene in milderem Lichte erscheinen lässt.

Allen drei Gestalten eigen ist der Wille zur Leistung und die Tatkräft zur Durchführung. Ihnen gegenüber hat Reuter in Jochen Kübler den Verharrungsmenschen verkörpert. Auch der Darbietungsmensch, der immer Theater spielt und wenn es nur vor dem Parlett seiner einzelnen Persönlichkeit ist, wird in Axel von Rambow und in seinem noch mehr karrifizierten Ebenbild, dem Unterordnungsmenschen Fritz Triddelsfritz ausgezeigt, der in jedem wirtschaftlich oder gesellschaftlich höherstehenden eine Autoritätspersönlichkeit erblickt, der er sich unterordnet, wenn sie, wie man sagt, angibt wie eine Tüte voll Bienen. Er muß erst mit der Nase ans Fett kommen, bevor aus ihm etwas halbwegs Vernünftiges wird und er lernt, Echtes von Eittem zu unterscheiden.

Alle diese Persönlichkeiten Reuters bleiben sich in ihrer Typisierung gleich, und wir sind imstande, „durch jeden

Einzelaußdruck — sei es eine Gebärde, ein gesprochener Satz, eine Handlung — hindurchzuschauen und die gesamte Gestalt aufzubauen, die sich darin ausdrückt.“ Auch Frieda von Rambow, die Gattin Axels, gehört in diese Reihe, die Reuter als von seinem Blute empfinde, ganz gleich, ob sie sich gerade gut oder böse betätigt. Nur bei der Charakterisierung einer ihm rasse- und artfremden Persönlichkeit, nämlich des alten Moses, gerät er in einen Gegensatz in der eigenen Darstellung, wie wir ihn bei den obengenannten Persönlichkeiten nicht finden. Wenn er auch in der berühmten und von Ludwig Sternberg oft mit größtem Erfolge vorgetragenen Geldbeschaffungsszene für Axel von Rambow den alten Moses als eine nicht un sympathische Mischung von Offenbarungsmensch und Erlösungsmensch zeigt, dem man das Grundprädiat sauber nicht versagen kann, so widerspricht dem doch die vorige Schilderung der Räumllichkeit, in der Moses und seine Gattin hausen als eines ungepflegten, unsauberen, schlecht gelüsteten Gemaches, das wegen dieser Eigenschaften zu betreten, der Kammerat von Rambow geradezu körperliche Hemmungen hat; dazu vergleiche man Reuters an anderer Stelle, beim Abschied Hanne Rütes, geäußerte und haarscharf formulierte Ansicht, daß der äußerlich Unsäubere auch innerlich kein reinlicher Mensch sein könne.

Schon hieraus geht hervor, wie aus rassenseelischen Gründen der nordische Dichter Fritz Reuter seine Absicht, auch diesem Menschen fremder Rasse Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, nicht zum Ziele führen konnte. Das war ihm eine fremde Welt, die dichterisch nachzuleben, ihm nicht gelang. Nur eine objektive Darstellung bedeutet diese sicher naturgetreue Schilderung des Gemaches. Reuter war kein Antisemit im verstandesmäßigen Sinne, aber es geht aus seiner Schilderung hervor, daß gefühlsmäßig scharfe rassenseelische Trennung vorhanden ist.

Wie wenig Reuter die stilistische Durchführung des Moses gelungen ist, zeigt auch der Nachkommeling David, ein Enthebungsmensch minderen Ranges, der sich aus der Form des anständigen Juden, die Reuter im Objektivitätsstreben dem Vater gibt, bei normalem Erbgang nicht gut erklären läßt. Wie sicher ergibt sich dagegen die Aufartung im Erbgut Lovisung Hawermanns der Reoters Braut und spätere Frau Luise Kniebe, viele Züge gab aus der Verbindung des nordischen Leistungsmenschen Hawermann mit dem bis zur Selbstaufopferung einsatzbereiten weiblichen Leistungsmenschen, den Reuter in dem wegen seines hohen stilistischen Ernstes unsterblichen Anfangskapitel der „Stromtid“ darstellt, und wie sicher ist die Erbprognose bei den schauderösen Sprossen der optischen Pommelstölpe: Typen nordischer, fälischer und ostischer Haltung kann Reuter nacherleben, bei Moses und den Seinen versagt dieses Nacherleben — nicht wegen mangelnden Wollens, sondern aus rassenseelischen Tiefen.

Das Tessiner „Stadtreglement“ vom 9. April 1720.

F. Weißel.

In den Wirren und Notzeiten nach dem 30jährigen Kriege rissen allerlei Missstände in den Verwaltungen ein. Es herrschte großes Misstrauen in der Bürgerschaft gegen den Magistrat über Einziehen und Verwendung der Steuern. Überhaupt war in früheren Zeiten der soziale Gegensatz in Tessin sehr stark. Begründet war er wohl in der Tatsache, daß der Magistrat in den Notzeiten die Hauptlast auf die Bürgerschaft abwälzte. Er hatte wohl seit alten Zeiten ein Privileg, daß er z. B. von Einquar-

tierung befreit sein sollte, aber in Notzeiten war es wohl selbstverständlich, daß die Last von allen getragen wurde, zumal sich die Soldaten nicht um solch Privileg kümmerten. Wenn dann die Bürger nicht zahlen konnten, ließ der Rat ihnen das Vieh pfänden. 1677 führten z. B. 20 Bürger Beschwerde beim Herzog: Wenn die Regierung nicht hilfe, müßten auch sie die Stadt mit dem Rücken ansehen. Ihr Vieh sei fort und das Geld hätten die Kurbrandenburger durch Schläge erpreßt. Der Ratsherr

Klaus Matthies, der nicht lesen und schreiben könne, und ein Säufer sei, habe kein Einsehen. Der Rat schreibt dagegen, die Bürger seien außässig (so habe Schneider Kind den Bürgermeister auf öffentlicher Straße gescholten und seine Frau in Gegenwart des Stadtdieners Ulrich Stick einen Sch... wächter genannt) und sie könnten wohl zahlen. Doch erhielten die Bürger ihr Vieh zurück, und die Zahlung wurde gestundet. — Aber auch der hohe Rat hielt nicht mit seiner Meinung zurück. Der Stadtvoigt Levenhagen nennt 1649 die Bürger böse Buben, die nicht nach Gott und Gesetz fragten.

Es war kein Wunder, daß die Bürgerschaft später so treu zu Karl Leopold hielt, da sie von ihm Gerechtigkeit und Hülfe erwartete. Noch 1746 erbittet die Schützenzunft von ihm einen Kommissar, obgleich er seit 1735 abgesetzt war.

Um nun den Frieden in der Stadt herzustellen, wurde nach langen Verhandlungen festgesetzt:

1. Künftig sollen die Viertelmänner die Steuer einholen.

2. Die Steuer soll 4, 6, 8 fl. per Morgen betragen.

3. Die Bürger dürfen nur Bier zum Markt, zu Festen und Hochzeiten brauen (d. h. Starkbier). Jeder Scheffel Braumalz soll außer der gewöhnlichen Lizenzsteuer 2 fl. kosten.

4. Diese Steuer soll gleich nach der Festlichkeit bezahlt werden. (Sie war wohl oft „vergessen“ worden.)

5. An Viehhaltung ist gestattet a Morgen 1 Kuh oder 2 Schafe oder 2 Schweine auf der Maist.

6. Pflichtfuhrten sind nur 8 Meilen statthaft. Jede Meile mehr kostet 4 fl. Botengänge besorgen die Einlieger.

7. Gramsdorf ist von mehreren Bürgern gekauft, sog. Interessenten. Nichtinteressenten zahlen für Pferd oder Kuh 4 fl. und 4 fl. Hütegeld.

8. Heu für Militär sollen nur ganze Erbteile zu liefern haben. (28.)

9. Auf Gramsdorf liegen noch 50 Taler Schulden, die vom Weidegeld bezahlt werden sollen.

10. Der Acker soll wieder gleich gemacht werden, da einige abgeackert haben.

11. Pferde dürfen nicht mehr auf die Saat gejagt werden.

12. Einquartierung über die Quote hinaus soll erachtet werden.

13. Das Steuergeld kommt in eine Lade mit 3 Schlössern.

14. Der Zehntschilding kommt in die fürstliche Steuerstube.

15. Der Rat soll die Bürger mit Sanftmut regieren und sie nicht mit Schlägen bedrohen, wenn sie aufs Rathaus kommen!!!

16. Ackerpacht soll 16, 12 und 8 fl. per Morgen nach dem Boden betragen. Bei Sterbefällen hat die Verwandtschaft, dann der Acker Nachbar das Vorrecht.

17. Fremde dürfen sich nicht länger als $\frac{1}{2}$ Jahr in der Stadt aufzuhalten, sonst müssen sie Bürger werden oder Schutzgeld zahlen. (Juden).

18. Magistrat und Pastor sollen erst vom 5. Morgen an steuern und

19. Von Einquartierung frei sein.

20. Desgleichen auch der Organist und der Küster.

Damit nun die Viertelmänner genau wußten, wieviel Steuern sie einzunehmen hatten, wurde folgende Steuerliste angefertigt: Häuser kosteten 6 fl., Buden 4 fl. — Das Handwerk zahlte 16 fl., mit Gesellen 24 fl. — Ackersteuer beträgt für 1 Morgen a 4 Scheffel Aussaat 4 fl. — Brauer zahlen 24 fl. — Brauntweinbrenner geben für eine Brauntweinblase 16 fl.

	Haus	Handw.	Acker	Stand
Seelandt	4 fl.	1 fl.	24 fl.	12 fl. Bürgermstr.
Wilken	6 "	1 "	1 fl.	8 " Brenner
Hagen	4 "	1 "	8 "	1 fl. Brenner
Seelandt	6 "	1 "		34 "
Dähn	6 "		16 "	4 " Bäder
Biebler	6 "		32 "	14 " Brenner
Ginap	6 "		16 "	11 " Schuhmacher
Lövens	6 "		16 "	12 " Schlachter
Bahr	6 "		— "	18 " Schuhmacher
Barlhahn	6 "		16 "	— "
Anders	4 "		— "	— " Witwe
Daug	4 "		— "	— " Witwe
Daug	6 "		24 "	7 "
Nebendorf	4 "		16 "	— " Schneider
Wessel	6 "		16 "	6 " Bäder
Köppe	4 "		12 "	— " Maurer
Oloff	4 "		— "	— "
Schulz	6 "		— "	8 "
Lorenz	6 "		16 "	10 " Tischler
Jenzen	4 "		16 "	— " Schneider
Ehler	4 "		8 "	3 " Altflicker
Blumberg	6 "		24 "	8 " Schuhmacher
Kindt	6 "		8 "	12 "
Tischenbeck	6 "		16 "	11 "
Sengbusch	6 "		16 "	17 " Schneider
Giese	6 "		32 "	6 " Organist
Moll	4 "		8 "	— " Tagelöhner
Boß	4 "		8 "	— " Tagelöhner
Lichtenhagen	6 "		16 "	15 "
Meyer	4 "		12 "	1 "
Oldewelt	6 "		16 "	7 "
Nohman	4 "		16 "	2 "
Kühr	— "		— "	10 " Erben
Kühr	4 "		— "	— "
Witt	— "		8 "	— "
Wöhler	4 "		— "	— " Erben
Kühr	4 "		— "	— " Erben
Klein	— "		16 "	— "
Oldewelt	6 "		32 "	37 " Brenner
Behrens	4 "		32 "	— " Witwe
Kindt	6 "		— "	8 " Witwe
Gends	— "		— "	12 "
Cords	— "		— "	21 " Müller
Behrens	6 "		24 "	3 "
Zander	6 "		16 "	4 "
Beklow	6 "		16 "	7 " Schneider
Bahr	6 "		— "	21 " Witwe
Ahrens	6 "		16 "	4 "
Kneß	4 "		— "	8 "
Peters	6 "		— "	4 "
Peters	6 "		40 "	39 "
Peters	4 "		— "	11 "
Behrens	4 "		24 "	— "
Bartels	6 "		16 "	14 "
Krüger	6 "		8 "	8 "
Elvers	6 "		16 "	5 "
Lorenz	6 "		16 "	18 "
Emke	6 "		24 "	18 "
Maier	6 "		32 "	14 "
Grell	6 "		16 "	— " Chirurg
Wilde	6 "		16 "	6 "
Kreimann	6 "		16 "	18 "
Zicker	6 "		— "	4 " Witwe
Bülauf	6 "		16 "	19 "
Rüß	6 "		16 "	19 " Bäcker
Willbrandt	6 "		— "	13 "
Kindt	6 "		16 "	12 "

Sternberg	4 "	16 "	10 "	Bäder
Burmeister	6 "	24 "	40 "	
Rüß	3 "	— "	10 "	Witwe
Möller	6 "	— "	25 "	
Warne	6 "	24 "	8 "	
Sternberg	6 "	— "	20 "	
Nebendorf	6 "	4 "	16 "	
Brandt	4 "	12 "	— "	
Renning	4 "	8 "	— "	
Rüß	6 "	16 "	20 "	Schuhmacher
Goltmann	— "	— "	6 "	Witwe
Lemke	4 "	8 "	15 "	Arbeiter
Ahrens	6 "	24 "	40 "	Witwe
Zentner	6 "	— "	18 "	
Lorenz	4 "	16 "	5 "	
Schulenberg	6 "	— "	16 "	
Pastor	6 "	— "	4 "	
Beier	6 "	— "	16 "	
Wessel	6 "	24 "	16 "	Schuhmacher
Beitke	6 "	24 "	4 "	
Ehler	6 "	— "	4 "	
Matthias	6 "	16 "	6 "	Schmied

Kroß	4 "	16 "	— "	Händler
Bannier	— "	— "	12 "	Erben
Rüß	6 "	8 "	22 "	
Borchert	— "	10 "	9 "	

Die Liste gibt uns vielerlei Aufschlüsse:

Es sind vorhanden:

59 Häuser und 27 Buden mit einer Steuer von 9 Th. 29 fl.
34 Handwerker arbeiten ohne Gesellen, 8 mit 1 und 1 mit
2 Gesellen. 7 Arbeiter, 1 Maurer, 1 einarmiger und 2 alte
Handwerker zahlen nur die halbe Steuer. 2 Bierbrauer
wohnen im Ort und 14 Einwohner besitzen eine Brannt-
weinbrennereigerechtigkeit.

Der Acker ist 265 1/2 Morgen groß und bringt 22 Th.
7 fl. Steuer. Die Gesamtsteuer beläuft sich auf 55 Th. 42 fl.

Von den genannten Einwohnern sind von 22 direkten
Vorfahren schon vor dem 30jährigen Krieg nachzuweisen.
Heute wohnen von ihnen nur noch direkte Nachkommen
aus den Familien Bahr und Dähn im Ort. Der Vorfahr
der Dähn kam um 1690 nach Tessin, so daß die Familie
Bahr die einzige ist, die den Ruhm hat, die älteste seit
Jahrhunderten hier ansässige zu sein.

Die Mecklenburger im Befreiungskampf 1813/15.

Das Treffen bei Sehestadt am 10. Dezember 1813.

O. Karrig.

Für den Befreiungskrieg gegen Napoleon Bonaparte
hatte 1813 das damalige Herzogtum Mecklenburg-Schwerin
eine Brigade unter dem General v. Fallois ins Feld
gestellt. Die mecklenburgische Brigade setzte sich zusammen
aus einem Gardebataillon, einem Regiment Infanterie von
zwei Bataillonen, einem Korps freiwilliger Jäger zu
Fuß, einem Regiment reitender Jäger und einer Batterie.

Die mecklenburgischen Truppen wurden der Division
des schwedischen Generals Begefäck zugewiesen, die zum
Armeekorps des an der Niederelbe gegen die Franzosen
operierenden Generals Wallmoden gehörte. Mit Frankreich
im Bündnis stand Dänemark. Das dänische Hilfskorps
ward von dem Prinzen Friedrich von Hessen geführt.
Nach den entscheidenden Schlachten auf den Hauptkriegs-
schauplätzen traten auch noch die französischen Korps in
Mecklenburg und an der Niederelbe rückwärtige Bewegun-
gen an. Am 5. Dezember 1813 kapitulierte Lübeck, das
von dem dänischen Hilfskorps besetzt war. Den Dänen
war freier Abzug zugestanden worden. Am 6. Dezember
brach Wallmoden, jedoch ohne die Division Begefäck, die
noch bei Lübeck zurückblieb, auf, um den Dänen ihre nach
Rendsburg führende Rückzugslinie zu verlegen. Bei den
Truppen Wallmodens befanden sich die beiden mecklen-
burgischen Jägerkorps. Die Rückzugslinie des etwa 13 000
Mann starken dänischen Heeres führte längs der Eider
entlang. Vor einer bei dem Dorfe Kluitensiel befindlichen
Brücke hatten die Dänen mehrere Geschütze in Stellung
gebracht. Als am Morgen des 10. Dezember von Wall-
modens Korps Husaren vorgingen, versuchten die dänischen
Soldaten in den anstoßenden Hecken oder Knicks Deckung
zu nehmen; gerieten dabei jedoch in Gefangenschaft. Die
Ortschaften Kluitensiel, Osterode und Sehestadt, das im
Schlüsselpunkt dieser Stellung lag, wurden von Truppen
der russisch-deutschen Legion besetzt, doch wurden ihnen
diese Orte bald wieder entrissen. So lange die Dänen
Sehestadt behaupteten, war ihr Rückzug gedeckt.

An dem sich heftig entzinnenden Kampfe nahmen die
mecklenburgischen Jäger einen hervorragenden Anteil. Im
Laufschritt hatten die Fußjäger unter dem Oberst Graf von

Osten Sachsen Altenburg erreicht. Hierauf besetzten sie das
jenseits des Kanals befindliche Dorf Osterode. An der von
dort nach Sehestadt führenden Straße tobte der Kampf
besonders heftig. Diese Stellung wurde, wie ein mecklen-
burgischer Kriegsteilnehmer in seinen Aufzeichnungen be-
richtet, wohl siebenmal genommen und verloren. Ein Ba-
taillon der deutsch-russischen Legion kam in voller Au-
flösung von Sehestadt zurück. Nachdem der erste Angriff
der deutsch-russischen Legion auf Sehestadt mißlungen war,
setzte Wallmoden einen zweiten an. Die anstürmenden Ab-
teilungen wurden zurückgeschlagen. Nur die 2. Kompanie
der mecklenburgischen Jäger zu Fuß unter dem tapferen
Hauptmann von Brandt behaupteten sich. Als mehrere
Schwadronen dänischer Dragoner hervorbrachen, wurden
sie von dem vernichtenden Feuer der Brandt'schen Schaf-
schißen empfangen. Unter schweren Verlusten ging die
feindliche Kavallerie zurück. Unterdessen kämpften auf dem
linken Flügel zwei Bataillone der deutsch-russischen Legion
mit eitigem Erfolg weiter, doch wurden sie im Rücken von
den Dänen bedroht. Um dem unentschiedenen Kampfe ein
Ende zu machen, erteilte Wallmoden dem mecklenburgischen
reitenden Jägerregiment unter Oberst von Müller, den Be-
fehl, auf dem nach Sehestadt führenden Wege vorzugehen
und alles vor sich niederzureißen. Nachmittags 1 Uhr ritten
die Schwadronen vor, an der Spitze befand sich die zweite,
geführt vom Herzog Gustav von Mecklenburg. Bei dieser
Attacke erlitt das Regiment so schwere Verluste, daß von
der 2. Schwadron, die 125 Reiter zählte, nur 23 Mann zu-
rückkehrten. Ihr Führer, Herzog Gustav, war verwundet
in dänische Gefangenschaft geraten; er wurde jedoch später
ausgewechselt. Das Lauenburgische Regiment, 3000 Mann
stark, war vor dem Feuer der dänischen Artillerie nach Oste-
rode zu geflohen. Ein mecklenburgischer Jäger geriet dar-
über derart in Erregung, daß er das Bajonett auf seine
Büchse pflanzte, um sich der vordringenden dänischen Ka-
vallerie entgegen zu werfen. Auf einer Anhöhe zur Seite
des von der alten Eider nach Sehestadt führenden Weges
standen zwei Häuser. Alle diejenigen reitenden Jäger, die
über jene Anhöhe vorgesprengt waren, gerieten in das

Kreuzfeuer der Dänen. Als etwa 70 dänische Dragoner erschienen, wurden sie von den Jägern zusammengehauen. Der Berichterstatter von 1813, der als Kriegsfreiwilliger einer mecklenburgischen Jägerkompanie angehörte und bei dieser die Charge eines Feldwebels besaß, schildert sodann die aus Geschichtswerken bekannte Schlachtentreue des dänischen Standartenträgers, der von allen Seiten beschossen und schwer verwundet, sterbend die Standarte des Regiments zu den Seinen zurückbrachte. Gegen abend zogen sich die mecklenburgischen Jäger auf Klubensiek zurück. Die dänische Artillerie feuerte mit Granaten, um die bei diesem Orte befindliche Brücke zu demolieren. Da erhielten die mecklenburgischen Schützen den Befehl, das zwischen Klubensiek und Sehestedt gelegene Osterade den Dänen zu entreißen. Nach kurzem Kampf befand sich der Ort in den Händen der Angreifer. Der Kriegsteilnehmer von 1813 gibt eine fesselnde Schilderung vom Abend nach der Schlacht.

Auf einem Hofe in Osterade stand ein verwundeter reitender Jäger bei seinem schwer verletzten Pferde. Tschako, Tasche, Säbel usw. — alles war heruntergeschossen. Blut floß zur Erde. Dem verwundeten Reiter war die Nase durchgeschossen, wobei er ein Auge verloren hatte. . . . Wir standen im Hof aufmarschiert . . . Ab und zu kam noch eine Kanonenkugel daher. Plötzlich fiel vom Hofhause ein Gewehrschuß und eine Kugel schlug dicht neben dem Hauptmann in die Erde . . . Nunmehr gings zur alten Eider. Noch donnerte das Geschütz. Am linken Ufer des Kanals hatte englische Artillerie (vom Wallmodenschen Korps) abgefeuert und feuerte auf die nach Rendsburg abziehenden Dänen. Gefallene Krieger, Pferde, Wagen usw. — alles lag durcheinander. Am Rande eines Gartens lag ein schwer verwundeter dänischer Soldat, dem ein Plünderer die Stiefel ausziehen wollte. Bei den Bewegungen wimmerte der Verwundete. Unser Hauptmann, aufmerksam gemacht, zog blank und verjagte den Marodeur. — Es wurde nunmehr eine Wagenleiter geholt, um den Verwundeten darauf niederzulegen. Man gab ihm Branntwein und Wasser zu trinken, um ihn zu erquicken. Der Verwundete glühte vor Fieber. Es wurden Posten und Patrouillen gestellt. Dann ging es an das Absuchen des Feldes nach Verwundeten und Toten. In den Scheunen hantierten Jäger mit Lichen. Auf dem Hofe wurden Feuerstellen errichtet. Während der ganzen Nacht wurde nach Verwundeten gesucht.

In den ersten Morgenstunden des 11. Dezember ward der letzte hereingebracht: ein Advokat Zusempehl aus Plau. Er starb bald darauf. Der schwer verwundete Hauptmann v. Brandt, Führer der 2. Jägerkompanie, starb ebenfalls. Mit der Verpflegung sah es traurig aus. In einem Keller entdeckte der Berichterstatter ein Fäß mit eingemachtem Sauerampfer, woran er und ein Offizier sich erquichten.

Sodann fährt er fort mit einer malerischen Schilderung des nächtlichen Schlachtfeldes. Der Himmel war gerötet von dem Wiederschein der Tausende von Wachtfeuern in den Bivaks der Truppen. Ost hörte man den Anruf der Posten. Einmal erschien ein Parlamentair wegen Auswechselung des in dänische Gefangenschaft geratenen Herzogs Gustav von Mecklenburg. Ost sahen die Posten gleich wie im Traum die Bilder des Tages vorüberziehen, sie erblickten Reiter auf Schimmeln, sie rissen an, schossen und es war nichts. (Visionen des Schlachtfeldes!) Am nächsten Morgen (11. Dezember), so berichtet der Augenzeuge, besuchte er den Kampfplatz. Ein Jäger (von der 4. Kompanie) lag erschossen im Graben. Da sein Tschako sehr beschädigt war, so vertauschte er ihn mit demjenigen des Gefallenen. Das Blut trocknete er mit ab-

geplücktem dünnen Grase ab. Jäger K. aus Wismar lag weit nach vorne, ein anderer im Wege. Wegen der überall umherliegenden Leichen war das Fahren im Wege erschwert. Auch in den Hecken (Knirks) lagen die Gebliebenen, deren Uniformen hervorschimmerten . . . Für die folgende Nacht lautete die Parole: „Brave mecklenburgische Jäger“. Diese Parole bezeichnete eine ehrenvolle Anerkennung für das tapfere Verhalten, das die Jäger im Kampfe bekundet hatten. Als das Korps der mecklenburgischen Jäger zu Fuß unter dem Grafen von Osten-Sachsen den Ort Klubensiek passierte, standen zu beiden Seiten der Straße die übrigen Regimenter der Wallmodenschen Armee aufmarschiert und präsentierten das Gewehr. Von Klubensiek zogen die mecklenburgischen Jäger nach Sehestedt, wo sie zwei Tage lang verblieben. Die Verpflegung der Truppen wurde nach französischem Muster durch Requisitionen beschafft. Der mecklenburgischen Brigade war insbesondere die Landschaft Dithmarschen als Requisitionsbezirk zugewiesen worden. Die einzelnen Truppenteile hatten die Anweisung erhalten, nirgends zu plündern. Der Berichterstatter von 1813 meldet, daß er in seinem Quartier sich an Honig, Milch, frischem Bier und Wasser delectiert habe, was ihm jedoch nicht zuträglich gewesen sei.

Den Verlust, den die Wallmodenschen Korps im Treffen von Sehestedt am 10. Dezember 1813 erlitten, gibt er auf 1000, denjenigen des dänischen Heeres auf 800 Mann an. Im Totenregister der Gemeinde Bovenau unweit Sehestedt befinden sich über Offiziere u. Gemeine, die in der Schlacht gefallen waren oder im Lazarett verstorben, folgende Eintragungen: Herr v. Brandt, Hauptmann bei den mecklenburgischen freiwilligen Schützen, alt ungefähr 32 Jahre, ist im Lazarett verstorben. 10. Dezember: Der Herr v. Koch, Leutnant bei derselben Truppe, alt ca. 23 Jahre, starb auf dem Schlachtfeld. 11. Dezember: Herr v. Koers, Leutnant bei den mecklenburgischen reitenden Jägern, alt ca. 24 Jahre, starb im Lazarett. 10. Dezember: Wachtmeister Eggers, bei derselben Truppe, alt ca. 27 Jahre, starb einige Stunden nach der Amputation. 10. und 11. Dezember: Sechs Gemeine von den mecklenburgischen Truppen und von der kaiserl. russ.-deutschen Legion, alle unter 30 Jahre alt, 3 davon starben im Lazarett. 12. Dezember: Drei Gemeine von den feindlichen alliierten Truppen im Lazarett gestorben, unter 30 Jahre alt. 14. Dezember: Ein Gemeiner gestorben, alt unter 30 Jahre.

Einen schweren Verlust hatte das mecklenburgische Fußjägerkorps durch den Tod des allgemein hoch geschätzten und beliebten Hauptmanns v. Brandt erlitten. Er war ein sehr tapferer und unsichtiger Offizier, der seine Kompanie (2.) seit Beginn des Krieges mit glänzender Bravour geführt hatte. Der v. Brandtschen Kompanie gehörten auch zahlreiche Studenten an. Bei der 4. Kompanie waren sogar drei Gymnasiasten eingetreten. Von diesen Kriegsfreiwilligen hatte einen die Stadt Rostock ausrüsten lassen. Unter den im Treffen bei Sehestedt verwundeten Fußjägern befand sich der Oberjäger Gerdeß aus Rostock, der jedoch geheilt wurde und nach Schluss der Befreiungskriege 33 Jahre lang als Rektor in Ludwigsburg wirkte. Später war er Scholarch des Gymnasiums Fredericianum in Schwerin. Als Soldat hatte er sich die mecklenburgische Verdienstmedaille und die schwedische Schwertmedaille erstritten.

Ein feuriger Patriot und hervorragender Feldsoldat war auch der Kandidat der Theologie G. Müssäus, der im Frühling 1813, bei der 4. Kompanie der mecklenburgischen Fußjäger eintrat und im Laufe des Feldzuges zum Feldwebel befördert wurde. Müssäus ist 1839 als Pastor der Gemeinde in Hanstorf bei Doberan gestorben. Nach-

dem am 15. Januar 1814 zu Kiel der Friede mit Dänemark zu Stande gekommen war, erhielt die mecklenburgische Brigade Marschbefehl nach dem Rhein um das

Lübeckische Freikorps bei der Belagerung der von dem französischen General Bugnié besetzten Festung Jülich abzulösen.

Laat di Tied.

Von Paul Warnde.

Alle Straaten sünd nich eben,
Alle Straaten sünd nich graad,
Un dat möt ol Krüzweeg geben;
Dröppst du eenen, Misch, denn raad!

Alle Dierns, dei sünd nich nüdlich,
Alle Dierns sünd nich maal nett;
Un nich jede wiest di düdlich,
Wat sei in den Bussen hett.

Alle Beer'n sünd nich tau eeten,
Weck sünd giftig, weel sünd fuul;
Finnst du weck, denn täuf en beten,
Stäl nich jede fuurts in't Muul!

Laat di Tid! Wat soll dat fachten?
Dorbi pedd'n bloot bito;
Nemmer ruhig, ümmer fachten!
Paß maal up, dat geit ol so! Aus „Gedichte“.

Die Erben des Bauernhofes.

D. Augelberg.

(Fortsetzung.)

Auch Hinnerk erwirbt sich draußen bei den Kühen allerlei Kenntnisse und gleicht dadurch das in der Schule Versäumte wieder aus. Er weiß genau mit dem Wetter Bescheid, er kennt jede Pflanze, welche die Tiere fressen oder verschmähen. Macht auch seine Beobachtungen an Pflanzen. Wenn die Regenblume (Alcherauchheil) weit ihre kleinen roten Blüten öffnet, bleibi es gutes Wetter, wagt sie es nicht, kommt Regen. Er weiß, daß die Sonnenwende stets ihr Gesicht der Sonne zudreht und überlegt jetzt gerade, wie er es ansängt zu erfahren, ob das Johanniskraut wohl wirklich in der Johannisknacht blütet, wie ihm von der Großmutter erzählt wurde. Aufwachen würde er nachts schon, aber er fürchtet den Spott der Knechte, mit denen er die Schlaftämmen teilen muß. — Wenn die Herde ruht, legt Hinnerk sich unter die große Eiche und schnist Löffel aus Holz für den Gebrauch. Er versucht auch, einen Teller für die Mutter herzustellen, aber das will ihm noch nicht so recht gelingen, so wie die, die Vater gezeichnet, sehen sie immer noch nicht aus, und täglich versucht er es aufs neue. Hier draußen in der Natur erwirbt Hinnerk, ganz auf sich gestellt, viele Kenntnisse, um die ihn mancher Gelehrte beneiden könnte.

Der Bizbur und Fritzbür sind mit den andern Mähern bei der Arbeit. Ein leiser, jüngender Ton geht durch die Lust, schweigend arbeiten die Männer, jeder Muskel ist angespannt. Von der Stirn rinnt der Schweiß, im Takt werden die Sensen gehoben und gesenkt, ein stolzes Bild der Arbeit. Jeder hängt seinen Gedanken nach. Jochenbur möchte wissen, was der Tierarzt zu dem kranken Pferd gesagt, bei dem er die ganze Nacht gewacht, wenn's bloß nicht eingeht, das ist allemal ein so großer Schade. Und der Bizbur! Ja, dessen Gedanken gehen andere Wege. „Badder wird doch wirklich alt, er geht nicht mit der Zeit mit. Wenn er, der Bizbur erst den Hof hat, dann muß alles anders werden. Arbeiten, das tut auch er, aber sich so abrackern wie Fritzbür, ne! Die ganze Nacht ist er oft, bald bei der Stute, dann bei der Kuh, oder bei der Sau. Im Winter trägt er Mudder den Speck in den Rauch. Hausarbeit ist Frauensache, das hat er, der Bizbur, nicht nötig. Für Fritz ist das allerdings eine andere Sache, der wird ja doch kein Bauer. — Für eine Dirn könnte Badder noch den Lohn sparen, Mudder könnte immer noch bischen fixer schaffen. Wenn Badder meint, die Arbeit würde ihr schon

sauer, so könnte er ja mit ihr aufs Altenteil gehn.“ — Die Sensen singen ihr Lied, ein Häschchen springt erschreckt auf, Halm auf Halm sinkt getroffen zur Erde.

*

„Hest du 't all hürt? Schulenwadder is dod!“ so läuft die Kunde durch das Dorf. „Wen seggt dat?“ — „Dat 's jo woll gor nich maeglich!“ — „Bim, bam, him, bam,“ liegen schon die Glöden, jeder Zweifel ist ausgeschlossen. Am Tage vor der Beerdigung geht die Leichenherrsch (Totenfrau) mit feierlicher Miene, gemessenen Schritten, wie es ihr Amt fordert, zu dem Schulzenhaus besuchten Familien. „Schulzenmudder lett birn, ehrn Mann dei lezte Ihr antaudauhn un nahsten tau 'ne Tass Kaffee tau oliben.“

Im Schulzenhaus ist inzwischen trotz der Trauer reges Leben. Da der Bekanntenkreis groß, sind auch viele Vorbereitungen zum Leichenschmaus nötig. Es wird geschlachtet und zugerichtet, gebacken und gekocht. Was nicht in der Wirtschaft vorrätig, muß aus der Stadt mitgebracht werden. Greiten steht im Tor und überlegt mit Körb, wieviel Semmeln nötig sind. „Der Preister bekommt für 8 Schilling, der Köster für 16 und jeder Jung für 1 Schilling. Alles geht hier nach vorgeschriebenen Säben. Auch Kaffee muß Körb mitbringen. Für gewöhnlich gibt's Kornkaffee, aber an solch einem Tag werden die Gäste mit Bohnenkaffee bewirtet. Auch Küster und Pastor müssen eine Kanne Kaffee haben, sie bekommen ihn ins Haus geschickt.“

So naht unter dem Gerede der Neugierigen, unter Arbeit und stiller Trauer der Leidtragenden, die Stunde heran, in der Schulenwadder den Hof für immer verlassen muß, auf dem er aufgewachsen und Freud und Leid getragen hat. Die Dorfleute kommen, Schulenwadder zum letzten Mal zu sehen. Der Sarg steht auf der großen Diele im Bauernhaus. Nebenan in den Ställen brüllt das Vieh. Bald erscheinen auch die Jungs mit dem Küster zum Singen. „Wenn mein Stündlein vorhanden ist, und ich soll fahren dahin, so leit mich, mein Herr Jesu Christ, mit Hülfe mich nicht verlasse . . .“ so singt's aus den Kindersstimmen. Die Träger heben den Sarg, dreimal geht der Trauerzug um die Kirche. Da Schulenwadder ein Bauer ist, dessen Angehörigen die 12 Schilling bezahlen können, steigt der Pastor auf die Kanzel und hält die Likenpredigt. Dann singt die Gemeinde: „Nun laßt uns den Leib be-

graben!" Worauf alle an das offene Grab gehen. Als Schultenmudder in der Erde ruht, geht die Trauergemeinde ins Schulzenhaus zum Leichenschmaus.

*
Schultenmudder liegt allein in der Schlaflammer, die Atemzüge ihres Mannes fehlen. Unheimlich still ist's. Noch ein Vierteljahr, dann muß sie auf Altenteil, ihr Stieffohn, ihre Schwiegertochter nehmen das Regiment in die Hand. Wie immer, wenn die Angst, das Grauen vor der Zukunft sie packt, greift ihre Hand nach der Seite, wo sie die starke, sichere Hand ihres Mannes zu finden weiß. Sie fährt zurück, der Platz ist leer, der, den sie sucht, ist weit von ihr. Sie schluchzt auf und vergräbt den Kopf in die dicken Te-
verkissen.

Im Katen auf dem Hof wirft sich der Bizbur unruhig auf seinem Bett hin und her. Auch er kann keinen Schlaf finden diese Nacht. Gewartet hat er nicht auf den Tod des Vaters, daß er so schnell Bauer würde, kam ihm selber überraschend, aber nun, vor die Wirklichkeit gestellt, macht er Pläne, wie alles werden soll. Viel Geld geht an die Geschwister verloren. Wird der Hof das tragen? — Seine Züge verfinstern sich, er sieht keinen Ausweg. Grübelnd verbringt er die Nacht. Mürrisch, aber stolz in dem Bewußtsein, bald Bauer zu werden, geht er am Morgen an die Arbeit. — „Mutter hat einen Brief bekommen, alle Erben sollen aufs Amt kommen!“ So ruft ihm seine Frau mittags schon von weitem entgegen. — „Ach, da soll bloß die Erbschaftsgeschichte geregelt werden, das Amts muß eben überall seine Nase hineinstechen. Ein paar Monate noch, dann ziehn wir aus dem Katen.“ So versucht der Bizbur seine Frau zu beruhigen. Sie sagt nichts dazu, ist aber im Innern nicht überzeugt. Eine große Spinne ist ihr heute morgen über den Weg gelaufen, das bedeutet Unglück.

Bald soll sie erfahren, daß sie so Unrecht nicht gehabt. Totenbläß mit stierem Blick, steigt der Bizbur am andern Morgen vom Wagen. Fritzbur ist Bauer geworden. Zum Tode erschrocken waren alle Anwesenden, als der Amtmann das Testament verlesen. Was nützt es, daß Fritzbur das Erbe nicht antreten wollte, er mußte, der Vater hatte es bestimmt, sein harter Wille regierte noch nach seinem Tode, dem mußte man sich fügen. Fritzbur wagte nicht, seinen Bruder anzusehen. Seine Schwägerin in ihrer Not um den Mann, dessen verstörter Blick jeden erschrecken mußte, schreit ihm das Wort „Erbschleicher“ ins Gesicht. Mit finsterem Blick geht auch er in seine Kammer.

Bor allen Türen stehen die Leute, von Mund zu Mund geht die Kunde „Fritzbur bekommt die Stelle.“ Der Bizbur spürt die Gedanken, die heimlichen Blicke, sie bedrängen ihn, verfolgen ihn nachts im Traum. Leise erhebt er sich von der Seite seiner fest schlafenden Frau. Wie im Traum suchen seine Hände einen Strick. Er geht auf den Boden. Am andern Morgen läuft die Schreckensbotschaft durch das Dorf: „Der Bizbur hat sich erhängt!“ *

Schultenmudder sitzt beim Schein der Tranlampe am Bett ihrer Mine. Die Backen der Kranken brennen, der Atem geht feuchend. Typhus hat der Arzt gesagt, kalte Umschläge auflegen. Aber das kalte Wasser liebt Mine nicht, sie schreit wild auf, wenn die Mutter mit dem Tuch kommt. Mit heißen Ziegelsteinen hat die Schultenmudder die Kranken immer geheilt, warum Mine nun nicht auch? Schultenmudder packt Mine heiße Steine auf den Leib, der Doktor sieht's ja nicht. Die bitteren Tropfen werden jedesmal, den Löffel in den zitterigen Händen haltend, ordnungsmäßig abgezählt, aus dem Fenster geschüttet, was weiß dann später der Doktor, wo sie geblieben! Eine Weile ist's ganz still im Stübchen, die Kranke hat Ruhe gefunden. „Klops, klops,“ Klingt's von der hölzernen Lade

her. Schreckensbleich greift Schultenmudder zum Herzen. Die Totenuhr! „Komm mit, komm mit!“ Von draußen der Ruf des Totenvogels. Nun weiß Schultenmudder, daß sie morgen nicht mehr zu Dürrientant zu gehen braucht, die zu bitten, das Fieber zu besprechen, der Tod ist zweimal ange sagt. — Die Kranke fordert Wasser, gegen das Gebot des Arztes gibt Schultenmudder ihr das Gewünschte.

Als am andern Morgen der Arzt kommt, kann er nur den Tod feststellen. Aber der Doktor kennt seine Bauern. Haus bei Haus liegen die Kranken. Er geht zum Förster, wo auch die Lies von der Krankheit angesteckt. Als er wieder fort ist, ruft die Frau Förster Dürten und beauftragt die, das große Fremdenzimmer zu richten. Johann muß nach der Stadt fahren, um zwei barmherzige Schwestern aus dem Stift zu holen. Anfangs versuchen die Bauernfrauen, den stillen, ernsten Helferinnen, die bald von Haus zu Haus gehen, ins Handwerk zu fischen, doch deren wachsamen Blicken entgeht auch nicht die kleinste Unregelmäßigkeit. Ihrer freundlichen Bestimmtheit und dem gelegentlichen, energischen Dazwischenreisen des täglich sich nach seinen Kranken umschenden Arztes, gelingt es denn auch bald, daß alle sich willig den Anordnungen führen. Solange die Schwestern im Ort, pocht der Totenwurm vergeblich, und auch der Ruf der Eule hat seine weisagende Kraft verloren. — Bald ist denn auch die Krankheit im Abnehmen begriffen, und die Schwestern können ins Stift heimkehren. Mit den Wenigen, die sich anfangs tapfer gehalten und zuletzt doch noch von der Krankheit erwischt wurden, meint der Arzt, würden die Dörfler wohl allein fertig werden. Aber Besserwissen und Übergläubische arbeiten dem Tod nun wieder in die Hände, so daß er zuletzt doch noch auf seine Kosten kommt.

*
Auch in Fritzbur's Familie, die nun längst das Bauernhaus bezogen, hat der Typhus gehaust. Die ohnehin durch die Auszahlung schon arg belastete Stelle steht nach der Krankheit noch ungünstiger da. Fritzbur und seine Frau stehen vor Sonnenaufgang auf, sind unermüdlich im Schaffen, auch die Kinder helfen nach Kräften mit, da sie den Ernst der Lage begriffen haben. Großvaters Stelle ist ihnen allen lieb, die darf nicht unter den Hammer kommen. — Aber eines Nachts fährt die Bauernfrau aus wilden Träumen auf, sieht entsezt nach dem neben ihr liegenden Bauern, aber der schläft ruhig. Doch ihr Herz rast weiter, ihr Hirn arbeitet fieberhaft, sucht den Traum zusammenzubringen. Unheimlich heult draußen der Novembersturm ums Haus, der Regen schlägt an die Scheiben, immer das gleiche eintönige Lied singend. Voller Angst horcht sie nach den Atemzügen ihres Mannes. Mit schweren Gliedern erquälen sie, stehen ihr auf dem Gesicht geschrieben. „Was schadet di, Wiesch?“ so das Wort des Bauern, der sich das Wesen seiner Frau nicht erklären kann. „Nix, hew bloßen is drömt dije Nacht,“ ist ihre kurze Erwiderung. Doch lange und angstvoll sieht sie ihrem Manne nach, als er mit seiner Art in den Wald geht.

Am Abend bringen die Arbeiter Fritzbur auf einer aus Stöcken zusammengelegten Bahre heim. Lungenbluten hat er im Wald gehabt, ist ihnen umgefallen. Und nun kommt alles, wie es kommen muß. „Fritz hätt dei Sucht.“ „De Schäper besprelt dat Feyer, dat bliwt of weg, oewer böter ward Fritz nieferst nich.“ Von Woche zu Woche schwinden die Kräfte mehr, der Husten wird stärker. Der Arzt, dessen Rat man viel zu spät einholte, kann nur noch Linderung verschaffen, der Tod hat seine Hand schon ausgestreckt. — Und der Hof? — Die wachsamen Augen des Bauern, seine tüchtige Hand fehlen. Die Krankheit kostet viel Geld, ein Stück aus der Wirtschaft nach dem andern muß verkauft werden.

Ostmecklenburgische Heimat



Halbmonatsschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. und 3. Sonntag jedes Monats. — Bezugspreis monatlich 30 Pf. zzgl. Bestellgeld; für die Abonnenten der „Teterower Zeitung“ gratis. — Erscheinungsort Teterow. — Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malchiner Straße 15, Fernruf 367. — Verantwortlich für den Inhalt: Dr. Barnewitz, Bülow.

Jahrg. 9

Teterow, 16. Februar 1936

Nr. 4

Mecklenburg im Urteil alter Reisender.

Dr. Robert Ahrens, Malchin.

2. Vom täglichen Leben.

Die Macht des Staates sichert Wohlstand und Ruhe seiner Bürger. Auch Mecklenburg beweist, wenn auch negativ, diesen Satz. Viele Kriegsstürme sind über das Land dahingebraust, haben Dörfer und Städte heimgesucht, weil der Staat nicht imstande war, sich zu schützen, weil Mecklenburg nur Objekt der Politik war.

Um so auffälliger ist es, wie rasch sich nach solchen schweren Jahren der Wohlstand wiedereinstellt. So erzählt Witte in seinen „Kulturbildern aus Alt-Mecklenburg“ von dem Aufwand der Pächter wenige Jahre nach dem Siebenjährigen Kriege, der Mecklenburg so schwer mitgenommen hatte. „Sie hielten sich Rütscher, Vorreiter, Reitknechte und drei bis vier Bediente, fingen an in prächtigen, mit sechs ausgesuchten Pferden bespannten Staatskarossen zu fahren, die üppigsten Gastmähler und Bälle zu geben, gestickte Kleider und Hüte mit Brillantagraffen zu tragen . . .“ Und hatte man kein Geld und Gut, so waren die Lebensmittel, die das Land in reicher Fülle hervorbrachte, doch so billig, daß man es sich gut sein lassen konnte. Erzählt doch Nugent, daß man in Strelitz mit einem Taler so weit komme wie in London mit einem Pfund Sterling.

Der fahrende Schüler, Michael Franc, bei dem oft gemug Schmalhans Küchenmeister sein möchte, schildert voll Begeisterung die schönen Fischgerichte Rostocks. „Es findet mir auch bei meinem alten Freundt Henrico die vier Wochen über mancherlei selzame Speisen und fremde Getränke fürkommen . . . sonderlich von mancherlei Seefischen, also von Meerschwein (Delphin), das ist ein fettes, süßes, liebliches Eben gewesen, item frische Blatteiseln oder Schollen, wie sie des Landes genannt; Rochen, ein selzamer, stattlicher Fisch mit einem langen Schwanz; frische Hering, ist ein gar süßer Fisch; Bergische Butten, sind fast der Art als die Blatteiseln, nicht so groß, ist ein Herrenessen, auf dem Rost geröstet; ist ein sehr fetter Fisch, gut zum Trunk, gibt auf Kohlen gebraten, frischen Durst; oder Morellen oder Marrelen, diese sind gar gemein mit Senff wie den Stockfisch zu eßen.“

Man spürt fast, wie dem Manne noch in der Erinnerung das Wasser im Munde zusammenläuft.

Durch Nugent erfahren wir einiges, was ihm so aufgefallen ist, daß er es der Erwähnung für wert hält. Auf dem Weg von Strelitz nach Schwerin lehrt er in einem Dorfkrug ein und stellt mit Erstaunen und sichtlichem Kopfschütteln fest: „Sie speisten allesamt Gänsefleisch statt Butter und versicherten, daß es gar herrlich schmecke“. Man hört deutlich den zweifelnden Unterlaut aus seinen Worten heraus. „Ich labte mich an einer Biersuppe, welches in den hiesigen Landstrügen eine Favoritspeise ist“. Auch der Satz klingt nicht sehr begeistert.

Allgemeinere Betrachtungen über das Essen und seinen Einfluß auf die Wesensart des Volkes finden sich bei Weber. Der Mecklenburger „lebt fast allein dem Ackerbau bei Mehlspeise, Kartoffelsbrei, Pferdebohnen und Dünnbier. Geräucheretes Fleisch wechselt mit gesalzenem, Butter-Brot mit Nüsse, und das Gemüse schwimmt in Fett und alles in reicher Menge. Solche Eßer erscheinen auch gerne grob und derbe“.

Ins selbe Horn bläst der französische Offizier: Der gemeine Mann in „Mecklenburg, Pommern, Lauenburg und der Mark verzehrt mehr Speck, Wurst, Rauchgänse, gesalzte Fische, Fleisch, Klöße, Butter und grobes Brot in einem Tage, als der Hesse, Schwabe, Rheinländer in ganzen Wochen . . .“

Auf dies reichliche und derbe Essen gehört ein kräftiger Schluck Brautwein, und der Franzose stellt denn auch fest, daß „dies Getränk im nördlichsten Deutschland sehr geliebt“ wird. Die gleiche Unsitte fällt Nugent auf, der hinzuseht: „Sie glauben nicht, was hier zu Lande für eine erschreckliche Menge Kaffee getrunken wird, und dennoch habe ich nicht gefunden, daß er den Leuten hier schädlich seyn sollte. Vielleicht kommt dies davon, daß sie noch eine gute Portion Brandwein zu sich nehmen, denn sobald sie in ein Wirtshaus kommen, wird Schnapps gefordert“. So scheint man das eine Gift als Vertreiber des andern aufzufassen.

Davor tritt der Weinverbrauch doch sehr zurück. Zwar hat man im Mittelalter auch in Mecklenburg Wein gebaut. — Der Pastor Hane meint in der Neuen Monatschrift von und für Mecklenburg 1793, daß durch die größeren Wälder der früheren Zeit Weinstöcke bei uns besser gediehen seien. Aber jedenfalls wird dieser Wein ein naher Verwandter des Essigs gewesen sein. Bekannt ist die Anekdote, die Sternberger hätten vor dem Trinken ihres Weins immer erst auf den Tisch geschlagen, um sich Mut zu machen. Von eingeführten Weinen waren besonders die Südwine beliebt. So zählt Michael Franck 1590 folgende Sorten auf: „Auch haben sie viel fremden und spanischen Wein alda, wie den mein Schulgesell, der S. Kilian, einen Weinschenken der Stadt geben hat, als Alacanti (=Wein von Alicante, Spanien), Zitronwein (Zypernwein??) ein schwarzer Wein, Bastart (?), Hipocras, ein starkes, von Gewürz zugerichtetes Getränk, wie ein Malphasier (= griechischer Rotwein)“.

Auch vom Bier, dessen Herstellung und Vertrieb ein wichtiger Wirtschaftszweig in den Städten war, hat sich der Student Franck eine gute Kenntnis verschafft, und wenn er sonst auf seiner Reise nichts studiert hat, dies Studium hat er mit Hingabe getrieben. Von Rostock heißt es: „Diese Stadt hat eine sonderliche Gabe, brauet und giebet ein gutes rothes Bier, das Rostocker Dehl genannt, dadurch die Bürger sehr gute Nahrung haben; denn es wird weit zur See waris bis in Preußen und andre benachbarte Landschafften geführt, ist guter Substanz und Geschmacks, nutritet und alimentiret sehr wohl, ist ein gutes Winter- und Sommerbier. Die Dämmenmärker halten viel davon, und wird zu Coppenhagen soviel als Wein ausgetrunken, wenn man schon eben viel derselben trinket, so befindet man davon keine sonderliche Beschwerung nicht“.

Und von Güstrow: „Dieses kleine Städtlein hat ein treffliches gutes Bier gebrauen und geben, als Knisenack und bernauwisch genannt; Knisenack ist ein starkes, trübes Bier, wie Lehmjauche, aber ein gewaltiger Kopfreißer, man darf es nicht viel trinken, so kriechet's einem in Raden und stößt einen gar darnieder“. Die sprachlich wahrscheinlich richtige Erklärung des Ausdrucks Knisenack weiß Nugent anzugeben: „Man nannte es in wendischer Sprache Knesenak, welches so viel heißt als Fürstenbier, von Johann, dem Theologen, Herzogen von Mecklenburg, der ein großer Liebhaber dieses Bieres gewesen seyn soll“.

Noch heute kann man sich vielfach keine Geselligkeit ohne Alkohol vorstellen. Nicht anders ist es im alten Mecklenburg gewesen. Als Nugent in Bülow eingeladen wird, merkt er an: „Unsere Bewirthung war sehr schön, aber nicht im geringsten überflüssig und kostbar. Beym Gesundheit trinken bemerkte ich wieder etwas Neues. Denn jeder nahm ein großes Glas und nippte auf die Gesundheit eines jeden in der Gesellschaft so lange, bis die Tour rund war, und dann wurden keine Gesundheiten weiter getrunken“.

Von dieser einfachen Form der Bewirtung steht sehr ab, was Nugent von einem Fest in Rostock zu berichten weiß: „Unsere Bewirthung war ebenso prächtig als bey Trendelenburg in Lübeck und auch mit eben solchem Ceremoniell. Ueberhaupt scheinen hier zu Lande sich die Aerzte konföderirt zu haben, auf die Gesundheit ihrer Freunde und Bekannten los zu stürmen, denn es geht bey ihren Gastereien weit luxuriöser zu als selbst bey den Gastereien des Adels“.

Im übrigen betonen alle, wie freundlich sie aufgenommen seien. Raum ist Nugent in Rostock in seinem Wirtshaus abgestiegen, da wird er auch von einer Gesellschaft,

die von seinem Namen gehört hat, zur Teilnahme aufgefordert — „ein Umstand, aus welchem Sie sich von der Tretherzigkeit der Mecklenburger einen Begriff machen können“.

Auch unter den Einheimischen herrscht ein freundlicher Berlehr. Campe singt ein Lied auf die Räuber: „Ein Hauptzug in ihrem Charakter scheint die Geselligkeit zu seyn; eine Tugend, welche man nur an kleinen Orten, nicht in den großen Städten suchen muß. Denn was man da für Geselligkeit gehalten wissen möchte, — das zeremoniöse Zusammenkommen gezielter und gepuhter Menschen, die sich versammeln, um einander das Geld aus den Beuteln zu locken und dann auf Kosten der Gesundheit Stundenlang zu prassen — verdient diesen Namen nicht. Es leben an diesem kleinen Orte ungefähr dreißig gesittete Familien, die . . . wöchentlich zweimal zusammenkommen, nicht um einander arm zu machen, sondern um bey einem frugalen, kalten Abendessen sich von den Geschäften des Tages zu erholen, Verstand und Herz durch vernünftige und muntere Gespräche zu nähren und sich durch mäßiges Vergnügen zu künftiger Geschäftigkeit aufzuheitern“.

Zu diesem harmlosen Vergnügen paßt das, was dem Hamburger Schulmeister Jägermann in Güstrow aufgefallen ist: „daß nämlich vor den Häusern an der Gasse eingehetze Plätze angebracht sind, worin der Hauswirth mit seiner Familie und sonstigen Freunden an heiteren Abenden sich nach des Tages Last und Mühe erholet“. Von ähnlichen anspruchslosen Vergnügungen weiß Nugent: In der Nähe von Güstrow trifft er eine Gesellschaft von Damen und Herren an einem Ausflugsort. „Einige der Herren tranken ein Glas Wein und rauchten Tabak, andere spielten mit den Damen Kegel. Dies war für mich etwas ganz Neues, und ich muß bekennen, es schaffte mir außerordentlich viel Vergnügen, das schöne Geschlecht bei einem männlichen Spiele so geschäftig zu sehen“. Was würde er erst sagen, wenn er von den großen Wettbewerben der Keglerinnen in unserer Zeit gehört hätte! Weniger gefällt ihm die in Mecklenburg so verbreitete Sitte des Kartenspiels, „wovon ich kein Liebhaber bin, besonders wenn hoch gespielt wird, welches hier zu Lande sehr gewöhnlich ist“. Dagegen scheint das billigste und zugleich die Gesundheit fördernde Vergnügen des Spazierengehens damals nicht sehr beliebt gewesen zu sein. „Als ich einmal von hier (Neustrelitz) nach Altstrelitz spazierte, wunderten sich beide Herrschaften (der Herzog und seine Schwester) über diese fatigante Reise, und der Herzog verwarf es mir mit sehr vieler Gnade, daß ich mich nicht einer von seinen Karossen bedient hätte“ (Nugent).

Und nun noch zwei größere Schilderungen von Festen. Bei dem ersten handelt es sich um eine Bauernhochzeit im Jahre 1780. Von ihr erzählt ein märkischer Pastor Emanuel Hartenstein, der „nach Art der Apostel“ eine Reise macht. Er kommt nach Mecklenburg. „Das ist ein Land, wo Milch und Honig innen fließt. Da hat mancher Pilger schon seine Ruhestätte, mancher Scheinheilige sein Brodt, mancher Ignorant Ehrenstellen bekommen . . . da wird auch vielleicht für dich ein Plätzchen seyn“. Ohne zu untersuchen, zu welcher der von Hartenstein aufgestellten Kategorien er selbst gehört, wollen wir ihm gleich das Wort zu seiner Schilderung geben. Die Hochzeitsfeier, die in dem Dorfe Kl. Bulow bei Neubrandenburg stattfindet, beginnt am Freitag. „Nach der Abendmahlzeit wurde getanzt und Karten gespielt . . . Was machten aber die Pastoren, drei an der Zahl? Sie rauchten Tabak und sahen zu, wie's den versammelten ehr samen Jungfrauen von des Amtmanns Tochter bis zur horchenden Viehmagd an der Stirn zu lesen war, wie sehr sie wünschte, daß sie doch

auch bald Frau werden möchten". Und nun eine eigentümliche Sitte: „Der kopulierende Pastor entfernte sich um 9 Uhr und überließ mir und meinem Vetter die Sorge, das angehende Ehepaar an der Spitze der übrigen Hochzeitsgäste in guter Ordnung in das Hochzeitsbette zu begleiten, welchen Antrag wir auch mit aller Zucht und Ehrbarkeit treulich ausrichteten“.

Die Feierlichkeiten sind damit natürlich noch nicht zu Ende. Am Sonnabend wird weiter gefeiert, und zwar so, daß der Pastor sich nicht auf das richtige Evangelium zur Sonntagspredigt zu beschränken weiß. „Am folgenden Sonntag wurde die junge Ehefrau nach eingenommenem Frühstück in Prozession nach Gr.-Lukow in die Kirche geführt“. Auch am Montag ist man des Feierns noch nicht müde. Erst am Dienstag entfernen sich die Gäste allmählich.

Die zweite Erzählung schildert ein ländliches Fest, das infolge eines besonderen Anlasses in Doberan sich entwickelte.

„Der Erbgroßherzog und seine junge Gemahlin waren vor einigen Tagen von den Landleuten der hiesigen Gegend feierlich eingeholt worden. Dafür bewirtete das junge fürtliche Ehepaar sie heut Nachmittag mit Speise, Trank, Musik und Tanz. Ich ging etwa um 7 Uhr nach dem Lustorte . . . Hier sah ich zwischen hohen Bäumen auf einem Rasenplatz ein Brettergerüst errichtet und vor demselben den Rasen durch Bretter zu einem Tanzboden tüchtig gemacht und mit Gewinden von Laub und Blumen umstellt. Hier tummelten sich schon bei meiner Ankunft die aus den benachbarten Dörfern eingeladenen Bauern männlichen und weiblichen Geschlechtes wacker umher . . . Nun denkt Euch die Weiber und Mädchen auf beiden Seiten des Tanzplatzes stehend und sitzend, die Männer und Junggesellen in der Mitte meist stehend oder mit dem gefüllten Bierkrug, der ziemlich groß und bedeckt war, kommend und ihren Schönen den Labetrunk reichend; andre mit vollen Zügen trinkend aus blechernen Kannen, Bechern usw. nicht bloß den gebräuten Gerstenhaß, sondern auch den gebrannten. Im Hintergrund einige Tonnen Bier mit dem Spender desselben, das schon leere Fässer austropfend, um die Reise auszuschenken; Bauernkerle umherstehend, die Krüge leerend oder die geleerten darbringend, um eine neue Gabe zu empfangen; leere Brannweinflaschen, Karren, welche neue Vorräthe von Starkgetränken herbeiführten usw.

Unter dem Geräusch des wohlbesetzten Orchesters vor diesen Rektarquellen tanzte mit den beschriebenen Bauern und Bäuerinnen der Erbgroßherzog und einige vom Hofe. Andere gingen umher und munterten die männliche Jugend auf, die Erbgroßherzogin und andre Damen zu gleicher Ehre und Ergötzung aufzufordern. Es wähnte auch nicht lange, so tanzte die hier vornehmste weibliche Welt zu großer Freude aller zahlreich versammelter Zuschauer . . . Der Kronprinz von Preußen, Friedrich Wilhelm IV. erschien, und eine dreiste Bäuerin trat mit den Worten zu ihm: „He kann ok wol met mi danzen. Die Aufforderung ward gebührend angenommen, und so walzten hier Königs- und Fürstensöhne mit den Landdirnen, Prinzessinnen mit den Führern des Pfluges: eine ehrwürdige Mischung der Menschen, welche der bürgerliche Stand so selten in so genaue Verührung bringt. Bettler werden Fürstenbrüder, wo dein sanfter Flügel weilt. Ein Bauer sagte mit entzückender Miene: Ne, dat's ne lustige Freude. Ein schöner Lobspruch für die Anordnung dieses Saturnaliensfestes, das mir stets im Gedächtnis bleiben wird . . . Ein kleines Feuerwerk schloß die Lustbarkeit im Freien. Später ward den Tanzlustigen ein Boden eingeräumt, wo sie sich bis zur Frühe des folgenden Tages herumtummelten“.

Das ist ein lustiges, buntes Treiben, das uns der Besucher Doberans so schildert. Und er beobachtet auch, in welcher Tracht die Bauern und Bäuerinnen hier erscheinen: „Die Bauern größtenteils in braunen Tuchjacken und Beinkleidern, erstere mit Schößen, die etwas über die Hüften reichten und in den letzteren eine starke Seiten-schlitz mit Taschen; unterhalb des Knies waren die Beinkleider mit blauen Bändern zugebunden, weißgrau Strümpfe bedeckten den Fuß, und die Schuhe waren mit breiten rothen Bändern befestigt, die eine stattliche Quaste bildeten. Den Kopf bedeckte ein runder Hut mit kleiner Erhöhung und daran prangte ein größerer oder kleinerer Blumenstrauß. Die Bäuerinnen trugen den hier und in der ganzen Umgegend üblichen Strohhut, etwas über eine Spanne lang, hinten abgerundet und vorn mehr oder weniger ausgebreitet, von der Linken zur Rechten mit schwarzen, rothen und blauen Bändern, hier mehr, dort weniger gezieret . . . Eine Tuchjacke meist schwarz oder doch von dunstiger Farbe, aber nur kurz, bedeckte den Oberleib, ein Tuch den Hals, ein schwarz und weiß gestreifter Rock ging ein wenig über die Knie hinaus und darunter guckten meist blutrote Strümpfe hervor und Schuhe mit hohen Absätzen“.

Leider erfahren wir außer diesen Säben in den Schildderungen der Reisenden nur sehr wenig über die Tracht der Mecklenburger.

Nur Michael Franc spricht von der „sonderlichen, unbekannten Tracht“ der Rostocker; „sonderlich verstellen die Hüden das Weibsvolk sehr, welches sie über die Häupter ziehen und vor den Mantel gebrauchen“.

Im übrigen schauen wir an einer Stelle mitten hinein in die Wandlungen der Tracht, sehen einen Teil des Absiebens der alten Sitten, wenn Campe erzählt: „Ich sahe Schusterweiber und Schneidertöchter mit einem Prunk und Glitterstaat erscheinen, dessen Anblick mir in der Seele weh thut. Ich hätte mich, wenn so was ohne Schwärmerie geschehen könnte, öffentlich auf den Markt hinstellen und den guten Leuten zurufen mögen: „O hütet euch, so lieb euch eure und eurer Kinder Wohlfahrt ist, vor aller Nachlässigung der verfeinerten, eitlen und üppigen Bewohner großer Städte! Bleibt der edeln Einfalt eurer Väter und Mütter in Kleidung, Sitten und Lebensart getreu und vermehrt eure Bedürfnisse nicht: sonst, o ihr guten Leute, sonst ist es wahrlich geschehen um eure Glückseligkeit!“

Mit dem Gebiete des Kleidungswesens hängt auch noch zusammen, was Nugent in Wismar beobachtet: „Eine sonderbare Eitelkeit habe ich hier bemerkt, die aber doch in ganz Mecklenburg Mode ist, nemlich daß die Herren nie ausgehen, ohne einen Bedienten hinter sich zu haben. Eine andere Gewohnheit kommt mir ebenfalls sehr singulär vor, daß sowohl Leute vom Stande als der gemeine Mann gestießelt in der Stadt herumgehen; dies mag in Schnee und Regen ganz bequem sein, doch denk ich, muß es bei warmen Wetter sehr belästigen“.

Noch tiefer in Volksitten und Brauch führt uns eine andere Notiz: „Der Professor langte nun sein Feuerzeug hervor, um nach der hiesigen Gewohnheit eine Pfeife zu rauchen. Denn es ist hier ganz gewöhnlich, daß ein Herr, der zu Pferde sitzt, sich an seiner Pfeife delestirt, und sein Bedienter ebenfalls mit der Pfeiffe im Munde hinter ihm her schlendert“. Abgesehen von dem drolligen Anblick, den dieser Aufzug gemacht haben muß, ist nicht zu erkennen, daß in den Worten des Engländers ein Tadel mitschwingt. Und das hängt zusammen mit dem Tabakrauchen oder Tabak-Trinken, wie man ursprünglich sagte, überhaupt. Denn die Sitte des Rauchens, die im 17. Jahrhundert sich über ganz Europa verbreitet hat, ist keineswegs ohne Widerspruch durchgedrungen. Staat und

Kirche haben sich gleicherweise dagegen gewehrt, und noch im 18. Jahrhundert hat dieser Widerstand nicht ganz aufgehört.

Den gleichen Anstoß wie hier das Rauchen erregt 200 Jahre früher bei dem Studenten der Gottesgelahrtheit das Baden. Im Mittelalter hatte die Stadt ein paar Badestuben, in denen Heiß- und Dampfbäder verabfolgt wurden, die meistens auch wie der Name Bader für Barbier beweist, mit Barbierstuben verbunden waren. Der Rat begünstigte ursprünglich diese Einrichtungen, es gab wohl gar städtische Badestuben. Allmählich machten sich jedoch schwere fittliche und gesundheitliche Schäden bemerkbar, die aus dem gemeinsamen Baden der beiden Geschlechter erkläbar sind. Und nun schritt die Obrigkeit gegen die Badestuben ein. Mit der Reformationszeit verschwinden sie allmählich, und um so auffälliger ist es, daß in Rostock

der alte Betrieb anscheinend noch in voller Blüte war. Hören wir den Bericht Michael Francks: „Es hat desselben Landes selzame Art mit den Baden und Badestuben, so mir wunderbarlich fürkommen, als ich daselbst in die Badestuben gangen, mich verwundern müssen, denn alles Volk, Mannes- und Weibesvölk, Gesellen und Jungfrauen, Jung und Alt, Klein und Groß, durcheinander gangen, gefessen und gebadet . . . Das Volk im Lande und Stadt sind es also gewohnt, achtens und scheuens nicht, aber mir und einem Ausländischen kommt es selzam und wunderlich für, wie ich mich denn entsezzet und das refugium geben wollen, wenn der Bader mich nicht wieder zurück geholet und Bericht gegeben“. Um seines Seelenheiles willen flieht also dieser reformatorische Joseph und kann nur durch die Erklärungen des Bademeisters beruhigt werden.

Dat Strafgericht.

Karl Puls.

Dat is in dei Kriegstied. Up den Ulenhoster Kauhbrink liggen zwei Jungkiers von middewiel soewenteihu Jöhr. Sei hewn sic ein lütt Kauhhederfür anpüstert. Ne kutscherzigarr hollen sei grotherrsch in den Snawel un snacken lauk. „Je, August, uthawen sünd wi beiden nu,“ seggt dei ein, „wat meinst, sullen wi woll noch mit hemütten nah den Krieg?“ „Dat wull ic stark hoffen, Krischan!“ prahlte dei anner, groewer von Gesicht un growknöcker as sien Maat. „Jet mein ümmer, dei Krieg is bald tau Ennen. Denn bruken wi nich mihr in Geföhr.“ „Hest woll Angst in dei Büx?“ „Dat grad nich. Man nahfragen dau ic dor ok nich välv nah dat Mörden.“ „Büst jo gorkein Kierl nich, Krischan! Kief mal, Lüd as wi — junge, junge, ic segg di, ic heww ollig Lust, den Franzmann Bein tau maken! Tau sowat bün ic taubruken. Dat Läwen hier up'n Lannen is mi väl tau ruhig!“

In den Knick acher ehr makt dei Kötter ne Böllstädt. „Moll, kumm hierher!“ loct Krischan. Moll jawelt wieder. „Hei hett nen Swinägel,“ springt August up, un richtig kümmt hei mit nen tauhopgerulsten Stälerunkel an taudrägen. „Dat em lopen,“ seggt Krischan. „O wat! Dor willn wi uns dei Tied mit verdriewen!“ Hei pußt dat Diert Zigarrendamp nah dei Snut hentau. „Jet dacht, dat Beist full sic uteinannerdaun, will dat oewer nich. Jet ward em dat all bibögen!“ Hei leggt dei Stälerfugel bedenklich dicht an dat Füer hen. Dat helpt. In nen Ogenblick is dei Klugen lang. Bein mit groten Krallen up dei Löhnern un ne lange Snut wiesen sic, un stiess wackelt dat Tier bätten bättau. August pußt em wedder Damp in dei Snut. „Pst,“ ded dei Swinägel un makt sic rund. „Dat wier ein Gasangriff,“ lacht dei Bengel. „Sett em wedder in den Knick hen, August!“ „O wat! Bäten Bergnäugen will dei Mensch ok hewn von den Sünnidag. Mi sollt grad wat in!“ „Na?“ „Uns' oll Schausmeister Thomä vertellte uns mal, dei Zigeuners braden sic dei Swinägels un äten dei up. Sei kleiwen den Braden ganz un gar mit Leihm tau un smieten den Klumpen nah ein Füer rin. Wenn dei Leihm Bosten smitt, is dat Fleisch gor. Dat willn wi ok mal machen!“ „Wist du dat denn äten?“ „Wenn dat smedden ded — worüm nich?“ „Nu segg ic gorniz mihr, August!“ „Jet hew ne anner Natur as Du, Krischan! Bün nich so'n Gössell!“ Dormit wöltet hei den Swinägel in ein rod' Taschendau un dräggert em nah dei Börn. Dei is sein teihn Meter aw. Dor finnt sic so'n kleißen Sand, dei backt. Mit disse Maar ümsleimt hei den armen Swinägelhalwand-

dic. Dor is hei so itwig bi, hei hört un führt nix üm sic rum.

„Wat backst Du dor?“ rädt em mit mal 'ne äbendrächtig Stimm an. „Will mi nen Swinägel braden, Hansohn!“ „Swinägel braden? Up Zigeunermaier? Schäm Di!“ „Wat dei Zigeuners soenen, kann ic noch alstied, Olling!“ „Süft Di dor oewer tau gaud för hollen, August! Dit is Tierquälen, un dat is Unrecht!“ „Will blot seihn, wat so'n Tater für nen Geschmac hett.“ „Dat kunn Di ein düber Braden warden! Denk an dei Taternhütt.“ „Wat fall dormit?“ „Weizt Du dat noch nich, woans dat Feld tau sienan Na-men kamen is?“ „Nee. Jet bün jo irst in dat zweitt Jöhr hier in Ulenhost. Dor hett Buer Schult mi noch nix von vertellt.“

„Denn hör tau. Dat is all heil lang'n her. Jet weit dat von mienem Urgrotvadder, un dei weit dat von sienan Grohvudder. Wat Wohrs ward dor woll von mit sien. Dunn leig ganz siedam von dat Buerdörp ein lütt scheiw Katen, dor wahnte ne oll Tatersch in. Sei fall dor in Kriegstieden sic anhüert hewn. Dei Lüd hadden nich välv mit ehr in den Sinn. Dei Snack güng, sei kunn annern wat andau. Wenn Sük mang Beih orrer Minnschen wier, hadd sei oft ehr Hand mit in dat Spill. Keiner mügg sic mit ehr bemängen. Nahwiesen kunn ehr of nüms recht wat, jo bleiw sei wahren. Dunn eins Sommers, dat wier ok so üm disse Jöhrstied, dunn teum Glas Hagen an ehren Katen vörbi un sehg, wo sei nen Swinägel inbacken ded. Hei verhählte sic achter nen Busch un fel tau. Dat arm Tier hett sei bradt. Grad so, as du dat malen wist. Hett eßennig sticken un verbrennen müßt in den harten Leihm, Dei oll Tatersch wier jo ein Heidenminsch un glöwte nich an Gott noch Düwel. Gott oewer bestraf dat Unrecht. Hei will nich, dat wi sien Kretur schännen daun. So as wi uns gegen sien immünnigen Kinner upführen, so behannelt hei uns ok. Dat fullt dei Tatersch bald wies warden. Ein Ossenhöwer Hußmann melle ehr bi dat Gericht wägen ehr Hexenkunst. Söß Wäken näher würd sei vör Lutenu bi lebennigen Liew verbrennt. Dei Richtsläd heit hüt noch Taternhütt. Un wo ehr hütta stahn hett, dat Feld heit Taternhütt bät up disse Dag. Wat Wohrs is dor an. Dorum wohrschug ic Di: quäl kein Tier, sünft quält Di uns' Herrgott ok!“ „Jet glöm nich an Späufels, Hansohn,“ seggt August minnenachtig. „Wat ic mi vörnahmen hew, dat dau ic. Jet will nu weiten, woans Swinägelfleisch smedden ded.“ „Uns' Herrgott mag Di dat vergäven,“ seggt dei Oll un stakt wieder. August költet sienan Braden nah

dat Füer rin un smit voor dröge Stöcke tau up. Krischan is hen un halt dei Käuh rüm. As hei trügglamen ded, kriggt dei Leihm all ne hart köst. Ne lätt Halvstunden later is dei upuhlt Braden trecht. August läuft em nahdräglich ut. Denn ritt hei sic 'ne Kühl aw un bitt gierig rin. „Smecht fein,” seggt hei. „Nimm Di den annern Hinnenbein un präuw ok mal!” Man Krischan dankt dorfür. —

Acht Wälen nahher warden Krischan un August intrekt taum Kommiss. Sei sünd tausamen uthawen un warden nu ok tauhop ubillt. Beid in ein Kompanie. Beid up dei-füllwig Sturw. Elf Wälen duert dat Slieven. Denn warden sei insledt un rücken in dat Feld. Dei Arrasschlacht is slagen. Dor hett mänglein in dat Gras bieten müht. Dei blesierten Regimenter sünd awlöst un liggen achtetau in Ruh. In Werwiel in Flannern stöten August un Krischan as Ersatz tau ehrn Trupp. Den Feldsleipstein hewn sei nich irft kennen liernt. In Werwiel ward läwt as Gott in Frankriek. Dei Stadt is jüst rüm von de Zwahners. Wat dei Lüd trügglaten hewn, ward von dei Soldaten „requiriert“. Ein Soldat kann jo allens bruken. Vör allen, wenn sic dat bieten lett. Börmiddags hewn dei Feldgriesen Dienst. Nahmidags stöten sei Werwiel dörch. In Quartier bliwt dor nich ein. Dat is dor oft müllig. Zunderloenen dei Frontswien vörn naug kriegen. Man von dat Paschern hollen ehr dei Bossels nich aw. Of August un Krischan sünd jeden Dag in dei Hüser bi un „Besorgen“ sick wat. August hett sogar all nah Hus schräwen — hei stammt von den Ossenhof — dat Soldatenläwen is lustig un geföllt em ganz gaud. Dor hewn sien Dellen sick dull tau hoept. —

Acht Dag' naher tünnit wedder ein Breif an. Sei lieken up dei Adress: ehr swant nix Gauds, denn dat is 'ne anner Handschriftwort. Tiener, sauberer, as August sien. Dei Oll ritt den Breif open un läst mit bärwrig Stimm:

„Liebe Familie Schütt!

Diesmal muß ich nun wohl an Euch schreiben. So hab ich es meinem lieben Kameraden, Eurem Sohn August, versprochen. Unser Regiment ist noch nicht drin im Schlammassell. Wir werden die alte Stellung wohl noch bischen halten. Gestern nachmittag waren wir wieder hin zum requirieren, August und ich. Wir waren beide in einem großen Hause. Da sang der Tommi an zu sunten. Er setzte einen anständigen Brocken uns vor die Nase auf die Straße hin. „August,” rief ich, „es gibt Saures! Komm, wir türmen!“ Ich ging stiften. August blieb. Er hatte überhaupt keine Bange. Vor nichts nich. Knapp war ich draußen, legelte ein schwerer Bruder in unsere Requirerbude. Mir slogen Splitter und Steine um die Ohren. Ich lachte mich um: Da bluckte das Haus auf, was davon noch stehen geblieben war. „August!” rief ich, „August!“ Aber August ist geblieben. Ist auf dem Felde der Ehre gefallen. Und seine Leiche ist verbrannt. So habe ich meinen Busenfreund, so habt Ihr Euren lieben Sohn nun hingeben müssen. Wir werden ihn nie vergessen. Ich fühle mit Euch den schmerzlichen Verlust und richte als sein Kamerad die letzten Grüße an Euch aus als

Euer Bekannter

Krischan Bohn“.

Buer Bohn in Ulenhost kriggt dat Odde von sienen Jung. Dei oll Hansohm is grad bi ehr tau'n Nahwern. Dunn vertellt Bohnen Wudder em dat Kriegs. „Hew ic vörher wüxt,” seggt dei oll Dörpflaafalter, „hew wüxt, dat hei mal upbrennen ded.“ August wier ein Klaß. So as dei Minsch den Herrgott sien unmünnig Kretut behannel ded, so ward hei wedder behannelt. Jede Schuld ward mal gaud makt. Un dat is gaud so. Wo blew süß dat göttlich Recht in dei Welt?“ Sühso säd dei oll Hansohm, un hei ward recht behlossen, solang'n Minschen un Tiere tausamen läwen daun.

Sturmflut.

Niederdeutsche Plauderei von Ernst Ebseu.

Die Anzahl jener Unglücksstage, die in den Chroniken als landesverderbliche Sturmfluten verzeichnet stehen, ja, sogar nicht einmal in sehr vielen Fällen zur Kunde der Nachwelt gelangten, ist Legion, d. h. unzählbar. Wo wäre wohl ein Ländchen in unserem Vaterlande, das mit einem größeren Recht ein gezüchtigtes und zugleich ein gesegnetes genannt werden könnte, als Nordfriesland? Freilich haben noch in neuester Zeit manche Distrikte im Auslande durch gewaltige Naturereignisse große Verluste an Menschenleben und Eigentum zu beklagen gehabt. Bleibt aber nicht auch der Untergang des Landes Nordstrand am Tage Burchardi 1634, ein wehmütiges, schauriges Ereignis.

Über diese furchtbare Katastrophe sang der Husumer Rector A. Finken, dessen Geburtsort auf der Insel war, u. a. folgendes:

„Sechtausend Menschen sind damals in mir geblieben,
Und derer noch viel mehr. Was weiter ausgerieben,
An groß und kleinem Vieh, wird nicht gezeigt an,
Sonst fünfzigtausend Stück man sicher glauben kann.“
„Wo war ein Land der Welt, dem fast ich dürste weichen?
Man möcht' mich Indien an Fruchtbarkeit vergleichen,
Gab ich nicht Goldes Sand doch gab ich Goldes Wert.
Und meines Grundes Ruhm war weit und breit geehrt.“

Auf ganz Nordstrand verloren in der Nacht vom 11. auf den 12. Oktober 1634 6408 Personen ihr Leben. Darunter 9 Prediger und 12 Lehrer. Es wurden 44 Deichbrüche gezählt. 30 Windmühlen und 6 Glockentürme wur-

den umgeweht oder zerstört. Rund 50 000 Stück Vieh und alles Korn ging verloren. Von den 2500 Menschen, die ihr Leben retteten, wanderten viele nach Holland aus. Auch ein großer Teil ging nach Beendigung des 30jährigen Krieges nach der Uckermark, wozu Heimreich bemerkt: „daß also die annoch übergebliebene Nordstrandingers wundersamerweise in der Welt sehn verstreuet.“ Ein kleiner Teil siedelte auch nach Föhr über und wurde Mitbegründer des jetzigen Seebades Wyk. Nach der schaurigen Flut haben zwar holländische „Participanten“ und in jüngster Zeit unsere Regierung Ländereien eingedeicht, doch es waren nur Bruchstücke dieser fruchtbaren Insel. Am besten glückte die Befestigung der jetzigen Insel Pellworm, die damals als Pellworm-Harde mit Nordstrand landfest war.

Die Nordsee, eine Mordsee, — eine sprichwörtliche Redensart, trifft den Nagel auf den Kopf! Die vielen Bruchstücke des ehemaligen friesischen Festlandes bezeugen dieses. Soweit die Geschichte unseres Landes reicht, hat die Nordsee in jedem Jahrhundert tausenden von Einwohnern und Schiffen der Westküste das Leben geraubt. Wunderbare Fügungen und besonders merkwürdige Ereignisse, die bei den Stürmen und Überschwemmungen vorgesunken, werden noch heute in der Erinnerung des Volkes aufbewahrt. Man erzählt von Menschen, die in alter Zeit aus ihren Betten, von Kindern, die in ihren Wiegen von den Wellen weggetragen und mühselig gerettet wären.

Ferner von einer Sylterin, die samt ihrem Hause von den Fluten weggeführt, sowie von dem Tönninger Bürgermeister Geritz, der von dem „salzen Wasser“ in einem Braubottich bis nach Büsum fortgespült wurde, auch von Fischerinnen, die in ihren Booten noch Holland entführt sind usw. Am merkwürdigsten scheint aber doch die Fortschwemmung eines umfangreichen Moorgundes von der Insel Nordstrand und dessen Festsetzung auf den Ländereien des Kirchspiels Witzwort in Eiderstedt, zum jetzigen „Weymoorkoog“ gehörig, gewesen zu sein.

Keine Scholle des westlichen Europas mag aber auch im Laufe der Jahrhunderte größerer und gewaltiger Naturveränderungen unterworfen gewesen sein, als der Küstenstrich zwischen Schelde und Widau (Niederlande — Nordfriesland). Die Sage bezeichnet für die Küste Frieslands, also auch Norder- und Eiderfriesland als Ursache jener gewaltigen Naturereignisse eine Königin namens „Garhöven“, die ums Jahr 600 n. Chr. in England regierte. Der derzeitige dänische König hatte ihr die Ehe versprochen aber hernach sein Wort zurückgezogen. Hierüber ergrimmte „Garhöven“ dermaßen, daß sie die Landenge, die sich damals zwischen England und Frankreich befand und 7 Meilen breit war, von 700 Soldnern, während eines Zeitraumes von 7 Jahren durchgraben ließ, damit die falschen Wasser den ungetreuen König ertränkten. „Gleich darauf soll wirklich an dem niedrigen Küstenstrich von Holland bis hinauf nach Nordfriesland ein merlicher Schaden an Land und Eigentum geschehen und an die 100 000 Menschen schrecklich umgekommen sein“. Die überlebenden Küstenbewohner gerieten darüber so in Zorn, daß sie den wortbrüchigen König vergifteten und seinen Namen ausmerzten. (Der eifrigste Forscher wird noch Vieles in Betreff der Zahl „Sieben — 7“ auffinden).

Soweit die Sage, ob richtig oder nicht, doch scheint zweifellos festzustehen, daß nach dem Durchbruch des Ka-

nals, ob auf künstlichem oder natürlichem Wege, die Sturmfluten immer wieder ihren Anlauf auf die Friesische Küste erneuerten. Später, z. B. gewaltige Sturmfluten, wie z. B. in den Jahren 1717, 1754, 1825, 1845, 1905 und 1911 und 1915 könnten auch als Beweis dienen.

In neuerer Zeit hat man freilich hier und dort den brandenden Wogen einen festen Damm, Steindamm usw. entgegengesetzt. Das Abgebrockte vom Festlande und in erster Linie auch von den Inseln und Halligen, war nicht immer verlorenes Material. Stellenweise bildete sich hier wieder Anwachs durch Ansiedlung, wie man es z. B. auch in großem Umfange nach Fertigstellung des Hindenburg-Damms erwartet. Die Festlandküste und auch verschiedene Inseln hatten im Laufe der Jahrhunderte nicht geringeren Anwachs, der nach erlangter Festigkeit und Reife wiederum der gierigen Nordsee durch die „Güldenen Ringe“, wie die Nordfriesische Seherin „Sybille Hertje“*) in ihren Prophezeiungen die Deiche nennt, in harter Arbeit wieder abgerungen und in fruchtbare Land verwandelt wurde. Ein frisches Sprichwort, das sich freilich oftmals bestätigte, möge hier noch in Erinnerung gebracht werden, es heißt:

„Wo einmal salzes Wasser gewesen,
Da ist es immer möglich,
Daz solches dorthin wiederkehre.“

Ob die Deichbaukunst der Neuzeit und auch das gewaltige Werk eines Hindenburgdammes das geflügelte Wort „Trutz blanke Hans“ rechtfertigt oder rechtfertigen wird?

*) Unter diesen Prophezeiungen ist wohl die wichtigste diejenige, die folgendermaßen lautet: „Iadt ward een gülden Rink umme Wiedingharde (jetzt Nordfriesisches Festland) kamen, de wardt Bestand hebbien!“ Die Wieding- oder Horsbüllharde war früher eine Insel, durch die Widau und einem Meeresarm vom Festlande geschieden.

Der Kapitän erzählt.

Von Hermann Rückner.

Man mußte schon diplomatisch vorgehen, wenn man unseren bärbeißigen Kapitän zum Erzählen bringen wollte.

Einer von uns sagte so ganz beiläufig, es wäre doch auffallend, daß Seegeschichten nur äußerst selten von Berufsseelen geschrieben würden. Vielleicht könne uns der Herr Kapitän den Grund dafür sagen?

Unser Kapitän, ein bartloser, untersechter Fünfziger mit stark gerötetem Gesicht, richtete seine Augen mit grimmigem Behagen auf den Sprecher.

„Das will ich Ihnen gern sagen! Weil die Poesie unter Berufsseelen nichts zu suchen hat! Die See braucht nüchterne, klare Köpfe und entschlossene, nervenstarke Männer, die in jedem Moment über sich verfügen können. Für sentimentale Schwärmer ist die See nicht da! Auf See geht alles einfach, folgerichtig und sachgemäß zu. Selbst das Versauen! Damit Sie sehen, wie lächerlich es ist, in die Berufsseefahrt Poesie und Romantik hineinzutragen, will ich Ihnen eine kleine Geschichte zum besten geben, die mir im vorigen Herbst passiert ist. Wir waren auf der Fahrt nach Finnland und wurden in der Nähe der Hoborgbänke — südlich von Gotland, wissen Sie? — während der Nacht von einem furchtbaren Sturm überrascht. Ein Nordost, sage ich Ihnen, wie ich ihn in diesen Breiten selten erlebt habe. Der Sturm blies uns mit Stärke 11 direkt in die Zähne. Es stand eine ganz schauderhafte

See. Wenn ein Brecher vor uns hoch kam, packte ihn der Sturm, riß ihn in tausend Teile und warf ihn uns ins Gesicht, daß wir auf der Brücke kaum die Augen offen halten konnten.

Seit 24 Stunden war ich nicht von der Brücke gekommen. Unser schwer beladener alter Kasten, der sonst gut und gern seine 9 bis 10 Meilen mache, froh mit höchstens 4 Seemeilen über'n Grund und nahm getreulich jede See über, die neugierig genug war, uns an Deck gucken zu wollen. Ein höllischer Tanz, sage ich Ihnen! Gegen Morgen hatte ich mich mit Seestiefeln und Oelzeug ein wenig im Kartenhaus hingelegt und war gerade beim Einschlafen, als mir der Erste Steuermann, der die Wache hatte, eine Yacht meldete, die mit gebrochenem Mast backbord voraus trieb.

„Laß sie treiben,“ dachte ich. Helfen können wir ihr doch nicht! Aber die Lust zum Schlafen war mir vergangen. Ich froh also wieder auf die Brücke und nahm das Glas. Nette Bescherung sage ich Ihnen. Der Kölner lag mehr unter wie über Wasser. Es war ein moderner Fahrtenkreuzer mit Hochtakelung, etwa 12 Meter lang, breit und kräftig gebaut. Kein Rennboot, aber offenbar ein gutes Seeboot. Der Mast war dicht unter der Sahling gebrochen. Das Großsegel flog in Teile um den Maststumpf, an dem ein Rotsignal flatterte. Die Yacht lag vor einem Treibanker, den sich die Kerle aus allen möglichen Rundhölzern mit Bordmitteln zusammengesetzt hatten.

Na — Gott sei mit euch! dachte ich bei mir selber. Was habt ihr auch um diese Jahreszeit hier herumzuschwabern! Von der Besatzung war wenig zu sehen. Ein junger Kerl stand in der Plicht am Steuer und starre unverwandt zu uns herüber. Der „Erste“ setzte das Glas ab, sagte etwas, das ich nicht verstand, und gab das Glas dem „Zweiten“. Der sah eine Zeitlang hinüber; dann sagte er: „Sie haben recht, es ist ‘ne Deern!“

Bei Gott, nun sah ich es auch! Ein schmales, rassiges Gesicht mit weit offenem, erschrockenen Augen. Das kurz verschmierte Haar wehte in einem dicken Klumpen achteraus. In der Plicht lag noch einer. Mochte sich wohl beim Bergen der Mastträumer und Segel verletzt haben. Man sah nur Kopf und Schulter eines jüngeren Mannes.

Wissen Sie, meine Herren, was ich da gemacht habe? Geflucht habe ich! Gräßlich geflucht! Nachdem ich mir so einigermaßen Lust gemacht hatte, gab ich Befehl, das Ruder backbord zu legen und unsern Dampfer langsam an die Yacht heranzuschieben.

Wissen Sie, meine Herren, was das heißt, bei Windstärke 10 — na, vielleicht war es nur noch 8 oder 9, der Sturm hatte gegen Morgen etwas nachgelassen — einem ungenügend bemalten havarierten Segler eine Trosse an Deck zu geben? Drei unserer besten Leute standen mit Fangleinen in den Rüsten. Ich war total heiser von dem andauernden Gebrüll. Mein Erster Steuermann, ein Kerl von über 100 Kilogramm Wasserverdrängung und einem unglaublichen Nullspant, hüpfte wie ein Bacchisch, der Charleston übt, im Deckwasser herum. Und alles wegen der verwünschten Deern! Uebrigens, alle Achtung! Wie ein Mann arbeitete das Frauenzimmer auf dem Brack. Dreimal nahm ihr die See die Beine unterm Leibe weg, aber sie hielt fest und griff immer wieder tapfer zu. Und schließlich war es geglückt! Unsere Schleppirosse lag funktionsgerecht mit einem Palsteg um den Maststumpf. Furchtloses Weib, sage ich Ihnen, meine Herren! Donnerwetter, uns allen rann der Schweiß in die Seestiefel, und dann legten wir langsam auf Kurs. Ein Ruck — noch einer — hurrah! Die Trosse hielt! Nun nahm ich den Lautsprecher und machte dem Mädel die schönsten Anerbietungen. Aber nein! Sie wollte nicht zu uns an Bord kommen! Grund? Sie deutete nur auf den Mann in der Plicht. Aber sie wären uns dankbar, wenn wir die Yacht bis auf die Höhe von Libau schleppen möchten.

Dabei trug das junge Ding die ganze Zeit über die ausgeweichten Plünnen, die wie ein Badeanzug an ihr klebten. Sie musste sich ja in dem schneidend kalten Wind was wegholen!

Bis zur Dunkelheit arbeitete das Mädchen, dann hatte sie am Maststumpf tatsächlich ein paar Blöcke festbekommen und versuchte — hol mich der Teufel — versuchte so ‘ne Art Notbesiegelung anzubringen. Dann wurde es finster. Hagelbö auf Hagelbö segte über uns weg. Gegen

Mitternacht weckte mich der Zweite Steuermann, der die Wache hat: Die Schleppirosse war gebrochen, die Yacht war achternaus gesackt und in die Nacht hinein verschwunden.

Na, wie Gott will, ich hatte es kommen sehen! Der Bootsmann ließ die Trosse einholen. Es fehlten nur wenig Meter an der vollen Länge. Der Bruch musste also dicht vor der Yacht oder gar auf Deck derselben erfolgt sein. Als wir aber die Bruchstelle näher in Augenschein nahmen, blickten wir uns gegenseitig verständnislos an. Die Trosse war gar nicht gebrochen, sondern regelrecht geklappt, auf beiden Seiten bis fast zur Hälfte mit scharfem Stahl eingeschnitten! Der Rest war dann beim nächsten stärkeren Einrücken gebrochen.“

Der Kapitän blickte sich triumphierend im Kreise um. Geben Sie sich keine Mühe, Sie kommen doch nicht dahinter! Damals aber ging mir’s nahe genug! Kann Ihnen sagen, war nahe dran, meine Pflichten gegen meine Reeder zu vergessen und trotz Nacht, Sturm und Seegang auf die Suche nach dem Mädel zu gehen.

Und wissen Sie, meine Herren, was los war? weshalb die Gesellschaft die Trosse geklappt hatte? Ha, hal! Angst hatte die Bagage, Angst vor uns. Und warum? Lumpenbande war es, Spitzbuben! Gestohlen hatten sie die Yacht, nach Schweden wollten sie hinüber, dort sollte sie auf irgend einer versiechten Werft als Yawl oder Ketsch umfrißt und dann nach Belgien verschoben werden. Die Spitzbuben dachten ja gar nicht daran, sich von uns nach Libau schleppen zu lassen, die wollten ja nur den Schein waren und die Nacht abwarten, um dann verschwinden zu können!

Der Kerl in der Plicht war heil und gesund, hatte bloß Furcht, erkannt zu werden. Ein dritter hielt sich unter Deck verborgen. Und ich alter Esel falle auf die Komödie, die mir das Frauenzimmer spielt, rein, schlepp sie so recht zart und sanft — übrigens, es waren Polen, alle drei — bis sie ihre heimlich vorbereitete Notbesiegelung fertig hatten.

Aber Sie hatten Pech! Der Verlust der Yacht war längst bekannt geworden. Am nächsten Tage ereilte sie ihr Schicksal. Ein lettischer Regierungsdampfer, der seit 36 Stunden hinter ihnen her war, brachte sie auf. Aber das Mädel — alle Achtung! Ich seh’ sie noch in ihren nassen Plünnen herumarbeiten. Ein großes furchtloses Frauenzimmer, sag ich Ihnen. Und ein paar Augen hatte sie und . . .“

Hier sah der Kapitän vorsichtig nach dem Nebentisch, an dem ein paar Damen saßen.

„Sie sehen, meine Herren, auf der See gibt es keine Romantik und keine Poesie. Alles geht hübsch einfach und natürlich zu, und kein vernünftiger Mensch kann an solch nüchternen, trockenen Erlebnissen ein Interesse haben. Hab ich nicht recht?

Wir sahen uns gegenseitig an und schmunzelten.

Dei A-Poggen

As dei leiw Gott dei Welt farig herr, seeg hei, dat dat all gaud wier. Hei wull ämer of ne Tanzstimmung hebben un söd dorüm tau den Engel Gabriel: „Segg mal, min Sähning, wecker kann dat am besten överleiken, wat dei Welt tau bruken worden is?“ „Ich würr den Adibor fragen,“ söd dei Engel, „dei Adligen verstahn allens am besten, dorüm hebbet sei in’n Wedelbörger Landdag dat Hauptwurd, un dei Adibor is adlig.“ „Man tau, min Jüngling,“ söd dei leiw Gott, un Gabriel flög af un keem bald mit den Adibor wedder.

As sei bi den leiwen Herrgott stünnen, söd dei tau den Adebor: „Segg mal, heft du all den Snack hützt: Hannemann, gah du vöran, du heft jo Waterstäwel an?“ „I mag jo,“ söd dei Adebor, „ich heft noch von keinen Hannemann wat hützt!“ — „Dor magst du recht hebbet,“ söd dei leiw Gott, dese Redensort ward woll noch wenig bekannt sin? Professor Wossidlo is mit dat Sammeln jo noch nich begäng, un denn giwvt dat blot irst einen Kirl, un dei heit Adam un nich Hannemann. Hei dröggt of kein Waterstäwel, nee, hei geiht barst! Ich mein man blot, du mit din

groten Bein, dei as Waterstāwel gellen koenen, kümmt mi as 'ne Ort Hannemann vör, vöran gahn fast du ok as Eddelmann, dorüm heww ic di utsöcht, dat du dorför up-kümmt, dat dese Welt, dei ic malt hew, ok furtheisteht. Wenn dat an dei Tid is, fast du ümmer wat Lüttis bringen, versteihst du mi?" — „Wat wull ic nich!" — „Un nu noch eins: Wo du nu hier büst, wo geföllt di dei Welt, is dei nich sin worrn, wat?" — „Ja," säd dei Adebor, „blot ein Deil is, wat mi nich tauseggt. Ic soll jo Poggen fräten. Nu is aeiver Pogg un Pogg noch lang nicht dat-sülig. Weck smeken um weck sünd gornich taugeneiten.“

„Na," säd dei leiw Gott, „wil du dat büst, will ic hier noch wat tau'n Newrigen dauhn. Dat du dei Poggen kennen kannst, dei du fräten fast, will ic ehr din Monogramm up den Pudel malen!“ Un dat des bei leiw Gott. Dorvon kümmt dat, dat dei Poggen, dei dei Adebor frett, en grotes A up'n Puckel hebben, un wi seggen A-Poggen tau ehr. Un wecker nipp taukift, ward ok noch en lüttes v. finnen; dat hett bei leiw Gott nich vergäten, denn dei Adebor is adlig.

F. R.

Darmverschlingung.

X Fredo Westphal.

Ein Buer hett 'n Pierd frank un leggt dat 'n Tom up un leert dormit na 'n Tierarzt in Nöbel, Nöbel was de nächste Stadt.

As de Buer so dörch Nöbel mit sien frank Pierd tuckelt kümmt hei an 'n Schauster vörbi, dei vör sien Dör steiht.

„He, wur wis du denn mit dien Pierd hen," röppt de Schauster den Buern tau. „Na 'n Tierarzt seggt de Buer, „mien Pierd is frank un ic weet nich, wat em fehlt.“

„Och, dat kann ic di seggen," seggt de Schauster, „dor brüsst du keinen Tierarzt tau.“ Un de Schauster geiht na dat Pierd ranner un kriggt dat bi 'n Kopp.

„So," seggt de Schauster tau'n Buer, vör dat Pierd den Swanz hoch un kief achter rinner un ic war in't Mül kieken.“ De Buer deit dat. Dunn röppt de Schauster, dei dat Pierd in't Mül kiekt, „Kannst du mi sehn?“ „Ne," röppt de Buer. „Na, denn hett dien Pierd Darmverschlingung.“

„Am Isonzo“.

(488 n. Chr.)

Es stehen Gesandte Ditrichs von Bern
Herr vor Italiens Gauen;
Die Grenze zu weisen den Herulern,
Denen er die Fäde verhauen.
„Run höret“, sprach Meister Hildebrand,
Der reisige Führer der Gothen,
„Ihr Männer, die Odoaker entsandt,
Was Ditrich von Bern euch entboten!
Vorläufig werde die Grenze der Flüß,
Doch saget zu Nutze und Frommen,
Eurem Herrn, daß er damit rechnen muß,
Daz wir bald strammer ihm kommen!“
„Oho,“ erwiderte Rumi Finth,
Der Heruler, „laß doch erst sehen,
Ob wir nicht auch in der Lage sind,
Euch eine Nase zu drehen.
Das mag aber Sache der Zukunft sein;
Zur Zeit noch sei es vergessen.
Jetzt, Meister Hildebrand, lad ich Dich ein,
Mit mir Dich beim Schoppen zu messen!“
Der Waffenmeister erwiderte voll Erwartung des hohen
Genusses:
„Wohl, doch erst müssen wir ins Protokoll aufnehmen den
Namen des Flusses!“
Der Heruler drehte verduft sich um,
Nicht wußte den Namen der Degen. —
„Ja, so und so!“ kam mit Gebrumm von seinen Lippen
verlegen.
„Isonzo! Gut, nun Punkt und Schluß!“
Rief laut der Waffenmeister. —
Den Namen behielt seither der Flüß.
Nun heute „Isonzo“ heißt er.

De Ridder un de Barbier.

Ernst Sikorski.

En Ridder brüllt den Meister an:
„Hür tau, du büst en doden Mann,
min Degen in den Buul di slicht,
wenn bit Rasieren du mi riht“
De Meister fürchterlich erschrikt
un den Gehülpn tau em schick,
doch de bliwvit ok den Ridder fern
Un schick den Lijrjung tau den Herrn.
Und füh mal an, de lüttje Bengel
is reinweg furchtlos as en Engel,
hei smeert, ohn' blot en Wort tau snacken,
de Seip den Ridder an de Backen
un schapt em denn forsch un gewandt
de Stoppeln af mit lichte Hand.
Dat gung so fix un gung so gaud,
dat ok nich full en Droppen Blaud.
Un as de Arbeit nu was schafft,
vor was de Ridder doch ganz biss,
hei frog den Jungs: „Du junges Blaud,
wonem heft du so'n groten Maud?
Büst du wull gor en Dagedeir,
dat di din Lewen is nich leiw?“
Dor grien de Jungs: „Och, Euer Gnaden
hadd doch blot hadd allein den Schaden,
ic hadd Zug, wenn ic riht dat Fell,
de Kehl dörchsneden up de Stell,
un Sei wier'n nu en doden Mann;
mi geiht dei Dod noch lang nir an!“
Den Ridder gruqt dat, un hei gung
gor ilig af, denn eben hung
sin Lewen blot an einen Hadben
ganz ekkig knapp in düffen Laden.

F. R.

Ostmecklenburgische Heimat



Halbmonatsschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. und 3. Sonntag jedes Monats. — Bezugspreis monatlich 30 Pf. zuzüglich Bestellgeld; für die Abonnenten der "Teterower Zeitung" gratis. — Erscheinungsort Teterow. — Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Maltziner Straße 15, Fernruf 367. — Verantwortlich für den Inhalt: Dr. Barnewitz, Bülow.

Jahrg. 9

Teterow, 1. März 1936

Nr. 5

Ein Mecklenburger — Polizeipräsident von Bombay.

Als am 28. Februar 1841 in einer mecklenburgischen Familie ein Sohn geboren wurde, hat sich niemand darüber Gedanken gemacht, daß dieses Kind sein Leben außerhalb der Landesgrenzen verbringen würde. Da sein Vater seine Landwirtschaft aufgeben mußte, weil seine Betriebsmittel erschöpft waren, wurde Robert Kaufmannslehrling in Magdeburg. Doch hielt er es dort nicht lange aus, da ihn die Enge der Geschäftsräume arg bedrückte. Und so fand man ihn schon nach einem halben Jahre als Wanderschüler in Italien. Damals kämpfte, wie ja bekannt, Giuseppe Garibaldi, der berühmte italienische Patriot und General, an der Spitze der auf die Einigung Italiens gerichteten Bewegung. Es ist also nicht verwunderlich, daß der mecklenburgische Landwirtssohn diesem Freiheitskämpfer seine Dienste anbot. Am 11. November 1867 hatte Robert Hanpe-Vincent Gelegenheit, seine Fähigkeiten unter Beweis zu stellen, und erlitt in der Schlacht von Mentana, als die damals im Kampf gegen Garibaldis Freischaren so einigen französischen und päpstlichen Truppen den General vernichtend schlugen, schwere Verwundungen und kam in Gefangenschaft. Endlich wieder frei, ließ er sich als Matrose mit Fahrt nach England anheuern.

Das Maß seiner Leiden schien noch nicht erfüllt zu sein, denn der Steuermann erfand täglich neue Schikanen, um Robert seinen Dienst zu erschweren. Als das Schiff die Themsemündung erreicht hatte, wußte unser Mecklenburger Landsmann sich daher gar nicht anders zu helfen: er sprang über Bord und erreichte mit letzter Kraft eine Boje, an der er sich bis zu seiner Rettung festklammern konnte. Der Zustand des Geretteten veranlaßte seine Aufnahme in dem Marinehospital bei Greenwich. Durch irgendwelche Umstände war der Lebenslauf dieses jungen Mecklenburgers selbst in der weiteren Öffentlichkeit bekannt geworden, so daß viele hochstehende Persönlichkeiten ihm durch Geschenke Freundlichkeiten erwiesen. Erzählte er doch selbst mir später einmal, daß man damals in anerkannten Worten sich immer wieder über seine nicht bei allen Seelen übliches Vertragen und die peinlich genaue Ausführung der ärztlichen Anordnung geäußert hätte. Für ihn selbst war nach eigener Neuherzung dies

alles eine Selbstverständlichkeit, die er stets mit den Worten abtat: Das sei altmecklenburgische Art.

Seine kräftige Natur half ihm bald seine Krankheit überwinden und sein Tatendrang ließ den auf sich selbst gestellten jungen Mann freudig auf alle Wohlthaten verzichten, und so nahm er an Bord eines Truppentransporters mit dem Reiseziel Indien neuen Dienst als Matrose an. Durch Erzählungen während der Fahrt angeregt und durch seine ersten Eindrücke im indischen Hafen verstärkt, gab er seinen Dienst als Matrose auf und ging in diesem geheimnisvollen und sagenhaften Gebiete an Land. Mittellos und ohne wohlwollende Beziehungen, wie immer in seinem Leben, mußte er nach vielen Bemühungen einsehen, daß es für einen Mecklenburger schwer war und wohl auch noch ist, in Indien eine zufriedende Beschäftigung zu finden. Endlich gelang es ihm, beim Militär als Soldat angenommen zu werden. Während seiner siebenjährigen Dienstzeit erlernte nun mit echter mecklenburgischer Zähigkeit der ehemalige Volksschüler ungefähr 30 indische Sprachen und benutzte jede sich bietende Gelegenheit, seine Kenntnisse im Italienischen und Französischen zu vervollkommen. Solch zielbewußtes Streben fand seine Anerkennung in dem für ihn ehrenwollen Angebot, in die indische Polizei überzutreten. Die neuen Aufgaben reizten seinen Tatendrang, hatte er doch während seiner Militärzeit bereits selbst die Beobachtung gemacht, daß die in Indien tätige Verbrecherwelt mit ganz besonderen Mitteln zu arbeiten pflegte. Seine Sprach- und Schriftkenntnis machten ihn bei den Vernehmungen und Voruntersuchungen immer unentbehrlicher. Infolgedessen wurde er bald befördert und benutzte jede solche Auszeichnung als Anlaß, sich neue Kenntnisse der Sitten und Gebräuche der in Indien lebenden Völker anzueignen. Nach wenigen Jahren wurde er bereits mit dem Posten des Polizeipräsidenten der großen internationalen Hafenstadt Bombay betraut und er organisierte den Dienst seiner 2500 Mann starken Polizeitruppe vollständig neu. Wie sehr man seine Kenntnisse schätzte, geht wohl am klarsten daraus hervor, daß er lange Jahre hindurch ein Amt, ähnlich unseres Stadtverordneten-Borsteher, in Bombay ausübte. Seine Vorgesetzten beauftragten ihn

sogar nebenamtlich noch mit der Reorganisation der englischen Polizei in Aegypten.

Als die Cholera-Epidemie in Bombay wieder einmal einen bedenklich großen Umfang angenommen hatte, forderte er auf Grund seiner Erfahrungen grundlegende hygienische Maßnahmen, die er den in Frage kommenden Behördenstellen ausführlich dargelegt hatte. Als man seine Vorschläge als zu weitgehend kurzerhand ablehnte, legte er trotz aller Bitten vieler maßgebender Persönlichkeiten sein Amt nieder, denn er konnte solche Handlungsweise mit seinem Gewissen nicht vereinbaren. Wie aus seinem Gutachten hervorgeht, war ihm die unsoziale Einstellung gegenüber der in bitterer Armut und nach indischer Landesart so dichtgedrängt wohnenden armen Bevölkerung einfach unsägbar. Er blieb deshalb bei seinem Entschluß und verließ, nachdem die englische Regierung ihn mit seiner Familie im Salonwagen durch ganz Indien hatte fahren lassen, als Pensionär für immer das Land. Diese Fahrt zählte zu den schönsten Erinnerungen, wurde solches doch nicht jedem auf Regierungslosen zuteil. Auch konnte er bei dieser Abschiedsfahrt sich noch einmal persönlich vom Erfolge seiner Tätigkeit überzeugen.

Aus seinem Privatleben möchte ich noch hinzufügen, daß ihm aus erster Ehe drei Söhne erwachsen, die alle hohe militärische Posten in Indien innehaben, und daß er am 11. 1. 1898 in Badresch zum zweiten Male die Witwe Paula Mittag, geborene Bartels heiratete. Seinen Lebensabend beschloß er in Wiesbaden und Lugano. Wenn auch in der Todesurkunde „Altererscheinungen“ als Todesursache angegeben sind, so kann ich wohl auf Grund näherer Kenntnisse behaupten, daß der am 12. Oktober 1914 zu Lugano erfolgte Tod seinen Grund hat in der unseligen Zwitterstellung zwischen einem zeitlebens artgebundenen Mecklenburger und einem englischen Pensionär. Selbst seine Witwe mußte unter den Auswirkungen der

hohen Politik an ihrem Lebensabend körperlich und seelisch leiden, weil sie nur in englischem Hoheitsgebiete lebend als pensionsberechtigt angesehen wurde. Infolgedessen schenkte sie trotz ihres Alters die Unbequemlichkeiten mehrfacher Umzüge nicht und lebte während der für das deutsche Volk so schmachvollen Besatzungszeit in Wiesbaden, der deutschen Stadt, und genoss so gut es ihr noch möglich war, die Nähe ihrer Sippenangehörigen, da sie selbst kinderlos war.

Dieser kurze Abriß aus dem Leben des Mecklenburgers Hampe-Vincent stellt echt mecklenburgische Pflichttreue unter Beweis. Obgleich gerade in Indien ihm tagtäglich in der verschiedensten Form „Sondereinnahmen“ angeboten wurden, hat er unbestechlich und für seine Pflicht getreu erfüllt, auch wenn er selbst Nackenschläge dadurch hatte. Darauf ist es auch nach seinen eigenen Worten zurückzuführen, daß er selbst und später seine Witwe nicht auf die englische Pension verzichten konnten, um den Lebensunterhalt zu bestreiten. Gar zu gerne wären beide ins Mecklenburger Land gezogen, um in der Umgebung von Fürstenberg ihr Leben zu beschließen.

Nachzutragen ist noch, daß das innere Sehnen nach der Heimat Hampe-Vicent nie verlassen hat, leuchteten doch seine Augen ganz besonders, wenn er von ihr sprach. Seine drei Söhne aus der ersten Ehe hielten es für richtig mit dem Tage der Kriegserklärung Englands gegen Deutschland jeden Verkehr mit dem Vater und seiner Gattin abzubrechen, denn sie fühlten sich als Engländer.

*

Möge diese knappe Schilderung allen Volksgenossen deutlich zeigen, daß selbst höchste Ehren oder eine Ehe auf guter wirtschaftlicher Grundlage im Auslande nicht vor seelischen oder materiellen Schwierigkeiten schützen können!

Mq.

Zwischen Dänemark, Neapel, Paris und Rostock.

Wandernde Handwerksgesellen vor 100 Jahren.

Dr. Hans W. Barnewitz. (Nachdruck, auch auszugsweise verboten.)

I.

Wie hat es Gott so schön gemacht,
Dass er die Wanderbirsche schafft!

denkt der junge Handwerksgeselle, denn ihm hängt der Himmel voller Geigen. Wenige Tage ist es her, da hat der fleißige Lehrling sein Gesellenstück vollendet, und mit mehreren Gefährten ist er im Quartal des Amtes

vor geöffneter Lade freigesprochen

und zum Gesellen ausgeschrieben. Der Aeltermann hat ihn verpflichtet, auf Wanderschaft zu gehen; auch anderswo soll er Handwerksbrauch und Handwerksleistung kennenlernen. Denn mir Recht sagt Meister Snut, Hanne Rutes Vater, von den drei Jahren Lehrzeit:

Sei sünd tau lang, um's tau verlieren,
Sei sünd tau fort, um uttaulichen!

Die Gesellschaft hat den Ausgeschriebenen als ihresgleichen aufgenommen. Sie hat ihm den

Willkomm mit gewürztem Wein

präsentiert, — an manchen Orten gab es die erste Pfeife. Der Alingesell hat ihm erklärt, daß er dem Meister nun keine Jungsarbeit mehr tun soll und daß er jetzt keinen Gesellen mehr siezen soll:

„Bruder auf du und du!

heißt es, und wenn der angeredete Geselle auch Haar und Bart hat wie ein zweischneidig Schlachtschwert, oder wenn ihm der Bart auch auf die Schuhe hängt.“

Zwar hat ein alter Geselle dazu gemurmelt, daß es hätte nur Gültigkeit für gewanderte Leute, doch das stört den Junggesellen nicht: er will ja nicht hinter Vaters Ofen bleiben, in wenigen Tagen ist er ja auch schon „gewandert“. So genießt er mit den anderen Freigesprochenen den Abend mit dem Bewußtsein, Hauptperson zu sein, und sträßt sich auch nicht, sich mit dem vorgeschriebenen „Hänselfwein“

in die Gesellenlade einzukaufen.

Wenige Tage darauf erhält der Junggesell sein Wanderbuch, das an die Stelle der bis 1813 üblichen Aundschaft getreten ist. Es ist ein hübsches Stück, das ihm als Prämie am Schluss des Lehrlingsunterrichts übergeben ist (nicht in allen Städten gab es diesen Vorläufer der heutigen Gewerbeschule). Mit Interesse liest der Besitzer die Feststellung, daß er von mittlerer Statur, länglicher Gesichtsform, blauen Augen und blondem Haar ist, daß der Bart fast gar nicht da ist und daß besondere Kennzeichen fehlen. Danach wird man ihn unter Hunderten wiedererkennen können!

Der Anzug für die Wanderschaft liegt bereit, das Fell-eisen ist mit dem eigenen Werkzeug versehen und fertig-geschmückt. Nun noch Hut und Stock — bei Maurern und Zimmerleuten ist der letztere gedreht — ein kurzer, aber herzlicher Abschied von den Eltern, und es geht hinaus in die goldene Freiheit!

Einige Wochen weiter. Von Stadt zu Stadt ist der junge Geselle gewandert und hat überall brav sein Wanderbuch visitieren lassen. Das hat ihn jedesmal zwei Schillinge

gelöstet; aber als er sich einmal erfolglos um Arbeit bemüht hat, hat er sogar vier Schilling bezahlen müssen. Das wützt ihn, denn so vermindern sich die paar Taler, die er von Mutter mitbekommen hat, ohne daß er etwas davon hat: er will in der nächsten Stadt unbedingt Arbeit annehmen.

Das Felleisen auf der linken Schulter, den Rock zugeknöpft, erkundigt sich am Stadttor unser Freund nach der Amtsherberge und geht durch die Hauptstraße dorthin, denn ein ehrbarer Handwerksgeselle hat es nicht nötig,

„sich um die Mauer herumzuschleichen — wie die Besenbinders und Strohschneider“. Ein stattliches Schild kennzeichnet sein Ziel. Dort meldet sich der Gesell, und als es heißt:

„Leg ab, Schmied!“,

legt er als zünftiger Gesell sein Felleisen unter die Bank, so daß die Riemen zur Wand hinliegen. Auf einer Tafel sind die Namen der Meister angeschrieben, die einen Gesellen suchen; als vorsichtiger Mann fragt er einen Mitgesellen, der inzwischen eingetreten ist, über deren Eigenschaften. Nach gewordener Auskunft meldet er sich bei einem ihm zusagenden Meister:

„Mein Begehr ist, daß ich möchte 8 oder 14 Tage nach Handwerksbrauch um Arbeit geschaut haben,“ und der Meister stellt ihn ein.

Aber die Ruhe dauert nicht lange; beim Meister ist es zwar auszuhalten, doch in der Stadt sind mancherlei Schwierigkeiten. Da sind Zwistigkeiten zwischen den verwandten Handwerken, den Handwerksschwägern, wegen ungebührlicher Konkurrenz. Da sind auch

Füscher und Störer,

Bönhasen genannt. Mit Mühe hat der Amtspatron, ein Senator, das Amt von einer Bönhasenjagd abgehalten, die im Landesgrundgesetzlichen Erbvergleich von 1755 so scharf verboten war. Und auch bei den Gesellen selbst gärt es. Zu allem sind neulich noch Herbergsvater und Altgeselle verwarnnt, weil sie beim letzten Krugtag nicht eingeschritten sind, als es

„vor den Schaffhözern“ Valgerei

gegeben hat. Der Amtspatron sieht überhaupt die Lade und das eigene Siegel der Gesellen nicht gern; denn Serenissimus hat durch verschiedene Erlasse zu verhindern gesucht, daß die Gesellen zu üppig werden. So ist es nur eine Zeitsfrage, wann die Gesellen des Amtes „auffähig werden und zusammenrottieren“. Daran will unser Freund nicht teilnehmen, denn die geschlichen Bestimmungen, die seinem Wanderbuche angeheftet sind, schließen ihn in solchem Falle von der Meisterschaft aus. So meldet er sich unter Angabe „nach Güstrow“ beim Amt ab, und der

Gademeyer händigt ihm sein Buch wieder ein, mit dem Vermerk: „daß er bei Meister N. N. 6 Wochen als Gesell gearbeitet und sich gut betragen hat“.

Als auf der weiteren Wanderschaft nun wieder das Geld knapp wird, da entschließt sich „der Fremdgeschriebene“,

„das Handwerk zu grüßen“.

An manchen Orten gab es ein Geschenk von der Gesellschaft:

Man bemüht sich ohne Zagen

Das Geschenk hier vorzutragen.

Anderswo gewährt das Amt ein Geschenk, und wieder anderswo erhält man gelegentlich von dem Meister, den man um Arbeit ansprach, nicht nur beste Wünsche für die Reise, sondern auch ein Behgeld. Nun soll es ins Streitische gehen. Aber da fragt der Wandergeselle:

„Mensch, hast du di denn all frilost?“,

und auf eine Gegenfrage wird er daran erinnert, daß er ohne militärische Mustering überhaupt nicht über die Landesgrenze gehen darf, und dann bis zum 25. Jahre auch nur, wenn er jede Weihnachten der Heimatbehörde seinen Aufenthaltsort mitteilt. So heißt es vorläufig:

„Bleibe im Lande des Büffelkopfes und nähere

dich redlich!“

Doch auch diese Zeit vergeht, und eines Tages überschreitet unser Freund als

„freigelooster Mann“

die Grenze, ohne daß er nötig hat, 200 Taler Kautio zu stellen, und gleich geht es nach Süddeutschland. Da sieht er, wie die Gesellenbrüderschaften weit stärker sind. Bei der Aufnahme wirken häufig

Buchgesell und Dosengesell

mit, die Gesellen haben sogar ihre eigene Krankenkasse. Aber dann gibt es wieder Städte, die sind so klein, daß mehrere Meister sich mit einer Herberge begnügen müssen. Da hängt draußen das Schild der Bäcker, die beiden Löwen, die die Brezel halten, der Doppeladler der Schuster, die Tafel mit den drei Schilden der Maler u. a. m. Drinnen hängt über jedem Tisch das Stubenschild eines Handwerksamtes. Dort nehmen die Berufsgenossen den fremden Genossen freundlich auf, aber manches Mal gibt es Foppereien von einem Tisch zum andern. Da heißt es für die Tischler:

Ein wilder Bär in Polen fraß

Den Tischler samt dem Winkelmaß,

für den Böttcher hat man den Vers:

Böttcher, Böttcher, bum, bum, bum,

Dreimal um das Fäß herum!

und die Zahl der

Verse für den Schneider

ist Legion. Kommen dann noch die Spitznamen für die verschiedenen Handwerke heran, so ist bald und leicht Prügelei im Gang.

Wat för de Ollen und de Jungen.

Elsriede Wendler.

Vadding Möller saß in seinem Altenstübchen im Ohrenstuhl am Fenster und smökte, als wenn der Tabaksbau allein durch seine Hilfe angefeuert werden müßte. Er war recht schlechter Laune, Vater Möller, is nix, wenn 'n old ward," dachte er; „de Jungen de brukt ein nich mihr, de wieren all so'n Klaukschiters, wat 'n ollen Mann seggt, hedd keen Gelling mihr, wotau is 'n noch up de Welt? Un hei stünn noch ümmer sienen Mann un güng mit sien fivunsaebentig noch grademang achter den Blaug,

as en jungen Kirl.— Hei wull nun ok nich länger hier bliwen, morgen güng hei in de Stadt un meid'te sich 'ne lütte Stuw, den Sonndagsrock hadd hei all prat hängt.— Immer dichter wurden die Rauchwölken, die den Pfeife entströmten, als wollten sie so recht das umbüsterte Gemüt von Vater Möller widerspiegeln. Da kam sein Enkelkind, der sechsjährige Fritz ins Zimmer gestürmt. „Großvadding, summ blot ens rut, de swartblag Rauch, de in de Achterek, de bliwt jo woll dod!“ — „Gott's dunner,

Jung, de Swartblag is uns' beste Melkauh" und damit waren alle düstern Gedanken zur Tür, Badder Möller grep nah de Müz, un rut wier hei of. — Sohn und Schwieger-tochter waren zur Stadt gefahren zu Weihnachtsbesorgungen, nur der Knecht und die junge Magd waren in der Wirtschaft. — Mit eiligen Schritten war der alte Landmann im Kuhstall; mit dösischen Augen schaute die Kuh ihn an, das Brüllen klang heiser, als fehle ihr die Kraft dazu und Knecht und Magd standen ratlos dabei. „Herrwot fi de Kauh to freten gewen," fragte der Alte, „je ward nu doch keen Kollik heiwiven?" — „Nee, Großvadder, se hett jo all von Middag an gornich mihr freten, ik möt jo woll noch den Pierddotter halen, wat seggt blot de Buer, wenn hei nah' Hus künmt!" — „Dat dat dröhnen nah Jung, — de Kauh kann jo den Kopf nich dreihen, hier is an de Käd wat nich in Schic, rinner mit de Käd!" — Schon war der Knecht dabei, der Kuh die Kette abzunehmen; — holt stopp," schrie da Vater Möller, „de Käd sitt fast! Dunner, wat's dat?" und dabei zog er einen dägten Nagel aus dem Hals der Kuh. Der Nagel musste aus dem Deckenbalken gerutscht sein und war zufällig in einem Glied der Kuhkette hängen geblieben, durch das Bewegen der Kuh hatte er sich in den Hals des Tieres gestoßen und ihr nun große Schmerzen verursacht, ohne jedoch glücklicherweise größeren Schaden angerichtet zu haben; denn nach Entfernung der Schmerzursache wurde die Kuh gleich wohler. Vater Möller wusch die Wunde aus, ließ frisches Trinkwasser bringen, und bald fing das Tier wieder an zu fressen. — Als gegen Abend die jungen Leute aus der Stadt zurückkamen, hatten natürlich der Knecht und der kleine Fritz nichts Eiligeres zu tun, als die Geschichte von

der Schwarzbunten zu erzählen; „wier blot en Glück, dat wi Großvadder hier hadde, hei seg doch glik, dat an de Käd wat nich in Schic wier," sagte der Knecht. — Bald waren Sohn und Schwiegertochter beim Großvater; „Badding, nee, wat is 't 'n Saegen, dat du hier büst, man kunn doch süß würlich nich 'ne Stunn ruhig von'n Hof gahn," begrüßte der Sohn den Vater, „ja," fiel die Schwiegertochter ein, „de Swartblag, uns' beste Melkauh, de wier uns süß gewiž dod blewen! Großvadding, segg doch gliest wat los wir! — Aewer segg, wist du utgahn, Badding, dor hängt jo din Sünndagsrock an't Schapp?" — Vater Möller wurde bestimmt zu Müte, wat seag ic nu, 'ne Uträd, ne — worüm? — „Zet wull morgen eins to Stadt gahn un mi 'ne lütt Stuw meiden, hier geiht dat jo of ahn mi!" Verwundert schaute der Sohn den Vater an. „Wat wüst du, Badder, du wüst dienen Hoff verlassen, is dat din Irnft? Wat full'n wi ahn di anfangen? Bon allens weigt du am besten Bischeid, wenn 'ne Hülp fehlt, büst du up'n Platz; segg doch fullbst: geiht dat nich all Ogenblick: will'n man irft Großvadding fragen, un du billst di in, dat geiht ahn di? Nee, Badding, bi uns bliwwt dat bi 'n Ollen, Jung un Olt marschieren tosamen, so is dat hier up unser Hof ümmer west un so soll dat of bliwen!" — Badder Möller seggt gornix, hei wischte man blot mit de Hand aewer de Ogen, 't lem jo woll von den ollen Rot! — Dunn steckte Fritzing sin' Struvellopp dörch de Dör: „Großvadding, de Supp steicht all up den Disch!" — Dunn stünn Badder Möller up, häng sienen Sünndagsrock wedder in't Schapp und still gäng de Famili tau'n Abendeten; aewer de Abendsupp hett Badder Möller wull noch nich eins so gaud schmeckt, as hüt.

Dat Karnickel.

Kopmann Paul Bohn in Lutenua hett hüt Geburtsdag. Dei ward fier. Nich von ne Neig' frönde Gäst, dor is dat Geld tau knapp tau. Blot sien öller Brauder Fritz, wecker Buer in Ulenhost is, un sien jünger Brauder Kort, dei den Hoelerladen an den Markt hett, dei sind dor. Sei äten un drinken gaud, spälen hät henne vier Korten, drinlen Kaffee, un denn wieft Paul ehr sienem Laden mit dat Lager. Dat Wäswark is nich grot. Hei kann dor gaud von läwen, brukt oewer kein frönde Büd.

„Dor büst du an ne glücklich Kant," seggt Kort. „Ich kam allein nich tauschiel. Nu hew ic Murer Luk sienem Delf, oewer Sägen is dor nich bi!" „Na," seggt dei Buer, „disse Luken haddst du doch of ut Lüdmung kennen müst! Hei is as Grotmil un Supbütt bekannt un sei mägen dat Stählen." „Ich dacht, männigein mütt as Swinägel gahn un is noch lang'n keinen. Ich wull dat mit den Jung doch versäulen." „Un woans geiht dat?" fragt dei Kopmann. „Ach!" wiht Kort aw. „Hei mütt mihr Schacht hewn as Brot, denn mag dat warden. Frst hew ic em poormal an dei Brill slahu. Dat düste nich an. Rudags wier hei bi dei Kaffeebohnen un wull dor poor Bund von verschanden. Dunn hew ic em mit den Reitschacht dat Ledder losmalt." „Ich in dien Städ würd em forthändig rutsmieten," seggt Paul, „du weisst nich, wat dor all nah lamen kann. Dei oll Luk is as Rohlack stadtbekannt."

Denn gahn sei nah den Karnickelstall roewer. Paul hett all as Jung sien Lust an Karnickels hadd. Dit Vergnügen tau dat Weih is mit dei Tied grötter worden. Dorum hett hei in den Pierdstall ne grot Karnickeltucht upstellt. An twintig Buern. Dei Wännen un Boen sind schön dicht mali. So kann dor kein Katt rankamen. As hei dei Stallbör apen machen will, steicht dei up ne handbreite Riz. Em swant nix Gauds. Un richtig, binnan

löppt dei grot witt Riesensei fri in den Stall rüm. Dei Buerdör steicht apen. Paul ficht rin: Dat Nest is uteinerkräft. Dei Jungen sind rut. „Verdammi!" seggt hei, „Dit heit uns' swart Kadd maft! Dei is för dat Stählen bekannt!" „Ja, Katten fräten lütt Karnickels. Dewer wat ficht dor ümmer dei Blagen ehr Kist rut?" „Ein Swinägel. Ich hadd so väl Müz' un Rotten hier, dunn hett Schult bi Zuch ut Ulenhost mi dissen ollen Badermann mitbröcht, dei must gaud. Ich hew noch kein Rott wedder spört." „Hett dei di of dei Jungen ruthalt?" frögat Kort. „Nee, dat glöw ic nich. Dei is iehrlich." „Ja, je, ic trug kein Swinägel!" „Dat hett dei Swart maft! — Musch, Musch, Musch!" Dei Katt künnt antausnuren. Hei nimmt sei hoch. „Kiekt mal, wo dei dic ist! Dor sind dei lüttin Mückers in. Dat soll sei nich ümsünft maki hewn!" Hei steicht dei Kadd in nen Sac un giwi sic dor mit nen Piet-schenstock up. Dat Tier maut und springt irft as unklau. Taulest liggt sei rein still. „Nu hest du sei dotslahn!" seggt dei Buer. Paul schüddti sei ut. Dor neiht sei hen! Sliert rug, Ogen fünsch un grot. „Dei soll sic dat woll marken!" „Ja," meint Kort-Brauder, „Schuld hest du sül-wen of. Du haddst dei Dör jo man taumaken künnt!" „Dei Katt dütt weiten, wat sei dauhn un laten dörvt!" „Son Diert deit, as dat Hauf is." „Ich of, Kort, dat hew ic ehr äben wiest." — Dorbi smitt Paul sin witt Muddersei wedder nah ehren Stall rin un wrickt den Haken vör. Denn gahn bei drei rin tau'n Kortenspälen. —

Abends henne elf steicht dei Besäuk up. Kort un sien Fruj seggen Adschüs un gahn nah Hus. Paul smitt sic in nen Mantel un bringt Fritz-Brauder ein Flag weg. Bät an den Kreuzweg, halw nah Lutenua hen. Dunn führt hei üm. Kort vör Lutenua, hei weit gornich, wat los is, fühlst hei mit mal sien Arms fast. Em hett von achter

einer ümgräpen. hei will wat seggen — katsch, katsch, katsch! seggt dat, um hei hett voor an dat Mul. Em flüggt dat Füer ut dei Ogen. „Dat is dorsör, wiel dat du dienen Lührjung so swinäglich behanneln dedst!“ „Ich hew keinen Lührjung! Dat is nien Brauder!“ seggt Paul. Dunn lett dei Kierl von achter los un seggt tau sienen Hülpßmann: „Denn sünd wi an dei verlkift Adreß taamen!“ Dei Kopmann maft dat hei wegkümm. Nah so'n Backbieren verlangt em nich. Sien Gesicht brennt as Füer. Dat swillt jo woll an, as dat lett. Swientram so'n! „Denn lat sei sich doch irft mal richtig nah ümjeihn, wecker dei Schacht verdeihnt hett!“ futert Bohn. „Dewer nee, dor ward giel up loskloppt, so'n Swinägels!“

Bäten fortwüstig kümmt hei tau Hus an. Sien Frug hett dei Husdör taußlaten. Dorüm geiht hei oewer den Hof. Dat Heckdor is open. Dunn hört hei in den Karnickelstall wat krähen un snorten. hei hält sic sin Taschenlamp un lücht rin. Dor führt hei dei Bescherung! Sien

Fründ Swinägel heit grad den Haken tau dei blag' Wienersei awräten un kladdert dörch dei Dör. „Haha, du büst dei Swinägel!“ röppi Bohn wüttig. hei stött den Stäker gast mit den Faust an; dei rüllt sic up un kümmt nich irft ganz ran nah dat Nest. Dei Karnickelmudder snorti un springt as unslauk. Paul rakt den Spitzbauß mit ein Stück Füerholz rut, maft dei Kist tau un bringt em in 'nen Sac nah dei Strat rup. Dor smitt hei em hen. „Kumm unner dat Faustwolf, wenn du dat nich anners hewn wist!“ seggt hei. Denn geiht hei rin.

Aunern Morgen kümmt Kori Brauder an un schandiert: bi em is oewer Nacht inbraten! Ewei Sac Zucker un ein Sac Ries sünd stahlen. Wohrscheinlich hett dei Lührjung von innen bei Hofdör apen maft un dei Spitzbäuw rünlaten. „Ich hew em furtz an dei frisch Lust setzt,“ seggt Kori taulezt. Paul seggt wieder niz as: „Dat hest du recht maft! Swinägels hüren up dei Strat!“

„Wenn einer eine Reise tut, so kann er was erzählen!“

Die Wahrheit von diesem bekannten Wort habe ich auch vor wohl 13 Jahren erfahren. Ich fuhr einmal im Spätherbst nach Hinterpommern, um eine große Landhochzeit mitzumachen. Drei Tage vorher hatte ich mich angemeldet und um Abholung gebeten, da man von der Bahnhofstation bis W.hof mit dem Wagen anderthalb Stunden zu fahren hatte. Schon in der Bahn hatte ich eine gewisse Unruhe, ob auch jemand da sein würde. Als ich dem Zuge in X. entstieg und eifrig umher schaute, konnte ich keinen Wagen entdecken. Es war schon Abend und herbstlich kalt. Ich wartete und froh und wartete weiter. Kein Gefährt erschien. Ich hatte zwei gröhere Koffer bei mir, dafür aber umso weniger Geld. Es war Inflationszeit und recht knapp! Ich überlegte, was ich tun könnte. Zum nächsten Dorf war es zu weit, um allein mit den Koffern hinzukommen, denn der Bahnhof lag weit außerhalb. Telefon war schon geschlossen. Geld, wie gesagt, recht knapp! Eine Schenke übelster Art neben dem Bahnhof lockte mich nicht. Und noch energischer wies ich den Gedanken zurück, mich von irgend einem fremden Knecht durch die Nacht fahren zu lassen. Ich wußte ja nicht, wo ich enden würde und ging alles gut, so würden meine Gastgeber wohl schon zur Ruhe sein. — Die Situation wurde immer ungemütlicher. Was sollte ich armes junges Ding nur tun? Es war einsam und still um mich. Nur aus der Ferne ertönte Hundegebell und über mir leuchteten in herrlicher Pracht die Sterne. Da fasste ich neuen Mut und glaubte: „Der Eine, der den Lauf der Sterne lenkt, wird auch dir einen Weg weisen!“ So vertraute ich mich einer höheren Führung an und erwartete Hilfe. Schon nach wenigen Minuten kam ein Herr mit

einem Schäferhund auf mich zu und fragte, ob mein Gefährt nicht angekommen und ich in Not sei. Ich schaute in paar gütige Augen, fasste Vertrauen, schilderte kurz meine Lage und bat ihn, mich in das nächste Dorf zu bringen und zwar in das Haus eines Pfarrers und sonst in die Wohnung eines Arztes. Ein verheirateter Geistlicher war am Ort. Wohl nach einer halben Stunde waren wir angelangt. Ich bat meinen freundlichen Führer vorzugehen und paar erklärende Worte zu sagen. Er tat es und ich schied mit viel Dank von ihm. Gleich darauf wurde ich von einem sehr liebenswürdigem Ehepaar empfangen. Ich schilderte meine Lage und konnte meine Angaben durch Briefe und Siegelring bestätigen. Während ich mich mit dem Pfarrer anregend unterhielt, bewirtete mich seine Frau in gütigster Weise. Und als zum Spätszuge auch kein Wagen erschienen war, wurde die Gaststube gerichtet. Staunen, Freude, Dank und das Gefühl der Geborgenheit überkam mich, als ich mich in dem behaglichen Zimmer zur Ruhe ausstrecken konnte. — Am nächsten Tage wurde ich nach telefonischem Anruf abgeholt. Der Briefträger mit meiner Karte, die irgendwo liegen geblieben war, wurde überholt. Bei meiner Ankunft wurde ich mit großem Hallo begrüßt. Und auf die erstaunte Frage der Hausfrau, wie ich ausgerechnet dazu käme, die Nacht im Pastorenhaus zuzubringen, sagte ich lakonisch: „Pasters sind meistens ordentliche Leute! So gehe ich eben da hin! Ich wurde noch weidlich geneckt mit meiner seltsamen „Landung“ und doch habe ich zugleich die höchste Anerkennung von Allen im Hause erfahren, da ich mich aus einer wirklich peinlichen Lage, mit größter Eleganz herausgezogen hatte.

H. v. Massow.

Dei Starken.

Kori Puls.

Mudder Klemm is in Nod — ja, zwei Jahr lang hett sei sic allein vörstahn; dat wier fuer. Nu, wo ehr Jung, dei lebt, grot is, nu is sei in Nod dörch Sorg üm em: of hei will mit Gewalt in Pütt.*)

„Hür doch, mien Soehn, dat geiht doch nich! Denk doch an mi, dien arm Mutter!“

„Vadder is in Pütt west, Paul un Ludwig sünd ol in leuchten Füer dalßlagen, un Du — ?“

„Wenn Gotts Will is — — .“

„O blot nich! Herrgott, help mi arm Frug! O, hadd ic blot Paul Klemm nich nahmen, denn hadd ic nich dit Melend kennen liernt, wo einen dei Leitwsten innere Hänne verbrennen!“

„Wo wullt Du denn henn mit mi, Mudder?“

„In mien Heimat, nah Medelsborg, up't Land. Nut ut dit Hungernest von Zech!“

„Dewer ic herwo doch kein Lust tau Landarbeit, Mudder! Dei is tau verschieden un tau swor!“

„Nennen in Bütt is dat oß swor, arbeiten in Hemb un Büx. Du büßt doch drei Jahr as Knecht up'n Damm west un zwei Jahr as Ferienkind — —.“

„Dorum jo grad. Ich kenn den Kram.“

„Du wardst dat in Bütt nich an. Denk di dat nich so licht, Heinrich!“

„Ah, Mudder, dat is so as mit uns' Starken, wo ich deinen ded'. In'n Winter gängen mi dei Jöhrschäen aewer Tun un Busch weg, seldin. Wat hew ic dor oft mit escht un exiert! Wier gor sein Hollen in. Dunn herw ic ehr oft wohrschugt: Leuwt man, bät dat Frühjahr is! Dag un Nacht soelen Si buten blieben. Denn warden Si noch oft an den warmen Stall denken!“ Un so leum dat. Dei Buer geiw' dei drei Jöhrschäen up dei Fettweid. Ol naher bleiben sei buten. Dat wier ehr gornich mit. Dei Daglöhner, wecker ehr nah den Kopp seihn ded', vertellte mi, as ic dei lezt halte, all Abend hadden sei ant Niedlock stahn un nah den Stall jöhlt! Kiel mal, Mudder, so ward mit dat oß gahn: ic ward ißt oft nah baben lieben, wo dat ant Licht hochgahn ded, un mi trüggelengen nah Di un nah dor haben. Man ic ward of wennen, so as bei Starken taulezt wennnt hewn.“

„Heinrich, Heinrich, vertell tau Ennen!“

„Ich bün tau Ennen, Mudder.“

„Nee, nich!“ Un ünner Weinen vertellst sei wieder: „Du hest naug seggt: wenn Unwärter an dei Eit hochtrecken ded', denn hewn dei Starken ümmer ne grot Eit stahn un sic schult un angst, bät ein Stag in dei Eit inhög un zwei dötsleug und dei drüdd hinnen lahm makte. So ward oß die dat leuchten Wäder tauschannen stahn. Ich weit dat, ic weit dat!“

„Unsinn!“ seggt Heinrich — un geht doch in Bütt — wull hei trüggut un sien Mudder tau Willen sien. Man wat hadde denn sien Kamraden seggt? So beit hei dei Lähnen tausamen und bleiw. Bald würd em bei Arbeit leiw: hei wennte. —

Un eins gauden Dags fünn hei sich ut dei Düfung in't grot Krankenhus wedder: von't leuchen Füer an Kopp un Bost schrecklich touricht. Sien Mudder seit an't Bett un jammerte: „Dat hew ic seggt! Dat hew ic seggt! O Heinrich, mien Sohn, mien Sohn!“

Hei leum wedder rut, un Dunn treck hei mit sien Mudder in ehr Heimat — as schunnen Mensch, ein halv Kroepel. Nah Bütt hett em nich wedder trüggelengt.

*) Grube, unten im Bergwerk.

At mine Festungstied.

Von Friß Reuter.

1. De Festung G.

„Wat so 'n Mensch All erlewen deih!“ säd oß Badder Rieker — Dunn lewt hei noch — as sien Jehann von den Wallfischfang taurügg kamen was un nu 's Abends in 'n Schummern von Isbarg un Isboren vertellte.

„Wat so 'n Mensch All erlewen deih!“ säd oß Schult Papentin, as hei 's Abends mit oß Bummigoren ut den Krang nah Hus gung, wo Fridrich Schult von de Slacht von Leipzig vertellst hadd. Unserein kann saebentig Jahr olt warden, aewer erlewen deih hei nicks.“ — „Du hest recht, Badder, säd Bummigoren.

Ich aewer segg, de Schult hett Unrecht! — So egal un so sacht flütt kein Lewenslop, dat hei nich mal gegen einen Damm stött un sich dor in en Küsel dreift, oder dat em de Menschen Stein in 't klare Water smiten. Ne, passiren deih Jeden wat, un Jeden passirt oß wat Merkwürdiges, un wenn sin Lewenslop oß ganz afdämmt ward, dat ut den lewigen Strom en stillen See ward; hei mö; man dorför sorgen, dat sin Water flor bliwet, dat Hewen un Ird' sic in em speigeln kann.

Min Lewenslop is mal tau so 'n See upstaut worden, lange Jahren hett hei still stahn müßt, un wenn sin Water oß nich ganz flor un ruhig was un af un an in wille Bürgen slog, so gawo dat doch oß Tiden, wo sic Hewen un Ird' in em speigeln kann.

Wat heit dit? — Wider nicks, as dat sei mi mal saeben Jahr lang inspunnt heiwiven. — Worüm? — Dat weit de leiw Gott! — Stahlen un namen heiwic ic nicks, oß nich lagen un bedragen.

Aewer drei Jahr hadd ic all seien; ic was tau 'm Dod verurthelt; dat hadden sei mi schenkt, aewer dorför hadden sei mi dörting Jahr Festung schenkt. So 'n Present kann keiner richtig taxiren, as Einer, de all drei Jahr un ißt drei Jahr seien hett. De Utsicht was slimm, de Insicht slimmer. Dorthau kann, dat sei mi von ein Festung nah 'ne anner versetten deden. Wo ic west wir, hadd ic Kameraden, gaude Frümm un Bekannten, wo ic hen full, was ic allein.

An einen bitterkollen Winterdag satt ic in en Plan-

wagen, en Schandor satt neben mi. Drei Dag' lang durte de Fohrt, de Mann was fründlich tau mi; aewer ic frür. De Küll un de Ungewissheit, wat nu kamen kann, schüddelten mi dörch dei Knaken. Wenn den Menschen en Schicksal bevorsteht, wat hei nich wennen kann, denn drängt sic dat Blaud tau 'm Harten, un denn friert em. Den Soldaten in de heite Slacht, den Matrosen bi 'n Schiffbruch unner de glänzige Sinn, den Verbreser up dat Blaudgerüst trett de Frost an.

Wi kemen up de nige Festung an. — Natürlich tauist tau 'm Platzmajur! — De Mann satt un att Middag, hei wintke sine leibe Fru tau; sei bröchte en reinen Teller un sett' en Staul an den Disch, un hei frog mi, ob ic sin Gast sin wull. Wo girn! — Dat was doch wat! — Gott segen den Mann för sine Fründlichkeit! — Sinen braven Namen kann ic hic nich nennen, denn dat kann den annern Namen verraden, un dat wull ic nich girn.

Wi eten Bratwurst im Linsen. Mein Dag' hetowen mi leim Linsen so gaud smect; ic bün süs nich führ för Linsen.

De Schandor namm Affschid von mi, un ic was in de Hand von frönde Menschen up en fröndes Flag.

De Platzmajur stekt sien Degen an de Sid un wintke mi: wi wullen gahn. Wi gungen up de Kummandantur tau 'm ersten Kummandanten. hei let mi nich vör. Dat was en eigen Gefühl. De Mann hadd in minen Ogen einen groten Namen; hei was de Brauder von einen Mann, de Anno 13 in aller Welt Munn' lewen ded, unner den sin Fahne mine leiwsten Lührers, mine eigenen Unkels in 't Feld tagen wirren. Ich hadd sien Namen up den Turnplatz fungen, hei was in minen Sinn Swesterkind von Maed un von Friheit: un wat was 't denn anners, wat mi up de Festung bröcht hadd, as dat ic des' nah mine Ort in 'n Harten drog? — Un nu set mi de Mann mit den schönen Namen nich einmal vör? — Mi frür nich mihr, mi göt dat glänzig heit aewer.

De Platzmajur kann herut un säd mi, dat wir en Verzeichn von 't General-Auditoriat, min Bliwens wir nich hir, ic müßt bald wider, vörlopig full ic en Prisong herw-

wen, wo en Leutnant in seten hadd, de wegen Berrückheit in 't Lazareth kamen wir.

An de Hauptwach würd en ollen Mann rute raupen, de kamm mit en Bund Slaetel tau Rum un slot nebenan 'ne Dör up; wi gungen 'ne Trepp tau Höchten un ic stunn in 'ne lütte virlantige Kabach mit en Fack düstere Finstern, natürlich mit herne Gardinen. En ollen wackeligen Tisch, en dreibeinigen Hüser, en Waterkraus un en Strohsac, dat was de Utrüstung.

De Platzmajur gung; oss Batter Kähler maakt Füer in den Aben un gung of, slot aewer haben un unnen de Dör tau.

So satt ic denn nu allein — ach, wo allein! — "D is 'ne schöne Sal üm dat Alleinwesen, wenn Einen fri üm 't Hart is, un hei mit sicl tau Rath geht aewer dat, wat in em lewt un wevt, wat em höllt un wat em driwot, wenn hei olle Tiden vör sicl upstigen lett un mit ehr vergahene Truer un vergahene Lust, un wenn hei vör sicl führt un von de Taufkunst drömt; aewer, wenn hei mit sicl Rath höllt, möt hei of Rath weiten, de ollen Tiden mit ehre Lust un Truer möten verwunn'n sin, dat Hart darw dorbi nich mihr rascher slagen un sicl ängsten, un de Taufkunst möt vör em liggen, as en hellen Morgen. Aewer — as ic segg — dat Hart möt fri sin, un dat olle Unglück verwunn'n. — Min Hart was nich fri, min Hart satt deiper in Keden un Banden, as mine Knaken; Jahr un Dag dat Südwige! un hüt dat Südwige, sid Jahr un Dag! — Nicks was verwunn'n, un in de Taufkunst legen dörtig Jahr Fängniss. — Dröm sic doch Einer mal aewer dörtigjährige Nacht in en hellen Morgen benaewer.

Ict satt up minen Strohsac allein; wo lang', weit ic nich; wat ic an desen Abend dacht heuw, weit ic of nich. Ict walke von en Slaetsklimpern up — dorvon walt jeder Gefangen up, un set hei of duzend Jahr —, üm mi was dat Nacht; ic hadd woll lang' so seten. Min Dör würd upstellen; mit fasten Tritt kamm Einer in min Kamer 'rin: „Guten Abend! — Haben Sie hier kein Licht?“ — Ict säd, ic hadd kein. — „Kähler,“ säd de Mann, „sezen Sie die Laternen hierher und holen Sie Licht.“

Dat geschach, un vör mi stunn en middelgrotten unner-sett'nen Mann in en grisen Militärmantel un 'ne Feldmütz. hei kunn twischen virtig un förtig sin, sach aewer frisch un gesund ut, un sin Handtiren was strack un stramm, as Einer, de lang' kommandirt un sicl immer fort resolvirt hett.

Ict was upstahn un stunn vör em. „Ich bin der zweite Kommandant, Oberst B.,“ säd hei, „und wollte mich doch mal nach Ihnen umsehen.“ — Ict antwurft' dor wat up, wat 'ne Höflichkeit sin füll, 'i mag aewer woll en beten snurrig 'rut kamen sin, denn mi was nich nah Höflichkeit tau Sinn.

„Sie werden hier nicht lange bleiben können,“ säd hei, „Sie werden bald weiter verseyt werden.“ —

„Warum haben Sie kein Licht? und warum haben Sie es sich noch nicht bequem gemacht?“ frog hei wider. — Ict säd, ic hadd noch nich utpackt un hadd an 't Bequemmake noch nich dacht.

„Glaub 's Ihnen,“ säd hei; „aber quälen Sie sich nicht mit schweren Gedanken. So lange Sie hier sind, haben Sie es hauptsächlich mit mir zu tun, und ich werde, so weit es meine Pflicht erlaubt, Ihr Los erleichtern.“

Dormit wendt hei sicl üm, nickt mit den Kopp: „Adieu!“ un gung bet an de Dör. Hir dreicht hei sicl rasch üm, as wenn hei wat vergeten hadd, un frog mi, wo ic her wir. — „Ich bin ein Mecklenburger,“ säd ic. — „En Mecklenbörger?“ frog hei up 't beste Plattdütsch, blot mit so ne lichte preußische Wimischung, as sei in de Gegend von Nigen-Strelitz reden. „In wecke Gegend sünd Sei

denn dor gebürtig?“ — „Ich bin aus Stavenhagen,“ antwurt ic. — „Ut Stemhagen?“ frog hei wider, „wat is Chr Badder?“ — „Bürgermeister,“ säd ic. — „Wo lang' mag hei all dor sin?“ säd hei. — „Sid Anno achtiehnhunbertsfio,“ säd ic nu of up Bladdütsch. — „So, so?“ brummte hei so vör sicl hen; aewer mit einmal frog hei so recht indringlich: „Seggen Sei mal, lewt de Bäcker Sommer noch?“ — „Ja, säd ic, weckern hei meinen ded? Dor wieren zwei Bäcker Sommers, den einen nämten sei ümmer „Aristopher Geist“, wil dat hei so 'n Dodensarw hadd, un den annern nämten sei „Schill-Sommer“, wil dat hei dunntaumalen mit Schillen gahn wir.

„Dat is hei! Dat is hei!“ röp hei rasch. — „Lewt de noch?“ — „Ne,“ säd ic, „de is vör ebliche Jöhren storben.“ — „Künn of nich utbliven, säd hei fort, „hadd den Bramwin tau leiw.“ Kicke noch einmal adjüs un gung.

Mine sworen Gedanken wieren weg, den Obersten sine fründliche Ort un sine gauden Würd hadden dat Chrige dah; aewer vör Allen ret mi de Riglichkeit dorute. — Dat unbedüdenste Rige hett för en fangen Menschen en grotes Bedüden. Aewer hir was wat, wat am Enn' Je- den niglih maken kunn. Wo kamm de Oberst tau 't Blad-dütschreden? — Na, hei kunn en Pomeraner wesen; aewer worüm würd hei so hellhürig, as ic von Meckeln-borg säd? — Na, hei kunn jo of en Meckelnbörger wesen, 't wieren vele Meckelnbörger dunn bi de Preußen; aewer de Ort redte kein Plattdütsch, de suiwelsten un bistorien lewerst in 'ne grugliche Ort Hochdütsch rümmert, wil dat sei dat för vörnehmer höllen, un des' Mann hadd so recht mit Behagen sin Plattdütsch spraten, un 't was en rich-tigen Mund voll. Un wat wüsst hei denn nun von Stem-hagen un minen Ollen, un vör Allen, wat wüsst hei von Schill-Sommern? — Ict termaudbarst mi denn nu hir-aewer mit allerhand Fragen, fünn aewerst kein Antwurt, un as ic mi tau 'm Slapen up den Strohsac smet, säd ic tau mi: „Na lat 't!“ Ict glöw aewer, up dat legste Flag büst du grad nich kamen.

Den annern Morgen packt ic min Habseligkeiten ut 'ne Kist; dor kamm denn allerlei herute, wat süss reisen Lüd' nich in de Welt mit rümmert slepen: 'ne Waschschöttel, en Glas, en Drahtlächter, un denn min kostbarstes Stück Möbel: 'ne Koffemaschin. Badder Kähler kamm un malte Füer in den Aben, ic seit'le en lütten Pott mit Waier an dat Füer, un as dat Waier sine vullen Blasen smet, halt ic 'ne Tüt mit mahlen Koffe tau 'm Börschin, un 't woort nich lang', was min Koffe farig. Ict treckte minen ollen ehrwürdigen Slaprock an, de up de ein Sid mal häßlich ansengt wat un leider Gotts nich in de Füerkass' stunn, dortau mine schönen warmen Pampuschen — sei wieren von Daufeggen tausamfluchten un hadde blot den einen Fehler, dat sei in de Rattigkeit nich dicht höllen; aewer wat hadd ic of in 'n Ratten tau dauhn? ic satt jo in 'n Drögen — un so was mi denn up mine Ort ganz gaud tau Mand'. Dunn kamm de Reih bi 't Utpacken an min Lewensmittel: en halbw' Kummisbrod, en Stück Be-genles' un en Enn' Talglicht.

Dit lezie was denn nu grad nich tau 'm Eien, aewer 't was jo doch noch tau brüken, un dorüm hadd ic dat mit-namen, denn wenn Einer mit sin Sülvergroschen den Dag aewer utkamen fall, denn möt hei dat Sinige hell-schen tau Rad' hollen. — Fiw Sülvergroschen däglich is en gros Stück Geld, maakt up 't Jahr förtig Daler; aewer bi so 'n armen Deuwel von Gefangen, de nich füllst för sicl sorgen kann, malen sicl an sine Zukünften noch annere Lüd' de Fingern blag, un hei möt sicl 't gefallen laten. Dat hadd denn nu woll flicht bi mi uthaut, wenn min oss Badder nich west wir, de mi af un an mit en lütten Tauschubb unner de Arm grep; aewer vel dürwt dat of

nich sin, un wat von dor kamm, leien sei Einen of man druppwis' tausleiten. Nu wüxt jo aewer min Badder gor nich, wo ich in de Welt was, ich müsst also irst schriwen, un bet ic Antwort hadd, müsst ich nu also mit min Staatsgehalt von siw Sülwergröschen uskamen, denn oll Badder Rähler was woll en ollen gauden Mann, aewer so dummm was hei nich, dat hei sick up Borgen inset. — Ich schrew also.

As min Breif farig was, stellt ic mi an't Finster. Mi was hüt Morgen ganz anners tau Sinn, as gister Abend; eine Nacht ruhigen Slap makt en annern Minschen; dortau schinte de Sinn in min Finster, un min Gardinen wiren tau 'm Glück nich so dicht, dat sei den Strahl nich up mi fallen leten. — Ich kunn nah 'n Dur hensiehn, dor kemen Leut'schen 'rinne tau führen im Postwagens un Markt-wagens, ok en Lisenwagen führte 'rute — dat hadd ic sid virtehalw' Jahr nich mihr seihn — mi kamm Allens schön vör, ok de Lisenwagen. Landmärens kemen mit Mell' in de Stadt, Burjungs mit Holt, Börgers gungen ehren Geschäften nah, olle Herrn mit Pelzkragen verpeddeten sicl de Bildürn en beten, un denn kemen lütte, nüdliche Dam's mit Heddern up den Haut un mit gräune Sleuers, wo de frischen, roden Geßchter 'rute leken as de Muschrosen. Sei wiren all hübsch, all! Ich wüxt nich ein, de mi häßlich vörklamen wir. Wovon kamm dat? — Na, ic was viruntwintig Jahr olt, un sid virtehalw' Jahr hadd iclein annen Dam's seihn as de oll dik Fru Grelen, de vör dörting Jahr as Marketenderin bi 'n pohlsches Hulahuen-Regiment stahn hadd, un denn uns' Horline mit de Deckogen.

Mit all de Lüd', de ic dor seihn ded, hadd ic nicks tau dauhn, sei kümmeren sicl ok nich üm mi aewer desto mihr ic mi üm ehr, un nah en por Dag' wüxt ic all ganz schön Bescheid. Dat lütte Dürning mit dat rod'bunte Jähnken up den Liw' was den Arbeitsmann sin Kind, de immer Middags mit Aeri un Sag' tau Hus kamm, hei gaww ehr mal vör minen Finster Geld, un sei kamm nah 'ne lütte Wil mit en Brod ut dat gräune Hus rechter Hand 'rute, dat Schild kunn ic nich seihn. Dor müsst also en Bäcker wähnen. En por Dag' d'rup slogen sicl en por rechte driftige Slüngels up de Strat, un en Mann mit 'ne witte Schört kamm herut un höll Stür un gaww den Einen en por rechte in 't Gnid, dat was also sin eigen, un hei was de Bäcker; un de annen Slingel lep in de Nahwers-Dör 'rinne un kamm dor einen Mann mit en swart Schortfell in den Kopf, de em of en por verabsolgen ded, dat was also den Slösser sin. Un ut dat Bäckerhus kamm en lüttes nüdliches Mäten, schir, as ut dat Ei pölli, un witt, as 'ne Duw', un de Unteroffzirer von de Wach gung en lütt Enn' mit ehr tausam un fot sei dummi an de Hand un redete mit ehr sehr angelegerlich, un sei fel ümmer aewer de Schuller nah ehr Badders Finstern, un mit einmal würd sei rot as 'ne Ros' un ret em de Hand weg, un was snubbs üm de En. — Wat hadd de Herr Unteroffzirer mit min lütt Bäckerdochier tau reden? — Un 't woht nich lang', dummi kamm sei medder, un in den Slösser sin Dör stunn en smucken jungen Stirl; aewer swart as 'ne Kreih, un de Kreih, de hauste, un de lütt witt Duw' fet sicl üm, un 't wohte nich lang', dummi summen sei tausam un lachten un spaßen miteanner, un de Herr Unteroffzirer trippelte vör de Gewehren up un dal un bet de Tähnen tausam un strek den Snurrbort un fet grimig nah de Beiden. — Wat hadd hei för Weißdag', wenn Kreihen un Duwen sicl gaud sind, un Nahwers-Kinner sicl leiw heuwven?

Ja, up dat slichtste Flag was ic noch lang' nich kamen! Minschenverfähr, un gelt hei Einen of nicks an, frisch dat Hart up; aewer hei is as de Musik, sei möten beid' nich tau drift warden; 'ne schöne, lise Melodi leggt sicl

weit an 't Hart, aewer wenn Allens üm Einen 'rum fidelt un tutt, un trummelt, warden Einen de Uhren weih dauhn, un Ein sehnt sicl nah de Einsamkeit.

En por Dag' d'rup kamm min Oberst B. wedder tau mi um wedder des Abends. Ditmal hadd ic Licht; min Drahtleuchter stunn preißlich up den Disch, un up en Licht för 'n halben Sülwergröschen. De Oberst redte Hochdütsch mit mi, hei hett meindag' nich wedder Plattdütsch mit mi redt; ic natürlich of nich. As hei gung, säd hei: „Aber was haben Sie für einen schlechten Leuchter!“ — Id säd: je, dat let sicl doch nich anners maken, un sin Ding' ded hei jo. „Haben Sie denn etwas zu lesen?“ frag hei wider. — Ich ja, säd ic, ic hadd Höppnern sine Institutionen un Thibaut'n sine Pandekten un en corpus juris un Ohmen sine Mathematik un Fisichern sine Hydrostatik un noch en por annen so 'ne interessante Les'bäuler. — „Na,“ säd hei, „ich selbst lese wenig von Unterhaltungsschriften, aber meine Tochter hat eine kleine derartige Bibliothek, und ich werde Ihnen etwas daraus besorgen.“ Dormit gung hei.

Kapittel 2.

Mitdewil was dat Däuweder worden, dat Is un de Sneli wiren von en Frühjahrssregen wegwijschen, un de Frühjahrslust un de Frühjahrssinn hadden den Regen wedder updrögt, un 't sach würklich ut, as wenn 't Wassen un 't Bläuhnen all losgahn full, un in mi wuß un bläuhete en Verlangen nah Frühjahrslust un Frühjahrssinn, dat ic 't knapp achter mine Gardinen uthollen kunn. Ich hadd an de Kommandantur üm de Erlaubnis schreven, en beten in de frie Luft spazieren tau kaenen, hadd aewer noch kein Antwort. Wat schrew ic of an dei Kommandantur, wo de Mann mit den groten Namen de erste Begelin' spelte? Worum wendte ic mi nich an meinen Obersten B.? Dorum, wil mi Keiner en Rath gaww un de Weg' wis'te. En Minsch, de fri is, hett dusend Weg', wenn hei wat för sicl besorgen will; geiht 't up den einen nich, geiht 't up den annern. Unserein hadd blot man einen Weg, un de güng durch de Fängnis-Dör un schrammte an Slot un an Nigel.

Aewer 't full beter kamen, as mine Kleinmäudigkeit mi dat vörmalte. Uns' Herrgott hadd för gaud inseihn, in de letzten Dagen von den Februtwoch mi minen Heil-Christ tau bescheren, de tau Wihnachten ublewen was — denn dat möt keiner glöwen, dat hei man blot Wihnacht-Abend beschert, hei beschert dat ganze Jahr dörch, un en Heil-Christ kann alle Dag' kamen, un dat Kind-Jes, wat em bringt, führt ball so un ball so ut. Min Kind-Jes sach an desen Abend as en preußischen Oberst ut un kamm rechstramm in de Dör 'rinne.

„Sie haben sich um die Erlaubnis, spazieren gehen zu dürfen, an die Kommandantur gewandt,“ säd hei, „es ist Ihnen dies gestattet worden. Sie können sich auf dem Festungswalle unter Aufsicht eines Unteroffiziers, den ich bestimmen werde, Bewegung machen“. — Dat fung schön an, un en Strahl von de Frühjahrssinn was all in min Hart flossen. „Und hier,“ säd hei un langte in de Tasch, „ist auch ein Brief von Ihrem Vater, er schreibt sehr freundlich an Sie und sendet Ihnen Geld, welches ich Ihnen nach Bedürfnis zukommen lassen werde.“ — Ich grep nah minen Breif; dat lei sicl würklich wo nah an.

De Oberst gung an de Dör un röp: „Ordonnaanz!“ Sin Ordonnaanz kamm, hei namm ehr en Packet af, läd dat up den Disch: „Bücher für Sie.“ hei namm den Soldaten noch en Packet af: „Und hier ein paar anständige Leuchter. Werfen Sie den Drahtleuchter zum Fenster hinaus! — Gute Nacht! — Rähler, der Herr hat jetzt täglich einen halben Taler zu verzehren!“ (Forts. folgt.)

Ostmecklenburgische Heimat



Halbmonatsschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erschaint am 1. und 3. Sonntag jedes Monats. — Bezugspreis monatlich 30 Pfz. zuzüglich Bestellgeb; für die Abonnenten der "Teterower Zeitung" gratis. — Erscheinungsort Teterow. — Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malschiner Straße 15, Fernruf 367. — Verantwortlich für den Inhalt: Dr. Barnewitz, Bülow

Jahrg. 9

Teterow, 15. März 1936

Nr. 6

Mecklenburg im Urteil alter Reisender.

Dr. Robert Ahrens-Malschin.

III. Von einzelnen Orten.

Wo liegt das „echteste“ Mecklenburg? Diese Frage ist so einfach nicht zu beantworten. Ist es in den größeren und kleinen Städten zu suchen? Ist es das Land der großen Gutsbetriebe des Ostens, wie Reuter sie uns schildert? Sind es die Bauerndörfer des Westens? Die Zeiten urteilen darüber verschieden. Und wenn wir uns noch einmal bei unsern Reisenden erkundigen wollen, was sie für das echteste Mecklenburg halten — oder vorsichtiger ausgedrückt, was sie an Mecklenburg vor allem fesselt, so wird die Antwort lauten: Nicht das Bauernland, nicht die Kleinstädte; wohl aber die Güter mit ihrer Leibeigenschaft, wohl die beiden Seestädte — und in erster Linie die Residenzen und alles, was mit Fürstlichkeiten zusammenhängt, also das städtische und das feudale Mecklenburg. Davon erzählen sie am meisten, darauf gründen sie ihre Urteile.

So sind die wichtigsten Haltepunkte auf ihren Reisen Neustrelitz und Schwerin-Ludwigslust, Wismar und Rostock, Doberan und Güstrow. Damit aber die Darstellung nicht zu einseitig erscheine, sollen die doch nur kürzeren Bemerkungen über Orte der ostmecklenburgischen Heimat auch mit angeführt werden.

1. Neustrelitz und Schwerin-Ludwigslust.

Nach dem Brande seines Schlosses zu Altstrelitz hatte Adolf Friedrich von 1726—31 sein am Zierker See mitten im Walde liegendes Jagdschloß Glienicke zu seiner neuen Residenz ausbauen lassen. 1733 hatte er eine neue Stadt hier gegründet. Der Markt mit seinen sternförmig austahlenden acht Straßen bezeugt die Künstlichkeit dieser Anlage. Der Boden um Neustrelitz besteht dabei größtenteils aus Sand. Um so mehr ist die gärtnerische Leistung zu bewundern: „Die dortigen Gärten, die einen Überfluss an allerley essbaren Früchten liefern, und die anmuthigsten Spaziergänge von nutzbaren Bäumen darbieten, machen der menschlichen Geschicklichkeit desto mehr Ehre“. (Nugent). Schön ist die Lage des Schlosses und reizvoll der fürstliche Park. „Viele hübsche Lauben . . . neue angelegte englische Partien, kleine Tempel, mehrere Gartenhäuschen . . . Den größten Werth erhält dies alles durch eine Tafel am Eingange, welche im Namen des Herzogs

in einem humanen und würdigen Tone den Einwohnern sagt, daß ihm die fröhliche Menge, die sich in seinem Garten versammeln wolle, willkommen sei, und derselbe jedem ohne Unterschied des Standes bis 10 Uhr abends offen stehe“. So sieht Böllner 1795 die Anlage. Man spürt in diesen Worten den Hauch einer neuen Zeit, in der es mit dem Glanz des alten selbstherrlichen Fürstentums zu Ende geht und der Bürger Anteil verlangt am Regiment und am freieren Leben.

Hier in Strelitz regierte damals ein Herzog, in dem sich das Gottesgnadentum der ablaufenden Zeit noch einmal in droßiger Weise gestaltet. Es ist Adolf Friedrich IV., Friß Reutors „Dörlsäuchting“. . . hei was en unglücklich Minsch, indem dat hei in sinen swacken Liw drei Grugels un drei Furchen hadd, de em kein Raub leeten. Hei hadd nämlich ißtens en groten Grugel vör de Arbeit, zweitens en noch grötern vör Späßen un Hexen, un drüdens den gröften vör alle Frugenslünd; denn hei hadd ißtens 'ne grote Furcht vör en Gewitter, zweitens 'ne noch grötere vör den Tod un drüttens de gröfte dorvör, dat em mal biweglang sine Kron afshanen lantun kann . . . Tau all dir Unglück lamm nu noch en anner Unglück: hei was nah Paris reist west un hadd sit dor degern verleint. Nich in en Frugensmisch, denn, as il all seggt heß, dorvör hadd hei en Grugel, ne in schöne Kleidjchen; de müßt he bewegen, de wiron tau sien un siner leiven Staaten Glück notwendig, un sine leiven Staaten smiegen nich so vel af, dat hei sine Gelüsten up janstene Röct un sidene Hosen voll stillen kann.“

Berschroben und kleinlich, unbbeherrscht und eitel, dabei von einer droßigen Abneigung gegen das weibliche Geschlecht — so zeichnet Reuter diesen Fürsten.

Einen ganz andern Eindruck gewinnt man, wenn man die ehrerbietigen, höflich gesärbten Worte des Engländer vernehmen. „Adolph Friedrich IV., ist regierender Herzog von Mecklenburg-Strelitz, ist acht und zwanzig Jahr alt, mittlerer Statut, mehr mager als corpulent . . . Sein ganzes Vertragen ist majestätischer Anstand, mit einer gnädigen Herablassung begleitet . . . Er ist ein wahres Muster von Menschheit, welches um so mehr Bewunderung verdient,

da er in der Blüthe der Jahre und gegen die Reize der Schönheit nicht unempfindlich ist . . . Unschuldige Vergnügungen befördert er gern, daher ist er ein Liebhaber von Ballen und Assembleen, tanzt und spielt Karten. Oft habe ich ihn sagen hören: Ich geniere Niemand, will aber auch selbst nicht geniert seyn . . . So lebt er wie ein großmütiger Fürst . . . seine Milde und Gnade verbreitet sich über alle.

Auch das Bild des Hoflebens, das bei Neuter so lächerlich kleinlich und ärmlich wirkt, sieht bei Nugent großartig genug aus: „Die Trompeten geben das Zeichen zur Tafel. Gleich nachher erscheint der Herzog mit seiner Schwester, der „Christel-Schwester“ Fritz Reuters. Man führt die Damen ins Speisezimmer, ein Page betet „laut und vernehmlich“. Dann setzt man sich. „Die anwesende Gesellschaft bestand größtentheils aus Cavallieren, Hofdamen und Offizieren von der Garde; die Tafel selbst bestand aus einer Suppe, drey Gängen und dem Nachtisch.“ Nachher gibt's in einem andern Raum noch Kaffee. Während der Zeit unterhält man sich mit Nugent über England. Ähnlich geht es bei der Abendtafel zu. „Dies ist die gewöhnliche Lebensart bei Hofe, woran nichts wesentliche geändert wird als an Gallatagen.“

Rühmend hebt Nugent die Freigebigkeit des Fürsten hervor, die freilich die gefährdeten Finanzen des Landes noch mehr anspannte. Der Engländer erhält im Namen Seiner Durchlaucht eine Börse voll Louisd'or zum Andenken. Zugleich soll er die Rechnung über seine Wirtschafts-Ausgaben einsenden; „denn ich sollte während meines Aufenthalts in Strelitz überall keine Kosten gehabt haben.“ Nur in einem stimmen der plattdeutsche Dichter und der Engländer überein: die Vorliebe für schöne modische Kleidung findet sich auch bei Nugent. „Der Herzog hatte einen blau samtenen Rock an, blaßgelbe Unterleider, weiße seidne Strümpfe, brillante Schnallen und den Orden des Hosenbandes um.“ Und an einer andern Stelle: „Diesmal hatte der Herzog ein larkoisin-rothes samtnes Kleid an, und seit der Zeit habe ich bemerkt, daß er täglich anders gekleidet geht.“

Wenn man auch zugeben muß, daß bei Nugent höfische Überreibung misspricht, so ist andererseits zweifellos, daß Fritz Reuters Schilderung der geschichtlichen Wahrheit nicht entspricht, sondern eine, wenn auch glänzend durchgeführte Karikatur ist.

Strelitz — Schwerin — ein großer Unterschied! Dort unfruchbarer Sandboden, dem der Mensch erst mit Mühe Früchte abringen kann; hier eine Landschaft, die nach Nugent zu den schönsten in Europa gehört. „Nur wenig Orter in Europa können eine so reizende Lage haben. Sie liegt an einem vortrefflichen See, dessen Ufer, indem sie sich amphitheater-mäßig erheben und durchgehends mit den schönsten Gärten, fornreichen Gefilden, schattenden Wäldern und fetten Wiesen angefüllt sind, dem Auge einen fast paradiesischen Anblick geben . . .“

Nugent weilt gerade in Schwerin, als der Martensmann dort eintrifft und gibt davon eine genaue Schilderung. „Als ich zu Hause ging, begegnete mir ein ganzer Schwarm Jungen, die sich das Gesicht mit Kienrutz beschmiert hatten und einen ähnlichen Spektakel betrieben als bey uns die Schornsteinfegerjungen am Mahtage . . . Es dauerte nicht lange, so war der Schloßplatz mit einem ungeheuren Schwarm von Menschen angefüllt; unter diesen war auch die ganze Heerde schwarzer Jungen, die den Martensmann mit einem Zetterschrein um Geld anschrien. Gleich darauf kam eine Kalesche, etwa wie ein Postwagen gestaltet, in vollem Trabe auf den Schloßplatz, auf diesem Wagen saß ein Deputirter vom Lübecker Magistrat, einige andre Bediente in rother Uniform, ein Notarius und

zwei Zeugen. Sie hatten ein Faß Rheinwein bey sich, welches der Herzog von Mecklenburg-Schwerin jährlich vom Lübecker Magistrat zum Geschenk erhält. Der Wagen fuhr im stärksten Trabe rund um den Schloßplatz herum, während der Zeit warf der Martensmann Geld unter die Jungen, die sich wie die Grasteufel balgten und zausten. Hierauf erschien der Herzogliche Hausvogt, welchem die Deputation folgendes Kompliment machte: „Der lübecker Magistrat und Bürgerschaft schicken Seiner Durchlaucht dies Fäßchen Wein aus nachbarlicher Freundschaft.“ Worauf der Herzogliche Bediente erwiederte: „Wir sehen das nicht an als nachbarliche Freundschaft, sondern als Schuldigkeit.“ Der Deputirte läßt darauf seine Protestation vom bey sich habenden Notarius niederschreiben und von beiden beiden Zeugen bekräftigen; eben dies tut auch der Herzogliche Bediente. Wenn dies alles vorbei ist, wird die ganze Gesellschaft in ein Zimmer des Schlosses geführt und mit einem Abendessen bewirthet. Das schurrigste dieser ganzen Ceremonie ist noch dies, daß der Wagen, eh er noch auf den Schloßplatz kommt, sorgfältig untersucht wird: findet sich nun, daß die geringste Kleinigkeit, sei es auch nur ein einziger Nagel, dran fehlt, so versäßt die ganze Equipage an den Herzog. Die Deputation bleibt hier die Nacht, aber den andern Tag muß sie, noch eh es Mittag wird, sich wieder fortmachen.“

Über den Sinn dieses Vorgangs ist sich das 18. Jahrhundert nicht mehr klar gewesen. Wohl versucht man Deutungen, aber diese entsprechen kaum der Wahrheit. Nach Wossidlos Forschungen handelt es sich um eine heidnische Ueberlieferung, in der eine vorsslavisch-germanische Lichtgottheit im Glauben des Volkes sich mit einer slavischen Gottheit vermischt hat. Zu dem heiligen Ort, der Schweriner Burg, sandten verschiedene Städte am 10. November, einem im ganzen Slavenlande heiligen Tage, Opfergaben. Darauf deutet noch die Untersuchung der Fehlerlosigkeit des Fuhrwerks und das Festmahl hin. Die christliche Kirche setzte für den heidnischen Gott den heiligen Martin, dessen Tag der 10. November war, ein und konnte so den Brauch beibehalten. — Der Martensmann ist zuletzt 1804 in Schwerin gewesen. Infolge der Kriegswirren ist die Sendung dann unterblieben und 1817 durch Geld abgelöst worden.

Schwerin als Stadt litt damals sehr durch Ludwigsburg, das von 1756 — 1837 Residenz war. Eine glänzende Straße verband beide Orte miteinander. Wie Neustrelitz ist auch Ludwigsburg eine künstliche Schöpfung. Nugent entzückt vor allem der Park, dessen genaue Schilderung in den Worten gipfelt: „Alles, was sich die Morgenländischen Nationen unter dem Namen eines Paradieses vorstellen, findet man hier im Lustgehölze beysammen.“

In Ludwigsburg herrscht kein Ceremoniell. „Die Cavaliers tragen keine Degen und sehen sich auch gestiefel zur Tafel. Die Damen gehen beständig im Reithabit, welche Tracht übrigens das Frauenzimmer sehr gut kleidet, denn sie gleichen mit ihren hohen Federhüten vollkommen den Amazonen.“ Der Fürst, Herzog Friedrich, ist ein erster, für technische und künstlerische Dinge interessierter Mann. Seine stark pietistisch angehauchte Frömmigkeit veranlaßte ihn mehr und mehr, alle irdischen Freuden zurückzudrängen. So hatte er gar keinen Sinne für volkstümliche Feste. Bei Hochzeiten wurde Musik und Tanz untersagt, das Erntebier wollte er durch eine Geldzahlung ablösen, Schützenfeste durften jahrelang nicht abgehalten werden. Das Theater lehnte er ab und entließ die damals berühmteste Schauspielertruppe Deutschlands, die Schönemannsche, aus seinen Diensten. Er unterhält sich darüber mit Nugent: „Zwar wußte er wohl, daß das Schauspiel unter einer gehörigen Aufsicht immer belebrend

und in gewisser Absicht eine Schule der Sitten werden könne, allein die Erfahrung hätte doch auch schon oftmals das Gegentheil gelehrt. Ueberdem würde in einem so kleinen Staat als Mecklenburg das Schauspiel nur eine Anreizung zum Luxus und zur Verschwendungen seyn, den Müziggang befördern und auf den Geist der Industrie verschubchen. Diese und mehr andre Sachen dieser Art machten diesmal den Inhalt unsers Gesprächs aus, und dies gab mit Stoff genug, die erhabenen Grundsätze eines so frommen und weisen Fürsten zu bewundern."

Eine drollige Geschichte mag den Abschluß dieser höfischen Schilderungen geben. Nugent ist am letzten Abend vor seiner Abreise von Ludwigslust nach Schwerin auf sein Zimmer gegangen und beginnt bereits, sich auszusteilen. „Plötzlich tritt ein großer vierzehntiger Kerl in mein Zimmer und guckte, ohne ein Wort zu sprechen, in den Kamin. Ich fragte ihn, was er hier wollte? da brummte er kurz weg, er wäre in seinem Beruf. . . . An seinem berühten Aufzug erkannte ich ihn endlich für einen Schornsteinfeger. Ich protestierte nun freilich sehr und sagte: es ist dazu nicht Zeit; „freilich," bis er mir entgegen, „ist's Zeit, ich muß den Augenblick fegen". Ich stellte ihm vor, daß es ja wohl Zeit hätte bis Morgen, da ich ohnehin nach Schwerin reisen würde. Aber der Kerl antwortete mir kurzweg: dies ließe sich nicht ausschieben, und es wäre ausdrücklicher Befehl, um Feuersgefahr zu verhüten. . . . und im Umsehen klapperte er zum Kamin heraus, da ich dann den ganzen Spektakel geduldig abwarten mußte. Als er seine Sache gemacht hatte, marschierte er mir nichts dir nichts wieder zur Thüre hinaus und da mußt ich auf meine eigne Hand über die närrische Komödie lachen."

2. Wismar und Rostock.

In einem gewissen Gegensatz zu den Fürstenstädten Strelitz und Schwerin stehen die See- und Hansestädte Wismar und Rostock, selbstbewußte Bürgergemeinden, die lange im Kampf gegen die Fürsten gestanden haben. Rostock hat sich selbst im 18. Jahrhundert noch nicht gebogen.

Wismar freilich ist von 1648—1803 in schwedischem Besitz, und es geht recht still und ruhig dort zu. Die Häuser sind verfallen, auf den Straßen wächst Gras. Dafür genießt Wismar den Ruf, der gesundeste Ort Deutschlands zu sein, und Campe bemerkt schon nach kurzem Aufenthalt eine Besserung seines Gesundheitszustandes. Wie würden heutige Heilbäder solche Sätze als Nekrame ausnutzen!

Was uns in Wismar heute das Großartigste scheint, die ins Übergewaltige gesteigerte Wucht seiner Kirchen, macht damals keinen Eindruck. Und wenn uns heute die Innenräume mit dem kräftigen Rot ihrer Pfeiler gefallen, so müssen wir uns von Nugent sagen lassen: „Am anstoßigsten wars mir, daß die Pfeiler nicht einmal überweicht, sondern die puren Mauersteine zu sehen waren."

Trotz der langen schwedischen Besetzung ist die Bevölkerung mecklenburgisch geblieben. Einiges Auffälliges merkt Nugent jedoch an: „Es war mir auffallend, in ganz Wismar kein einziges Kaffeehaus und nicht mehr als einen einzigen Buchladen zu finden. Indessen gibt es hier verschiedene Häuser, wo die Einwohner fast auf englische Art ihre Clubs haben. . . ."

Am eingehendsten hat sich der französische Offizier von 1789 mit Wismar beschäftigt. Auch bei ihm erwähnen die Klagen über den Rückgang des Wohlstandes infolge der Schwedenherrschaft. Raum 6000 Einwohner hat die Stadt damals, „wobei die Zahl des weiblichen Geschlechts zu der des männlichen sich wie 3:1 verhält, eine Proportion, die mancher schönen Wismarsienerin vielleicht schlaflose Nächte macht, zumal da, wie es heißt, die jungen Männer oft unbekannt genug sind, sich ihre Ehehälfte auswärts zu ersuchen.“ Er schließt seine Betrachtungen mit den Worten:

„Ueberhaupt wird Reisenden irgend von Stondition in Wismar eben die Zeit nicht lang. Man kommt ihnen zuvor. Man begegnet ihnen mit außerordentlicher Höflichkeit und Gastfreundschaft. Schade nur, der Konversationston ist ein wenig steif und die Sprache fast allzu spanisch.“

Gegenüber Wismar ist Rostock noch eine lebhafte Hansestadt, wenn auch von dem mittelalterlichen Glanz nur noch wenig erhalten ist.

Den allgemeinen Eindruck der Stadt schildert Zöllner in folgender Weise: „Die Stadt hat im Ganzen ein sehr empfehlendes Aussehen, ungeachtet viele Straßen schmal und krumm sind, auch mehrere bergauf und bergab gehen. . . . Noch stehen viele Giebelhäuser in den Straßen. . . . Das Finstere, welches sonst diese Bauart hat, wird indessen sehr dadurch ausgeheitert, daß man die vielen Hausschlüsse artig ausputzt. Ost sind sie in der Mitte mit Glasbörsen verschlossen, so daß man sich gleich beim Eintritt ins Haus in einem kleinen Saale befindet, der mit Spiegeln, Sophas, Uhren, Stühlen, Gipsstatuen usw. geziert ist und in heißen Sommertagen einen eben so kühlen als erheiternden Aufenthalt gewährt. Es nimmt sich in der That ungemein gut aus, einmal über das andere auf einem solchen Flure Damen mit ihrer Arbeit sitzen zu sehen, deren Pur durch die Dekorationen des Zimmers gehoben wird und die an allem, was auf der Straße vorgeht, einen so unmittelbaren Anteil nehmen können, als wenn sie unter freiem Himmel säßen. Vor vielen Häusern sind kleine schmale Plätze . . . mit Fliesen gepflastert. . . . Die Sauberkeit dieser Plätze und die schönen Fenster von böhmischen Spiegelglas geben der Stadt ein so wohlhabendes und heiteres Aussehen, woron ich einen ähnlichen Eindruck noch in keiner anderen Stadt gefunden habe; ungeachtet Rostock sonst viel Nehnliches mit Lübeck hat.“

Eine eigentümliche Erscheinung beobachtet Zöllner 1795: „Ganz nahe an der Stadt vor dem Kröpelinor Thore fanden wir eine seltsame Hütte mit einem kleinen Acker- und Gartenplätzchen umher. Man sagte uns, sie werde von einem Einsiedler bewohnt. Eigentlich sollte man ihn einen Zweifleder nennen; denn er hat seine Frau bei sich. Der Mann hatte ehedem eine eigene Mühle gehabt, die er in einem Prozesse verlor. Außer Stande, sich zu nähren, baute er sich hier auf einer zum Stadtgebiete gehörigen Auhöhe am Wege eine Hütte, wo er Anfangs bloß den Sommer zuzubringen gedachte. Gegen den Winter befestigte er sie mit Erde, flocht das Dach dichter und verwahrte es gegen Regen und Schnee. Allmählich brachte er eine Wohnung zu Stande, die ihm nach seiner Versicherung ganz bequem ist. . . . Ein wenig Getreide und etwas Gartenfrüchte, vornehmlich Kartoffeln, baut er auf einem kleinen Flecke, den er sich eingelegt hat und der sonst wüste lag. Man ließ ihn nach einigen Versuchen, ihn zu verdrängen, endlich im ruhigen Besitze dieser kleinen Erdscholle. Er erzählte uns dies alles in einem sehr drossichten Tone und einer schwer zu verstehenden Sprache. Gar sonderbar nahm es sich aus, wie er die Geschichte seiner Heimat erzählte. Er habe jemanden gebraucht der ihm das Unkraut ausgetrete und ihm bei der Bestellung des Ackers geholfen; bezahlen habe er niemanden gekonnt, also habe er sich entschlossen eine Frau zu nehmen. Ich hätte die Frau wohl sehen mögen, die sich auf diese Bedingungen an diesen Mann gekettet hatte! Aber sie war in der Stadt, wo sie, wie er sagte, ein Gröschchen zu verdienen suchte. . . .“

Man wäre versucht, diese kleine Geschichte auf das Ausflugslokal „Der Einsiedler“ im Stadtpark zu beziehen, wenn irgend die Ortsangaben zusammenzubringen wären. Leider ist das nicht der Fall, und so müssen wir denn annehmen, daß Name und Dasein jenes Einsiedlers im Volke vergessen worden sind.

(Fortsetzung folgt.)

Mecklenburgische Eisenbahnergeschichten.

Hans Pöhlmann.

Set em ne rod Mǖh up!

Das bekannteste Original unter den Friedrich Franz-bahnern, Oberbahnhofsvorsteher Oberfeld in Neubrandenburg, dem man die Erfindung des Neubrandenburger Spezialgerichtes, des Maschinenfleisches, zuschreibt, der auch als Sachverständiger eines guten Tropfens galt und von dem noch heute unzählige Geschichten im Umlauf sind, neckte gern Leute. Als sein Freund, der Pferdehändler Ludwig Sumpke, einmal darüber fragte, daß Gebrüder Beenebens ihm nicht mehr im gewünschten Tempo gehorchten, riet ihm Oberfeld: „Luting, mak dat so mit Di, as wenn Du dei Remonters dei hoge Kommission vör-führst: bätter Päper nah achtern!“

Eines schönen Tages fuhr Luting Sumpke seinen Freund, den Pastor primarius und Praepositus mit seinem kleinen flotten Fuchsgespann spazieren und kam auch am Bahnhof vorbei. Bei den Wirtschaftsgebäuden standen in augenscheinlich wenig rossiger Laune der Oberbahnhofsvorsteher Oberfeld und seine Frau. „Na,“ meinte Luting Sumpke teilnehmend, „August, Du mafst jo 'n Gesicht, as wenn Du as Amtmann in 't Büro nah Swerin versett wierst!“ „Ja,“ erwiderte Frau Oberfeld, „denken's mal, Herr Sumpke, denken's mal, Herr Popoff, uns' Swien will nich fräten un will nich supen!“ Und vom Wagen herab riefen beide wie aus einem Munde, ganz schnell, so schnell, daß der Pastor sein Stottern ganz vergaß:

„Oh, den'n is gorto licht awtohelpen. setten's em mal de rode Eisenbahnermǖh von Sei ehren lewen Mann up, Se sollen mal sehn, wur fixing Sei ehr Swien sic dat annimmt!“

„Leeegen da u i ck in Swerin.“

August Oberfeld, der von sich zu sagen pflegte, was Moltke als „Oberfeldherr“ für das Heer, sei er als „Herr Oberfeld“ für den Neubrandenburger Bahnhof, beherrschte vorgesetzte Stellen selten mit Berichten; was er irgendwie sülwsten erledigen konnte, gelegentliche kleine Zusammenstöße beim Rangieren oder was sonst nach seiner Meinung über Betriebsunfälle die „Swiner Altensammler“ nichdringend interessierte, wurde von Herrn Oberfeld, dem Oberfeldherrn des wichtigen Knotenpunktes im mecklenburgischen Osten, selbst in Ordnung gebracht. Das ihm unterstelle Personal, Beamte, Angestellte und Arbeiter, vertraute ihm blindlings und liebte ihn abgöttisch; er war wie ihr Vater, nur Lügner verdarben es leicht mit ihm. Wer sich bei ihm in den Verdacht der Unaufrichtigkeit brachte, den knurrte er an: „Mit dei Herren in Swerin wardst du nich farig, dortau büsst du to dämlich; un dei sind di ttau klaut! Du seggst mi de Wahrheit, un wenn wi in Swerin leegen möten, denn sat mi leegen — ic bün nämlich keimmal so klaut as du un fismal so klaut as de Herren in Swerin! Dat mi leegen, Mensch, un bliw du bi de Wahrheit.“

„Hannes! Die Schlüsscheibe fehlt.“

Strahlender Sonnenschein eines mecklenburgischen Spätherbsttages leuchtet über ein buntes Bild auf dem Teterower Bahnhof: Serenissimus sind in großer Begleitung bei einem Schweizer Magnaten (Teterow liegt in der Mecklenburgischen Schweiz!) zur Jagd gewesen, haben einen Isender auf die Decke zu legen geruht und kehren nun, im Besize der Trophäe, mit einer gewissen Feierlichkeit in die Residenz zurück.

Der fahrplanmäßige Zug Stettin-Lübeck ist pünktlich auf die Minute eingelaufen und hat den ihm in Neubrandenburg angehängten fürstlichen Salonwagen mit dem Allerhöchsten Wappen genau vor dem schmalen Teppich, mit dem der Bahnhofsteig belegt ist, zum Halten gebracht, Königliche Hoheit sind eingestiegen, die Fürstentreppe ist mitsamt den Purpurläufern von dem für den Allerhöchsten Fahrgäst bestimmten Abteil zurückgerollt, entblößten Hauptes harrt die Menge der Absfahrt, der Herr Oberbahnhofsvorsteher hat mit der Weizglacebehandlung dem Zugführer das Zeichen zur Absfahrt gegeben, der Zugführer hat gepfiffen, der Lokomotivführer ist vorsichtig und doch schwungvoll angefahren, der Herr Oberbahnhofsvorsteher hat die linke Hand an den Elsenbeingriff des Beamtendegens mit dem goldenen Portepee gelegt, die Rechte an den Rand des mit der blaugelbroten Kordarde gezierten Zweimasters gehoben, der Zug setzt sich in Bewegung, der zugbegleitende Geheime Oberregierungsrat von der Großherzoglichen Generaleisenbahndirektion winkt dem Oberbahnhofsvorsteher ob der gelungenen Feierlichkeit der Absfahrt anerkennend zu: da gelst über die Häupter der freudig erregten, doch ehrfürchtig voll schweigenden Menge der Schrei einer Frauenstimme: „Hannes, die Schlüsscheibe fehlt!“ Hoch oben vom Küchenfenster der Dienstwohnung hat die Frau Großherzogliche Oberbahnhofsvorsteher die Unterlassungssünde der Neubrandenburger erspäht, die den Salonwagen ohne Schlüsscheibe angehängt hatten, und sie mit sofortiger Wirkung bekanntgegeben: und alle, Serenissimus nebst Gefolge, der Geheime Oberregierungsrat, der Zugführer, der Lokomotivführer und nicht zuletzt der Oberbahnhofsvorsteher müssen ihr gehorchen, der Oberbahnhofsvorsteher winkt aufgeregt dem Zugführer, der pfeift Alarmsignale, der Lokomotivführer gibt Gegendampf, der Personenzug Stettin-Lübeck fährt einige hundert Meter in Richtung Stettin, ihm wird die Schlüsscheibe angelegt, und er verläßt zum zweiten Male den festlich geschmückten Bahnhofsteig, aber jetzt mit der vorschriftsmäßigen Abjustierung durch die Schlüsscheibe, für die Frau Oberbahnhofsvorsteher persönlich gesorgt hatte.

Ein Vierteljahrhundertlang hieß es bei den mecklenburgischen Eisenbahnnern, wenn irgend etwas nicht in reglementmäßiger Ordnung war:

„Hannes, die Schlüsscheibe fehlt!“

Zwischen Dänemark, Neapel, Paris und Rostock.

Wandernde Handwerksgesellen vor 100 Jahren.

Dr. Hans W. Barnewitz. (Nachdruck, auch auszugsweise verboten.)

II.

Wer einmal im Süden ist, den lohnt es über die Alpen. So schreibt der wanderlustige Malergesell Wilhelm Rudloff aus Rostock an „die Großherzoglich Mecklenburgische Bundesstaats-Gesandtschaft“ in Frankfurt am Main um einen

Reisepaß für ein Jahr, der ihn ermächtigt, über München nach Wien und Italien zu reisen; er erhält ihn, und „alle Militär- und Zivilbehörden werden ersucht, demselbigen nötigenfalls allen Schutz angedeihen zu lassen“.

Nur ein Jahr! Da heißt es sich ranhalten! So wandert der junge Mecklenburger von Mainz, wo er seit $\frac{1}{2}$ Jahr „mit gutem Betragen in Kondition gewesen ist“, am 6. Februar 1847 über Freiburg und Stuttgart nach München. Dort besorgt er sich verschiedene Gesandtschaftsstempel, Wien bleibt bei Seite, und zunächst geht es über Mittenwald nach Benedig. Dann werden Verona, Ferrara, Florenz mitgenommen, und am 14. Mai ist der Wandervorsch in Rom. Doch von der Auffassung, man müsse Jahre lang in Rom bleiben, um es kennen zu lernen, hält er nicht viel. Nach wenigen Tagen geht es nach Neapel weiter, die Gesandtschaft der Sizilischen Majestät hat den Plan durch Namen und Stempel besiegelt. Zum Arbeiten ist nicht viel Zeit, man will in dem Auslandsjahr möglichst viel sehen, und so gewinnt auch bei unserem Nordmann die alte Gesellenregel ihre Bedeutung:

„So du auf Wanderschaft kommst, sollst du keine Kirchen und Klöster vorbeigehen, sondern sollst reingehen, und wo du nicht kannst reinkommen, bleibe draußen stehen, tue dein Gebet zu Gott, dann wird dir's wohlgehen auf deiner Reise!“

Ende Mai geht es von Neapel wieder nordwärts, Canossa wird passiert, Mailand ist das vorläufige Ziel. Ende Juni ist die Zwischenheimat Mainz über Bregenz erreicht, aber dort wird nur eine Ruhepause gemacht. Im Juli wandert unser Freund über Köln nach Brüssel, von dort mit den nötigen Gesandtschaftsstempeln nach Paris. Dort wird der Paß von der Strelitzer Gesandtschaft viert, bezeichnenderweise in französischer Sprache, obwohl Düsseldorf als Ziel angegeben ist. Das war am 10. August. Erst im November erfolgt die nächste und letzte Eintragung in das Paß- und Wanderbuch. Von Köln geht es nach Rostock.

Die Jahre fliegen! Wohl kann unser Geselle es noch nicht mit Genossen aufnehmen, deren Wanderbuch vor 20 Jahren ausgestellt ist und

von Ungarn bis Dänemark reicht. Aber manchmal kommt ihm doch die Neigung, seßhaft zu werden. Wohl hätte er in Preußen die Möglichkeit dazu (dort konnte man leichter Meister werden), aber es zieht ihn nach der hanfischen Heimatstadt. Dort aber haben sie ihm kürzlich gesagt: „Noch is hier kein Platz für die int Amt! Gah man noch zwei Jahr wedder up Wannerschaft, in de Tid ward woll ein von uns Meisters dodbliven!“

Auch im übrigen Mecklenburg ist die Lösung noch „Kein Hübung“, und

eine ältliche Meistertochter zu freien oder als Stiefvater mit einer Meisterswitwe gleich ein halbes Dutzend Kinder zu übernehmen, liegt nicht in seinem Sinn. Vorübergehend führt er schon einmal einen Betrieb, in dem der Meister fehlt, und hat Gesellen und Lehrling unter sich (Brettgefell hieß solche Stellung bei den Schustern, Blockgesell bei den Schlachtern). Doch da kommt eines Tages ein Brief von Hause:

„Nu is't Tid, nu kumm man trügg!“

Zwei Jahre später! Aus dem vielgewanderten Gesellen ist

seßhafter Meister

geworden. Hausbesitzer, Bürger, Gatte und Vater, das sind die weiteren Burden, die er erreicht hat. Selbstverständlich gehört er der Schützenzunft an und hat seinen eigenen Kirchenstuhl. Nächstens will man ihn gar als Ausschusshörger aufstellen, denn die Fremde hat ihm den Blick geweitet, ohne daß er die Liebe für die Heimat verloren hat. So wird er zeitlebens sein Handwerk würdig vertreten. Für wandernde Gesellen hat er immer besonders viel übrig, denn nicht umsonst hat er gesungen:

Und zierte uns einsi der Meisterhut,
Dann hat's bei uns die Jugend gut,
Die von uns profitieren kann,
Nimmt sie die Arbeit an!

Glückwunschschriften zu Ina Seidels 50. Geburtstag.

Min leive Fru Pastern!

De „gnädige“ un dei „hochverehrte“ sc ae Se da taur den flesjusnoebentigsten Geburtstag von Selma Lagerlöf in Ehren scheunen Breif makt hewven, will wi man glit vörtau bissit laten. It bün ut 'n echten mäkelbörgschen Preijerhus up dei Reg van Berlin, wo Sei Ehr Swigerpadder un Baddersbrauder bürtig is. Wenn dei Lüd' ut dei Gemein mit all ehr grote un lütte Sorgen so recht trubartig tau min Mudder feinen, denn sädien sei nich „Fru Popost“ (min Badder was „Präpositus“, wat sei up Stur'ns Probst näumen); dat was väl tau stiev; äwer „Fru Pastern“, „min leiw Fru Pastern,“ — denn verstunn sei si glit. Na, dat sinn jo woll tüschen Sei un Sei Ehr grote Gemein', däuchi mi, of moeglich wesen, wil dat Sei dat Tüg hewven, sit Anseihu un Leiw tau verschaffen. It heww Sei zweimal in minen Leivn seihn, glit hinner einanner: einmal ut dei Firn', un enmal ganz dichting bi. Dat was up den großen Frügensongreß nägenteinhunbertunnägenuntwintig in Leipzig. Sei hadden abens Ehren Bördrag hollen, wo wi all ganz mucksstill tauhürt hewven. Wenn kein wider wat seggt hadd, as blot Sei, denn wir dat grad' naug wesen; oewer dei Frügens koenen io ümmer nich naug friegen. Dor was is nu all in 'ne hellische Begeisterung. Un as is an den nächsten Morrn wedder nah Hannover führen will, dor lopen Sei mi grad in dei Möt up den Bahnhof. Na, Sei koenen mi gloewen, dat is Sei wiß in dei Ogen fäken heww, wildeß min Fru fortfarig Sei den Struz Beilchen in dei Hand drückte, den

sei grad äben krägen hadd. It heww naug seihn: Mudder Natur hett 'n gauden Prägstock brukt, as sei dat Gesicht mast hett. Dat kann' Sei anseihn, dat Sei sit Ehr Lewlang mit irnste Sakn afgewen heiwven. So'n Gesicht, dat kann Minschen erquicken un Minschen erfreuen un Minschen erlücken. „Seelisches Bittern im Antlitz,“ dat is dei Schönheit van dei Frügens; dei hölt sit beter as dat Allerweltsgesicht, dat blot ut Gnad' un Barmherzigkeit van dei Tid lewt. Nu will wi mal seihn, wat is ut Sei Ehr Lög' im Sei Ehr Bäukers woll dat Richtigc rutläft heiwv; un Sei koenen mi denn man schritwen, wenn dat „Portrait“ verteilent is, dat Sei tau Ehren Ehrendag ut Nedderdütschland frigen sülz, wil dat Sei nich blot an dei Hochdütschen hürn. Beten grugeln deit mi dat tworst, so as „Bettler am Wege“; oewer worüm denn eigenlich, wenn up dei anner Sid van dei Strat dei helle Gaudmäudigkeit steicht? Van rechtswegen wull is mit väl Blaumen, 'n grot Peikit, so as 'n gaudes Bündel Heu, as uns' Frij Reuter seggt, un mit wenig Würd' kamen; nu sünd dat, as dat bi uns' Schriewers meist is, gorlein Blaumen wornn un väl Würd', oewerst kein grofspurige, wildat wi för allens in' Leiven väl tau grote Würd' maken. — Sei sünd grot wornn in dei Tid, wo dei Frügens sit fri maken deden. Dat is för Sei van' groten Urteil wesen; dat hett Sei jung holln. Männig van dei Frügens, dei mit Sei upwussen sünd, wulln sit vermännlichen. Dat was 'n groten Irrum un hett väl böß' Blaut gewen. Sei hewven dat nich mitmalt; Sei sünd Ehren eigenen frien Weg gahn, un sei-

ner dörwi — of in' Gauden nich — in Sei Ehren Kram
rinnesfuschen. Einer hett mal tau sin leitwe Fru seggt
„Virtuosin im Teilnehmen“. „Ja wöll, min Herr“, seggt if,
„dat is uns' Geburtsdagkind of. Un wat Sei jüs noch
seggt heuwien, stimmt hier of up dat hoor; Minschen-
magnet, dir fliegt das Pünktchen Mensch zu!“ — Jeja,
jeja! Wen Gott leiw hett, den giwwt hei so'ne Fru.

Dat Gesäuf, dücht mi, wahni bi Sei breit un rüttig un
behaglich; oewer den Verstand smitten Sei nich rut; un dat
is gaud so; denn niks is grässiger as 'n Frugensmensch ahn
Hart im Klopp. Sei heuwien dei scheune Beweglichkeit van
dat weibliche Gemäut. „Wandlungsfähigkeit“, seggen dei
Professors, „is dat Wesen van dei Frugensluid“ „Stimmt“,
seggt if, „un dat is 'n grotes Low“. Lunen, dei as Mit-
gift bi dei Frugens geln, kennen Sei nich; dei ward ein
an' irsten los in dei Krankenstuw. Dummheiten? Na, dei
hett jo ein jeder Mensch an sit. Allens, wat sit in Sei Ehr
Seel regt, is lewiges Leben. Sei weiten, wat jedweder
Ogenblit tan bedüden hett. Sei fühljen, wat in Sei was-
sen will, un mit den Rildarm soeken Sei denn nich naug
spülkunten. Allens, wat Sei ansaten, saten Sei mit den
Harten an. Dei Frugens malen allens mit dei eige Hänn'
un dei Mannslüd' mit Handwerkstüg. Woans dat mit
dei Mannslüd' un ehren „Gegenpol“ is, dorin heuwien
Sei jo dei besten Insichten.

Ein Mensch, dei so lewt un so hantiert hett: binnen stolz
un buten standhaft in all dei Wetters, dei nich utblieven,
irnt durch Arbeit, mit 'n lütten Arger, dei ümmer dor-
mang späult, werkdäig in Leivo un mit häten Humor —
ganz wat Nores bi dei Frugens —, if seggt: so'n Mensch
weit, wat dat Lewn in' deipsten Grunn' is; dei kann uns of
dat „Mysterium“ van dei Wirklichkeit wiesen. — So seih
if dat denn för ein grot Geschenk an, dat if in Sei Ehr
Neq kamen bünn. —

Sei sünd nu föstig worrn. Ein Fru, dei in dat düttsche
Schriftdaum van dat verleden Jahrhundert sühr begäng
was, hett an ehren föstigsten Geburtsdag wat tau Popier
gewen. Woans wir dat, wenn Sei dat of deden? Sei hett
schreven: Up föstig Jahr düttlich un klor un ruhig trügg-

leihen soeken, dat wir 'n groten Burtel. Wo sei läden
hadd, un sei hadd väl läden, hadd sei nümmers üm lüt-
ten Krimskrams läden; chr Weihdag wir grot un stark un
rein wesen. Nils Gemeins hadd sei leiw. Van dei Besten
in'n Lann' wir sei ihort un flert worrn, un van einen Mann
wir sei leiw worrn, van den sei in chr ripen Jöhrn heil
und deis dei Erfüllung van dat ganze Leben frägen hadd.

Nich woahr? Dat is en scheuen Prat van ehr. Un it
glow ehr dat. Un mi dücht: dat kunn lifsterwelt up Sei
passen.

Föstig sünd Sei nu. It kann Sei hüt all vertellen:
Wenn Sei föstig sünd, denn sünd Sei zweimal dörtig, ein
mal an'n Morn un einmal an'n Abend. Dat Oldwaren
lett sit up Stur'ns noch nich ut dei Welt schaffen, of nich
dat Starwen. Stein ein kümmt üm den Dag rüm, wo dei
Speigel em seggt: „Stopp, oll Freind!“ Woans dei Fru
sift tau dat Oldwarren stellt, so väl is sei wirt as Mensch.
Sei warrn nu van Jahr tan Jahr immer riper as dei
Appels in'n Harwost, un dei an den Boom vörbi kamen,
dei kriegen dat tau sehn un högen sit un lachen sit eins in
dei Fust. Dei Fru in'n Harwost soll nich en drögen Ast
sin an'n verwellenden Stamm; sei fall en Appelboom sin,
die vull Appels bet in dei bütelsten Delgen; denn is sei
an'n begehrswürtesten. —

Un nu heuw is taun Sluß ne Bed'; Sei sehn so ut,
wat sei woll slicht wat asslagen soeken. Sei heuwien ein
Bauf schräwen „Das wunderbare Geißleinbuch“. Dat is
ne nige Geschicht för Skinner, dei dei ole Märchen gaud
kennen. Süss dat woll angahn, dat Sei nige Geschichten
uillambürtter stats för Skinner för dei Ollen, dei nu bald
särig sünd mit dei Pilgrimschaft un an ole un nige Mär-
chen idlewens ehr Freud bewiven?

Allens, wat Sei schräwen heuwien, bliwt nich bistahn;
dat weiten Sei as verstännig Fru sülven. Aewer männig
van Sei Ehr Bäuker, dei warrn nich blot lebt un wedder
an dei Sid stellt, dei sünd as dei Lindenduft unsterb
lich.

Johannes Rönneberg,
Studiendirektor in'n wollverdeinten Ruhestand,

Korl-Better.

Von Korl Puls-Lant.

Dat wier bi 1890 rüm, dunn wier up Lütt-Walmsdörp
ein Herr, woans dei heiten hett, weit ic nich mihr, oewer
in'n Lüdmund wier hei bekannt unner den Namen Korl-
Better. Dat wier ein Original, as sei selten sünd. Dei
Frug hadd hei nich. Junggesellen werden mit dei Tied
all' häten püterich. So führte Korl-Better nich anners ut
as up 'nen Scheidenwagen, up weckern dei Fläsen mit
Stroh uitünt wiern. Dor hadd hei ein Pierd vör, dat hadd
'ne Säl up, dei wier mit Bänner tausammenbunnen. An ein
Tied hadd dei Säl 'nen Strang, up dei anner Tied 'ne
leddern Scheid taun Anschörten an dei Wacht. Einen
Büxenbein hadd hei in den Stäwel, den annern doroever.
Statts mit Knöp meist hei sienen stittel mit Tackbänner
tau, un baben üm den Haut hadd hei as Band 'nen Sä-
gefdräht bunnen. Dei wier bi windig Wäder taugtief siem
Sturmreimen. In dissen Uptog leum hei poormals in dei
Woch rin nah Grevsmechlen un spannte in Brodmöllers
Hotel ut. Dor spälte hei Korten mit Gaudspächter Ritter,
of ein Junggesell, un anner Lüd.

So as siem Antog, so feig of siem Hof ut. Von siem Beih-
hus wier dei Gäwel rutsollen. Dun leut hei den mit 'ne
dic Schicht Piermeß wedder uisslichen. „Dat is warm för
dat Beih un gesund,“ säd hei. Hei geit väl up Swient-
tucht; 'nen Swienstall hadd hei oewer nich. Midden up

den Hof stünnen zwei grote Strohmieten, dor husten dei
Soegen in. Sommerdas leigen sei baben up dat Stroh un
läden dei Farken aw, un in'n Winter vermierten sei sic
binnen in dei Mieten. So läwien dei Tiere as int Para-
dies. Wull ein Daglöher poor Farken hevn, säd Korl-
Better: „Seih tau, ob du voor taufaten kriegen kannst!
Halv wild sünd dei Biester jo.“ Meistens glückte dat Grie-
pen, un sei hadden för ümjhü billig Farken. As vertellt
würd, hadd dei Gaudsherr 'ne Mamzell, dei kunn mit 'nen
Grevsmechischen Hannelsmann gaud oewerein. Kort vör
dei Auft leum hei an bi dei Mamzell un freuq nah Speck.
Denn verköfft sei em för billig Geld den ganzen Börrat.
Vör dei Achterdör würd upplatzt. Denn dei Mamzell nab
Korl-Better rin: „Herr, dat Speck is all, un dei Auft vör
dei Dör. Dei Hannelsmann is hier, soll ic of wat köpen?“
„Gewihs. Speck müttien wi hevn.“ Denn neuhum sei em bi
de Bördör dat Speck wedder aw, un Korl-Better betahlte
mit düber Geld. Liekers hett dei oss Junggesell männigen
Daler oewer hadd, denn tau siem Wirtschaft un siem Läwen
hürte nix tau.

Maleins kümmt oewer för jeden mal dei Stumm', wo
hei Wahrheit bekennen mütt. Korl-Better würd frank un
feig denn allein up siem einsam Lager. Blot dei Rotten,
von wecker hei naug in siem Huus hadd, dei spälen üm em

rüm. Wenn denn dei Breisdräger kamen ded, freute dei Kräne sic! denn hadd hei Gesellschaft. Aewer wenn dei Breisdräger mit den Stock nah dei Rotten fleug, wecker em oewer dei Häut lopen deden, denn säd Kör-Better: „Dau mi dei Tiere nix! Dat sind dei einzigen, wecker mi up mien Lager Gesellschaft daun! Ich heuw mien Lust an ehr.“

Gegen 1900 güng dei oll Junggesell von dei Biesternis in dei Wohrheit in. As hei dunn in sien Sarg liegen ded, so schön rasiert un wascht un lämmt, dunn sädten dei Lüd, so sein sauber wier Kör-Better in sien ganz Läven nich west.

Alt mine Festungstied.

Von Friß Reuter.

(Fortsetzung.)

Dat was en Abend! En Breif von inen Ollen; Geld in Höll un in Höll; morgen spaziren gahn in Frühjahrsluft, all de lütten Mätens ganz in de Neg' seihn; nu dat ein Packet up! Göthe — Faust — Egmont — Wilhelm Meister; nu dat annen Packet up, zwei lütte, wunderhübsche, silberne Spellüchier. — „Nüt mit den Drahtlüchier! Aewer nu, wo mit dat Sößlingslicht hen? Up den einen Spellüchier? Ich, dat wir doch so, as wenn en Husknecht up en Bullblaudhingst tau ride künnt; dat geiht nich! „Vatter Kähler,“ segg ic, un ic was en ganz Gunn' grüter upschaten, un Vatter Kähler was mine jüthigen Verhältnissen gegenaeuer en ganz Gunn' bet tausam krapen, „Vatter Kähler, halen S' mi mal zwei Lichter, dat Stück tau 'm Süßvergrößchen.“ — Vatter Kähler will all gahn. „Holt,“ segg ic, „Vatter Kähler! — Un denn — deuin . . . Süss woll up de Neg' en Bissstück mit Bradiüsten tau herwuen sin? — Ne, laten S' man! — Ich herwun nu zwei un en halv' Jahr nicks wider as Kindfleisch tau seihn kregen, blot Wihnachten, Ostern un Pingsten braden Bulspeck, as en Happen för de Festdag'. — Ne, Vatter Kähler, wat meinen Sei? Süss woll Swin'braden . . . ?“ — Tau 'm Glücken soll mi aewer noch tau rechter Tid in, dat ic jo för min schönes Geld vel wat Schöneres verlangen künnt; ic lei mi also de schönsten Gerichte dörch den Kopp gahn, denn worum soll ic mi verkopflagen? Na, taulehti künnt ic denn also up Hasenbraden. De sollt' sin, dor in was ic mi hast. „Also, Vatter Kähler, Hasenbrod!“

Vatter Kähler gung bet an de Dör. — „Oh, noch en Wurt! — „I langt woll nich, süs woll ic woll“ — „Wat wull'n Sei woll?“ frag Vatter Kähler. — „Ja, ic meinte, so mit 'ne halv' Buddel Win? Aewer man wollfeilen!“ sett'ie ic fix hentau, as ic sach, dat hei sic in den Kopp krapen würd. — Endlich säd hei: „Langen deih 't nich; aewer Sei müzien denn morgen“ „Ja,“ soll ic em in de Red', „dat geiht, ic müzt denn morgen wedder Kummisbrod knacken. Na, man tau!“

Un nah 'ne halv' Stunn' satt ic denn nu bi minen Hasenbraden un min halv' Buddel Win, un vör mi stunden zwei schöne dicke Talglüchier up den silbernen Bücher, un Vatter Kähler hadd ordentlich updeckt un hadd o! 'ne Salwett mibröcht. — Dat was en Heil-Christ-Abend, un as oll Vatter Kähler gahn was, las ic minen Vader finen gauden Breif noch mal, un dunn las ic in Wilhelm Meistern fine Lührjohren, un as ic an de Städ' künnt:

Wer nie sein Brot mit Tränen aß,

Wer nie die summervollen Nächte

Auf seinem Bette weinend saß . . .

dunn was mi tau Sinn, as wenn ic aewer mi fülvst röhrt würd, un ic aewer mi fülvst weinen müzt. Un dat was o! ganz natürlich, denn ic was schön satt, un dat herwun ic immer funnen in de Welt, dat Dejenigen, de recht schön satt sünd, am lichsten bi frömd Unglück röhrt warden. Aewer dorbi bliwt dat denn o!, un wenn dat up würlsche Hülp ankünmt, denn sünd sei nich tau Hus, denn springt ihre de Hungrige den Hungrigen bi.

Den annern Morgen bröchte Vatter Kähler so hentau elben den Unteroffizirer Altmann nah mi 'ruppe, de süss mit mi spaziren gahn. Na, dat geschach denn nu o!, wi gungen up den Wall. Ach, wat was dat schön, wat was dat herrlich! Ich kunn in de Welt 'rinner sein, hören un athen. En Vom frisch gräunte noch nich, un keine Blaum blänkte, de Wischen un Brinker hadden noch ehr oll verschalten gelbrun Kled an, ehr schön niges, grünes Kled was noch bi 'n Snider; aewer de Snider let doch all beimal grüzen: in de negste Woch' mit den letzten; wenn 'i Kled aewer mit Blaumen besetzt' warden süss, kunn hei 'i vör drei Wochen nich schaffen; un sullen 't nich aewel nemen, dat bei nich fülvst lem', hei müzt noch — wat weit ic — in Italien oder in de Türkei achter 'n warmen Aben sitten, hei schickte aewer vörlopig finen eigenen Jungen, er lustigen Slüngel, den Gruß aewer würd hei woll bestellen. Na, un sin Jung' was denn nu de schöne warme Frühjahrsluft, in de Allens all unsichtbor swemmt, wat dat Hart fröhlich maten kann.

Un min Hart was o! fröhlich, 't was schier tau vel! Dat ded jo gor nich nödig, dat all de ollen lütten nüdlichen Frühjahrsgesichter von Mätens mi up den Wall begegen mühten: ic wir jo mit Ein' tausreden west, mit eine Einzige, de an minen Arm hungen un mit mi in de Welt 'rinne seihn hadd.

Aewer wat kunn min Unteroffizirer Altmann dorfür, dat hei just, wenn ic an Gras un Blaumen un an Freiheit för mi un min Vaderland dachte, up Schnabeln versöll, wat en gruglichen Röwer un Mürder was un unner min Quartir in Reden un Banden satt? Ja, Schnabeln hadden sei nu, hei was nu o! all — Gott sei Dank! tau 'm Tod verurthelt, un Nacht un Dag brennte Licht in sin düster Kamer, un en Attollerist stunn mit en blank Seitengewehr vör sine Britsch, denn dreimal was hei all utbrafen, un de fastesten Warschauer Slötter makte hei mit en Bessenris un en Windfaden up; aewer nu! Nu hadden sei em iserne Hanschen antagen, nu müzt hei sic gewen! Ach, du leitwer Gott, wo bleuw min Frühjahr! Iserne Hanschen! Ich kunn jo o! mal mit iserne Hanschen bedacht warden.

Un as min Herr Unteroffizirer Altmann mi dat grad utführlich vertellen ded, wo Schnabel mal vördem 'ne Popp mit sine Kledaschen utstoppi un up sine Britsch leggt hadd, un wo hei fülvst in den isernen Aben krapen wir un dor lurt hadd, het de Slüter kamen was un mit de utstoppte Popp up de Britsch 'ne Unnerholzung anfangen hadd, wo Schnabel dunn ut den Aben sprungan wir un den Slüter den sworen isernen Abendedel in dat Gnick smeten hadd, dat de Mann tidlewens en Schaden dorvon namm, wo hei dorup tvei ihrsame Börgers, de vör sine Dör up Wach stahn hadden, mit ehre leiben Kopp tausam stött hadd, dat sei för immer wat düsig blewen wirken, un endlich so up dei Strat un in Freiheit kamen wir — grad dunn, segg ic, as mi o! so tau Maud' was, as müggt ic den Herrn Unteroffizirer finen Kopp o! mit en annern tausam stöten, dat hei o! tidlewens düsig bleuw' — grad dunn gungen uns en

por Damen vörbi, un de ein' fel mi merkwürdig an, un as ic mi ümsach, was sei still stahn blewen un fel sic of noch mi üm.

Wat was dat för en fründliches, hübsches Gesicht! Wo trürig un wo leitv segen de schönen Ogen ut! Un dese schönen Ogen hadden mi nahleken! Wat is nu schöner, en Frühjohrsdag oder en por schöne Ogen? — Denn von minen Herrn Unteroffzirer un von Schnabeln will ic wider nids seggen. — Ach, ic mein' doch en por Ogen! In so 'n Frühjohrsdag kann Einer 'rinner seihn wid weg — ja wid weg — schön is 't; aewer je wider hei führt, desto trüwer un dunstiger ward dat; in so 'n Mätens-Og' kann Einer 'rinner seihn — deip un ümmer deiper — un je wider hei führt, je florer ward dat, un ganz unnen in 'n Grunn' dor liggt de Hewan, un denn sine blagen Wunner hett noch kein Menschen-Og' dörch seihn.

„Wer was dat?“ frag ic. „Kennen Sei de Dam?“ — „Gewiß!“ säd de Herr Unteroffzirer Altmayn un läd de Hand an den Schacko, as wull hei sine Honnürs maken, „'t is de einzige Dochter von den zweiten Kummendanten, Obersten B., un annere Rinner hett hei aewerall nich. — Schnabel hett zwei Rinner, de...“

„Dauhn S' mi den einzigen Gefallen,“ segg ic, „un laten S' Schnabeln nu ganz ruhig sitten.“

„Ah, wo denten Sei hen!“ säd de Herr Unteroffzirer. „De kann jo grot nich ruhig sitten, de Attollerist, de vor sin Britsch steiht, ward jo alle zwei Stunn' aßlöst, un ahn Redensorten geiht jo dat nich af. — Schnabel segg of...“

„Na, will'n man nah Hus gahn,“ säd ic nu un folgte dat schöne Mäten ut de Firn' nah; aewer in ehre Ogen sach ic meindag' nich wedder, un dat was gaud. Wenn Einer lang' in den Schatten setten hett, un hei fikt denn mit einmal in de leitve Gotteskünn, denn kann hei blind warden, un wenn Einer sinen Dag aewer in den Keller rümmer hanirt hett, un kümmt 'rut un fikt in den blagen Hewan, denn flirri em dat vor de Ogen un hei kann düsig warden, un kann 't bliwen sin Leven lang.“

Dat grösste Elend, wat mines Wissens noch kein von de Herrn Romanschriwers utführlich beschreven hett, is, wenn sic so 'n arm, jung, inspumte Student in 'ne Kummendantendochter verleiwt. Dat weit Reiner, wo dat deih: aewer wi weiten Bescheid, wi hebbent dat dörchmaft.

Kapittel 3.

Ditmal kamm dat nich tau so 'n Elend, ditmal reddete mi Schnabel. Min Herr Unteroffzirer lei mi nich Tid, mi in dat schöne Mäten tau verleiwen; grad wenn mi so recht hell tau Sinn was, dat ic mi de schöne Kummendantendochter so recht lewig vörstellen wull, as wenn up Stunnas Einer in so 'n Ding von Stereoskop 'rinner fikt, denn reit de Herr Unteroffzirer mine lütte säute Herzenkummandantin unner dat Glas weg un schw Schnabeln mit Sprenger, Weife un iserne Hanschen unner dat Glas.

Wi kemen nah Hus, Batter Rähler snabbie mi wedder 'rin in dat Looch, un dor fass ic nu, un in mi hüppte un prickelte Allens, nich bloi Aldern un Nerven, ne! Tüftost de ollen Anaken hadden sic as wull jeder von ehr up eigen Hand spazieren gahn.

Nu was eigentlich de richtige Tid un Stunn tau en ordentlich un regelmäzig Verleiwen; aewer 't was of grad Tid im Stunn' tau 'm Middageten. 'T is wohr, wenn Einer viruntwintig Jahr olt is, geiht Einer hellischen fir up dat Verleiwen in, aewersten gewiß eben so fir up dat Middagbrot. Badder Rähler kamm 'rin un stellte 'ne Oti Supp-Eten up den Tisch mit Hammelfleisch un Arwten un Tüften un Kohl un Räuben.

„Na,“ segg ic, „en por von dat Gesäuf hadd denn doch of weg bliwen künnt; de Sak is mi denn doch tau künfer-

bunt.“ Ich kunn jo dat seggen, ic hadd jo däglich en halwen Daler tau vertehren.

„Sei heitwen Recht,“ säd Batter Rähler, „aewer ic fal jo nich för Sei allein, ic fal jo ok för all de Annern, un dit hett sic Einer utdrücklich bestellt, den sin Threndag morgen is, un hüt is sin Dodesurthel von 'n König trügg lamien, un morgen ward Schnabel köppt.“

„All wedder Schnabel!“ raup ic un spring' tau Höchtern un sit ut dat Finster 'rut.

„Stellen Sei sic dor nich hen,“ segg Batter Rähler, „seihn Sei blot, wat dat för en Hümpel Menschen steiht, de willen all Schnabeln seihn, un wil dat nich maeglich is, indem dat hei in 'ne düster Rämer sitt, kunnen sei Sei för Schnabeln anseihn, un denn kunn dat viessicht en Uplop gewen.“

Gott in 'n hogen Himmel! Wat hadd ic mit Schnabeln tau dahu? Hadd ic denn würlich so 'n Röwer un Mürdergesicht? 'T müht jo woll sin, denn knapp hadd ic mi an dat Finster stellt, dunn bröllte dat Volk unnen: „Kilt dor! Schnabel! Schnabel!“

Ich prallte von dat Finster taurügg. „Batter Rähler,“ säd ic, „heww ic Achtslichkeit mit den unglücklichen Menschen?“ — „Gott bewohre!“ säd hei. „Hei is von Geburt en Snidergesell, un hellischen smächtig von Linw, un Sei sind jo schön breit in de Schultern.“

„Schnabel 'raus!“ bröllte dat Volk buten.

Ich sett' mi up meinen Strohsack dal, län den Kopf in de Hand un sunn 'ne Tidlang nah un säd denn endlich: „Batter Rähler, ic heww mines Wissens meindag' keinen Menschen ümbröcht, of Keinen dat Simige namen.“

„Dat glöw ic,“ säd Batter Rähler, „süs würd de Oberst nich so fründlich tau Sei sin.“

„Worum is hei eigentlich so fründlich tau mi?“

Batter Rähler gung ganz dicht an mi 'ran un flüsterte mi in de Ohren: „Hei weit, wo dat deih. Hei hett os all mal seien.“ — „Wat?“ segg ic, „de zweite Kummendant hett seien?“ — „Ja, tau vir Jahr was hei verurtheilt, aewer de König hett em mit en halw' loslaten. — „Wo's denn dat famen?“ frag ic. — „Je,“ säd hei, „dat is of so 'ne Geschicht; ic red dor nich aewer, fragen Sei Altmänner dornah, de weit 't gan genau.“

„Mi is so wat noch nich vörkamen von Fründlichkeit,“ segg ic, „un dat för en ganz frömen Menschen.“ — „Sei maegen em jo woll nich ganz frömd sin,“ segg hei, „denn hei is jo en Landsmann von Sei.“ — „Also doch?“ frag ic.

„Ja,“ segg Batter Rähler, „dat ward woll einen Grund hewwen, denn hir in de Stadi wahnu en Snidermeister, war en gauden Fründ von meinen Zwingersaehn is, de stammt ut Friedland in Strelitz-Medelborg un de hett uns oft verteilt, dat de Oberst en Landsmann von em wir, un dat hei os sine Delleren kennt hett, wat ganz gewöhnliche Mattheilid' west sind.“ — „Aewer,“ raup ic ut, „wo Dauend is hei denn tau 'm Obersten kamen?“ — „Ob, wat meinen Sei? Het hett all lang' deint, hei is all dunn, as Zhill dörch Medelborg trecken ded, as halbwissen künft mit em gahn, un nahsten hett hei sic jo dörchföhlt nah Ostpreußen un is dunn mit dat Yortsche Anno 12 nah Küzland gahn, heti Anno 13, 14 und 15 miimalt, un as ic nahsten in Breslau sunn, dunn was hei Rittmeister bi 't erste Kürassierregiment. Dor was hei denn nu as Uhlrang de Kreihen; alle Offzirers bi dat Regiment wiron Et dellid; hei was de einzige Börgerliche, un dorum wullen sei em also wegbiten; aewer hei gung nich, hei höll sei sic von 'n Linw.“

(Fortsetzung folgt.)

Ostmecklenburgische Heimat



Halbmonatsschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. und 3. Sonntag jedes Monats. — Bezugspreis monatlich 30 Pf. zuzüglich Bestellgeld; für die Abonnenten der „Teterower Zeitung“ gratis. — Erscheinungsort Teterow. — Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malchiner Straße 15, Fernruf 367. — Verantwortlich für den Inhalt: Dr. Barnewitz, Bützow.

Jahrg. 9

Teterow, 12. April 1936

Nr. 7

Ostern.

Von Hilde Koslowsky, Bismar.

Mit zitternden Händen hebst du, Sonne, die duftweichen Schleier der Nacht, zaubernd ein göttliches Flecken Frühlingsland zu meinen Füßen.

In den Tautropfen, schwer und glänzend wie kostliche Perlen aus Märchenland, spiegelst du dich tausendfältig, flimmernd, glitzernd, strahlend!

Da flirrt ein Blitzen wie aus herrlichem Kristall durch die zarten Frühlingsgräser, die bebend flüstern und ränen von deinem Leuchten, von deiner wunderbaren Schönheit.

Es ist Gnadenzeit!

Aus den Glöckchen im Grase, den jungfräulich weißen, lieblich flingen leise Töne — wie fernes Osterläuten — sich mischend mit dem wonnigen, traulichen Summen des Immeleins, des Sonnenkindes.

Eine leise Süße, ein Duft, liegt ahnungsvoll in den Lüften von so jubelnder Farbe wie der Mantel der Mutter Gottes.

Feiert heute die Natur Auferstehung!

Erwache, streife alles Dunkle ab, du meine Seele, trinke die Sonne der Freude! O lache und singe wie das Immelein, das kleine jauchzende!

Rhyrieleis!

Osterrissizze von Hermann Göppert.

Man kann darüber streiten, ob dieser Jochim Bartold ein Harzer war! Seinen Geschlechternamen wissen wir nicht. Es haben genug Chronisten geschrieben, meistens geistliche Herren, von den Dörfern am Harze. Aber keiner sagt, woher er kam und wohin er gehörte. Und hätte doch sicher keiner versäumt, sich dieses Mannes zu rühmen!

Ich glaube also, daß Jochim Bartold von Norden kam. Aus der Ebene. Aus der Heide. Oder sprach er etwa nicht unsere Sprache? Hatte er nicht einen rechten, harten Sachenschädel? Und tat er nicht alles aus einer großen, reinen Heimatliebe, wie einer tut, der aus der Scholle wuchs und für Ureigenes blutet?

O! Er war ein Held, obgleich er es gar nicht wußte! Und ich will wenigstens dieses eine Stücklein erzählen, das ich hier verzeichnet finde.

Im November 1625 prügelten sich ein paar kaiserliche Heerhaufen im Bruche bei Harlingerode mit reißigem Volke des Halberstädters, des tollen Christian, und mit den vor Wut halb tollen Harzern, daß die Haare weit in die Nachbarschaft stoben.

Es war freilich kein Glück bei der Sache! Viele Dörfler wurden erschlagen. Das unselige Harlingerode ging in Flammen auf. Dann brauste der Schwall nach Norden.

Aber er kam wieder! Kurz vor den Ostern anno domini 1626. Plötzlich. Pfeilgeschwind.

Mitten in der Nacht flammten im nördlichen und nordöstlichen Vorland Brände auf. Standen wie Fackeln in der Finsternis. Wuchsen. Rückten heran.

Es war angezeigt, auszukräzten. Aber die Bauern zauderten. Sie trennten sich ungern von der Scholle, von Haus und Habe.

Und dann: in zwei Tagen war Ostern!

In der Kirche schmückten Tannhecke und Machangelzweige das Grab des Herrn. Die Kinder hatten Springauf gesucht und schön darüber gestreut. Damit der Herr Christus nicht gar zu düster liege.

Reißig lag in breiten, hohen Haufen auf den Bergen, die fleibigen Fackeln waren bereit, . . . und nun fort? Sich verkriechen? In den Klippen? Irrendwo?

Aber sie mußten!

Böhmakalengesindlein, behendes gelbgesichtiges Reitervolk fuhr kurtig und böse über das Land. Da packten die Bauern auf, was ging, und zogen den nahen Bergen zu.

Jochim Bartold sah freilich: Es war fast zu spät! Schon ritten die Kroaten in die Dörfer im Tale. Schon schwärmt sie mutter darüber hinans. Und um die Mittagszeit des Karlsamstages tranken sie am Wolfestalle

vorbei. Auf der Straße, die über der versteckten Schlucht des Hessenbächleins, das hinunter zur Oker fließt, zu den Klippen führt.

Aber da sollten sie nicht hin! Um keinen Preis!

Jochim Bartold raffte zusammen, was er an Mannsvoll fassen konnte. Stürzte Bäume über den Weg. Wischte hinter dem Verhaul hervor mehr als einen der Gelben aus dem Sattel.

Oi! Zoi!

Sie saßen ab. Sie taten es ungern. Sie schlichen, weit gebreitet, in den Wald. Da ging der Spuk um. Unsichtbar. Nicht zu greifen. Es knallte immerzu. Von vorn. Von links. Von rechts. Sogar von oben. Oi! Tschirnboog! Es war nicht geheuer! Sie fühlten sich sowieso bloß als halbe Menschen. Ohne ihre Pferdelein.

Ausso rannten sie hurtig zurück. Sähen auf. Stoben davon.

*
Wenige Stunden später hockte Jochim Bartold auf einem Baume und spähte vom Langenberge hinab ins Tal.

Und was er sah, das machte ihn fröhlich! Sollte sich doch der Jammer im Waldlager so rasch wenden? Sollten die Kinder doch noch um die Osterfeuer springen?

Auf der alten Straße, jenseits der Oker, zogen nämlich Truppen nordwestwärts. Und das wilde Reitervolk strebte in lichten Haufen, wie es sich in die Dörfer verteilt hatte, eilig dieser Straße zu. Aus Büntheim sah er sie reiten. Aus Schlewecke. Aus der Neustadt unter der Harzburg. Hinein in die Ebene, auf der die Dämmerung sachte herankam.

Da sprang Jochim vom Baume, fuhr wie ein Wiesel den Hang hinab, hinein in Harlingerode . . . und den Kroaten pfeilgerade in die Arme.

Das heißt: Beinahe! Er duckte sich im letzten Augenblick und kletterte ohne Zögern in den Brunnen auf Lorenz' Degen des Alteren Hofs.

O! Soso! Waren also doch noch einige da! Wollten wohl hier Ostern feiern? Das sollte ihnen der Satan segnen!

Jochim kroch, als es vollends dunkel war, aus dem Brunnen, schlief im Dorfe herum, spähte, zählte, grinste und verschwand.

Kurz vor Mitternacht war er schon wieder da. Er ging aufrecht durch die Gassen. Er meinte, sie würden wohl faulen oder schlafen, die Kroaten. Er kletterte in die leere Scheune des Konrad Sandten, die abseits am Hurlebache stand, und zündete das Dach an. Er sprang über das Wasser, lief zur Kirche, zerschlug ein Fenster und kroch hinein.

Jochim Bartold läutete Sturm.

„Lerman! Lerman! Lerman!“

Die Kroaten fuhren aus den Häusern und aus der Scheune des Liborius Willen, in der sie auch das Recht alleine hatten, rannten zum Feuer . . . Und wie sie herein kamen, in den hellen Schein, aufgestört, betrübt, blindlings . . . da frachte es.

Rundum lebte die Nacht.

Knatterte. Blökte.

Und Jochim Bartold läutete Sturm.

„Lerman! Lerman! Lerman!“

*

Strahlend stieg die Sonne des ersten Osterntages empor.

Sie war noch nicht ganz weit gekommen, sie schickte sich gerade an, die Dörfer im Tale in helles Licht zu tauchen, da kam ein sonderbarer Zug über den Langen Berg geschritten: Da kehrten die Dörfler heim.

Ihre Augen lachten und lobten Gott, und ihre Lippen sangen ihm zum Preise.

Aber Jochim Bartold war nicht dabei.

Jochim Bartold stand aufrecht oben am Waldrand, umspannte mit weitem Blicke das geliebte Land, schaute dann frei und froh empor zum lichten Gotteshimmel und sagte:

„Christ ist erstanden von der Marter alle.

Des will ich froh sein,

Christ soll mein Trost sein,

Kyrieleis!“

Und wandte sich und ging . . .

Der Amsel schriller Ruf kündet den nahen Frühling an.

Grau in grau zeigt sich der Wald: die Bäume grau, das weiße Laub grau, der Grund grau. Das Strauchwerk in dieser Farbe und die noch vor kurzem grünen Gräser sind auch schwach und verwelkt. Ein Bild des Vergehens und Abgestorbenseins. Und doch schwelt frohe Hoffnung das Herz. Das hat mit ihren Rufen die Amsel verursacht.

Der noch an den Wegsäumen liegende leichte Schnee hat auch die Farbe des Waldes angenommen. Große Wasserröchen auf tiefer gelegenen Stellen sind mit einer leichten Eiskruste überzogen. Selbst die sonst schillernden Birken haben einen grauen Anstrich bekommen. Die Stämme der Nadelhölzer und selbst ihr grünes Kleid zeigen etwas von der Farbe des Alltags. Das Frühlingsähnliche ist nicht zu unterdrücken. Schneeglöckchen säumen den Frühling zuerst ein.

Heute bei Sonnenschein fräzen die Raben, die Häher schreien, die Amsel kreischt, und die kleinen Vöglein schlagen überall an. Im Frühling ist immer das Weibchen in der Nähe des Gatten zu finden. Noch sind die Vögel alle einschichtig, aber sie flirten schon und suchen Anschluß. „Jung gesetzt hat niemand gereut“. Wenn die aus dem Süden kommenden Kameraden hier eintreffen, haben Amsel, Fink, Zeisig und viele andere hier verbliebenen Vögel

schon Hochzeit gefeiert, und das Weibchen sitzt auf dem Nest und liegt dem Brutgeschäft ob. Das Männchen im Glück der jungen Ehe trägt der Geliebten Nahrung zu und unterhält sie durch seine schönsten Lieder, die aus seiner kleinen Kehle strömen.

Wenn die Jungen aus dem Süden gekommenen Sänger beginnen, ihr Nest herzustellen, haben sich die Standvögel schon eines Nachwuchses zu erfreuen. Das Glück und die Freude der Eltern drückt sich im Singen und frohen Gezwitscher aus.

Der Amsel Schrei schrillt durch das Holz. Er lockt das Weibchen, mit dem einen Bund fürs Leben schließen will. Vielleicht überrascht das Pärchen, bei dem Vorsatz, sich schon ganz früh ein eigenes Heim zu gründen Schnee und Frost. Aber der Winter hat sie wetterhart gemacht, und sie widerstehen den Unbilden des Witterungsumschlages viel leichter als die nach dem Süden gezogenen Schwestern. Ebenso wie Wintersaaten Frost, Eis und Winterstürmen trocken, so sind auch die hier bleibenden Vögel und ihr Nachwuchs viel unempfänglicher gegen die Unbilden des Winters und der Witterungsumschläge.

Jetzt singt jeder Vogel im Walde noch für sich allein etwas traurig und doch einen Unterton der Sehnsucht hineinlegend. Das kleine Herz sehnt sich nach einer Lebens-

gesährtin. Für eine ehrbare und sittsame Jungfrau ziemt es sich nicht, daß sie mit ausgebreiteten Flügeln dem Jüngling auf seinen Minnegesang entgegenfliegt, sondern sie will umworben sein. Es ist reizend, das in der Natur zu beobachten, wie sich das Männlein um die Gunst der Angebeteten bemühen muß, ehe er Erhörung findet.

Und Welch drollige Kapriolen vollführt das Männchen, um sich bei der Geliebten gut einzuführen. Sie wehrt noch immer ab. Wenn sich aber das Paar endlich gefunden hat, dann sangen sie an, das im Winter fast verlernte Lied wieder einzuüben. Artgenossen beteiligen sich daran. Das Liebesglück erhöht den Eifer. Bald werden sie es wieder lernen, denn was man gesonnt hat, eignet man sich bald wieder an. Wenn die Jungen das Licht der Welt erblicken und heranwachsen, dann ist es der Stolz der Eltern, ihnen das Singen beizubringen. Die Frühlingszeit mit ihrer Lust und Wonne regt so recht zur Freude und zum Singen an. Der Vöglein Gesang stimmt auch die Menschen zum

Frohsein und Singen. Zu keiner Zeit hält der Wald wieder von dem Gesang froher Wanderburschen wie zur Wanderzeit der gesiederten Sänger. Dann vergibt der Mensch sein Herzeleid, das so lange und so schwer, vor allem in der langen Winterzeit, auf ihm lastete, und Friede, Hoffnung und Frohsinn lehren bei ihm ein.

So manchen Wandersfreund, den die Lust an der schönen Gotteswelt nach draußen, nach Italien geführt hat, habe ich äußern hören, daß sie bei allen Schönheiten der südlichen Länder ihre Sehnsucht nach unserem herrlichen deutschen Walde nicht hätten unterdrücken können. So ähnlich müssen wohl unsere gesiederten Sänger nach dem Süden ziehenden Vögeln denken. Einen Winter gibt es in den Tropen nicht, aber die Sehnsucht nach der nordischen Heimat ist so groß, daß sie immer wieder zu uns zurückkehren, wenn der Sonnenball im größten Bogen über das Himmelszelt zieht.

Der Amsel Schrei hat den Frühling geweckt!

Aprilentrug.

Von Grieße, Wismar.

April ist's. Die Luft ist noch so unausgeglichen. Warme Wellen wechseln mit kalten. Auf Sonnenglanz folgen unvermittelt Kälteschauer. Wetterwendisch.

Im Immenstocke webt das Leben. Seit den schönen Tagen bereits in der ersten Märzhälfte steht ein Brutfreis um den andern gelegt: ein-, zwei-, dreitägige Eier, ein- bis sechstägige Maden, ein- bis zwölftägige Puppen. Wärme tut so not, drum hocken alle Immlein auf der Brut. Füttertut so not, drum holen die Kinderspfegeleinnen vom Futterbogen am Außenrande der Wabe Honig und Pollen vom Vorjahre herbei. Ja, der Honig, der ist vollwertig, aber doch hätte das Madenvolk gar zu gerne frischen Nektar, schon um des reichlicheren Wassergehalts willen. Der Pollen vom Vorjahre ist alt, alt wie altes Brot. Er quillt so schwer auf. Ach, hätte man doch auch reichlicher Wasser! Die Trachtimmlein an der Außenseite der Immenkugel fühlen sich im Schuh und Sinn, im Hangen und Bangen völlig eins mit der Schar der Sänglinge in den Wiegen und deren Ammen.

Da! Eine warme Woge Frühlingslust flutet herein, grelle Sonnenstrahlen schießen herdurch. Hinaus! ist auf einmal die Lösung. Die Trachtimmlein eilen aus dem Flugloche, freuen sich der weichwarmen Frühlingslust und des glitzernden Sonnenscheins und schwingen sich hoffnungsfroh hinaus. Fort geht's zu den Blütenbäumen und Strauchern, die in der Ferne duftend locken. Bald sind Baum und Strauch fröhlich umsummt und umschwirrt. In eifriger Tätigkeit werden Nektar und Pollen gesammelt. Wie wogt's, wie summt's!

Auf einmal aber schiebt eine schwarze Wolke sich vor das soeben noch so leuchtende Sonnenbild. Ein Schauer

durchweht die Luft, durchweht die Immlein auf der Flur. Heim, ja heim! Aber wie gar kalt ist doch auf einmal die Luft geworden, und dazu weht eine eisige Welle den heimkehrenden Immlein gerade entgegen. Sie ermatten, verklammen, sinken nieder oder lassen sich nieder, um ein wenig zu verschnaußen und Wärme zu sammeln. Über der Erdboden, der Stein, der Grashalm, das Baumblatt sind noch kühler als die Luft, und keins der Immlein, die sich niedergelassen haben, vermag sich wieder zu erheben. Sieh, hier sitzt eins, flügelzitternd, erstarrend. Dort klimmt eins am Grashalm hoch, mit vollen Pollenhöschen, und man sieht wie es vor Kälte schaudert. Und auf diesem Stein haben sich mehrere Immlein zusammengefunden und sich aneinander gedrängt, wie um sich zu erwärmen, doch keins vermag sich wieder zu erheben. Und gar in der Nähe des Immenhauses kriechen die erstarrienen Immlein durchweise im Gartensteige, klimmend an den Halmen, hocken unter den Blättern.

Zu Hause warten die Mädchen vergebens auf die eifrigen Sammlerinnen. Der frische Nektar und Pollen werden schmerzlich entbeht, auch das Wasser mangelt, und der wärmende Immenwall ums Brutnest ist gar zu dünn und locker geworden.

Wie der Immenwatter in den Garten und ans Immenhaus kommt, sieht er mit kundigem Blick das schmerzliche Ereignis und brummt ingrimig etwas in den grauen Bart von Aprilentücke und Kahlfliegen der Böller.

Ja,

der April tut was er will.

Altmecklenburgische Heimatflänge!

Beschlag zur Verbesserung des Armenwesens, und zur Aufhebung alter Bettelei, ohne Härte und Grausamkeit.
(Freimüthiges Abendblatt Nr. 64 Jahrgang 1819!)

In einem so glücklichen und fornreichen Lande, wie Mecklenburg ist, sollte billig kein Mensch an den notwendigsten Lebensbedürfnissen Mangel leiden, ohne daß ihm immer sogleich geholfen würde. Ein jeder Ort müßte seine Armen gehörig versorgen. Das ist auch von jeher der ernsthafte Wille unserer guten Landesfürsten gewesen, die sich

schon in den ältesten Zeiten durch ihre milde Fürsorge für ihre armen Untertanen rühmlichst ausgezeichnet und allgemeine Armenordnungen verfügt haben, wodurch allen Hilfsbedürftigen geholfen, und aller Bettelei im Lande gesteuert werden sollte. Gleichwohl finden sich fast überall, auch hier zu Lande, noch Arme, die, ungeachtet der be-

trächtlichen Zuschüsse aus den Staatskassen, nicht hinreichend unterstützt werden können, und daher auch außer der Ordnung, die christliche Mildtätigkeit ihrer Mitbürger in Anspruch nehmen müssen. Der Grund aber, warum die Armenkassen so selten im Stande sind, ihre Armen gehörig zu versorgen, liegt, wenn nicht allein, doch vorzüglich, in den so sehr beträchtlichen Ausgaben für die wandern- den Handwerksburschen, sie mögen nun ordnungsmäßig einen Zehrpfennig aus den Kassen erhalten, oder ihn ordnungswidrig aus den Häusern erbetteln. Wie groß die Summen sind, die sie im ersten Falle alljährlich den Armenkassen entziehen, darüber können die Berechne dieser Kassen selbst die beste Auskunft geben. In kleinen, an den Landsträßen zwischen den größeren Städten liegenden Orten reicht die ganze Armeineinnahme oft nicht hin, um nur einen jeden durchreisenden Handwerksburschen 4 fl. Schilling (25 d.) zu verabreichen, und bei Verminderung des Zehrpfennigs erbetteln sie sich nebenbei noch einen Zu- schuß aus den Häusern, so daß die Einwohner doppelt belästigt werden, oder auch ein eigner Armenvogt gehalten werden müssen, der eben so viel kostet, als man den reisenden Gesellen entzieht. Eine unvermeidliche Folge davon ist, daß die Ortsobrigkeit entweder mit unchristlicher, und selbst unmenschlicher Härte, zumal im Winter, bei Schnee und Frost, den Wanderern statt Brod nur Schläge zuteilen lassen, oder auch das verbotene Betteln nachsehen müßt. Welche Unordnungen aber hieraus entstehen, und wie beträchtlich das ist, was sich die Handwerksburschen an Geld und Lebensmitteln aus den Häusern zusammensechten, d. h. oft epochen, läßt sich kaum berechnen. Man darf nur einen ungefähren Ueberschlag machen, wieviel diese zahlreichen ewigen Wanderer an Nachtquartieren, Kleidungsstück und Kost gebrauchen, zu geschweigen, wieviel Zeit dadurch verloren geht, und man wird über die Größe der auf diese Weise alljährlich verlorenen Summe erschrecken. Eine andere Folge dieses ordnungswidrigen Fehlens ist, daß die Einwohner ihre regelmäßigen Beiträge zur Armenkasse, wenn sie sie nicht ganz verweigern können, doch so sehr heruntersetzen, daß der Ertrag zur genügenden Verpflegung der Ortsarmen nicht mehr hinreicht.

Es fragt sich also, wie die so lästigen oft unerschwinglichen Ausgaben für die wandersüchtigen Handwerksgesellen aufgehoben oder doch gemindert werden mögen, ohne deshalb hart und grausam gegen die wirklich Bedürftigen unter ihnen zu sein? Denn das ist einmal Menschen- und Christenpflicht, daß ein Mensch dem andern helfe, wenn er Hilfe bedarf, und nicht erst frage: ob er durch oder eigere Schuld in Not geraten sei? Helfen soll und muß ein Mensch dem andern dennoch, wäre es auch noch so offenbar, daß er durch Müßiggang oder Schwelgerei sich selbst in Not gebracht habe.

Bisher ist die Ernährung dieser schwärmenden Horden lediglich den ordentlichen Staatsbürgern zur Last gefallen, und diese können wie wir gezeigt haben, ihnen nicht genügend geben, ohne ihren eignen Armen das Brot zu entziehen; auch muß es einem jeden als ein höchst arger Mißbrauch einleuchten, daß junge Burschen und Männer in den besten Jahren, die für niemand weiter als für sich selbst zu sorgen haben, denen nach der allgemeinen Klage ihrer Meister die Kost, womit diese sich selbst nebst Frau und Kindern genügen, selten gut genug ist, die so viele Arbeitstage zu blauen Montagen machen, d. h. müßig gehend in Sauf- und Spielgeslagen sich umhertreiben, und eben so viel Zeit mit ihren ewigen Wanderungen von einem Orte zum andern verbringen, weil sie durch Betteln ebenso viel, wenn nicht mehr zusammenbringen können, als durch arbeiten, daß diese den Hausarmen das Brot nehmen,

und den ordentlichen Staatsbürgern, die zum Teil schon alt und schwach sind, dabei eine zahlreiche Familie zu ernähren haben, und alle öffentlichen Auflagen tragen müssen, zur Last fallen, also den fleißigen Hausvätern ihre mühsam erworbene Nahrung, den unschuldig verarmten Ortsbewohnern die ihnen zukommende Unterstützung verbümmern, das, sage ich, muß einen jeden als ein höchst arger und unleidlicher Unfug erscheinen. Es bleibt mithin nichts anderes übrig, und scheint auch in jeder Hinsicht am billigsten zu sein, daß die Handwerksburschen, als unbekannte junge Leute, auch wider ihren Willen zum Fleiß und zur Sparsamkeit, also zu dem genötigt werden, was ihnen selbst und dem allgemeinen Besten frommt; kurz, daß sie angehalten werden, sich selbst zu versorgen. Das werden sie auch alle, oder doch die meisten gar wohl können, wenn nur ihre Schwelgereien mehr beschränkt, ihre Reisekosten verminder, und solche Verfügungen getroffen werden, daß es ihnen, bei ihrem Abgange von einem Orte zum andern, auch nie am Reisegeld fehlen könne.

Zu dem Ende dürfte nur

1. der blaue Montag, so wie alles Feiern an den gewöhnlichen Wochentagen auf das strengste verpönt werden. Sechs Tage, sagt das alte Gesetz, sollst du arbeiten, und am Siebten ruhen. Damit kann sich füglich auch ein jeder genügen lassen. Wer noch mehr Feiertage halten will, muß es wenigstens aus eigenen Mitteln tun, und nicht verlangen, daß andere die Kosten seiner Schwelgereien tragen.

2. Müßten die wandernden Gesellen, als nützliche und dem Staate selbst unentbehrliche Menschen, ihre Nachtzettel überall unentgeltlich erhalten. Es mag wohl sein, daß die Beförderung der Kundschaften ein beschwerliches Geschäft ist, und eine Belohnung verdient; es ist aber doch wahrlich sehr hart, daß die armen Wanderer, die oft an mehreren Orten vergebens Arbeit suchen, außer den übrigen Reiseosten auch noch täglich 2 fl. für die Beförderung ihres Reisepasses abgeben müssen, und die Bessern unter ihnen werden gerne auf den Zehrpfennig aus der Kasse, so wie auf das Umgehen Verzicht leisten, wenn ihnen nur diese Abgabe erlassen wird: denn die meisten fordern sich nur deshalb ein Reisegeld, um ihre Nachtzettel damit einzulösen. Zwar läßt sich von den meisten unserer Herren Beamten wohl voraussehen, daß sie in diesem Falle von ihrem strengen Rechte keinen Gebrauch machen, und dieses Armengeld wenigstens nicht allen abnehmen werden, und wirklich ist die Denkungsart derjenigen Herrn Beamten, die dem Verfasser näher bekannt sind, viel zu gut und menschlich, als daß sie ein solches Not- und Hungergeld nehmen sollten; gleichwohl wäre es aber doch recht zu wünschen, daß alle so gut und menschlich handeln müßten, und nie in Gefahr kommen könnten, einem Dürftigen sein Almosen zu nehmen. Damit nun aber die Handwerksburschen ihre Wanderungen nie mit leerem Beutel antreten, sondern unfehlbar ihr Reisegeld haben mögen, dürften nur

3. alle Meister im Lande nicht nur befugt, sondern auch verpflichtet werden, von dem Arbeitslohn ihrer Gesellen wöchentlich eine näher zu bestimmende Summe zurückzuhalten, die sie ihnen bei ihrem Weitergehen mitgeben, allenfalls auch in der Kundschaft bemerkbar; alles Betteln und Umgehen hingegen müßte allen, wie bei den sogenannten geschenkten Handwerkern, durch ihre eigenen Kunstgesetze nicht bloß verboten, sondern aufs strengste bestraft, und mit einem Schimpfe belegt werden.

Die guten Folgen solcher Verfügungen wären, daß:

1. dadurch aller Bettelreihe ohne Härte gesteuert,

2. das den Meistern so ärgerliche Spazieren und Schwelgen der Gesellen, wenn nicht ganz nachbleiben, doch mehr beschränkt würde,

3. ein jeder Ort, weil nicht mehr so viel für fremde Bettler abginge, seine Armen hinlänglich ernähren könnte, und das um so mehr, da dann ein jeder ordentliche Einwohner auch gerne einen reichsichereren Beitrag zur Armenkasse geben würde.

Dass durch Einführung einer solchen Ordnung die auswärtigen tüchtigen Gesellen zurückgeschreckt werden möchten, ist über all nicht zu befürchten. Die geschickten und fleißigen Arbeiter, mithin alle, die dem Lande nützlich sind, mögen lieber arbeiten als spazieren und fechten, und finden auch überall Arbeit; die ungeschickten, faulen und Schwärmer aber — bei weitem der größere Teil der Bettler — diese, die eine unnütze Last und ein wahrhaft fressender Schaden für jedes Land sind, mögen Mecklenburg immerhin als ein verrusenes Land vermeiden.

Alte, Schwache und Gebrechliche, die nicht mehr ihr Brot verdienen, und deshalb nirgends mehr Arbeit finden können, müssen in ihrer Heimat bleiben oder dahin zurückkehren, und dort als Arme unterstützt werden. Hier können sie in der Regel noch etwas, wäre es auch noch

so wenig, verdienen, und gebrauchen nicht halb so viel als bei dem unaufhörlichen Umhertreiben.

Das gilt auch besonders von den unbewiebten Maurergesellen, die zum Teil den ganzen Winter über sich umhertreiben. Sind sie aus dem Lande, so können sie leicht zu Hause kommen, und von den Ausländern, würde sich für die wenigen, die man ihrer vorzüglichen Geschicklichkeit wegen dem Lande zu sichern wünscht, durch Steinhauen und ähnliche Arbeiten auch im Winter schon Beschäftigung finden lassen. Sollte den obigen Vorschlägen auch noch manche hier nicht bemerkte Schwierigkeit im Wege stehen; so verdient doch der angeregte Gegenstand immer eine ernstliche Beherzigung, und es genügt mir, eine für das Gemeinwohl so wichtige Sache auch nur zur Sprache gebracht haben. Nur erlaube man mir noch, daran zu erinnern: dass es viel leichter ist, der Verarmung vorzubeugen, als der schon eingetretenen Armut wieder abzuheben, und dass ein jeder sich selbst der nächste ist, d. h. sich selber helfen muss, wenn er kann, mithin auch der Handwerksbursche.

Des Retters Heimat.

In Schottlands Kirchen ist Trauerklang,
König Donald liegt im Sterben;
Ihn kann nur retten ein Wundertrank,
Sonst muss der König verderben.

Der Wundertrank wird auf einsamem Pfad
Von einem Drachen behütet.
Wer den erschlägt, dem wird die Tat
Durch des Königs Tochter vergütet.

Ihm hat sie der König bestimmt zum Weib.
Manch Reiter durchwallte die Straße,
Ihn lockte der Lohn, doch ward sein Leib
Dem Ungetüme zum Fraße.

Da kam ein Wanderer des Weges daher,
Einen Korb mit Bienen trug er.

Die umschwärmt den Drachen, der sah nicht mehr,
und der Held — den Drachen erschlug er!

Er reichte dem König den Wundertrank;
König Donald fühlt ihn im Leibe:
„Ich bin gesundet! Mein Retter hab Dank!
Nimm meine Tochter zum Weibe!

Der Wanderer umsing die liebliche Braut,
Und deckte mit Küszen die Wangen.
Wo ist deine Heimat, verkünde uns laut,
Woher kommst du zu uns gegangen?“

„Herr König Donald! Ich wanderte durch
Vieler Könige Länder und Reiche!
Ich stamm aus Laage in Mecklenburg;
Dort verrichtet man solche Streiche!“

F. R.

Aus meiner Mus'kist.

In der guten alten Zeit, wo es noch Klassenplätze in der Schule gab, und jedes Elternpaar wünschte, dass sein Kind obenan saß, hatten die armen Elementarlehrer ihre liebe Not am ersten Schulmorgen nach Ostern. Raum war die Schultür geöffnet, drängten die stolzen Mütter mit ihren klugen Kindern in die Klasse und setzten die Kleinen so weit wie möglich nach oben. Das ging nicht immer ganz ruhig und ohne Streit ab. Um nun allen Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen, setzte Fräulein X. ihre Schülerinnen nach dem Alphabet. Herr Werner war entrüstet, als seine klein Dirn mittags nach Hause kam, und er erfuhr, dass sie auf dem zweitletzten Platz saß. Ich versuchte, die Lehrerin in Schutz zu nehmen und Herrn Werner klar zu machen, dass es ganz gerecht sei, die Kleinen nach dem Alphabet zu setzen. Aber er färbt mich an: „Wat kann min Dirn dorvör, dat ic Werner heiten daū, wenn ic Ap (Affe) heiten ded, dem sei baben up'n irsten Platz.“

Die kleine Pastors Marie hatte sich mit ihrer Baumnachbarin erzürnt. Plötzlich geht die Schultür auf, der Herr Pastor erscheint zum Zuhören in der Klasse. Marias Nachbarin wird aufgerufen, sie soll sagen, wie die Haupt-

stadt von England heißt. Sie weiß es nicht und wendet sich in ihrer Not an Marie, die ist ihr noch böß und flüstert: „Segg di nich.“ — Wie heißt die Hauptstadt von England?“ — „Seggdinich“ schallt es durch die Klasse. Auf Befragen erfährt der Herr Pastor bald, von wem dieser neue Name stammt.

Peting kommt heute ganz stolz nach Hause: „Mutti, heute wars aber schön in der Schule, Herr Winter hat gesagt, ich schreib so schön, wie mit 'm dicken Pinsel!“

Bei einer öffentlichen Feier soll ein Schüler das Gedicht Römers deßlamieren: „Wir treten hier mit frohem Mut in Gottes Haus zusammen. Frisch und leid betritt er die Bühne, spricht mit lauter Stimme die Überschrift und die ersten Worte des Gedichts. Dann bekommt er plötzlich Lampensieber und bleibt stecken. Da der Lehrer den Mitschülern jeden Spott untersagt, kommt am andern Morgen auch ungeschoren in die Klasse. Aber der Bruder soll die Niederlage ausbaden, so haben zu ihrem eigenen Schaden dessen Mitschüler beschlossen. Als er in die Klasse tritt, sind alle vollzählig versammelt, stehen auf, sprechen im Chor

das Gedicht bis zu der Stelle, wo der Bruder steckengeblieben ist, schweigen dann plötzlich still und sehen ihn erwartungsvoll an. Er mit großer Ruhe: „Seht Euch, das habt Ihr gut gemacht!“

Marielen war doch nicht dumm, die ließ sich doch nicht in den April schicken! Ich bewahre, sie würde sich in acht nehmen. Der Herr Kandidat, der gerade zu Besuch bei seinen Eltern ist, schmunzelt still vor sich hin. Marielen kennt weiter, wie dumm der und jener sich heute wieder benommen, aber sie, na, sie höre schon immer von weitem, was die Glocke geschlagen. Der Herr Kandidat kommt hier und dort, sieht zwischendurch Marielen aufmerksam an, die so recht in ihrem Fahrwasser ist und meint dann plötzlich in bittendem Ton: „Ach Marielen, hal mi doch mal flink ein swart Bettlaken vo'n Boen.“ Marielen kann sich zwar nicht recht erklären, wozu der Herr Kandidat das Gewünschte gebraucht, oewer dei jung'n Herr hett jo männigmal so narrsche Insäll. Sie eilt in die Wäschekammer und steht bald mit einem schmutzigen Bettlaken vor dem jungen Herrn. Der besieht sich erst das Laken ganz ernsthaft, dann Marielen und ruft aus: „Aber Marielen dat 's doch kein

swart Laken, du wüsst di doch nich in'n April schicken laten!“

*

Es ist kurz vor Ostern, einer von den schönen Frühlingstagen, die der März bescheren soll. Die Frau des Lehrers hat denn auch die günstige Gelegenheit wahrgenommen und Washtag angesetzt. Ihr zweijähriges Söhnchen hat sie der Obhut ihres Mannes anvertraut. Dessen Augen und Gedanken wandern unruhig hin und her, bald sind sie auf der Dorfstraße, wo sein Söhnchen spielt, bald sind sie bei den Auffäßen, von denen ein großer Stapel auf seinem Schreibtisch liegt. Nach kurzer Zeit haben aber die Auffäße sein ganzes Interesse in Anspruch genommen, bis er plötzlich durch ein Geschrei an seine zweite Pflicht erinnert wird. Ein kleiner Dorfjunge hat es für nötig gehalten, den Sohn des Herrn Lehrers einmal tüchtig unter der Pumpe zu baden und rennt nun, was er kann, davon. Als der Herr Lehrer sich anschickt, den kleinen Uebelräuber zu holen, um ihn zur Rechenschaft zu ziehen, zupft plötzlich jemand an seinem Rock: „Lat em man lopen, hei fall di woll kamen, hei künmt Ostern ok nah de Schau!“ sagt ein Kinderstimmen.

Kal'sch Klaes' up Reisen.

N. N.

Fedderbusch un de oll Türk'en, den ji jo all ut min vöriges Vertellnis kennit, un denn uns' oll Plummibüdel, dit wir'n dei drei Unzertrennlichen. Dei harn of eines Dags wedder so'n lütt Bierreis' makt kemen dorbi of up Rostock tau spräken. „Ja,“ seggt uns' Better, „ich will dis Dag noch Kurn nah Rostock führen, wenn ji Lust hefft, so kaent ji mitkamen.“ Dit durt of nich lang', dunn wir'n dei drei sic einig, un drei Dag naher, dunn güng dat morgens all tiedig los. Fedderbusch har sien drei besten Pierd ut den Stall treckt, alles schweres Weih. Sei glänzten man so hüt morgen, so schön harr hei sei putzt un tau gauder lebt noch mit den Pierswanz afslloppt. As hei anspannen wull, dunn kemen dei Türk un Plummibüdel of all in Sicht, beid 'ne Kiep up den Rücken, natürlich wir 'ne gaud Buddel Rostocker Doppelsaem nich vergäten. Na, dei fohrt güng jo los, as sei just ut dei Stadt rut sünd, dunn dröpen sei den Juden Samuel. „Ach,“ seggt hei, „mein lieber Better, beim Bart meiner Väter, nehmst mich ein bischen mit. Habt Erbarmen mit mir Armen, denn ich will nur nach Altkalen, dort könnt Ihr mich schon wieder absezzen!“ Kort vör Ollskalen setten sich dei Pierd in Drass un jagen glatt dörch Ollskalen. Dei Jud schriet ümmer: „Mein lieber Better, laß mich doch hier absteigen!“ Aewer Fedderbusch sien Pierd hollen vör Gnoien nich up tau lopen, dunn treg hei sei int' Stahn. „Ich weit gornich, wat dei Schimmers hüt morgen fählt,“ seggt hei, „dor is dei Düwel jo woll int' Spill.“ Dei Jud stiggt af, un sei führen wieder nah Rostock. Dat Kurn wir klock drei all asladt, un Fedder harr blanke Dalers in dei Tasch. „Weißt Du wat?“ seggt dei olle Türk, „nu gahn wi ist mal nah minen Freind Gustav hen!“ „Dat is gefährlich,“ seggt Plummibüdel, dei kennte Gustaven of, dei verkösste einen nämlich ümmer den goden Rostocker Kaem. As sei dei Blostrat dal gahn wissen, dor künmt uns' Freind Gustav mit sienem in ganz Mecklenborg bekannten brunenstieren Haut all an. Wat wir dai för 'ne Fraud. Sei sparren binah de ganze Strat, un dei Studenten kregen eht all binah up Sicht. Natürlich müß-

ten's nu all mit nah Conrad Lehment un dor den gauden Kaem probieren. As sei nah 'ne Stund'n dor weggahn, harren sei all dächtig einen in dei Post un kemen dun up dei vernagelt Idée, nah den besten Gasthof von Rostock tau gahn, un kamen nu jo in'n Rostocker Hof an, setten sich in ein Eck an't Finster un kramen jo ehr Futterkiepen ut. Dei Menschen, dei dor sünft noch in't Lokal sitten deden, warden all upmarsken, un ehr Staunen ward ümmer grötter, as Fedderbusch so'n 4 Pund Speck ut sien Kiep hast un so'n grot eigen backt Brot (umgeführ 5 Pfund) in drei. Deile schnitt, ebenso den Speck, aewer sei laten sich dat grotorig smeken. Dei Ober wagt sich nah den Disch rann un fröggt: „Belieben die Herren auch Teller, sowie ein Besteck?“ „Nei!“ seggt Fedderbusch, „nix von Töllers, un wat meinen sei mit 'n Besteck?, jedenfalls kaenen wi woll dor nir von asbieten, bring uns man Bier!“ Dei Ober is beleidigt. Wo kann so'n Mensch, dei nich mal'n Gesellschaftsrock an hett, tau em „Du“ seggen! „Wir haben nur Echtes,“ seggt hei. „Na, dacht's Du, wie willn wat unechtes drinlen?“ seggt Fedderbusch un kiekt em an, dat den Ober richtig gräsen ward. Hir bringt hei dat Bier un is froh, as hei unsern Freind Gustav rinfämen un up den Disch taugahn süht. Nah 't Leuten nähmens noch all 'n lütten Priem un laten sic dat echte Bier got smeken. So bi lütten ward den Ober all angst, ob sei of allens betahlen kaenen. „Meine Herren, ich bitte um Kasse!“ ward hei seggen. „Hest all Angst?“ seggt Plummibüdel un knippt dorbi sien en Og tau. Dit wir'n Teiken- dat hei sic argern deicht. Fedderbusch treckt sienem groten Geldbüdel un smitt den up den Disch. „Ist schon gut, meine Herren,“ seggt dei Ober, as hei den groten Geldbüdel süht. Aewer dei Türk wir of beleidigs un seggt tau Fedderbusch: „Wie gahn wieder un drinken in Hotel Russie uns' Bier. Dor waren sei uns nich fragen, ob wi of Geld in dei Tasch hemm!“ Trotzdem dat Gustav protestierte, gahn sei wieder nah Russie. Wil dat sei dor all öfter aufsicht wieren, kennt ehr dei Wirt, un sei warden dor gaud up- un annahmen. As

dei Klock nu so bislitten acht ward, dunn kamen dor of vâle fine Herrschaften an un sei fragen, wat hier denn hüt abend los wir. „Ja,” seggt dei Wirt, „dor is Klock ½9 ‘ne Vorstellung von’n Zauberkünstler.“ Na, dat wir jo wat för uns’ drei Frünn. Sei drinnen ehr’n Bott Bier ut, ehr Fründ Gustav seggt Adschüs un se gahn jo of nah den Zauberkünstler. Erst spucken’s sich noch ‘n bâten in dei Finger un settet ehrn Schnauzbart up, denn Plummbüdel säd: „Kann ‘n nich weiten!“ Un dorbi knep hei ein Og wedder tau. Dittmal lem dat aewer nich von den Arger. Na, dei Zauberie güng jo los. Dei Kirl, dei kann richtig wat, dei grep dei Dalers man ümmer so ut dei Lust rut. Den Türkens ward dat rode Halsdauk all tau eng, hei nehm’t aff un staunte. Fedderbusch höll sin Daler in dei Tasch orrig fast, denn wo licht kunn dei verdammt Kirl sine schönen Dalers ut dei Tasch rut zaubern, dat wir doch tau schad’. „Wenn dit noch lang’ durt, denn makt hei min Buddel Raem, dei ic noch in de Tasch heff, tau Water!“ „Bäter is, wi drincken’s ut,” seggt de Türk un longt all nah dei Buddel, dei Plummbüdel em gäben deiht. As sei all drei einen drunken harren, dunn seggt Fedderbusch tau sinen Räbenmann, wat einen ganz stenen Pinzel wir: „Da, min Saehn, sast of nich dösten!“ un höllt em sin Buddel hen. Dei ficht em von babenbett ünnen an un säd’ ganz fort: „Danke!“ Fedderbusch ficht sich süsswst von ünnen bett baben an, ob wat bi em nich in Ordnung wir, un säd’ tau em: „Danke kanst du ganz gaud seggen, aewer wat is an mi tau fiken?“ Dei Frömd’ is Gott sei Dank still, fünft hadd Fedderbusch em Släden führen laten. Na, dei Vorstellung is binah tau Enn, dunn biddet dei Zauberkünstler sic drei Mann nah dei Bühn rup. Un uns’ drei Fründ’n werden jorupgahn. Plummbüdel möt sic rittlings up enen Stohl settet, un dei anuern beiden möten up enen Stohl Platz

nähmen. Mit einem Mal fängt Plummbüdel mit dei Wein an tau stangeln, as wenn hei radföhren deiht, un dei Zauberer seggt tau em: „Fahren sie immer gerade aus, anhalten können sie einfach nicht!“ Fedderbusch, as hei dit seihu ded’, wir tauft platt, aewer nahher müßt hei lachen, dat hei nich wedder uphollen kunn. Dunn seggt dei Zauberer tau den Türk: „Sie sind der Kaiser von China, und alles Volk, welches vor ihrer Tür steht, verbeugt sich vor Ihnen!“ Dei Türk güng ümher, as wenn hei ‘n Wahl aewerschluckt harr, verneigte sich bald hierhen, bald dorhen. Fedderbusch kunn nich mihr lachen, aewer hei müßt, ob em dei Bul of noch so weih ded. Dunn lem dei Zauberer nah Fedderbusch hen. „Sie sind jetzt ein Affe und hüpfen hier herum!“ Hei hadd dit nich ganz verstahn. Hei seggt blot: „Seggen Sei noch eins Ap tau mi, denn sind Sei ‘n Pannkaufen, dor will ic für garantieren!“ Den Zauberkünstler würd angst un bangen, un hei wachte dei annern beiden wedder up un säd’ tau ehr, sei kunnen wedder gahn. Erst hadd hei sic bi Fedderbusch entschuldigen mödt wägen den Apen. Dei Vorstellung is tau End. Dei Musik spält tau’n Danz. Un bi dit Danzen warden uns’ drei Maten ümmer lustiger. As taulezt leiner mihr in’n Saal is, dunn danzen dei drei allein. „Wi will’n man Hans Adam danzen,” seggt Plummbüdel. Dei Musik möt upspälen. Dorbi settet’s sic ümmer mit den Achtersteven nah dei Speigels rin, dat dat Glas man ümmer so kaputt geiht. Sei danzten solang’, bet in den Speigesaal nich ein Speigel mihr heil wir. Dat ganze schöne Geld för dat schöne Kurn güng dorbi weg. Sei behöllen nich einen Daler in dei Tasch. Bös’ Lüd seggen, dei Zauberkünstler harr ehr verzaubert hatt. Nah Hus kamen sünd sei gaud wedder. Aewer woans sei mit ehr Frügens farrig worden sünd, dat is ‘ne anner Frag!

Alt mine Festungstied.

(Fortsetzung.)

Na, dat hadd denn nu woll sine Tid wohrt, un taulezt hedden sei em denn nu doch woll dümpelt, wenn de oll lütt pücklich General Hans von Ziethen nich west wir, de höll em; un dat was man en lütt Kirl, aewer en kraetigen Kirl, de sic so licht nich an den Wagen führen let. — Nu segen denn de Herrn, dat sei dor nich mit dörchleuten; aewer sei leien nich sacken, sei versöchten ‘t mal up ‘ne anner Manir un matten ‘ne grote Ingaw’ bi unsren König, wo dat doch nich assistiren kunn, dat bi dat öllste Regiment in den ganzen preußischen Staat, wat all bi Fehrbellin vör den Hind stahn hadd, en Bürgerlicher as Offizier stunn.

„Ih, dat ‘s jo recht nüdlich, Batter Rähler,“ segg ic, „de Herrn heiwen blot vergeten, dat bi Fehrbellin en Snidergesell dat Regiment summardirt hett.“

„Dat weit ic nich,“ säd Batter Rähler, „dat ‘s vör min Tid west; aewer so vel weit ic, hei müßt weg; denn wat ded uns’ allergnedigste König? — hei wull de Herrn Offiziers nich vör den Kopp stöten, un den Rittmeister wull hei doch nich missen, hei malt em also tau ‘m Majur, aewer of taugliek tau ‘m Edelmann. — Wat ded’ aewer uns’ gaud Herr Oberst? hei stel den Majur ruhig in dei Tasch un för den Eddelmann bedankt hei sic, hei wull nich dörch de Pistaueri von sin Kameraden Edelmann werden. — Na, nu was jo denn natürlich dat Nalw in ‘t Og’ slagen, nu müßt hei furt, un so würd hei denn hir zweite Kummandant, denn sei seggen jo All, de König höll troh osledem noch grote Stücke up em. — Un dat strid ic gor nich,“ sett’te oll Badder Rähler hentau, „denn bi de anner oll eklige Geschicht, dei hei hir nahsten hadd, wo hei den

Sträfling dodstet, un wo sei em mit vir Jahr Festung bedachten, läd sic jo of de König in ‘t Middel, dat hei mit en halw Jahr afsem.“

„Wo was denn dat?“ frog ic.

„Dor möten Sei Altmannen nah fragen, de is jo dor mit bi west. Ic bün en ollen Mann un heuw Fru un Skinner, un aewer mine Börgelethen red ic aewerall nich; taudem is de Oberst en gauden Mann gegen mi, un wotau fall ic achter sinen Rücken von Ding’ reden, de em all grif’ Hor naug makt hewwen, un de em von ‘s Morgens bet ‘s Abends in den Kopp liggen? Denn förredem is hei sihr veränner; dat kann Einer marken, ahn dat hei tau de Propheten hürt.

Oll Batter Rähler güng, un oll Batter Rähler was en brauen Mann, dat hürt ic un sach ic, denn hei was up sine Ort ganz trurig worden.

Ic dachte aewer den Ollen sine Vertellung nah. — Also doch en Meckelbörger, en Landsmann! hei un Schill-Sommer, beid’ Kameraden! — De Ein’ verdorben un storben, de Auner in Ihren un Würden un gesund un kräftig. — Schnabel föll mi in: wi wiren jo of Kameraden, beid’ tau ‘m Dod’ verurtheilt, hei satt unnen un ic baben, blot dörch en swacken Windelbaehn von einanner scheidt. Wi hadden beid’ grugliche Verbreken begahn; hei hadd en por Minschen ümbröcht un ic hadd up eine düttsche Unversetät an den hellen lichten Dag de düttschen Farwen dragen? — Wi hadden dat süsswige Urtel un nu satt hei in Aengsten un Dodesnöthen, un mi krümmt steiner en Hor. — Worüm dat? — Wo kamm dat?

„Lieber Freund,” säd späderhen de Herr Justizrath Schröder tau mi, as ic em de Sac vertelste um dese Frag' vör läd, „nichts einfacher als dies: der König hat Sie bequadigt, ihn nicht.“

„Nich begnadigt, säd ic. „Kraft oberstrichterliche Gewalt hett hei de Straf“ in ‘ne Festungsstraſ veränert; un wo bliwot denn dat Richteramt, wenn ‘t mit de Gewalt tausamstellt ward?“

„Nun Sie glauben doch nicht,“ säd hei, „deß der König von Preußen wegen solcher Bagatelle hundert junge Leute hinrichten lassen werde?“

„Worüm nich?“ frag ic. „Wenn nu so ‘n achte Hinrich von England, oder en russischen Peiter, oder blot man so ‘n Riklas un so ‘n verrückten Strol von Brunswil up den preußischen Thron seten hadd — worüm nich?“

„Gegen so einen Mißbrauch der Todesstrafe schürt uns die Humanität der Regierung und der Zeit. Todesstrafe muß sein; die menschliche Gesellschaft muß die Gewalt haben, sich der Bestien aus ihrer Mitte zu entledigen.“

„Dank fö’ri Stumpfement!“ segg ic. „Aewer, Herr Justizrath, Humanität is up Stunnis nicks wider, as en fäischen Gröschen; blot de Gaudmärdigen un de Dummen nemen em; aewer de em utgewen un dormit tau Marktreden, de händen sick. — Un wat de Doddsstraſ un ehre Rücksicht anbedrapen deiht, so wünscht ic. Sei wiren mal mit dese Weig’ weigt; maeglich, dat Sei denn de Ogen upgügen.“

„Sie haben sich nicht zu beschweren, denn das Gesez sagt ausdrücklich: Conat des Hochverraths wird bestraft, wie der Hochverrath selbst. Nach Ihrer eigenen Aussage ist der constatierte Zweck Ihrer Verbindung gewesen: Herbeiführung eines auf Volksfreiheit und Volkseinheit gegründeten deutschen Staatslebens; dies hat man richterlicherseits für einen Conat des Hochverraths angesehen, ob mit Recht oder Unrecht lasse ich dahingestellt (Notabene, dit was nah 1848); aber das Gesez ist salvirt.“

„Na, Herr Justizrat, denn will ic Sei wat seggen, denn hett dat Gesez un de Humanität sick gegenseidig tau ‘m Kären; entweder dat Gesez möt de Humanität affschaffen, oder de Humanität dat Gesez. — So, as sick dat herstellt hett, was ‘t en Puppenspill, en grausames Puppenpill! — Nich so sihr grausam gegen uns, as gegen uns’ ollen Döllern, un vel Minschenglück is dormit tau Grunnricht’l. Ich bün en Gegner von de Doddsstraſ, un wer will mi ‘t verdenken? Wer in ‘t Water fallen un binah dorin verdrunken is, mag ‘t Water nich recht liden; un nich ic allein, ne, en Jeder kann in ‘t Water fallen. — Ich hewo mal en zweisnidiges Mez seihn, womit en Wahnsinnige en Menschen ümbröchi hadd; mi grugte vör dat Mez, un eben so grugt mi ol vör en zweisnidig Gesez, wat Einer dreihn un wennen kann, as en natten Hanschen, taumal, wenn dit Gesez in de Hand von einen Wahnsinnigen gewen ward. Un de sogenannte Referent in uns’ Sat, de Herr von Tschoppe, de ut de Alten den gruglichen Hochverraths-Conat ‘rute dresselt hadd, was wahnsinnig un stürw ol as en Wahnsinnige. Den hadden sei tau rechter Tid inspinnen füllt, denn wiren Dusende von Familien vör innuz Elend un Angst bewohrt blewen. — Un wat hadden wi denn dahn?“

Nids, gor nicks. Blot in uns’ Versammlungen un unner vir Ogen hadden wi von Ding’ redt, de jetzt up ap’ne Strat fri utschriqt warden, von Dütschlands Freiheit un Einigkeit, aewer tau ‘m Hämeln wiren wi tau swaet, tau ‘m Schriwen tau dum, dorüm folgten wi de olle dütsche Mod’, wi redten blot doraewer. Dat was jo aewer ol naug för so en geschichten Unversäufungsrichter, as uns’ Unsel Dambach was, de grad in sine beste Carriere was un nun doch nich flüppen laten kunn. So würd denn nu also ut en frien, fröhlichen Sünnenprust en Dünnerstag-

mast, un dat Dodsurthel würd spraken, ahn alle Entscheidungsgrünn, denn, obschonst sei uns versproken sei nahtauliwern, sünd sei in de Hor drögt, un wi hewwen s’ meindag’ nich tau sehn fregen. Stats dessen wiren de Dict-nässtigen, de Dunn an ‘t Räuder seten, hellischen parat, allerlei gefährliche Geschichten von Demagogen un Königs-mürders in Uemlop tau bringen, — un doch — Gott ver gew ‘t ehr! — sei wüftten am besten, dat Allens utgestun-fene Laeg’ wir. Bertheidiger kunnen wi uns nich wählen, de würden uns sett’l; min, de mi fast versprok, dat ic in min Vaderland, Mecklenburg, mütt utliwert warden, hett mi up keinen Breif, den ic an em schreven heww, antwurft — Nemen S’ nich aewel, Herr Justizrath, ic bün en beten von ‘t Hunnert in ‘t Dusend geraden; aewer wenn ic an de Rücksicht von de Doddsstraſ un denn wedder an de Humanität denk, de mi von Gerichtswegen tauflaten is, denn bömt sic in mi so allerlei up un stött min Gedanken as Kohl un Räuben dörchenanner.

Kapittel 4.

So redie ic nah Jöhren; den Nahmiddag un Abend aewer, von den ic eben seggt heww, was mi nich tau ‘m Resonniieren tau Simm, up mi lagg dat as de Mort, un de Gedanken an dat unglückelige Minschenwurm unner mi stödden mi binah dat Hart af. Unner mi, dörch en swackes Menschenwark von mi scheidt, stunn de Dod; hei was nich unverhofft kamen, as de Slop in de Kinnerjahren, hei was nich allmählich kamen, un dat Og’ hadd sic nich an em gewennt; mit einem Mal hadd hei sic an dat Lager von den Mürder stellt un stunn dor wiß in sine gruglichste Gestalt un rüppelte un rögte sic nich un wißte em Biller, blaudrode Biller, all ein bi ein, jo fein aewer slaggen!

„Licht aus!“ röp de Schildwach von buten nah min Finster ‘rup; de Klock was teih² von nu an mütt ic in ‘n Düstern sitten. Ich was nich gruglich; ic hadd up de Festung, von wo ic kamen was, Jöhre lang in ‘ne düstre Käsematt seten, unner mi brüsste un hulte de Stormwind dörch den langen, unnerirdischen Gang, de dörch de ganze Festung gung, links von mi was de Festungsschlach, hinner mi en düstres Loch, wo de Röwer un Mürder Exner, von den Pitaval vertelst, in Keden un Banden an de Mur anstaten west wir — ic hadd mi nich grugt; ic wir oftmals des Nachens dörch de Kirch gahn, de in Fredenstiden tau ‘ne Ori Mondirungskammer brukt würd. Dor hungen de Wänn entlang olle witte östreichische Mantels, aewer jeden hung en Schacko, unner jeden stunn’ en por Stäweln, de Finstern wiren utnamen, dormit dat Lüg hübsch lustig hängen füllt, un nu wewten un swewten de witen Mantels unner den Schacko un aewer de Stäweln de Wand entlang, un ‘t was, as wenn de Geister von de ollen Oestreicher, de bi Prag un Leuthen fallen wiren, noch einmal in Reich’ un Glid stün’n un noch einmal in ‘n Stormschritt vorrückten müßten. — Ich hadd dat im Middernacht seihn, aewer grugt hadd ic mi nich.

Hüi grugte mi. Ich horkte un horkte nah jeden Ton, de von innen ruppe kamm, un de lang horft, de hört ol wat. Dat huschte un staehnte üm mi ‘rum — dat was jo nicks, kunn jo nicks sin; dat wiren jo blot min Gedanken! — Ja, aewer dese Gedanken wiren ut mi ‘rute treden un wiren üm mi lewig worden, un min Uhr glöwt sei tau hüren, un min Og’ tau seihn, un dat was de Grugel.

Dat was ‘ne lange Nacht un ‘ne lange Qual! — Un jo is de Mensch! — Dauleyt dacht ic blot noch an mi un nich an den Unseligen unner mi; ic dankte Gott för den Morgan, de em so schredlich upgahn müßt.

Unner mi würd dat lewig, en Wagen führte langsam vör de Dör, nah en beten führte de Wagen langsam wedder furt; ic fel nich ut — mi was slicht tau Mand³. — —

(Fortsetzung folgt.)

1325

Ostmecklenburgische Heimat



Halbmonatsschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. und 3. Sonntag jedes Monats. — Bezugspreis monatlich 30 Pf. zugleich Bestellgebühr; für die Abonnenten der „Teterower Zeitung“ gratis. — Erscheinungsort Teterow. — Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Melchiner Straße 15, Fernruf 367. — Verantwortlich für den Inhalt: Dr. Barnewitz, Bülow.

Jahrg. 9

Teterow, 19. April 1936

Nr. 8

Teterow und der Siebenjährige Krieg.

Dr. Hans W. Barnewitz.

Im Siebenjährigen Krieg wurde Mecklenburg-Schwerin von Preußen als Gegner betrachtet und von Jahr zu Jahr mehr zu Leistungen aller Art herangezogen. Das Land stand unter dem preußischen General-Kriegskommissar von Kleist, was die Lieferungen anlangte; in militärischer Beziehung war in den letzten der General Prinz von Württemberg maßgebend. Der Kampf zwischen Preußen und Schweden spielte sich vor allem im Grenzgebiet Mecklenburg-Pommern ab. Infolgedessen wurden die östlichen Gebiete namenslich hinsichtlich Magazinführungen stark herangezogen.

Aus den Teterower Kriegsschadensakten (Ratsarchiv L.) geben wir im folgenden einige Originalabdrücke aus den Jahren 1759—1761.

Rekrutierung.

Dem löslichen Magistrat zu Teterow wird auf dessen Schreiben vom 19. dieses Monats dieses zur Resolution erteilt:

Dass weilen nach dessen nunmehrigen Anzeige, der zurückbegehrte Joachim Friedrich Klose nicht hier sondern zu Dresden unter dem löslich Salmuthschen Regiment sich befinden soll, das Königl. hiesige Gouvernement auch von dessen Exkrediterung (Auslieferung) sich bei solcher Bewandtnis nicht befassen könnte, indem selbiges den Klose sowohl als den Johann Heinrich Gronert nur als dann zurückzulassen intentoieret (geneigt) gewesen, wann solche beide oder einer unter dem Kommando des Königl. allhiesigen Gouvernements sich finden möchte; welche Zulassung jedoch so weniger möglich, da obgedachter Klose in Dresden und des Gronerts Aufenthalt noch bisher unbekannt ist, überdem die an deren Plätze anderer geschickte beide Mann, Martin Nikolai und Johann Peter Martienissen, hier selbst zwar gezeigt, jedoch nicht bis der Klose und Gronert aufgefunden werden möchten ins Ordonnaanzhaus in Verwahrung gegeben, sondern von ihren Ueberbringern bis jetzt behalten und nicht abgeliefert worden, worüber dann, als diese beide ausgegangen und die Rekruten allein in ihrem Quartiere hinterlassen, solche sich verloren und nicht ausfindig gemacht werden können, wo solche geblieben, mithin der hiesigen

Garnison nicht zu teil geworden, noch durch solche die obigen Plätze besetzt werden können.

Stettin, den 23. Juni 1759.

Königl. Preußisches Gouvernement.
 gez.: Unterschrift.

An Ew. Ew. Magistrat zu Teterow.

Da des Herzogs von Schwerin Durchlaucht auf den geschehenen Auftrag statt der sämtlichen von denen Domänen und Städten zu gestellenden Mannschaften 100 Rthlr. je Mann bezahlen zu lassen nicht bereit ist und deshalb von unumgänglicher Notwendigkeit ist, dass nach einer geschehenen Reportirung die besagte Mannschaft von jeglicher Stadt und Amt entweder wirklich gestellt oder mit 100 Rthlr. je Mann bezahlt werden:

So wird E. E. Magistrat der Stadt Teterow auf ordre des Herzogs von Mecklenburg Durchlaucht allen Ernstes hierdurch aufgegeben, 2 tüchtige Leute wenigstens von 5 Fuß und 4 Zoll (etwa 165 cm) auch von mittleren Jahren den 4. Martii (März) anhiero zu leisten, oder 200 Rthlr., als 100 Rthlr. je Mann zu bezahlen, und mit Ablieferung derer Leute, oder mit Bezahlung solanen Geldes an dem angesehnen Termin althier beim Kommissariat sich zu melden, auf ausbleibenden Fall aber die rigourenste (schroffste) militärische Exekution zu gewärtigen.

Rostock, den 26. Februar 1761.

Königl. Preußisches Feldkriegskommissariat.

Der Rat der Stadt Teterow wendet sich hierauf an den Engeren Ausschuss der Stände in Rostock, der Instanz, mit der die Preußen im wesentlichen arbeiten, und erhält darauf folgenden Bescheid:

Hoch- und Wohledle, Hoch- und Vielgeehrte Herren und Freunde:

In Antwort auf derer Herren- und Freunde Anfrage vom gestrigen dato puncto der erhaltenen Ordre vom Königl. Preußischen Kriegskommissariat wegen zu stellen der 2 Rekruten können wir denselben nicht anders anraten als der überwiegenden Macht nach aller Möglichen

keit auszuweichen, mithin deren Befehlen, soviel tunlich, ein Genüge zu leisten, um sich nicht größeren Unannehmlichkeiten bloßzustellen.

(Es folgt Stellungnahme zu einer Beschwerde wegen Bezahlung eines Gilboten).

Wir beharren mit aller Freundschaft Ew. Hoch- und Wohledlen Vereitwillige Landräte und Deputierte von Ritter- und Landschaft der Herzogtümer Mecklenburg zum Engern Ausschuß.

Rostock, d. 1. Mart. 1761.

Ausmusterungsschein.

Nachdem Vorzeiger dieses ein Soldat von des Oberstleutnants von Grumbelow Bataillon und des Kapitäns Schwicardt Kompanie Namens Michael Christian Willgoß, gebürtig aus Teterow in Schwerin, Mecklenburg, wegen eines dauernden Augenschadens zu fernem Kriegsdienst unbrauchbar befunden worden: so ist selbiger frast dieses dimittieret, und soll von gedachtem Bataillon aus demselben keine fernere Ansprache gemacht werden.

Stettin, den 13. Juli 1759.

Königl. Preußisches Gouvernement.
gez.: Unterschrift.

Reisepass (Bordur).

Nachdem Vorzeiger dieses, zwei Bürger, Namens Zoe Diedrich Wücher und Christian Heinrich Voß in Mecklenburg aus Teterow gebürtig, ihres Alters 52 und 53 Jahr mittlerer Statur, von hier nach Teterow zu Lande zu gehen willens und deshalb um einen Pass angesucht hat; so werden alle Militär- und Civil-Bediente requirert, obbenannte beide Bürger hierauf nach vorgedacht Orte sicher und unaufhaltlich passieren zu lassen.

Stettin, den 31. Mai 1759.

Königl. Preußisches Gouvernement.
Siegel und Unterschrift.

Fuhrdienst.

Denen Hoch- und Wohledlen Herren Burgermeistern und Rat der Stadt Teterow, Unsern vielgeehrten Herren und Freunden.

Aus abschriftlich beitommender Signatur des Kriegskommissariats werden Ew. Hoch- und Wohledlen mit mehreren ersehen, daß zum Transport der Naturalien von Nienfalden nach Tessin 28 Wagen zum Harten Futter und 22 Wagen zum Rauhen Futter erforderlich werden.

Wann wir nun gemüßigt werden, nach dem Verlangen des Kommissariats die dazu erforderlichen Fuhrten zu reportieren, So müssen wir Ew. Hoch- und Wohledlen hierdurch angelegentlich und wohlmeintend ersuchen, so gleich nach Empfang dieses 5 Wagen mit Leitern und Wiesbäumen zu überwähntem Endzweck zu Nienfalden zu stellen und beharren übrigens mit aller Bereitwilligkeit.

Rostock, 26. Februar 1761.

Ew. Hoch- und Wohledlen dienstbeflissene
Landräte pp.

Gesuch um Schutz.

Durchlauchtigster!

Es hat die hiesige Stadt die auf dieselbe repartiert gewesenen 3 Wagens nebst denen dabei erforderlichen Leuten auf Anordnung des Hochlöblichen Kriegskommissariats nach Nienfalden richtig gestellt. Die Zurückbleibung derer dabei geschickten Menschen hat aber in denen Gemütern unserer Einwohner eine solche Besorgniß erreget, daß wir keinen einzigen derselben zur fernerer Bestreitung derer rückständigen Lieferungen auf einige Weise bewegen kön-

nen, falls sie nicht für sich, ihre Pferde und Wagen die hinsichtliche Sicherheit erhalten werden. Als wir nun befahren (gewörtigen) müssen, daß wir wegen der rückständigen Lieferungen mit einer erneuten Exekution belegt werden, und unserer armen Stadt dadurch ein noch größerer Schade erwachsen werde, so flehen Eure Herzögliche Durchlaucht wir hiermit in liebster Devotion (Ergebenheit) an, Höchstdieselben Fürstmildest geruheten, unsere Stadt mit einer Generaldecharge huldreichst dahin zu versetzen, daß ein jeder Einwohner sowohl bei der zu beschaffenden Lieferung als auch sonst in seinem Gewerbe für sich, sein Vieh von Februis aller Arten sicher reisen, und von denen Königl. Preußischen Truppen überall die völlige Sicherheit genießen könnte und sollte. Der sichtbarlichste Nutzen unserer ganzen Stadt ist mit der unverhofften Versagung unseres submishesten Ansuchens verknüpft, deshalb wir die valdigste huldreichste Gewährung dessen zuversichtlich erhoffen und mit der profundihesten (tieffesten) Chrfurct verharren.

Euer Herzogl. Durchlaucht
untertänigste
Bürgermeister und Rat hierselbst.

Teterow, den 18. Februar 1761.

An den Herzog von Württemberg
sgl. Preußischen General.

Lieferungen.

Nachdem die Städte Tessin, Laage und Teterow ohn geachtet der zum östern geschehenen Erinnerung die Kontributions- und Verpflegungsgelder des ersten Termins nicht abgetragen, und der zweite Termin bereits erschienen ist, auch mit Lieferung der Ochsen, Schafe und Pferde, auch Naturalien sich nicht gehörig eingefunden: So wird denen obspecificierten Städten mittels dieses Exekutoriales und der zugleich mitkommenden Exekution hierdurch alles Ernstes injungieret (ausserlegt) binnen 4 Tagen, (vom Tage der Auferlegung an) a die Injunctionis die exquottierten 30 Rthl. per Erbe an Contribution und 5 Rthl. per Erbe an Verpflegungsgeldern, ohn-ausbleiblich alshier abzutragen, die restierenden Ochsen, Schafe und Pferde, an die bestimmten Orte zur Lieferung abzusenden, und die rückständigen Naturalienlieferungen mit einem ansehnlichen Quarto (Viertel) zu bewirken und damit in der Art zu contumizeren (fortzuzählen), daß die exquottierten Naturalien binnen 14 Tagen völlig abgeliefert seyn. Denn woherne nach Verlauf der festgesetzten 4 Tage die besagte Kontribution und Verpflegungsgelder nicht alshier abgetragen und alle übrige obherrdeten Lieferungen nicht mit dem größten Fleiß bewirkt werden sollten, ohnfehlbar die rigouröseste (schärfste) militärische Exekution in der Art zu gewärtigen ist, daß selbig nicht eher abgehen wird, bis allen geschehenen Forderungen ein völliges Genüge geleistet werde. Die jewige Exekution erhält an Gebühren: der kommandierende Offizier 3 Reichstaler, der Unteroffizier 2 Gulden, und jeder Gemeine 1 Gulden.

Hauptquartier Rostock, den 29. Januar 1761.

gez.: Friedrich Eugen,
Herzog zu Württemberg.

Der zur Exekution auf die Städte kommandierte Herr Offizier wird in Beitreibung der in der Beilage specificirten Lieferungen nachstehendermaßen zu verfahren belieben:

1. Daß er vom Magistrat durch Quittungen beweisen lasse, daß die Stadt die auf selbige repartierte (zugewiesenen) Ochsen und Schafe nach Wittstock, auch die Pferde anhero nach Rostock sämtlich abgeliefert und woherne solches nicht geschehen der kommandierte Offizier den Magistrat und die Bürgerschaft unverzüglich anhalte, daß sie

die rückständigen Pferde, Ochsen und Schafe sogleich ohne weitere Einwendung zusammenbringen und an den Bestimmungsort senden.

2. Dass Magistrat gleichfalls darum, dass die Stadt Naturalienlieferungen an den bestimmten Ort, als nach Behdenic oder in die Depots zur Verpflegung des Korps beschafft habe, und wo diese Lieferung noch nicht völlig bewerkstelligt, der kommandierte Herr Offizier den Magistrat anhalte, alle in der Stadt aufzubringende Wagen mit der rückständigen Fourage zu beladen, und vorzüglich die Lieferung nach Behdenic zu beschaffen. Jedoch so, dass die Wagen, so der Herzog zu Württemberg Durchlaucht kürzlich zu einem besonderen Vehuf beordert haben, übrig bleiben. Sollte der Magistrat einwenden, dass durch Entrepreneurs (Unternehmer) die Lieferung nach Behdenic oder in die Entrepots beschafft werden sollte, so muss Magistratus den Kontrakt producieren (vorlegen), wobei denselben anzudeuten, dass in Zeit von 8 Tagen das ganze Quantum in die bestimmten Orter geschafft werden müsste, oder Magistratus vor jedem Tag die Extraktionsgebühr auf 50 Taler erhöhet werden soll.

3. Dass Magistratus die rückständigen Naturaliengelder

von 1759 ungesäumt ans Kommissariat einsenden, diejenigen dagegen, so noch nicht liquidiert (bezahlt) zur Liquidation sogleich Deputierte ans Kommissariat senden, welche alle dazu nötigen Nachrichten mitbringen.

4. Dass die Bezahlung der reparierten (verteilten) Kontribution auß äusserste prästieret (geleistet) und dabei angedeutet werde, dass, wosfern nicht sogleich bezogene Kontribution bezahlet werden sollte, die strengsten Zwangsmittel erfolgen werden, wobei hauptsächlich zur Erinnerung, dass keine Entschuldigungen sie mögen Namen haben wie sie wollen, auch keine Vorstellungen, an des Herzogs zu Mecklenburg Durchlaucht oder ans Kommissariat angenommen werden müssten, sondern die specificirten und die festgesetzte Kontribution und Naturaliengelder ohne Verzug zu bezahlen sind, widrigensfalls sonst nach der größten Strenge mit einem jeden Bürger versfahren werden soll; weshalb der kommandierte Offizier dem Kommissariat den Ort seines Aufenthalts, anzeigen, damit das Kommissariat bei Verzögerung denselben fördersamst die dieserhalb nötigen Disposition eröffnen könne.

Die Stadt Teterow liefert 6 Pferde, 6 Ochsen, 18 Schafe, 203 Scheffel, 3 Mezen Roggen nach Behdenic.

Zwei Inventarien des Schlosses zu Schwerin, aus den Jahren 1520 und 1576.

(Freimüthiges Abendblatt Nr. 91 u. 93, Jahrgang 1819).

Inventarien aus alter Zeit versehen uns gewissermaßen in die häusliche Lage und Verhältnisse unserer Vorfahren. Die beiden Perioden, aus denen wir solche hier mitteilen, sind deshalb gewissermaßen wichtig, weil sie von dem steigenden Luxus unserer Fürstlichen Hushaltungen zeugen. Zugleich wird man auch das Alter des Schweriner Schlosses aus dem Inventario von 1520 beurtheilen können, und ist nur noch zu bemerken, dass der alte Thurm, zu beiden Seiten mit einigen Giebeln versehen, der älteste Theil des Schlosses ist, welcher in damaliger Zeit vom Herzog Balthasar bewohnt wurde.

Derjenige Theil des Schlosses, wo die Haupttreppe aufgeht, ist unter Herzog Magnus II. Regierung, mithin von 1477—1503 erbauet worden. Ein neuer Anbau, zu beiden Seiten erfolgte ums Jahr 1563 unter Herzog Johann Albrecht. Dadurch wurde auf der einen Seite der älteste Theil mit dem neuern Bau verbunden, und auf der andern Seite die neue Kirche errichtet. Noch später, während Herzog Adolph Friedrichs Regierung, 1608—1658, ward derjenige Theil des Schlosses hinzugefügt, der auf der andern Seite an den ältesten Ueberrest lehnt. Falsch ist es, wie Siegel und Aufschrift beweisen, dass dieser Schloßtheil von Wallenstein erbauet worden. Völlig beendet mag indes der Bau zu seiner Zeit geworden seyn. Der allerleitste Bau geschah zu Herzog Christian Ludwig II. Zeiten, und zwar von Fachwerk.

Mit diesem Inventario in der Hand, lässt es sich daher leicht noch ganz genau bestimmen: wie und wo jeder der Fürsten mit seinem Gefolge gewohnt. Aber wie wohnten sie? Hölzerne Tische und Bänke umher, ohne Spiegel, ohne Schränke; nur in gewirkten Teppichen bestand einiger Staat; — dagegen 8 Tischlaken und 2 Fürstliche Leuchter von Messing. Die zinnernen Schüsseln scheinen für den Fürsten ausschließlich gewesen zu seyn, die übrigen begnügten sich mit hölzernen. Teller kannte man wohl noch nicht. Merkwürdig ist dasjenige, was nicht zur Theilung kommt: 1 Senfmühle, 1 Mörser mit Keule, 1 Theekessel, 1 Lichtform.

Wie ganz anders ist dieses 1576, welche Pracht in der Garderobe und im Geschmeide. Auch Silber ist vorhanden, zwar sparsam, aber künstlich gearbeitet. Der Keller gut besetzt, aber noch kein Bordeauxwein; desto mehr einländischer aus Neubrandenburg, Schwerin und Mirow. Von Plau, Lütz und Sternberg, von Bülow und Stargard, hatten die Weinberge vielleicht in andere Fürstliche Keller ihre gemacht. — Wagen und Pferde sind ebenso interessant. Kein einziger brauchbarer Wagen, und die Reitpferde dienten zugleich mit zum ökonomischen Gebrauch. — Selbst die Russischen Bäder möchten manchen Leser des Abendblattes unerwartet seyn.

I.

Inventarium des Schlosses zu Schwerin bei der Theilung unter den Herzogen Heinrich und Albrecht 1520.

Inventarium was zu Swerin beiden Herrn zuständig. Am Donnerstage des 3ten Tages omnium Sanctorum gefunden ist. a.o. dñi 20.

Erläut. in den Cappeln.

- 1 silb. verguldete Monstranz, darin das heil. Sacrament
- 1 silb. Kreuz mit 3 helffenbein Bildern, einwendisch Heiligthumb.
- 1 silb. verguldet Kreuz mit einem anhangenden Büchslein, darin u. 2. Frauen Misslich verworthe.
- Das Haupt Cordule mit Sylber überzogen.
- Das Haupt Beatricis Viginit.
- 1 Creuze von Arabischem Golde in ein sylbernes vergults Creuze gelegt, darin das Holz des heiligen Creuzes sampt andern Heiligthumb.
- 1 Straus-Eyg mit Sylber belegt, darin ein holzen Büchslein mit Heiligthumb.
- 3 Christallin Büchslein mit Sylber belegt, darin Heiligthumb von den 11 000 Jungfrauen, Sc. Cecilien etc.
- Noch 30 Stücke Heiligthums in eyner holzen Daseien funden.
- 7 helffenbein Kistlin und Büchslein darin Heiligthumb.

10 holzen Schachteln, und Büchslein darin Heilighumb.
2 Beutel mit Heilighumb.
9 Bilder von Mormalstahn.
2 Haupter Johannis.
8 Briefe mit Abblas, das Heilighumb besangend.

4 Silberne vorgulste Kelle mit Patenen.
8 Corporalia mit iren Futtern.
1 groß Festival Corporal Futter mit ehnem bunten seiden Fuchell.
1 silb. Rauchfaß.
2 helfsenbeine Kreuze mit silb. Füßen.
1 zerbrochen Christall mit vergultem Sylber belegt.
2 Sylberne Rhoren zu Gebrauch der Communicanten.
2 Sylberne Apostlen.
4 Blehnen Apostlen.

1 Casell mit Perlen auf Roth gestickt.
1 Casell von einem roten gulden Stücke mit einem Perlen Kreuze mit Alban und Manipulen wie sichs gehört, sampt 2 rothen samythem Dienstroffen mit eingesprengeten guldenen Blumen.
6 Caseln mit Dienstroffen von Samt.
22 Caseln, theils von Samt theils von Atlas, Damast und Leinwand. Alle einzeln beschrieben.
12 Chorkappen von Samt und Seide.
1 Duch von Gulden Stück auf den Stuel darauf das Sacrament steht.
3 seyden Gardin bey die Altaria.

Auf dem Hochmessens Altar.

Eine geschnitten Dafell mit Bild verguldet, darauf 6 messingen Leuchter.
Antependia etc.

Marien Altar.

1 geschnittene vergulste Dafell.
1 Marien Bildlein von Holz.
2 messingen Leuchter.

Auf dem 4ten Altar.

1 alte gemalte Dafell.
2 alte Bilde von Holze.
2 messingen Leuchter.
1 Kreuz oben auf.

Bücher.

1 New Antifinie.
2 kleine Antifinie eins das Sommer und das andere das Winterteil.
2 Gradualia.
1 New Brevier angenagelt.
4 Psalteria alt und new.
2 Neue pergamenen Missall.
1 Alt klein geschrieben Missall.
2 Neue auf Papir gedruckte Missall.
1 Presarien Büchlin.
1 Alt Canon.
1 Missall hat Herr Joh. Mundt in der heil. Bluts Capellen.
1 Legenden Buch von Herr Zimmermann.
1 gedrucktes deutsches Büchlin, Sant Ulricho Leben.

Ferner in der Kirche unter andern.

1 blehnen Salzfaß zum gewehheden Salze.
1 Fürstl. Stuel.
1 Fürstinnen Stuel.
Jungfrauen und Edelleute Bende.

2. Geschätz.

a) im neuwen Buchsenhause ist besunden wie folget.
2 große Hauptstücke liegen auf beschlagenen Wagen, zu Gadebus gossen von Kopfer.

2 große kopferne Mörser auf einen beschlagenen Wagen, zu Gadebus gossen.

2 Earthauner in den Laden.

2 Rothschlangen in den Laden, zu Gadebus gossen.

1 rechte lange kopferne Slangen in den Laden, gelaufft zu Lubeck.

2 eisnerne halbe Schlangen.

1 alte eiserne Schlange, von Joh. Ramuden gelaufft.

4 halbe kopferne Schlangen zu Gadebus gossen.

1 Quartier Schlange.

1 alte eiserne Quartier Schlange, ungefäßet.

b) in dem alten Buchsenhause.

7 Quartier Schlangen.

2 Quartier Schlangen, seind ist zu Dompfe, als zu Nurenbergl gelaufft.

8 Paar Sharpentiner von Eisen.

3 Sharpentiner von Eisen.

2 ungefäßte Sharpentiner.

1 Eisen Mörser.

35 große eisnerne Hackenbüchsen, ungefäßt.

c) Us der Borgf in der alten Hovedorniß.

326 Hackenbüchsen, gefäßt und ungefäßt.

20 Zeelrohr.

1 Fassenatlin von Kopper mit 2 Chamfern.

12 Cammerbüchsen oder Scharffentiner mit 48 Camfern.

112 knipleven Büchsen.

1 Eysern Mörser.

3 Stem Büchsen mit 6 Camfern.

284 Knechts Spieße.

d) In einem neuen Gevelb in der neuen Capellen besunden.

41 Thonne Bulver.

11 Thonne mit Schwebel.

3. Archiv.

In der Canhely und erftlich a) in dem Gewelbe besunden.

1 großer Schapp mit 36 Schubladen, in denen im merher teil Briefe sein, in einer viel in den andern wenig ungefährlich.

6 beschlagene Kästen, darinne kleyne Kästen und Naschen sein und in denselben den herherteil wortsigelte Briefe. Aber im sten Kästen seind keine Naschen noch Laden hdoch voller wortsigelte Briefe.

1 thannen Laden mit papiren Briefe.

1 lange Kästen mit 5 Underschide, darin papiren Briefe.

1 alte Kästen dorin Register.

1 Schapp auf der linken Hant in der Mauren, dorin papiren Briefen mit 3 Bachen.

1 Schapp dagegen über in der Mauren von 3 Bachen darin wortsigelte Briefe.

1 Schapp in der Mauren gegen dem Gewelbe bei dem großen Schapp von 3 Bachen, darin in 2 Fachen vorsigelte Psantbrieve seint.

Item 1 Register in dem untersten Bache über dieselben Psantbrieve.

2 Canhely Laden ins Gevelbe gesetz darin Papiren Hendel.

32 ledige Kästlin, darzu gemacht, das man sie hat in eisnerne Kästen sezen um die Briefe darein registrieren wollen.

1 alt Register über eisliche Briefe.

1 Register general über das große Schappbehelter.

b) In der Canhely.

3 Tische, 1 Stuel, 3 lose Bende.

c) In des Canhlers Chamfern.

1 Beisponde von Holze, darein ein alt Bettbe mit Ledder bezogen.

1 Kissen.

1 Dannen Tisch.

4. Wohnungen im Schloß.

a) das Sommerhaus.

Es scheint dies ein großer Saal gewesen zu seyn, darin wurden in 2 Kästen, jeder mit 2 Schlössern versehen, die Teppiche und Banklaken verwahrt, wo von nachher

b) das Danzhäus.

Das Haus bebencet.

3 Kisten verschlossen.

1 hangende Kronen mit Marien Bilde.

Hier wohnte Herzog Albrecht) Meins Gnid. Herrn Albrechts Staffammer, Stuben, 3 Stubelin und 2 Erker auf dem Danzhause seind beschlossen und nicht inventirt worden.

c) Herzog Baltasars jetziges haus.

- 1) Auf dem Saal darin der Schornstein ist, dasselbe Gemach umher bebencet.
Eine große Spunde mit einem Rhusbettie, an beiden Seiten Fußtritte. 2 Branteisen — 1 beschlossen Tisch — 1 Stiel — 1 lose Venke.
- 2) Herzog Baltasars Dornitz umher bebencet.
1 Kachelofen, 1 schwarzer beschlossener Tisch, 1 schlechter Tisch, ein Vogelhaus.
- 3) Herzog Baltasars Frauen, Jungfräwen Dornitz.
- 4) Die Kammer daben.
- 5) Die Stube darin Herz. Magnus jetzt ist (Sohn H. Heinrichs).
- 6) Die Kammer daran.
- 7) Des Haussmanns Chamber und Stube. Darneben der Sehher oder Uhrflocke.
- 8) Johannes des Küchenmeisters Kammer.
- 9) Herr Lutlens Kammer,
- 10) Herr Jostens Kammer,
- 11) Herr Nielaus Kammer,
- 12) Herr Micheles Kammer, scheinen Geistliche gewesen zu seyn.
- 13) In der Priester Dornitz.
- 14) In der Chorschöler Dornitz.
- 15) In der Herrn Stuben.
- 16) Auf M. G. Frauen Gemach.
2 große beschlagene Schapp — 1 Spende mit einem Nullbett mit Fußtritten — 1 Gordin und das Bettie grün und roth — 1 beschlossener Tisch — 2 Branteisen — 1 Messings Krusel mit 5 Pfeisen — 1 verschlossener Kasten — 1 Stiel — 1 lange Bank mit Läden.
- 17) Meiner G. Frauen Stube — bebencet.
1 Kachelofen — 1 beschlossener Tisch — 1 lose Bank — 1 Tisch — 1 Messings Krusel — 1 Stiel.
- 18) In der Jungfräwen Stube.
1 Ofen und umher bebencet — 1 lose Bank — 2 alte Tische — 1 Tisch den man niederschlägt.
- 19) In der Kammer daben
3 Spunden — 2 Nullbetten.
- 20) Auf der jungen Fürstinnen und Freuchen Gemach.
- 21) In der Dornitz daben.
- 22) Auf der M. Gn. H. Herzog Heinrichs Gemach.
1 Spunde mit 1 Nullbett — 2 Underbette — 1 Pfoel — 1 Decke — 2 Beilaken — 1 Gardin grün und roth — 1 groß Schap — 1 beschlossen Conthur — 1 Fürsten Stiel — 1 lose Bank — 3 angemachte Venke — 1 wulsen Pfulster — 2 Branteisen — 1 holzene geschnikt Johannes.
- 23) H. Heinrichs Stube
umher bebencet — 1 Kachelofen — 1 beschlossener Tisch — 1 Stiel — 1 wulsen Bankpfoel — 1 Stielkissen — 2 Schenkischen.

24) In der Frünen Dorniz
umher bebencet — 1 Kachelofen — 10 Tische gut und böse — 1 Sesselbank — 3 lange lose Venke.

5. Andere Gebäude im Schloß.

- a) Die Küchenmeisterey, darin wohnte auch der Hausvogt.
- b) Das Brauhauß, darin wohnte auch der Hausvoigt.
- c) Das Bachhaus.
- d) Das Pforthaus.
- e) u. f) Herzog Heinrichs und Albrechts Stall.
- g) Das Haus genannt der Ochsenstall.
- h) Der armen Leute Haus.
- i) Die Schneiderey.

6. Vorzügliches Mobiliar im Schloß zu Schwerin.

- 10 gewirkte Teppiche mehrrenteils 6 Ellen breit und 7 Ellen hoch. (Diese Teppiche waren von Seide und stellten biblische u. a. Geschichten dar).
- 5 gewirkte rugge (rauhe) Laken 10 Ellen lang.
- 8 gewirkte Banklaken, mehrrenteils mit Drachen und Greifen, 8—14 Ellen lang.
- 2 Samtdecken mit den 5 Wappen über einen Tisch.
- 1 roth golden Sammet-Decke über ein Bett.
- 2 roth golden Sammet-Pföhle zum Bett.
- 3 roth golden Sammet-Kissen zum Bett (und eine Menge mehr der Art).
- 8 Herrn Tischlaken gut und böse.
- 2 Messingene Leuchter, islicher mit eyner Pfeissen auf der Herrn Tisch.
- 16 Leuchter — 6 Becken — 2 Handfasser — 7 Kessel — 1 kopferne Kanne.
- 62 Betten — 42 Pföle.

Kuchengeschirr.

- 13 zimmerne Schüsseln.
- 44 holzerne Schüsseln.
- 37 Kessel groß und klein.
- 21 Grapen groß und klein.
- 1 Messingscher Durchschlag.
- 7 Dreifuße etc.
Gemeinschaftlich blieben: 1 Schüssel Grapen — 1 Senfmühle — 1 Theekessel — 1 Mörser mit Keule — 1 Lichiform.

Im Keller.

- 2 Fäß rothen Wein.
- 6 Koffen Bier.
- 15 zimmerne Becher.
- 22 Zipskannen.
- 1 Fäß Essig.

Auf dem Weinberg.

- 5 Weinkästen — 2 Kübel — 1 Alte Presse — 1 Wasserhollige.

II.

Inventarium, nach dem Ableben Herzog Johann Albrechts I. von Mecklenburg, 1576, im Herzogl. Schloß zu Schwerin errichtet.

1. Garderobe Herzog Johann Albrecht I.

- 4 Umhängeröcke von Sammt und Silberstück.
- 5 Reiselleider von Sammt oder mit Sammt gefüttert.
- 11 Sammtröcke.
- 4 Sammtröcke mit Zobel gefüttert, unter diesen: „Ein schwarz sammtner Rogl, umbher ein schön Gebrem von Gold und Silber, an den Ermeln sein 14 Paar guldene Stift und ist mit guten Zobeln durchaus gefüttert. — Noch ein sammtten schwarzen Rogl, mit einem gar schönen guldnen Gebrem, auch mit schönen

- Zobeln gefüttert. An diesem Kugle ist oben ein golden Hesl, darin steht ein großer roter Egelstein".
 10 Röcke mit Pelzwerk.
 5 Samtne Wams und Beinkleider, alle gestickt.
 27 dito Sammt, Seide und Silberstück.
 25 Varette von Sammt und Silberstück.
 1 schwarz gestickter Sammhut.
 1 hoher Filzhut mit Posamentborden.
 12 Paar Sammstchuhe von allen Farben.
 6 Koller, worunter 2 von Gordian mit goldenen Posamentborden.

2. Pretiosen.

- 117 Ringe mit Diamanten, Saphyr, Rubin, Smaragd, Turkosen, Granaten. 1 Goldner Halsband mit 6 Rubinen und 6 Diamanten, durchgebrochener und geschmolzter Arbeit, welcher zu München durch Hans Reimers gemacht, wiegt 10 Loth, 1 Quentchen.
 Ein Halsband von 40 goldenen Stiften, worauf Perlen.
 3 Armbänder von geschmolzenem Golde. Einen hat H. Heinrich getragen (der Oheim h. Joh. Albrechts I.) Eine goldene Kette, darin sind 24 geschmolzte Handtreuen und zwischen jeder Handtreue sind 3 Glieder. (Dieses schöne Simboll der Treue ist bekanntlich neuerdings wieder Mode geworden.)
 1 Kette von 33 Gliedern; an jedem Gliede 6 Steine, nemlich 46 Tafel-Diamanten, Stein und groß, 22 spitzige Diamanten (Rosetten), 50 Schild- und andere Diamanten (Brillanten), 4 Rosen von Diamanten, 48 Rubinen, 27 Schmarallen (Smaragde).
 1 goldene Kette von Ungarischem Golde, 3 Pfund 24½ Loth schwer.
 13 Kleinode von Gold mit Steinen, mehrentheils sind biblische Geschichten darauf, mit Steinen besetzt.
 5 Kleinode.
 1 goldner Spiegel mit 9 Diamanten, 9 Rubinen und 8 Perlen besetzt.
 5 Medeen mit Steinen umgeben etc.

3. Silberzeug.

- 12 große silberne Teller, um den Rand verguldet, worauf geschichtliche Gegenstände gravirt.
 12 kleine silberne Teller, um den Rand verguldet, mit Bildnissen der alten Kaiser.
 18 silberne Teller.
 24 silberne Löffel.
 9 geächtete Messer.
 16 Alnicht Silber (Schüsseln).
 6 kleinere dito.
 6 kleinere dito.
 12 noch kleinere. Die Schüsseln an Gewicht 155 Marl 15 Loth.
 2 silberne Salzfässer.
 3 silberne getriebene Leuchter mit Conterfeh.
 4 silberne Leuchter.
 1 silberne Lampe.
 1 Schreibleuchter mit 2 Pfeiffen.
 1 verguldete Leuchter, darin verschraubet 4 Becher, 4 Confectschalen.
 4 Salzfässer.
 6 verguldete Posale.
 10 verguldete Becher.
 1 Handbeden und Gießkanne, verguldet, mit Kaiserbildnissen.
 2 verguldete Handbeden und Gießkannen.

4. Leinwand.

Servietten scheinen 1576 noch nicht in Gebrauch gewesen zu seyn, wenigstens fehlen sie ganz in diesem Verzeichniſſe. Auch Tischtüken finden sich nur: 26 da-

mastene, 9 von Drell und 13 von gemeiner Leinwand. Desto mehr gewürkte Teppiche. Davon finden sich 94; die meisten sind mit biblischen Historien oder mit dem Wappen gewürkt.

5. Weine.

- 25 Fässer, jedes zu 7 Ohm, überjähriger Rheinwein.
 25 Ohm Gensefusser Weine (etwa Johannisberger) ins 3te Jahr alt.
 5 Fässer, von 8 Ohm, Nederwein.
 5 Ohm Kirschenwein (Kirschwein).
 1½ Ohm alte Felsleiner Weine (?)
 1½ Ohm Pinolerwein (?)
 2 Ohm alt Rheinwall.
 14 Fäß, von 4 Ohm, neue Rheinische Weine. Hochheimer.
 3 Fäß Wallerweine.
 12 Fäß Castorferweine.
 ¾ Ohm Hindtbehrwein (Himbeerwein).
 12 Stübchen Salbenwein.
 5 Fässer Gubenische Weine.
 1 Tonne Rheinischen Schleewein.
 1 Tonne spanischen Wein.
 6 Ohm brandenburgische Weine.
 ¼ Ohm Schwerinschen Wein.
 1 Tonne Mirowschen Wein.
 1 Zinnerne Stande darin Vinum Cossicium.
 1 dito darin Muscateller Revall.
 1 dito Voller Revall.
 1 dito mit Pinoll.
 1 Tonne alten Felsliner.
 ½ Tonne Malvasier.
 2 Fäß Muscateller.

6. Wagen.

- 1 alter unsertiger Kuhwagen mit schwarzem Leder gefüttert.
 1 alter unsertiger Fettengswagen (Phaeton?) mit undichtigen Rädern.
 4 alte Kuhengroße.

7. Reit- und Wagenpferde.

- Herzog Johans Pferde. Joh. Albr. I. ältester Sohn.
 5 Hengste, wovon 3 zum Gestüt gebraucht werden.
 Fürm Kuhwagen: 2 Klepper, so für Meines gnädigen Herrn Kuhwagen gegangen, und 1 grauer Klepper von den 4 grauen Kuhpferden.

Herzog Sigismund Pferde. h. Joh. Albr. I.
 zweiter Sohn.

- 5 Hengste, wovon einer zum Gestüt.
 Fürm Kuhwagen: 3 graue Klepper, von den 4 grauen Kuhkleppern. Meiner gnädigen Frauen Pferde, nemlich Anna Sophie, Tochter h. Albrecht v. Preußen und h. Joh. Albrecht I. Wittwe.
 3 Hengste, wovon einer eine Zeitlang fürm Wagen gegangen.
 Für Ihr Fürstlichen Gnaden Wagen: 3 schwarze Klepper.

Fürm Jungfer Wagen.

- 4 Füchse.

Fürm Rustwagen.

- 4 Mutterpferde.

Noch 3 Hengste, wovon einer zum Gestüt, und 8 Wagenpferde.

Bäder.

Das Russische Dampfbad war auf dem Walle des Schweriner Schlosses. In der Badstube befand sich 1 Ball oder Schweißbangk mit 3 Aufritten.
 1 große kupferne verzinnte Pfanne.
 2 kleine kupferne Fußwannen.

1 eiserner Feldofen mit einem Kessel, darüber ein kupferner Deckel.

Dabei war das Wildbad im neben anstoßenden Zimmer. Oben und an den Seiten mit Tannenbrettern

bekleidet, unter aber mit Zinn ausgefüttert.

Im Schloß zu Trivitz war gleichfalls ein Russisches Schweißbad.

Alt mine Festungstied.

(Fortsetzung.)

Den Nahmiddag kamm de Herr Unteroffzirer Altmann un wull mi tau'm Spazirengahn ashalen: „Nemen S' nich aewel, säd hei, as hei in min Gefängnis 'rinne kamm, „dat ic nich all hüt morrn kamen bün; aewer ic müßt noch bi Schnabeln . . .“ „Hollen S' Ehr Wul von Schnabeln!“ johri ic em an.

De Mann würd ordentlich verstuht aewer mine Hastigkeit; aewer dat wohrte nich lang, hei tel mi ruhig an, denn hei was en Unteroffzirer in gesetzten Jahren un hadd sic in sien Leiven wat versöcht: „Schön,“ säd hei, „wenn Sei min Unnerhollung nich geföllt, denn kann sei nahbliwen; ic bün blot summandirt, mit Sei up den Wall spaziren tau gahn. — Is 't Sei also nu gefällig?“

Wi gungen up den Wall; de Herr Unteroffzirer gung zwei Schritt sidwarts achter mi, as wenn hei mi an 'n Strich höll un mi tau Mark leddi, as de Bur sin Farben. — Wi gungen den Wall entlang, wi gungen wedde trügg, ic kunn 't nich länger uthollen, ic hadd den Mann Unrecht dahn; hei hadd 't gaud meint, un ic was growiv west. Ic dreicht mi also um un säd: „Herr Unteroffzirer, nemen S' mi min hastigen Würd' nich aewel; ic herwiv des' Dag' ümmer blot von Schnabeln hürt, un de ganze Nacht is hei mi nich ut den Sinn kamen, dat ic kein Og' tau dahn herwiv, un as Sei nu hüt dormit wedder in de Dör 'rinne kemen, un ic mi dacht hadd, de Spazirgang füll mi up anner Gedanken bringen . . .“

„Na, laten S' man,“ antwurt' hei mi, „mi makt dat man so 'n beten verstuht, dat ic binah de sülwige Antwort kreg, as hütli morrn bi den zweiten Kummandanten. Denn de füll eigentlich hüt morrn de Erlutschon mit awohren, hei hett sic aewer frank messen laten, un as ic em hüt morrn Rapport assfatten ded un em de Sal utfürlich vertellen wull — denn bün ic dor mit taugen west — johrt hei mi ol so an un wull nicks dorvon weiten.“

„Worum dat?“ frag ic. — „Je, wat weit ic?“ säd hei. „Sörredem de Mann Dunn dat Unglück mit den Sträfling hadd, is hei sihr verännert, hei was 'ne wohre Seel von 'n Mann, nu is hei oft hastig un upföhrend, un 't is, as wenn em dei Unrauh plagt.“

„Na, is dat mit den Sträfling en Geheimnis?“ frag ic. „Oll Batter Rähler heit ot all dorvon seggt; aewer hei wull mi sein Utkunft gewen.“

„Oll Batter Rähler is en Haß,“ säd de Herr Unteroffzirer, „de Geschicht weit jedes Kind up de Strat, un sei is jo ol gerichtlich makt, un ic was de Nacht grad up Wach un herwiv ol in de Sal nahsten tügen müßt. — Dat was grad Wihncacht heilig Abend un 't sind nu en beten aewer vir Jahr, un ic müßt up den Stern up Wach. Nu hadden sic de Sträfling' för dese Nacht fri Nacht losbeden, dat sei sic en beten tausam freuen wullen un ol Licht in de Kasematten brennen dürwten. Na, dat gung denn in de Frst ol ganz gaud, sei eten un drücken und jungen tausam un hadden sic denn ol Bramwin kamen laten; un den is dat Volk nich gewennt, denn so as sei annerthalwen Sülvergroschen däglich tau verteihren herwiven un up drei Dag' sim Pund Kummisbrod, so will dat för en Slug' nicks affmitten. Na, 't durt ol nich lang, Dunn hadden sei wat in den Kopp, un de Slägeri gung los. Wi also mang ehr

'rinne un höllen Stüer, un wenn de Lieutenant, de de Wach summandirt, aewerst man noch en blaudjungen Minischen was, sin Lüd' kennt hadd, un de Kirls in ehre Kasematten hadd insluten laten, denn wir allens gaud gahn, so aewer let hei sic dörch ehr Bidden begänschen un let sei tausam bliwen. Dat was en groten Fehler, un ut den müßt wat Slimmes 'rute bräuden. — Dat durt denn of nich lang, Dunn was de Larm wedder in den Gang, un as wi nu wedder dormang lemen, hadd sic dat Blatt wennt, sei slogen sic nich mihr unneranner, ne, sei fungen an, uns tau drängen; unsi Lieutenant wull jo woll de Verantwortlichkeit nich up sic laden, Gewalt bruken tau laten, hei summandirt uns tourügg un let dat Dur besetzen, un dor stünnen wi nu Bangenett gefällt un vör uns en hunnert un föstig Sträfling' in vulle Rebellen. Uns' Lieutenant wüht sic nich tau raden, hei schicke also 'ne Ordonnanz an den zweiten Kummandanten, dai de Rath schaffen füll. — De Oberst was den Abend ol in 'ne lustige Gesellschaft west, hei kamm tworst glis up de Städ; aewer Einer kunn 't em anseihn, dat hei ut so 'ne Gesellschaft kamm — un dat ded em nahsten den Damp — hei sach rot in 't Gesicht ut, drängte sic ahn wider wat tau seggen mang uns dörch, gung stracks up de Kirls los un fragte mit hastige, lude Stimm: wat sei wullen? — Sei wullen ehr fri Nacht herwiven, sei wullen beteres Brod herwiven, sei wullen . . . un nu schreg Allens dörchenanner, wat sei Allens herwiven wullen. — Einer füll reden! röp de Oberst. — Dunn sprung en langen Kirl vör, 't was en Snidergesell un hadd en Bänkenbein in de Fust un röp: „Mit Gauden is hir doch nihs tau malen!“ un gung up den Obersten los. — De stunn wiß, ahn sic tau rögen, un as em de Snidergesell neger kamen, röp hei rasch achter 'n anner: „Kirl, bleib mir vom Leibe! — Kirl, bleib mir vom Leibe! — Bleib mir vom Leibe oder . . .!“ hei stödd tau, un de Kirl lagg up de Städ' dod tau sien Fäutten.

Seihen S', Herr, ic bün mit tau Feld west as Attolserist, un bi Kult würd de ganze Mannschaft von min Batteri von de pohlschen Hulahnen aewerreden un dodstelen bet up mi; aewer mi is nich so gräsen worden, un ic herwiv mi nich so versirt as bi desen einzelnen Fall. Dat möt doch dorvon kamen, dat Einer bi so 'n Gefecht up Allens sat' is un tau 'ne anner Tid nich.

De Sträflings müßten sic ol so versirt herwiven, denn kein Wurt sei sic hüren, un sei drängten sic ordentlich, dat man en Jeder sic in sin Kasematt herinne kamm.

As de Lehten inflaten wiren, stunn de Oberst noch ümmer, ahn en Wurt tau spreken, up den Platz, dreichte sic Dunn fort üm, gung mang uns dörch un säd nich witt noch swart, un was noch, as ic man hüt herwiv, de sülwige Nacht tau 'm Kummandanten gahn, hadd sien Degen afschwert un sic tau 'm Arrest melst.

Dat Standrecht würd aewer em hollen, un ic müßt ol as Tüg' vör. Sei fragen vör Allens, ob de Oberst wat in den Kopp hatt hadd. — Ja, wat wüht ic? Hastig was hei ankamen, hastig hadd hei redt, hastig hadd hei handelt un rot sic hei in 't Gesicht ut — mihr künnen wi All nich seggen; aewer weg von sine Gesellschaft, mit de hei tausam setzen hadd, warden woll anners usseggt herwiven; hei würd

tau vir Johr Festung verurteilt. Un worüm? Wil 't en Menschenlewen was; un wenn 't ol man en slichtes was, dat Leven von einen Strafling, de tau twintig Johr wegen Roto un Deiwstahl verurteilt was, mit en Menschenlewen fall Einer doch nich spullen.

En por Dag' nah dese Vertellung föll wedder grusiges Weder in: min schön Frühjahr hadd lagen; un icc satt wedder achter mine Gardinen un sek in 't Weder, wo de Wind mit den Snel toerte, un 'ne Ort von Behagen kamm aewer mi, wenn icc so den armen Schelm von Schildwach vör de Gewehren up un dal lopen un in den Snel 'rümmertrampsen sach, dat hei sicd de Fänt warm höll. — Wenn buten de Sünn schint, un de Baegel singen, un de Blaumen bläuhn, wenn alle Welt sicl freut, un de Harten lustiger slagen, denn is 't för en Gefangen de stimmste Tid; sine beste Tid is, wenn de Negen gütt, un de Stormwind ras't un den Snel in willen Warbel tausamen jöggi. — 'T sünd nu förredem vele Jahren vergahn; aewer dit Gefäühl is mi von jenne Tid her noch blewen, icc kann stundenlang in jo 'n wiles Weder seihn, un mi ward denn so still un sacht tau Sinn, mi is denn, as wenn dat schürige Weder buten mine slimmen Jahren sünd, de nich mehr an mi 'ran kamen laenen un vergewis üm mi 'rümmer rasen, un 'ne Trurigkeit kümmt denn aewer mi, dat grad dit wille Weder in min Lewensfrühjahr infallen mügt; aewer — Gott sei Dank! — 't is keine bittere Trurigkeit, denn uns' Herrgott hett mi einen schnen warmen Aben sett' dat ic binnin warm bünn.

Ic was nu all gegen söh Wochen an Urt im Städ', un hadd all de Hoffnung, ic würd hir bliwen, wo sic dat all so schön anset, aewer ol diese Hoffnung, dit Frühjahr von mine Läufkunst hadd lagen. Eins 's Abends kamm de Oberst un säd mi: 't wir Order kamen, ic süss von hir furt. — „Wohen?“ frag ic. — „Nah M.,“ was de Antwurt. — Dat was sicht Weder! M. was de Höll vör uns; ic hadd dor en Baegesten von singen hürt. — Aewer wat hülpt dat All; aewermorgen süss 't losgahn. Ic sett' mi den annern Dag hen, schrew an meinen Vader, malte Rechnung, packte meinen Slapperkram un satt nu wedder zwischen Dör un Angel, zwischen Bom und Bork, kunn nicks för mi dauhn, un mügt astäufwen, wo' warden süss.

Den Abend vör mine Afreis' kamm de Oberst wedder un säd mi Adjüs. „Ich habe Ihre Reise so angeordnet,“ säd hei, „daz Sie nicht mit Extrahost nach M. befördert werden. Sie werden in kurzen Tagereisen von Ort zu Ort reisen; ich denke mir, dies wird Ihnen lieber sein.“ — De Mann wüxt Bescheid; hei wüxt, wat en Gefangen gait ded. — Ic bedauft mi bi em un — worüm süss ic dat nich ingestahn — de hellen Tramen lepen mi aewer de Backen, as wenn ic von meinen besten Freind up ümmer Affschid nem'.

Un hei was en Fründ, un icc heuwem meindag' nich wedder seihn. —

Rapittel 5.

Acht Johr kunnen vergahn sin, ic was all lang' frei; ic was Landmann worden; ic quig mi Stulpstädeln un forte Hosen in de Welt herümm; ic was en hellischen Kärl, de ganze Damm, de hürte mi tau. Ic was noch mal so breit worden, as ic west was, un Schauster Bauk, wat noch en ollen Spessameraden von mi was, säd: „Friking,“ säd hei, „mit Unam' von oll Bäcker Haufnageln heft Du de dicisten Waden in de ganze Stadt; de Dewel mak Di 'n Poor Stulpstädeln för söh Daler!“

Fri! Fri! un denn Landsuft un Landbrod un von Mörgeus bet 's Abends en deipen Drunk frische Lust un Gottes Herrlichkeit rings herümm, blot tau 'm Taulangen; un ümmer wat tau dauhn, hüt dit un morgen dat; aewer Allens in de beste Regelmäßigkeit, dat dat ümmer stimmt mit de Natur, dat makt de Backen roth un den Sinn frisch,

dat is en Bad för Seel un Lim un wenn de ollen Anaken un Sehnen ol mal mäud warden un up den Grund sacken willen, de Seel swemmt ümmer lustig baben.

Ic segen de Landwirtschaft, sei hett mi gesund makt un hett mi frischen Maud in de Aldern gaten. Un wenn Einer ol nich so vel dorbi lihren deih, as en Auner, de bi dat allergelihestie Mastfauder up 'ne Universität smeten is, so giwot da idoch vel tau beachten, un wenn Einer man nich tau ful un tau forsichtig is un lekt en beten aewer den Tun von dat Gewarw, denn ward hei ol vele gaude kost för Verstand un Vernunft finnen, un wat hei findet, is frische, gräune Weid', de unner 'n blagen Hesen in Regen un Sünnenschein wussen is un den Menschen ganz anners bekümmt, as dat swore, gelirhte Mastfauder up de Universitäten un de Stallfauderung achter 'n Schriwidisch.

Ic was fri un was gesund! — Ic was tau Stadt führt nah min Baderstadt, un süss Kleversaat halen, denn 't was in de Frühjahrssattid un wi wullen unner 't Sommerfurn unsern frischen Slag anseigen. — Na, 'ne Stadtress' is 'ne Dagreiss'; ic hadd noch fürs allerlei tau besorgen, wat noch nich prat was, ic hadd also noch Tid, un kunn mi de ollen Fluerstäden un de ollen Fränn' befeihn. 'T was binah Middag, un üm de Middagstid plegt tau dinnmalen de Stemhäger Börger en beten in 't Posthus tau gahn, denn de Fru Postkummissorinnen hadd dat beste Bir, un 't gaww ol denn ümmer wat Riges tau seihn, wil denn de Berliner Post ankamm.

Ic kamm 'rinne in dat lütt Stüwken, ic was lang' nich dor west; aewer 't was noch all so, as 't west wir. Von dat lütt Stüwken was noch en Enn abbuch't mit hölterne Trasslingen, wat de Herr Postkummissorius sin „Contur“ näumen ded, wat aewer utsach as en gadlich Bagelburken, un in dit Bagelburken satt de Herr Postkummissorius mit sinen Herrn Saehn; singen deden sei aewer nich, denn — so vel ic weit — singt sein Großherzogliche Postbeamter tau de Posttid, un 't was also ol von ehr nich tau verlangen. Un de Fru Postkummissoriessen kunn noch ümmer an den Aben, wo sei all in mine Stinneritiden stahn hadd, dat müggt Winter oder Sommer sin, aewer de Glasfur von de Kacheln had sei weg un den witten Aben rot schürt. Un ol de sülwigen Biller hungen in de Sturw', en por Biller von den ollen Frih un 'ne Mondirungskort von dat französche Militör un denn de General Kalkreuth. Kalkreuth hadd bi den Postkummissorius sin bestes Tüg an-tredt un kunn dor in 'ne blage Frack un en dreikantigen Haut un witte Hosen un gnäterswarte, blankgewichste Postillonstädeln; von Gesicht sach hei sehr schön rot und gesund ut, un sine Näs' set in de Läng' nids tau wünschen aewrig. Hei hadd aewer den Ehrenplatz von all de Biller, denn de Herr Postkummissorius hadd unner em bi de litthauischen Dreigüter stahn un estmirte um noch ümmer as sinen kommandanten. Un wenn de Herr Postkummissorius mal lustig un ut sin Burken 'rute laten was, denndruckt bei nah de Posttid tauwilen ehliche von sinen roden Magenbittern un ging ganz militärisch in de Sturw' up un dal, un denn was dat vör en Minshenhart leidlich antausehn, wo de beiden ollen Kriegslameraden sic fründlich ansehen. Kalkreuth säd nids; aewer de Herr Postkummissorius malte jedesmal Front vör sinen Scheff, wenn hei in den Parad'marsch an em vörbikamm un röp em tau: „Du bist mein Kalkreuth!“ Un dat malte den Herrn Postkummissorius alle Ihr, denn hei hadd sic mal mit Kalkreuthen häßlich vertürmt, un Kalkreuth hadd em wegjagt; aewer hei drog em dat nich nah, obschonst dat Kalkreuth Schuld hadd. Denn Kalkreuth hadd den Herrn Postkummissorius, as hei noch Wachmeister bi de Dreigüter was, mal nah ein von sin Gäuder schick, dat hei dor dat Inventor upnemen süss — denn de Herr Postkummissorius was hellischen stark in de Fedder.

(Fortsetzung folgt.)

Ostmecklenburgische Heimat



Halbmonatsschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. und 3. Sonntag jedes Monats. — Bezugspreis monatlich 30 Pf. zuzüglich Bestellgeld; für die Abonnenten der „Teterower Zeitung“ gratis. — Erscheinungsort Teterow. — Druck und Verlag von Hermann Veder, Teterow, Malziner Straße 15, Fernruf 367. — Verantwortlich für den Inhalt: Dr. Barnewitz, Bülow.

Jahrg. 9

Teterow, 3. Mai 1936

Nr. 9

Schicksale einer Kleinstadt zu Karl Leopolds Zeiten.

Noch bis kurz vor dem Weltkrieg sprachen ältere Tessiner, deren Vorfahren seit dem 30jährigen Kriege im Ort gewohnt hatten, von „Karl Leopold“. Die Ereignisse dieser bewegten Zeit habe sich so tief im Bewußtsein der Bewohner erhalten, daß sie die Eindrücke anderer großer: 7jährigen Krieg, Napoleonszeit und die Jahre 70/71 überdauert haben. Der Grund liegt vielleicht in der Tatsache, daß in Tessin der Gegensatz zwischen den Bürgern und der kleinen regierenden Schicht immer sehr schroff war. Schon 1647 beschwert sich der Bürgermeister Joh. Leevenhagen, daß „die Tessiner Bürger böse Buben seyen und nicht nach Gott und Gesetz fragten“. Als nun Karl Leopold kam, fügte der „gemeine Mann“ intuitiv, daß ihm in diesem Herzog ein Helfer erstehen könne und hielt treu zu ihm bis an dessen Lebensende. Vielleicht am längsten von allen Städten, denn noch 1746 erbittet die Schützenzunft von ihm einen Kommissar zum Königshut, obgleich schon seit 1735 sein Bruder an der Regierung war.

Seit 1700 tobte der nordische Krieg zwischen Schweden (Karl XII.) einerseits und Russland (Peter der Große), Polen und Dänemark andererseits. Karl wurde 1709 in Russland besiegt und mußte in der Türkei Zuflucht suchen. Seine Abwesenheit benutzten die Feinde, um Schwedens Besitzungen in Mecklenburg an sich zu reißen. Die Dänen zogen mit einem großen Heer nach Wismar und von dort über Rostock und Ribnitz nach Pommern. Alle benachbarten Städte, also auch Tessin, mußten Zufuhren leisten. Auch Russen, Polen und Sachsen marschierten gegen Stralsund und verlangten Verpflegung. Es sollte zwar alles bezahlt werden, z. B. ein Ochse mit 10 Taler, ein Schwein 2 Tl., ein Hammel 1 Tl. 8 fl. ein Fuder Heu 2 Tl., 1 Scheffel Roggen, Gerste, Erbsen a 24 fl., Hasen 16 fl., aber die Bezahlung ließ lange auf sich warten.

Nun kam der schwedische General Steenbock mit 1600 Mann dem belagerten Wismar zu Hilfe. Seine Feinde wollten sich vereinigen und zogen ihm entgegen. Anfang September 1712 quartierten sich die Russen in Tessin ein und blieben bis zum Dezember hier. Wenn sie auch Schlacht- und Zugvieh requirierten, so betrogen sie sich doch anständiger als früher Polen und Sachsen. Zwar sahen sie mit ihren langen Bärten wild und verwegen aus, doch waren sie gutmütig, genügsam und besonders gut Freund mit den Kindern.

(Die bei Laage liegenden Russen erbauten den Damm durch die Recknitzwiesen bei Goritz-Giekhof. Dieser ist also nicht durch Wallenstein, wie einige Leute glauben, angelegt worden). Schaden hat der vierteljährige Aufenthalt der Russen der Stadt natürlich reichlich gebracht. Verpflegung, Stroh und Holz zum Biwat mußte ja alles geliefert werden. Aus Angst vor Plünderungen hatten viele Einwohner ihre Habe in die Kirche gebracht, weil diese immerhin das festeste Gebäude der Stadt war. Der Kirchenschreiber berichtet hierüber: Anno 1713 diejenigen Leute, so bey dieser Kriegszeit einige Sachen in die Kirche geleget und nachgerade wieder herausgenommen, haben der Kirche ein jedweder, nach dem die person und die Sachen gewesen, vor die stelle 2, 4 und mehr schillinge gezahlt bis Ostern 2 Gulden 16 fl. (Eine Lade kostete 2 fl. Gebühr). Diese Einquartierung war der Anfang von 20 schweren Jahren, denn zu der Besetzung durch äußere Feinde kamen Streitigkeiten des Herzogs Karl Leopold mit der Ritterschaft und Rostock. Er wollte unumschränkter Herr sein und sich nicht von den mächtigeren Rittern in der Regierung beschränken lassen. 1716 marschierte die Armee des Zaren, seines Schwiegersohns in Stärke von 50 000 Mann in Mecklenburg ein. Die die Gefangenschaft fürchtenden Ritter flohen, und ihre Güter wurden besetzt. Auch Tessin bekam Einquartierung. Es lagen z. B. in der alten Mühle 4 Offiziere und 20 Mann.

Die Stände beschwerten sich nun beim Kaiser in Wien, dieser warnte den Zaren, und der zog seine Soldaten bis auf 3300 Mann zurück. Die Last der Einquartierung wurde wie immer früher auf den gemeinen Mann abgewälzt. Die Magistrate hatten sich ja das Privileg der Einquartierungsfreiheit verschafft, obgleich doch in ihnen meistens die zahlungsfähigsten Einwohner saßen. Eine Beschwerde beim Herzog konnte aber keine Abhilfe schaffen. Im März 1719 rückten braunschweigisch-lüneburgische Exekutions-truppen in Mecklenburg ein. Eine Kommission regierte das Land bis auf Schwerin und Dömitz, welche beiden Städte der Herzog behielt. Tessin wurde wegen seiner Treue zu ihm besonders mit Einquartierung bedacht. Dragoner vom Regiment Schlüter und Infanterie vom Bataillon Behr, verstärkt durch abkommandierte Soldaten aus Gnoien und Laage rückten mit Weibern und Kindern ein. Es entstand nun ein arger Zwiespalt in der Stadt.

Der Magistrat hieß mit der Kommission in Rostock, die Bürgerschaft mit dem Herzog. Da dieser nach Danzig geflohen war, konnte er letzteren nicht viel helfen. Erst 1730 kam er zurück, freudig begrüßt durch Bürger und Bauern. 1733 erließ er ein Landesaufgebot, um das Land von den fremden Truppen zu befreien. Fast 6000 Mann kamen zusammen, doch wurden sie südlich Schwerin von der besser bewaffneten und geführten Truppe besiegt und versprengt. Der neue Bürgermeister Koppehl, der schon früher in des Herzogs Diensten gestanden hatte, zog mit 10 Reitern zum

Landskurm. Sie ritten über Laage nach Güstrow. Hier wurden sie am Tor mit Schüssen empfangen, umritten die Stadt und kamen nach Sternberg. Dort kamen ihnen schon die Flüchtenden entgegen, und sie kehrten nach Tessin zurück. Koppehl mußte auf 3 Tage flüchten und hielt sich beim Herzog auf. Nach dem Generalspardon nahm er 1736 seine Tätigkeit wieder auf.

Der Herzog hatte sein Ziel nicht erreicht, und erst heute kommt man zur gerechten Würdigung seines Wollens.

Rein Hüfung.

Die Zeit nach den napoleonischen Kriegen war für ganz Deutschland eine außerordentlich schwere: zu groß waren die Lasten der verschossenen Jahre gewesen, zu vielseitig waren die Umstellungen, die durch die veränderten Rechts- und Wirtschaftsverhältnisse erfolgten. (Wir kennen das Gleiche aus der Zeit nach dem Weltkrieg.) In Mecklenburg fand die Leibeigenschaft ihr Ende, aber dafür gab es auch kein Heimatsrecht mehr. Die Niederlassungsmöglichkeiten waren überall schwierig, denn im Lande fehlte es an Industrie. Die Landwirtschaft erreichte ihre Intensivierung, die stärkere Ausnutzung des Bodens und seines Ertrages, mehr durch Verwendung von Maschinen als durch Beschäftigung von mehr Menschen: die Geschichte von den freien Arbeitern, die dem benachbarten Gutsbesitzer die Dreschmaschine („Lohnverdarwer“) zerschlagen wollen, ist allgemein bekannt! So war keine Möglichkeit

für den Bevölkerungsüberschuß, jederzeit Unterkommen zu finden. Namentlich, wer irgendwie aus dem Rahmen fiel, hatte darunter zu leiden. Auch Besitzwechsel jeder Art erwies sich als ungünstig, da dann persönliche Beziehungen wegfielen. Der Begriff des „Unterstützungswohnstiz“ gehört einer späteren Zeit an; diese zweckmäßige Einrichtung ist nur in ihren Anfängen wiederhergestellt, in Gestalt des Zugangsverbots für belastete Ortschaften.

Wenn man erfährt, daß damals über die Pensionierungsverpflichtungen gegenüber einem einzigen Unteroffizier, unter Aufsicht des Deutschen Bundestages, jahrelang zwischen einzelnen Staaten verhandelt wurde, dann wird man in den folgenden Berichten ein Zeitdokument sehen, für das nicht Land Mecklenburg oder ein Einzelner allein verantwortlich zu machen war.

Niederdeutsche Pflanzennamen.

Von Matthias Brinkmann.

Die mundartlichen Benennungen, die im Volke wurzeln, gehören zu den wertvollsten Heimatgütern. Daher verdienen die ortsgebräuchlichen Pflanzennamen liebvolle Beachtung. Sie enthüllen gar oft ein Stück Volkskunde, da sie zeigen, wie das Volk beobachtet, denkt und seine Umwelt einschätzt. Der Schule erwächst die wichtige Aufgabe, die Erhaltung bodenständiger Namen zu fördern durch Anwendung und Erklärung der Volksbenennungen. Dadurch trägt der Lehrer unmittelbare Wirklichkeit und Heimatduft hinein in die Schulräume, gewinnt Schüler und Gemeinde und fördert die Wertschätzung und Erhaltung der urwüchsigen Muttersprache. Oft wird es freilich auch nötig sein, Irrtümer zu heben, auf Sprachentgleisungen hinzuweisen, um so der Reinhaltung der OrtsSprache zu dienen.

Manche pflanzliche Bezeichnungen wurzeln im heidisch-germanischen Volkglauben. Knabenkräuter sind Luckucksbloamen, die Wurzelknollen düwelspoten. Kuckuck ist Sinnbild des Bösen. Vergleiche die Redensarten: Zum kuckuck noch en moal — de kuckuck fall di halen. Beifuß *Artemisia vulgaris*, mit seinem weit verzweigten Wurzelwerk, ein unausrottbares Feldunkraut, hat den Namen düwelspöte. Man hat für dieselbe Pflanze auch die Namen dusendspöte, kräggenspöte, hahnenpöte. Donnerschlaut (*Hauslanch*) bewahrt das Haus vor Blitzschlag. Zu demselben Zwecke bricht man das donnerkrut, die große Fett henne, *Sedum maximum*, ab und klemt sie in Türrahmenfüßen ein. Das Kraut bannt aber auch andere böse Ge- schicle. Der altgermanische Donar wurde später durch den Teufel ersetzt. Düwelspoten und donnerkrut haben dieselbe Wirkung. So lehrt mundartliche Namenkunde auch hier Kulturgeschichte. In trockenen Jahren bilden sich in den Bechern des hungerpöttkens, eines Becherpilzes, Ridu-

laria, keine Sporenfäden. Das Leersein der Becher deutet das Volk als Anzeichen eines kommenden Hungerjahres.

Aus anderen Pflanzennamen spricht eine freudige, gemütvolle Naturbetrachtung. Frösche sitzen auf den seltsamen Pilzen, den poggenstöhlen. Die roten müllerbrötken wachsen auf dem Weißdorn. Die Räckchen der Weiden gleichen vielen Lämmchen, daher neben lättles auch lämples, in Harderberg bärämples genannt. Die weißen, weichen unteren Blatt- und Stengelteile des Igelskolbens schmecken speckartig, auch der Jude darf diesen judenspeck essen. Der Junge macht aus der abgezogenen Weidenrinde starren, aus Rinde und Holztern stölpiepkern. Die Mädchen verwenden die Löwenzahnshäfte zur Herstellung von Halsketten, daher sielenbloamen - Kettenblumen. Bustebloamen heißen sie, weil die Früchte bei kräftigem Blasen davonschießen. Runde Pflaumen sind wigkes (kleine Mädchen), die gelben heißen spelgen. Die weißen Haarbüsche des Wollgrases sind wüllses. Aus dem Marienblümchen, *Bellis perennis*, hat der Volksmund magenbloamen gemacht.

Oft zeugen die Benennungen von trefflicher Naturbeobachtung, insofern sie besonders charakteristische Eigenschaften treffen. Die Blüten der Shringen, vielerort durch volksetymologische Entgleisung als siren benannt, gleichen kleinen Nägeln mit der Blütenkrone als Nagelplatte. Die Büsche sind als niagelles bekannt. Rellen aber heißen jellängerjelieber, in Hardenberg frünniagellen; im Mittelhochdeutschen sind Gewürznelken negellin. Bitterpappeln sind biweläuwen, Bebelauen, Buschbohnen krippers, Malwen wegen der Fruchtform läsdebloamen. Den Rohrkolben nennt das Volk fohsteert oder lattensteert, am Steinhudermeer busenpäsel. Die immergrüne Kronsbeere trägt den Namen immergrün, der Baubau, *Frangula alnus*, heißt wegen der schwarzsprengelten Rinde schwatt-

spriezelten. Die schwer ausrottbare, immer wiederkehrende Adlerwinde heißt wiewind. Kließewes oder kliepen = Kletten; führen = Sauerampfer; bittertungen = Pfefferknöterich; pieperknötel = Bohnenkraut; schlautbaumen = weichhülsige Buschbohnen; hüselrabben = Stechpalme (engl. holly); patiniedeln = kleine Nessel; dauffruaren = Klappertopf, sieht wie erfroren aus; brinsgräß auf gestrichenem grobgewendetem Land, patigräß auf festem Boden; baummoss = Flechten.

Manchmal wird die Verwertung Ausgangspunkt der Benennung. Pfaffenbüttlein liefert hartes Holz für die pluggen des Schusters, daher pluggenholt. Früher wurden Klatschrosen = frankenbloamen viel gesammelt und an die Apotheke verlaufen. Flanwien (Flohweide) — Gagelstrauch, von dem ein Absurd gegen Ungeziefer gebraucht wurde.

Tiere, die Teile der Pflanze fressen, haben bei einer ganzen Reihe von Gewächsen Name gestanden. Die gewöhnliche Heide heißt schauphehe. Die Schafe fressen aber nicht die dopphehe, die Glockenheide. Sie wird als bessenhehe zur Anfertigung von Besen gebraucht. Alle gelben Blumen tragen vielfach den Namen loh- oder boatterbloamen, so Hahnenfuß, Sumpfdotterblume, Feigwurz. Ossenbloamen = Primeln; hasenbloamen = Windröschen; lohschlaut = Sauerampfer, auch surmos genannt; Hasenmoss = Sauerlsee; Mäusenbloamen = falsche Kamille; höhnerbieren = schwarzer Nachschatten.

Als bloamenbaum gelten alle prächtig blühenden Bäume, insbesondere der Goldregen. Einige Pflanzen sind nach Jahres- oder Tageszeiten benannt: osterbloamen = gelbe Narzissen, pingsbloamen = weiße Narzissen und alle Orchideen, dreisaltigkeitsbloamen = Tradeskantia, frühlingsbloamen = Primeln, muarenstern = Nachtkerze, Denothera biennis, die man in den Morgenstunden geöffnet sieht.

Viele Namen werden ihrer Bedeutung nach verständlich durch ihre Ableitung aus Fremdsprachen oder der Sprache unserer Vorfahren. Geringfügig sind die Einflüsse der alten klassischen Sprachen auf unsere Vollsprache, obwohl die Benennungen von Plinius und Linne fast ausschließlich auf die römische und griechische Sprache zurückführen. Fremdsprachlicher Einschlag findet sich hauptsächlich für die Gewächse, die aus dem griechisch-römischen Kulturgebiet übernommen wurden. Der römische Einfluss machte sich geltend, als in den ersten Zeiten der christlichen Weltrechnung durch die Römerzüge nach Teutonien und durch die Verbindung deutscher Fürsten mit Italien südlische Gewächse eingeführt wurden und die Kochkunst im 6. und 7. Jahrhundert nach Deutschland kam; der Weinbau drang

nach Norden vor, südlische Obst- und Gemüsearten wurden bei uns mit ihren fremden Namen bekannt. Dem lateinischen caulis, Kohl, entstammt unsere mundartliche Benennung laul (bloamenkaul, surlaul), labuß = Kopftohl (caput = Kopf), aus primum bildete sich prumen. An cerasus, Kirsche, erinnert das mittelhochdeutsche kirse, alth. kirsa, unser kirschen oder kiasen für wilde Kirschen. Rapium wurde zu raps, rapa, die Rübe, zu röben (stälkeröben, runkelröben, hiawströben, stengelröben).

Oft mögen in neuerer Zeit die von Gärtner und Apothekern gebrauchten wissenschaftlichen Namen verkehrt verstanden und volksetymologisch umgeändert sein. Die Nachtviolen, Hesperis matronalis, werden violenmaternaden genannt. Aus England kam das raygräß. Die Kornrade, im Volksmunde rahl genannt, mag nach dem englischen red oder dem schwedischen röd (rot) oder nach raden = rotten, ausrotten benannt sein. Viola, der lateinische Name für das niedliche Veilchen, wurde durch Anhängung der Verkleinerungssilbe zu viöllen oder bajöllen.

Sofern die Namen auf die Sprache unserer Vorfahren hinweisen, ist ihre Deutung nicht nur für die Sprachkunde fruchtbar, sondern gibt einen Einblick in die Kulturrentwicklung des Volkes. Für die Namen bölen = Birken, bölen = Buchen, füchten = Fichten hat man im Indogermanischen verwandte Wortstämme gefunden. Als füchten bezeichnet man im Beobachtungsgebiete jedoch ausschließlich die Fieber, die Fichten sind dannen. Brümmelten sind Brombeeren, mittelhochdeutsch bramber-, althochdeutsch brambri. Bram ist der Name für Dornstrauch. Stachelige Sträucher heißen mittelhochdeutsch brame, althochdeutsch pramo. Daran erinnert braunsle = Besenginster. Ginster heißt angelsächsisch brom, englisch broom. Lehnlich sind die Bezeichnungen für Heide, althochdeutsch brimma, mittelhochdeutsch brimme. Erdbeere, mittelhochdeutsch erber, sind iasbern. Epheu heißt mundartlich iperanken. Für immergrüne Pflanzen (Epheu, Eibe) leitet man den Namen von den alten Bezeichnungen für „ewig“ her, got. aiw, althochdeutsch ewa = Ewigkeit. Eibe ist mhd. iwe, alth. iwa. Epheu heißt mhd. ep-höu (Heu), althd. ebahewi. Im Spanischen heißt die Cypresse iwa.

Männi, lusemänni sind die Namen für Gartenmelde und falsche Melde. Die Blätter erscheinen wie mit Mehl überstreut. Mehl ist althd. melda und molta. Aus esken (Eschen) werden Speerstäbe hergestellt. Speer = nordisch aśl. Truresken und truwien findet man neben lebensbäumen auf Friedhöfen. Birkenzweige heißen megg, wenn sie Pfingsten, also zur Maienzelt, an die Türen gehestet werden.

Dodengräwer un Sarrnbull.

Nori Puls, Lanz.

Up den Knick an den Ulenhoester Dörpslag steiht ein Feldkieler. Dorunner liggt ne dodig Rott. Knapp einen Schritt bättau bradt ein Hünsterjahn.

Dei Frühjahrssün stiggt hoch. Sei wiicht den Dooch von dat Gras un bladd un bringt Läven in dei nachtlamm Lüttewelt. „Brrrrt,” seggt dat. Frix Rodrock, dei Dodengräwer, lett sic bi dei Rott dal. Hei steckt sienen Spitter in dei Frd un besikt sic dei Arbeit. „Für hüt ward dat langen för son Manne drei,” seggt hei im sett' dei Töllermüs ohrschein. Denn smitt hei Stäwel un Röck aw, halt poor mal fort Luft un „Hurrriburr” geiht dat trüggut. Nah knapp teihn Minuten is hei wedder dor. Mit em sien Frug un sien beiden Jungs. Dei Jungs smieten abenfalls Kittel un Fauttgaw. Mudder krüppi ünnerdeß dei Rott mank dei Bör- und Hinnenbein un sett' sic dor poor Stun-

nen in dat Wochenbedd. „Wat daegen ded up Gotts Frdbodden,” seggt sei, „sorgt bittleden för sien Kinner!”

Wieldeßen is dat Mannsvoll hild bi dei Arbeit. Is Schimmersarbeit: swar un asig. Alever as Mudder gegen Middag mit ehr Familienangelegenheit flor is, liggt dei Babensied von dat Alas all mit dei Frd gliest. Un as dei Sün den Feldkieler sienen Schatten bedenlich lang malen ded, is dor ne Handbreit Frd oewer.

Badder Rodrock treckt nen rodbläumten Snudauk ut dei Rockenfuß un wiicht sic den Sweit aw. Denn höst' Mudder ehr dat Hemd un de Büx rein un helpt ehr nah dei lorten Kittels rin. Uenner Grashalm hett sei dei Buttiek un de Lepel herstellst. Dor setten dei vier sic rüm un äten, as wenn sei in acht Dag' nix wedderhewn soelen. Knakenarbeit malt hungrig.

„Brrrt,” seggt dat wedder. „Plumps,” föllt ein Scharrnball dicht bi ehr dal. „Na, will dat smeden?” fröggt hei. „Wi hewn Fierabend, Swarten Vadder, un dien Dag geiht nu irst an.“ „Ja, dat is nu mal nich anners. An'n Dag is dat Meßführen verbaden.“ „Ja, dei upsternatsch Welt weit nich mihr, wo sei dei Räf' henstaken will, wenn sei unsereins blot seihn ded!“ „Un wenn wi nich wiern, Rodrock, denn keum Krankheit un Pest.“

„Dorüm nähmen wi leiwer dat lütter Dewel,” röppit ut dei Eid ne knarrig Stimn. „Izig May, wäs du man rein still! Von di is noch keiner fett worden!“ „Mit Straftäggers un Schimmers tauhop sitten, dor holl ic mi vältau gaud tau!“ „Wi hewn uns' iherlich Handwerk liehrt, oewer Du?“ „Ic bün Kopmann. Kamt her, wi willen seihn, ob Zi mit dei Vörs fardig warden!“ Staatsbummler büsst! Up anner Lüd ehr Unkosten läwst du Klaukschietter,“ Ic verklag Sei bi den Polizisten Johann Swinägel!“ „Dien Polizist kann uns von achter, weitst dat woll? Man dat segg ic di: Dor kamen wedder anner Tieden, wo iherlich Arbeit reell lohnt un Staatsbummlers bestraf warden.“ Denn spukt Swart sic in dei Fingern un sangt an tau graven. Nah ne lütt Wiel kamen sien Sohn un Knecht em noch tau Hülp. Dei Sünn is ne Stunn' ünner den Aulen, dei Schummern spinnen all in Knicks un Lunkens, dunn hewwen sei ne Bahn so'n Hand-

lang nah de Jrd ringrawt, wo sei den groten Hinterjahn mit ehr Schuhkor stückwies' in langlorn. Bald kummt ol Swarten Mudder an, dei Dicesch, un malt sic ünnen in dei Jrd ehr Bedd tau dei Wochen, denn ol sei richt sic dor-nah: vor dei Kinner mütt 'n in dei Tied sorgen.

Dunn röppit dei Schinner nah de Dör rin: „Mal man Fierabend, Swarten Vadder! Ic heuw mien lesten Kopp Tobak gliest ledig. Denn will ic tau Bedd.“ „Dien Dag is ihrer anfungen, Nahwer. Ic heuw noch poor Stunnen tau daun. Is dei Polizist all dor west?“ „Nee, dei west sic hüt abend woll nich.“ „Plumps,” seggt dat. „Ach nee, Herr May! Wust Nahwer Swart helpen?“ fröggt Rodrock gäl. „Swinägelwoll!“ schellt dei dalsallen Brunkkittel un krüst dei Smut. „Swapp!“ snappt Johann Swinägel tau un nimmt em oewer den Snarvel. Dei Schinder höllt sien swarten Dauf hoch: dat is sien Innungssarw. „Aengst di nich, Meister, seggt dei Polizist. „Du büsst nen iherlichen Arbeitsmann un bringst Sägen un Brot up dei Welt, oewer Staatsbummler sind noch leger as bei Pest!“ Dunn malt hei sienem Nachgang wieder.

Vadder Rodrock kloppt dei Asch ut sien Piep un geht denn mit sien Familie tau Lager, dat sien Frug in dei warm Jrd schön trechtmalt het.

Niegenfalsch' Brüden.

Von N. N.

Wat hüt dei Niegenkaler Turnhall is, dat wir früher einen lustigen Krog, un dei Besitzer wir Rudolf Gonzel, ol einen gediegen Kierl. Na, in dissen Krog kömen dei Slachters, Führlüd un fünftige Börgers öfters mal tau'n Frühshoppen tausamen. Dat is nu woll all gaud 40 Jahr her, dunn seten dor ol wedder verschiedene Börgers, unner annern ol uns Plumbüddel un dei Türk un vertellten sic dei niegsten Saken von den Burenkrieg in Afrika. „Frisching!“ seggt Plumbüddel tau den Türk, „Dor unner in Afrika soll dat jo so heit sin, dat sei de Appels blot in den Sand leggen un nah 5 Minuten sünd dat Bratappels!“ „Dat is noch gornicks,“ seggt dei Türk, „In dei Türkeli warden dei Plumen am dei Böm furts von dei Sünn hact un dat sünd dei Plumen, dei Du in'n naher hier verlöfft!“ „Du! Du kannt uns vael vertellen, wat nich wohr is. Ic glöw, Du snittst wedder bannig up. Du vertellst uns nächstens noch, dat Du in dei Türkeli einen groten Harem hatt hast.“ So güng dat Brüden allmählich los, bet dei Türk mal dor hen müzt, wo dei Kaiser ol tau Haut hen geiht. Just wir dei Türk nah den Hof verschwunden, dunn kemen zwei Reis'unkels an. Plumbüddel schöt ne Idee dörch den Kopp. Ja so ward't malt. Hei begrüßt dei Reis'unkels un seit'e ehr rasch sienem Plan uteinander un säd ol dei annern Lüd in dei Sturw Bescheid. Dat durt nich lang, dunn kummt dei Türk wedder rin. „Seht, seht!“ seggt Plumbüddel un west nah dei annen Sturw hen, „dei Staatsanwalt, dei Staatsanwalt,“ in dissen Moment ward dei Dör so 'n lütt beten up malt. „Herr Wirt,“ seggt dor einer, „können Sie nicht einmal zum Amtsgerichtsdienner schicken, er möchte einmal zu mir kommen.“ „Sehr wohl,“ seggt dei Kräuger un schickt sien Husdiener henn nah Amtsgerichtsdienner Sellmann, dat wir ol so 'n Kierl, dei den Spaß mitmaken ded. Dat durt kein fies Minuten, dunn stunn hei all in de Dör un seggt tau den Türk un dei amern: „Ist die Staatsanwaltshaft hier?“ Dei Türk trummelt voll Unrauh mit dei Fingers up den Disch un west mit den Kopp nah dei annen Sturw

hen. Dor ward dei Dör lütt bätten up malt un dei vermeintliche Staatsanwalt seggt: „Ach! Da sind Sie ja, mein Lieber, sagen Sie einmal, können Sie uns nicht einen Zuwagen besorgen, so wo evtl. 4 Mann Platz haben. Wir raus und evtl. noch eine Verhaftung vornehmen.“ „Ist zu machen, Herr Staatsanwalt,“ säd hei. Den Türklen sackten dei Arm an den Liew dal. Ob hei sein rein Gewissen hadd? Sellmann, dei Amtsdeiner geiht wedder nah einen groten Bückling gegen den Staatsanwalt ut dei Dör un kummt nah teihn Minuten mit den Postholler Ladendorf wedder rinn. „Ach Sie sind gewiß der Fuhrmann, haben Sie so einen Wagen dort?“ säd dei hoge Herr. „In zwei Stunden kann ich vorfahren, Herr Staatsanwalt,“ un sett' sic vörläufig mit Sellmann an den Disch bi den Türklen un Plumbüddel dal. Dei Türk is lisenbläß un seggt tau Plumbüddel: „Wat mak ic bloß dorbi?“ Plumbüddel weit all lang, wat dei Türk maken müzt un seggt tau em: „Ic heuw 'ne Idee! Weißt du wat? Dei Staatsanwalt mag gira gaud äten un drinnen. Weißt Du Bescheid?“ Hei harr dit ol glik kapiert un seggt tau den Kräuger: „Rudolf, schick dienen Jung eins tau min Zielen, sei füll mal 8 Pund von dei beste Rabenad herschiden.“ All meinten ließ: „Ja, dat is dat best.“ Dei Rabenad stunn ol bald fir un farrig gebraden un poor Buddel gauden Wien up den Disch. Dunn wull dei Staatsanwalt grad mal wiedergahn un kem an den Disch lang. „Na, meine Herren, Sie leben hier gut!“ Dei Türk sprung up, malt einen Bückling bet an dei Jrd un säd: „Gestatten, Herr Staatsanwalt, daß ich Sie einlade.“ Dei beiden Herren leten sic nich lang nödigen, un bald seien's all un schmausten un drücken up den Türklen sien Wohl. Dit duerte denn ol por Stunn', bet sei all recht vergnügt wiern un dei ganzen Verhaftungen vergäten wiern. As sei den Türklen an'n nächsten Dag de Wohheit vertellt harrn, dunn spuckte hei Füer un Fett un säd, sin acht Pund Rabenad wull hei nich vergäten. Plumbüddel kunn doch am besten brüden.

De Smid.

Pink-pauk, pink-pauk, pink-pauk
So flingt dat dei Straat entlang.
Pink-pauk so geiht dat den ganzen Dag,
Dat is den Smid sin Hamerslag.

Hemdsärmel upkempelt, dei Müx in'n Naden,
So kann hei dei Arbeit am besten packen,
Bull Rus dat Gesicht, kahlswart de Hänn,
So steiht hei vört Füer üm dat Iesen tau wenn'.

Tessin Meckl.

Dat Füer hult um dei Blas'balg puft,
Dei Oogen lüchten em vör Lust,
Dat glänzig Iesen in dei Lang',
Ward glits hei na den Hamer lang'n.

Un wedder geiht dat nu Slag up Slag,
Dei Funken fleigen, dei Amboss kracht,
Un wedder geiht dat pink-pauk, pink-pauk
Dat is den Smid sin Arbeitssang.

G. Neermann.

Nachrichten für Sippensforschung und alle verwandten Gebiete.

Für den Inhalt verantwortlich: Pg. Werner Mittag, Schwerin i. M.

Vielfachen Anregungen aus dem Leserkreise, sogar von Fernstehenden und von Nachkommen alter Mecklenburger Familien in der Freunde folgend, hat sich der Verlag nun mehr entschlossen, den Familienforschern durch Schaffung einer Unterabteilung die Möglichkeit zu geben, ihre Fachwissenschaft zu fördern.

Durch Bekanntgabe von Quellen, durch Herstellung einer Verbindung zwischen Bearbeitern der gleichen Linien und durch Anregung der im Lande verstreut wohnenden Forscher wollen wir diesen Zwecken dienen.

Ganz besonders hoffen wir durch die Errichtung des Fragekastens vielen Volksgenossen in Stadt und Land bei der Aufstellung der Ahnentafel behilflich sein zu können. Alle Zuschriften für diesen Teil des Heimatblattes bitten wir an den Schriftleiter Pg. Mittag, Schwerin i. M., Spieldamm 4, zu richten.

Da in der Folgezeit auf die früheren Stücke des Heimatblattes stets Bezug genommen wird, empfiehlt es sich, diese Nummern zu sammeln. Für Fernstehende ist die Möglichkeit geschaffen, daß die Heimatblätter auch als Sonderdruck zu beziehen sind. Anfrage beim Verlage in Teterow.

Ausgehend von dem Gedanken, daß keine ernst zu nehmende Familienforschung ohne Kenntnis der Heimatgeschichte möglich ist, bitten wir alle Heimatforscher in Stadt und Land, unsere Arbeit zu fördern, denn auch die Familienforscher können durch Bekanntgabe ihrer Feststellungen deren Arbeiten fördern; also dient alle unsere Arbeit dem mecklenburgischen Menschen und seiner Heimat.

Mecklenburg als Ausgangspunkt.

Hiermit möchte ich auf die Tatsache hinweisen, daß Mecklenburg wohl für viele Ahnentafeln heute der Ausgangspunkt ist, daß aber die zu behandelnden Familien sehr häufig in anderen Gegenden des Deutschen Vaterlandes vorher lange Jahrzehnte ansässig waren. Bei dieser Betrachtung drängt sich einem die Frage auf, welche Gegend Deutschlands wohl die meisten Kinder nach Mecklenburg entsandte. Diese oft gestellte Frage ist garnicht leicht zu beantworten. Bei der Beschaffung von Urkunden müssen wir die Beobachtung machen, daß sehr viele Vorfahren aus dem Erzgebirge, aus dem Regierungsbezirk Magdeburg, aus Westfalen, aus dem Rheinlande, aber auch aus der Provinz Posen, aus Oberschlesien und aus dem früheren Russland stammten. Genaue Zahlen lassen sich heute noch nicht angeben, da die Bestandsaufnahme der Ahnen noch nicht abgeschlossen ist.

Bei den Juden kann man als Herkunftsgegenden Köln am Rhein, Mainz, Königsberg/Preußen und die weiten Gefilde des Ostens nennen, doch hat auch Süddeutschland

seinen Anteil gestellt. Bissher kennen wir ungefähr 8000 Juden und deren Nachkommen und jede Woche bringt uns neue Zusammenhänge. Auch Holland und Dänemark sind dabei vertreten. Durch die Siedlung bekommen wir weitere Herkunftsgegenden, und ist es unsere Pflicht, alle diese Feststellungen den kommenden Generationen zu erhalten. Andererseits haben wir in Mecklenburg viele Einwohner durch Auswanderung verloren. Manchen Auswanderer haben wir verkarriet und auch seine Nachkommen schon ermittelt. Wer hilft uns weiter? Ebenso bei den Ahnentafeln der Gefallenen?

Aus unserer Arbeit: Für unser Arbeitsgebiet sind in Mecklenburg schon seit langen Jahren ungeheuer wertvolle Leistungen vollbracht worden, so daß es nicht möglich ist, alle Namen hier zu nennen. Wenn auch einzelne Gemeinden des Landes Mecklenburg das große Glück hatten, daß schon sehr viel Material festgestellt wurde, (Wismar-Willgeroth usw.), so bleibt noch sehr viel zu tun. Die Schaffung einer Auskunftsliste ist in Angriff genommen, Bestand heute ca. 19 Millionen. Anschrift: Pg. Mittag, Schwerin i. M. Wer also diese Arbeit unterstützen will, der sende seine Feststellungen zu treuen Händen portofrei dort ein, um auch seinerseits an der Arbeit teilzunehmen. Auskunft aus der Kartei jederzeit gegen Unlastenersatz in der Reihe des Einganges.

Anfrage 1: Jedes Vorkommen des Namens Wielow gesucht.

Anfrage 2: Wo ist Karoline Hansen geboren, die am 20. 11. 1812 zu Doberan Joachim Friedrich Levzow heiratet?

Anfrage 3: Wan sind geboren: Heinrich Ernst Georg Peters zu Kraack, gestorben 30. 6. 1837 Kraack (34 Jahre, 13 Wochen 4 Tage alt) geheiratet 1831 ?? Anna Catharina Blum. Woher stammt die Chefrau?

Anfrage 4: Wer hat Material über die Familie zu Uelitz, da Angaben über den Zeitpunkt des Beginnes vom Kirchenbuche für den Ahnentafelnachweis gefordert werden?

Anfrage 5: Die Kirchenbücher zu Kotelow sollen 1813 verbrannt sein; wer hat Angaben aus früherer Zeit?

Anfrage 6: Welche Gemeinde wünscht die Ordnung ihres Archivs? Ich habe nach dem 1. 7. 1936 Zeit diese Arbeit zu übernehmen, jedoch gegen Entschädigung.

Anfrage 7: Die Arbeitsgemeinschaft Mecklenburger und Prignitzer Familienforscher, Schwerin i. M., Spieldamm 4, sucht zu treuen Händen auf kurze Zeit Orts- und Familiengeschichten leihweise, um damit die Auskunftserteilung zu verbessern.

Anfrage 8: Jedes Vorkommen des Namens Koß gesucht.

Anfrage 9: Jedes Vorkommen des Namens Hünemörder oder ähnlich gesucht.

Anfrage 10: Wer bearbeitet den Namen Sellmann?

Anfrage 11: Wer sammelt Burmeister?

Anfrage 12: Wo kommt in Mecklenburg der Name Engel vor? Es ist schon reichliches Material vorhanden.

Anfrage 13: Suche Verbindung mit Namensträgern Eckermann.

Anfrage 14: Jedes Vorkommen des Namens Lohrenz, adoptierte Welß, geborene Loheit, geboren 27. 6. 1852, deren Mutter Marie Loheit. Es wird der Ort Biesendorf genannt.

Anfrage 15: Wo kommt der Name Duncelmann um 1796 vor?

Freimütiges Abendblatt (Nr. 88) 1819.

Wo bleiben die armen Leute, die auf dem platten Lande aus ihren Wohnungen geworfen werden, und kein Unterkommen wieder finden können?

Es ist jetzt sehr gewöhnlich, daß man geringen Leuten, von welchen man fürchtet, daß sie früh oder spät einem Gute zur Last fallen mögen, besonders Leuten vom Handwerkstande, ihre Wohnungen kündigt, und sie, wenn sie kein Unterkommen finden können, oder sonst nicht gutwillig ziehen wollen, mit Gewalt aus ihren Häusern wirft. Ohne darüber weiter urteilen zu wollen, ist es doch wohl kaum zu leugnen, daß hierbei manche Härte bewiesen, und wenn auch nicht gerade das Recht, doch die Willigkeit verletzt wird, und manche sonst in ihrer Art rechtliche Leute einem unverschuldeten Elende anheimfallen.

Zu Strietfeld, Amts Gnoien, liegt jetzt (im August) eine solche Familie seit mehreren Wochen auf offener Straße, ohne ein anderes Obdach, als welches sie sich aus eigenen Schränken und darüber gelegten Stroh und Brettern notdürftig zusammengesetzt hat. Der Vater dieser Familie ist ein Maurer, hat nebst einer erwachsenen Tochter noch 3 kleinere unterzogene und unversorgte Kinder. Mehrere Jahre hat er unter der vorigen Gutsherrschaft an jenem Orte ruhig und friedlich gewohnt. Des Sommers als Maurer gearbeitet, im Winter Schule gehalten, wofür er von jener Gutsherrschaft mit Korn und Geld bezahlt ward. Seitdem nun das Gut verkauft ist, und man einer Schule und eines Schulhalters nicht zu bedürfen glaubt, ist jenem Manne im vorigen Jahre seine Wohnung gekündigt. Alles Bemühens ungeachtet hat derselbe keiner anderweitigen Wohnung habhaft werden können. Dies um so weniger, da er seit einigen Jahren an einem Fuße eine offene Wunde hat, die ihn zu schweren Arbeiten unfähig macht. Als Schulmeister würde er sich sehr wohl ernähren können, besonders da seine Frau noch einiges Vermögen besitzt, in Handarbeiten ziemlich geübt, und die älteste Tochter schon erwachsen ist und Hofdienste tun kann. — Nach dreivierzigjähriger Verhandlung bei Großherzoglicher Justizkanzlei zu Rostock ist nun diese Familie exekutivisch aus ihrer Wohnung geworfen, und hat seit 6—8 Wochen ihren Aufenthalt auf offener Straße. Dazu ist ihr von der Gutsherrschaft, zum Ertrag der Kosten, die einzige Kuh mit Gewalt genommen, obgleich dieselbe nicht dem Manne, sondern, so wie überhaupt alles Eigentum, der Frau als Eingebrachtes gehört.

Referent kennt weiter die Sache nicht, als wie er sie, da er bei einer Durchreise durch jenen Ort die unglückliche Familie an der Landstraße sah, durch Erfündigung erfahren hat. So viel er vernommen, steht die Familie in bestem Ruf, und als Schulhalter soll der Mann von dem kompetenten Prediger sehr gute Zeugnisse haben. Dazu hat die Familie dort schon längere Zeit gewohnt, und ist bei dem Verkauf des Gutes dem neuen Besitzer gewissermaßen anheimgefallen. Was die hohe Großherzogliche Justizkanzlei für Gründe gehabt habe, die Familie exekutivisch aus ihrer Wohnung werfen zu lassen, ist freilich

nicht abzusehen, aber auch nicht einseitig zu beurteilen. Nur dringt uns unwillkürlich die Frage auf: Wo soll denn die Familie bleiben?

Andere Gutsbesitzer scheinen sich darauf gesetzt zu haben, jenem nicht gefällig sein, und ihm die Familie abnehmen zu wollen. Sie unterstützen die Verstoßenen mit Lebensmitteln, aber eine Wohnung haben sie nicht für sie. In dem nahbelegenen Städtchen verstattet man dem unglücklichen Manne auch keine Aufnahme, weil er nicht Vermögen genug besitzt, sich Haus, Garten usw. anzuschaffen. Als Schulhalter bedarf man dort seiner nicht, und wegen seines Fußschadens fürchtet man, daß er der Kommune am Ende zur Last fallen werde. Niemand also, und nirgends will man die Unglücklichen. Da nun um wenige Monate Herbst und Winter heranrücken, und doch die Familie in der rauen Jahreszeit unter freiem Himmel unmöglich hausen kann, so fragt sich jeder: Wo sollen sie bleiben und wer soll sie behausen? — *

Freimütiges Abendblatt (Nr. 96).

Dank und Vertrauen eines verstoßenen Redlichen!

Der bald 63jährige, in der Beilage zu Nr. 88 des Abendblattes von einem reisenden Menschenfreunde innig bedauerte arme Krüppel Ribow, der mit Weib und Kindern und Sachen beinahe 16 Wochen auf offener Straße zu Streitfeld liegen, und den 20. Oktober dieses Jahres auf Befehl der Großherzoglichen Justizkanzlei zu Rostock, auf die Lüthburger Grenze, wegen geschehner Präsentation und Zurückwerfung sich wiederholt hinwerzen lassen mußte, dankt durch mich teilnehmenden Menschenfreunden, vorzüglich dem Herrn C. L. N. in Rostock, für die so gütige Vorsorge und Pflege in seinem Elend. Ein gesunder Mensch hätte bei solcher Verstoßung ohne Paß und Wohnung in dieser kalten Jahreszeit, sein Leben einbüßen können, aber die Hülfe gefühlvoller Christen machte es diesem Lazarus dennoch möglich, eine schwere Krankheit zu überstehen, so wie sein und seines, nun auch kranken Weibes, und seiner größtentheils noch kleinen Kinder Leben zu erhalten. Des genannten Ribows Armut und Unfähigkeit zum bürgerlichen Gewerbe, seine lobenswerte Geschicklichkeit als Schulmeister, seine unbestrittene Redlichkeit seit 11 Jahren, die er in hiesiger Gemeinde gewohnt, mußten ihm ganz natürlich die Achtung und das Mitleiden guter Menschenseelen bewahren. Erfroren und durchnäht lag er auf offener Straße und konnte und durfte weder gehen noch betteln, und doch wurde er stets zu andern Dörfern verwiesen, und als herumstreichernder Bagabonde aufgenommen und einquartiert. — Dieser Verstoßene liegt nun, durch das viele Hin- und Herschleppen entkräftet und lahm, als Gast in meinem Hause, um nach den Verheißungen der allerhöchsten Landes-Regierung von der Gerechtigkeit des Ober-Appellations-Gerichts die demütigst erbetene Hülfe zu erwarten. Fides primitur, non opprimitur. (Der Glaube wird bedrückt, aber nicht unterdrückt).

A. v. R u f d o r f,
Prediger zu Bosse, Amt Gnoien.

Alt mine Festungstied.

(Fortsetzung).

Un dat was of Allens schön asgahn bet up de Räuh,
denn as de upscrewen warden füllen, hadde sei so 'ne
Nams, de 't eigentlich gor nich giwvi, un de kein Deuwel
schriwen kann, as Strimer un Bliß un Stirn un Dreititt,
un — wat weit ic! Of kemen des' Namen den Herrn Post-
kummissorius tau gemein vör, un hei malte ut Strimer —
Juni, ut Bliß — Minerva un ut Dreititt — Venus — usw.
— Kalkreuth was tau ungebildt, üm de Verschönerung
intauseihen. Hei fohrt up den Wachtmeister los, de aewer,
in dat richtige Gefühl, in Schönheitssalen den Herrn
General aewerlegen tau sin, gawv nich nah, un se ver-
türntn sich dägern. Nu is dat aewer meindag noch nich
so west, dat en Wachtmeister en General wegjagen kann,
und wil sei nu doch einmal utenanner müßten, jog de Ge-
neral den Wachtmeister weg. — Dat was sin Glück; hei
wir süss in 'n Leven nich Postkummissorius in Stenhagen
worden.

In 't Frst müggt em dat woll man swack gahn, aewer
hei was en Mann, de sic dorch tau bringen verfünn, hei
smet sic mit sine Gemahlin up de „dramatische Kunst“, as
sei dat hüt nennen, un — weit der Deuwel! hadd hei all
in Öppreuchen von Stenhagen hürt, dat dor en sihr ge-
bildes Publikum sin füll — genaug, eines schönen Dags
kann hei in min Baderstadt um spelte up Allmern sinen
Saal Theater, twort, wil hei man mit sine leive Fru
allein was, blot vierbeinige Stücke, aewer de wiren of
von 't beste Enn'.

Nu müßt sic dat grad begemem, dat oss Postmeister Toll
sic dat entsäd un begraben was. Na, ahn Postmeister kunn
jo doch Stenhagen nich assistiren, un de Postmeisterstädt
würd utbaden as sur Bir. Keiner wull för hunnert un
twintig Daler dat Jahr aewer Postmeister spelen, dunn
aewernamm hei sic de Sal, un hei hett sei of richtig
dorchführt bet an sin selig Enn', denn hei was en ollen
trugen, braven Mann; aewer hei wüht dor of up tau lopen.
Dat sach hei: mit de hunnert un twintig Daler Postmeister-
Gehalt kunn hei nich utkamen, hei läd sic also gradaewer
von sin Bagelburken noch en anner Bagelburken an, un
sett'te sine leive Fru dorin. Dat was de Kopladen, un de
hett, so lang' as hei bestahn hett, en groten Raup hatt bi
all de Schaufers in ganz Land Meckelnborg — wegen den
Snuwtoback. — Un worüm? Dorüm, wil dat hei fülvun
'ne Näs' för Snuwtoback hadd, un mit sine eigene Näs'
för de Echtheit von sine eigene Wohr instunn. Nah un
nah kamm tau den Snuwtobackshannel noch en sihr an-
sehnlichen Birschanl, un as de Großherzog em noch mit
'ne lütt Taulag' unner de Arm grep, dunn was Keiner
glücklicher, as hei un sin Kalkreuth, un alle Drei lewten in
Freden mitenanner. Blot männigmal, wenn de Bagel tau
lustig würd un sic tau vel mit Kalkreuthen vertellen ded,
denn würd sei schiwelich; aewer wenn hei marken ded, dat
sei en Wurt reden wull, denn flog hei in sin Burken, un
nu kunn sei seggen, wat sei wull, hei was nich tau Hus.

Also tau des' ollen, gauden Lüd, kamm ic herinne un,
wull en Glas Bir drücken: „Guten Tag! Fru Postkom-
missoriussen,“ säd ic tau ehr up Hochdütsch, denn sei hadd
dat sihr aewel namen, wenn ic Plattdütsch mit ehr redt
hadd, wil dat sei fülvst blot Hochdütsch reden ded —
maeglich, dat sei sic noch ümmer as „dramatische Künf-
sterin“ betrachten ded — maeglich ol, dat sei ehren Stand
nicks vergessen wull. „Was gibt es neues?“ denn dat was
de ewige Frag', de ehr in früheren Tiden von Fedvereinen
vörliegt würd, un de sei of ümmer beantwurten kunn,
deils von wägen de Post, deils von wegen den Kopladern.
Aewer nu stunn de olle Fru so kurlos an ehren Aben un

schüddelle mit den Kopp: „Ach, Friebelen, ich bin 'ne alte
Frau geworden, mir erzählt jetzt keiner mehr etwas neues!“
un dorbi drögte sei sic de Ogen mit ehre Schört. Na, dat
jammert mi denn nu, un blot üm ehr tau trösten, log ic
fir en por Verlaubungen un en por Murddahnen un en
ganz lüttchen nüdlichen Brand tausamen, dat sei doch ehre
Lust doran hewven kann.

Na, dat hülp denn of, sei würd ganz upgemuntert, un
wil sei doch nicks Niges wüht, vertellten wi uns von ollen
Tiden, un ut dat Bagelburken kemen as un an lorte Würd'
heruter, as: „Gu'n Morrn, of!“ — „De Geschicht is an-
ners.“ — „Ic hevw man noch sein Tid.“ — „Dreibirtel
un en halben, sieben achtel — kostt drei Schilling — nah
Jürgensdörp is nicks hir. — Gu'n Morrn, Herr Bold,
gu'n Morrn, Herr Braun!“ Jenahdem de Stenhäger Bör-
ger an dat Rissfinster von sin Burken vörbigung.

Un nu kemen s' denn All herinne: Otto Bold un Otto
Braun un Kitte Risch un Swager Trinst, un Kidde Risch
hadd en Swin löfft, un as 't von den Wagen asladen
würd, was 't dod west, un Otto Bold sett' em dat uten-
anner: dat Swin wir rückwärts führt, un dat kunn kein
Swien verdragen, en richtig Swin müßt vörwärts führt
warden. Un Otto Braun gawv Otto Bolden Recht, denn
en Swin wir innewig grad as en Mensch getacht, un weck
Minschen können 't Rüggwartsführen of nich verdragen, un
denn hadd so'n Swin eigentlich noch mihr Nerven, as de
Mensch. Un Otting Boldi weddete mit Otting Braumen
üm zwei Seidel, dat sin Gaste, den hei hüt seigt hadd,
bi 't Döschchen e i n kurn mihr dauhn würd, as Braumen
sin; denn hei hadd sinen Acker grundlor malt, un as hei
fragt würd, wo hei dit ansungen hadd, kamm't 'rut, dat
hei up en Schepels-Ufsaat Acker drei Pird mit hölterne
Eggen zwei un en halwen Dag hadd 'rümmer trampeln
laten, un dat nennte hei grundlor. Un sei drunken vör-
löpig de beiden Seidel, un as sei tau de Fru Postkom-
missoriussen sädien, ein von ehr würd sei up den Harfst
betahlen, dunn wull sei nicks dorvon weiten, un säd, up
so 'n willen Gauß'hannel let sei sic nich in, un gung hell-
schen falsch ut de Dör 'rut. — Nu was dat Wedden in
den Gang', un as de Post vör de Dör führen ded, dunn
wedde min Swager Trinst mit Kitte Rischen, hüt malte de
Fru Postkummissoriussen ehr Allerheiligstes up, un Kitte
Risch höll Gegenpart.

Dat Allerheiligste von de Fru Postkummissoriussen was
en lütt Stünken, wat achter dit lütt Stünken was, un dor
kamm Keiner 'rinne von de däglichen Gäst, un Bir würd
aewerall dor nich inschenkt; blot wenn Extrapos-Gäst an-
kemen, oder Fürsten un Grafen, denn würd de Dör up-
malt, un an de Dör stunn denn de Fru Postkummissoriussen
ue bedrew mit Winken un Knicken de dramatische Kunst.
— Zweimal in minen Leven hevw ic blot üm de Ec
'rinne kiken dürvt; aewer 't was schön dor: an de Wann-
hungen de vir Johrstiden, all ungeheuer ähnlich, dat
Frühjahr un de Sommer mit Bläumen un Ohren up de
italienischen Strohhäud', un Harfst un Winter hadde
Häud' von swarten Sanft up, un de ein' hadd Windruwen
un Appel un Beren up den Kopp, un de anner witte Fed-
dern, un sei segen sic all univershamten glis, as Swestern,
de sei jo of sünd, denn sei sünd jo all Kinner von ein un
dat fülvige Jahr.

Dat wiren all luter Kleinigkeiten un tauwisen of Dumm-
heiten, aewer de Kleinigkeiten kregen för mi ehr Bedüden
dordörch, dat ic de Minschen kennte, de sic in ehr 'rümmer
dreiherten, as de Herr Postkummissorius in sin Burken, un
aewer de Dummheiten lachte ic recht von Harten, denn ic

was fri un gesund; un för en frien Minschen un en gesunden Minschen brukt de Spaz nich sin in 'ne Reihnaadel infädel tau sin, 'ne richtige Packnaadel deiht de sülwigen Deinsten.

Mit einem Mal würd dat düster in de Stuw', as wenn an den Hewen en Swark uptrecken ded, denn för dat einzige Finster in de Stuw' hadd sich Otto Bold henstellt un de hadd en Buckel as en Sag'block, ut den Einer dreisäufische Bred' sünden kunn. Tau 'm Utſiken was 't also nich, un wi müßten de Postgäst nemen, as sei de Döſt goww. —

Tauſirst schregelten denn also en por nüdliche Handlungskommis herinne, de sic in Kumpani en Seidel geweſen leien, dorup kamm en lüttes, leiwes Kind von Mäten, wat knapp dat Hart hadd, en Glas Zuckerwater tau beſtell'en — de Konduktöhr würd 't betahlen. Nah ehr kamm en rüstigen, forſchen Mann in preußiche Ueiform in de Dör, gung up dat lütt Mäten tau: „Haben Sie schon?“ — „Ich erhalte es gleich!“ säd sei. De Mann redete noch en por fründliche Würd' tau ehr un dreichte sic nu nah uns üm. Hei ſmet en flüchtigen Blick up uns, malte en verlurnen Diner un ſtelleſt ſich vör Kalkreuthen un ſek em in de himmelblaggen Ogen.

Fru Postkummissoriuſſen halte en Slaetel ut de Tasch, slot dat Allerheiligste up, malte en Knicks un 'ne führ innemende Handbewegung: „Vielleicht gefällig?“ — Swager Ernst hadd de Wedd gewunnen, Nitte mußt betahlen. — „Danke!“ säd de Herr ganz fort, ſek in dat Allerheiligste 'rin, as wenn 't för em dat allerglüglichtigste wir, un malte ſich wedder mit Kalkreuthen tau daunh.

Otto Bold hadd blot 'ne halve Wenning von 't Finster tau dat Bagelburken tau maken, hei frog also dorinne: „Wer?“ — „Zwei Personen nach Malchin, eine bis Gürow; eine bleibt hier,“ was de Antwort ut dat Burken, un nun kam noch en Nahſatz, de flüstert wardēn full, den wi aewer All schön dütlich hürten: General von Sch...mann.“

De Mann in de preußisch Ueiform hadd wohrscheinlich ehen fo helle Uhren, as wi, hei dreichte ſich üm, lachte un frog uns denu: „Meine Herren, wie weit iſt es von hier nach Ivenack?“

„Wenn Sie den Fahrweg fahren, haben Sie eine starke halbe Meile,“ säd ic, „der Fußweg iſt aber nur eine viertel Meile und iſt reizend, er führt durch Wiesen und Wald und zuletzt durch den schönen Ivenacker Tiergarten.“

Hei besunn ſic en Ogenblick, gung ut de Dör, ſprok mit en Rutscher, de Tressen an den Haut hadd, kamm wedder 'rin un säd: „Ich habe mich zu der Fußpartie entschlossen, wie aber muß ich dann gehen?“

„Sehn Sie mal,“ säd Nitte Nisch, „denn gehn Sie hier erſtens den Wall entlang bis in die Malchinsche Straße, un denn gehn Sie rechtsch um die Suseminſche Ecke in die Gatz, un denn gehn Sie rechtsch um den Burmeiſtergoren, da finden Sie ein Steg...“

„Ich wo, Wo braucht der Herr ſo weit zu gehn?“ säd Otto Bold. „Sie gehen blos von meinem Hauf' dwas über die Straße un denn gehen Sie durch Christopher Schulzen ſeinen Hof un Goren — wollt ich ſagen Garten — un denn sind Sie in die Koppel.“

„Ja, aber, meine Herren...“ fung de Preuß an.

„Erlauben Sie,“ säd ic, „ich habe augenblicklich nichts zu verſäumen, und ein Spaziergang iſt mir gerade recht, ich werde Sie auf den rechten Weg führen.“

Hei nammi dat höſlich an, ſäd dat junge Mäten recht herzlich Adjüs, un wi gungen af.

„Haben Sie das junge Mädchen wohl bemerk't, das fo ſchüchtern in dem Zimmer stand?“ frog hei mi, as wi ut de Stuw' rute wieren. — Ich säd ja, un ſei ſchinte mi noch ſehr jung tau sin.

„Sie iſt ſiebenzehn Jahre alt, hat nie vorher eine Reife gemacht, kennt von der Welt weniger als ein ſiebenjähriges Kind und geht ohne Schutz und ohne Geld nach Surinam. Die Konduktörs sind angewiesen, für ihre Bedürfniffe unterwegs zu ſorgen; das Postgeld bis Hamburg iſt bezahlt, un dort nimmt ſie ein fremder Schiffskapitän in Empfang, der ſie übers Meer ſchafft.“

„Aber wie kommt dies?“ frog ic.

„Sie iſt Herrenhuterin aus Gnadenfrei im Schleſien und wird ſich in Surinam mit einem ihr ganz fremden Manne verheiraten. — Wahrlich es gehört Nut dazu,“ ſett' te hei hentau; „ich bin mit ihr von Schleſien herunter gereift und habe mich ihrer ein wenig angenommen, aber folches Vertrauen und folche Ergebenheit habe ich ſelten gefunden.“

„Aus Gnadenfrei,“ ſäd ic in Gedanken. „Merkwürdig! dann habe ich das Mädchen ſchon öfter geſehen, das heißtt, ich erinnere mich ihrer nicht; aber ſie muß doch unter der kleinen grauen Schwesternſchar gewesen ſein, die alljährlich einmal mit ihrem Schulmeiſter, eine jede mit einem großen Gelbblumenſtrauß nach S. kam, um von dort die weite Aussicht über das Land zu genießen.“

„Nach S.? Aber, verzeihen Sie, wie kommen Sie nach S.? Ein mecklenburgischer Landmann nach S.?“ un dorbi ſek hei mine Stulpſtāvel an.

Ich wußt all antwurten, hei unnerbrok mi aewer un lachte: „Die Vorstellung meiner Person hat freilich ſchon Ihr Postmeiſter übernommen; aber der Form wegen: ich bin der General von Sch...mann aus G...“

„Besitzer von M... hier in der Nähe?“ frog ic. „Dann kann ich mich Ihnen leicht vorstellen, ich bin der Sohn Ihres Justiziarius.“

„So? so?“ ſäd hei. „Sehr angenehm! aber wie kommen Sie nach S.?“

„Oh, ſäd ic, ic wir oſ in fine Garnisonstadt mal ſöß Wochen weſt, un vertellte em denn in 'n Storten de Neustänn. Ich vertellte em oſ, wo dat mi de gaude Platzmajor mit en Linsengericht traktirt hadd, ic vertellte em von Batter Kähler un von den Herrn Unteroffizirer Altmann un von Schnabeln un vör Allen von den zweiten Kummendanten, Obersten B. — Ach, dat vertellſt ſic mal schön, wenn Einer in gauden Tiden von de lang' vergahenen, ſlimmen Tiden ſnact un vör Allen, wenn de Dankborkeit en Würtlen mit in redt!“

Mit de Wil wiren wi an dat Flag kamen, wo in den Sten häger Stadtholt de Weg ſic twälen ded, un ic wiſte em Bescheid un ſtunn dorbi ſtill, wil dat ic dor umführen wußt. „Aber, Herr General,“ frog ic, „was machen meine alten Bekannten in G...?“

„Ihr alter Batter Kähler muß tot ſein,“ antwurft hei, „ein anderer, mir bekannter Unteroffizier iſt als Schließer dort angestellt. Der Unteroffizier Altmann wird wohl zur Garnisonskompanie gehört haben, und deshalb kenne ich ihn nicht; aber der Platzmajor iſt wohl und munter und beſorgt ſeine vielfach unangenehmen Geschäfte mit der ſelben freundlichen Ruhe und derselben Gewissenhaftigkeit, die Sie an ihm kennen gelernt haben.“

„Und der Oberſt B.?“ frog ic ſo recht von Harten.

„Der Oberſt B.? frog hei mi entgegen. „Kennen Sie den Vorfall, den der Oberſt B. einmal am heiligen Weihnachtsabend gehabt hat?“

„Ja, ſäd ic, ic wußte de Sat.“

„Dann werden Sie auch wissen, daß Oberſt B. Witwer war und keine andern Angehörigen hatte, als eine einzige liebenswürdige Tochter.“

„Ja, ſäd ic, ic hadd ſei ſeih, un 't wir en prachtvull, herrlich Mäten weſt.“

(Fortſetzung folgt.)

Ostmecklenburgische Heimat



Halbmonatsschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. und 3. Sonntag jedes Monats. — Bezugspreis monatlich 30 Pf. zuzüglich Bestellgeld; für die Abonnenten der „Teterower Zeitung“ gratis. — Erscheinungsort Teterow. — Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malchiner Straße 15, Fernruf 367. — Verantwortlich für den Inhalt: Dr. Barnewitz, Bülow.

Jahrg. 9

Teterow, 17. Mai 1936

Nr. 10

UNIVERSITÄT
ROSTOCK

Teterow und der Siebenjährige Krieg.

Dr. Hans W. Barnewitz.

II.

Die Rekrutierung von 1759.

In Nr. 8 der Zeitschrift wurde unter anderen Originaldokumenten ein Schreiben des Generalgouvernements Stettin abgedruckt, das sich mit dem Schicksal der Teterower Bürger Klöse (richtig: Klasen) und Groenert beschäftigte. Im folgenden werden deren Erlebnisse näher ausgeführt. Das Wesentliche hierüber berichtet die „Teterower“ Berechnung aller Schäden und Kosten, welche durch die Königlich Preußische Invasion von 1759 etc. verursacht worden.“

Am Stolzen Freitag, den 13. April 1759, hat der Leutnant von Manstein, vermittels eines Detachements Husaren von 20 Mann, drei Bürger und sieben junge Leute greifen lassen und nach Güstrow geliefert. Die Stadt hat sogar selbst zwei vierspännige Wagen zum Transport der weggenommenen Leute stellen müssen. — Wie wir anderweitig erfahren, sind es folgende Leute: Johann Groenert, Bürger und Ackermann, Johann Geist, Bäckermeister und Joachim Friedrich Klasen, der Kaisdiener, und ferner Samuel Christian Krause, Schuhmachergesell, Johann Braunschweig und Daniel Brüning, gleichfalls Schuhmachergesellen, Peter Stindtmann, Rademachergesell, Jacob Darmann, Knecht Johann Schnüblewitz, Mittelsknecht und Heinrich Heiden, Schäferssohn, letzterer 14 Jahre alt. Von den drei Bürgern kennen wir sogar die Größe: Groenert und Klasen sind 3 Zoll 3 Strich groß — die zugehörigen fünf Fuß wurden als selbstverständlich einfach weggelassen — d. h. etwa 167 cm. Geist hat mit 6 Zoll 3 Strich gar die Größe von 175 cm, also Gardemaß. — Brüning ist „ein preußisch Kind.“ Schon am folgenden Tage wird der Ausschüttbürger Windelband mit den Frauen der drei Bürger nach Güstrow zu dem Generalmajor von Kleist geschickt, dem tatsächlichen Herrn des Landes, um von diesem die Loslassung der entführten Bürger zu erbitten.

Aber die Bemühung ist vergeblich: im Gegenteil, General von Kleist hat sehr gedroht, noch eine anderweitige gewaltsame Aushebung zu versuchen, im Falle die Stadt nicht noch fünf Mann aufs schleunigste stellen

würde. So hat die Bürgerschaft, um ein solches anderes Unglück zu vermeiden, von allerhand Art Leuten solche fünf Mann gutwillig angeworben (s. u.); an Handgeld lösten sie der Stadt 210 Taler. Von den drei Ausschüttbürgern, welche die Ablieferung erledigen sollen, werden sie auf zwei vierspännigen Wagen nach Güstrow gebracht. Drei Tage braucht man für Hin- und Rückfahrt. Schlecht haben es die Rekruten dabei nicht, denn sie werden unterwegs angemessen verpflegt, und in Güstrow werden sogar 5 Taler mit ihnen im Gasthause verzehrt!

Aber trotzdem wird vorläufig nichts erreicht: General von Kleist teilt den Teterower Beauftragten mit, daß die Bürger Groenert und Klöse (Klasen) zu Stettin wären und daselbst gegen andere zwei Mann ausgewechselt werden könnten; dies ließe auch der Gouverneur von Stettin, der Herzog von Bevern, der Stadt versichern. — Infolgedessen wirbt die Stadt zwei dänische Deserteure an (die in Nr. 8 genannten Nikolai und Martienßen) und liefert sie nach Stettin. Zehn Tage dauert die Reise hin und zurück, wieder mit Bierspännerwagen. Aber es ist vergeblich. Wie von neuem berichtet wird, kommen die Rekruten den Teterower Bürgern in Stettin abhanden. Dazu sollen die beiden zwangskonskriptierten Bürger schon in Dresden sein, also ist die ganze Angelegenheit hinfällig. Dabei kostet die Reise der Stadt trotzdem etwa 40 Taler — bei der Abrechnung sind von besonderem Interesse 3 Taler für den Stettiner Platzmajor und 8 Schilling Biergeld für einen Unteroffizier. Nur ein Trost ist bei der Angelegenheit: durch das Verschwinden der Rekruten ist das abgemachte Handgeld von je 60 Tälern gespart.

Jedoch auf andere Weise wird das Ziel erreicht, denn nach zwei Monaten Abwesenheit kehrt der Ackermann Groenert zurück, krank und elend. Er ist tatsächlich in Dresden gewesen, aber die Preußen haben ihn als unbrauchbar ausgenutzt. Am 7. Dezember 1759 kommt auch Joachim Klasen zurück; er hat sich aus österreichischer Kriegsgefangenschaft befreit und ist „nackt und bloß“ angelangt.

Dagegen ist von dem Dritten, Amtsbackermeister Johann Geist, keine Nachricht gekommen. Noch 15 Monate nach seiner Wegführung weiß man nichts von seinem

Aufenthaltsort. Auch für ihn hat die Stadt Erbsatz beschafft, um ihn auszulösen: schon am 22. April 1759 hat Generalmajor von Kleist eigenhändig einen Passierschein unterzeichnet: „Gegenwärtige zwei Bürger aus der mecklenburgischen Stadt Teterow, so einen Rekruten an das Hochlöbliche von Raniżische Regiment transportieren, um selbigen vor den Johann Geist auszuwechseln, sollen mit gedacht Rekruten aller Orten frei und ungehindert passieren.“

Im Zweifelsfalle können wir annehmen, daß auch der Teterower Bürger Geist nicht an derjenigen Stelle angelassen ist, wo man ihn suchte. Vermutlich hat damals der Grundsatz geherrscht — vom Standpunkt eines Regimentskommandeurs wohl zu verstehen — Rekruten, derer wegen man Scherereien zu erwarten hatte, möglichst rasch loszuwerden, womöglich im Tauschwege an ein Regiment, das auf einem anderen Kriegsschauplatz stand!

Die Stadt hat sich in dieser Angelegenheit sehr großzügig gezeigt. Zu den Ausgaben gehören die sämtlichen Fahr- und Zehrosten, sogar die Reise der drei Kriegerfrauen zu General von Kleist nach Güstrow geht auf Stadtkosten! Botenlöhne spielen eine große Rolle, vielfach werden übrigens diese Mitteilungen von Berittenen überbracht. Für Groenert werden die Kosten seines „Ausseins und seiner Losgebung mit 16 Taler 17 Schilling erledigt, für Alasen das Aussein und die nötige Kleidung mit 15 Taler. Ersterer berechnet dabei den sämtlichen in seiner Wirtschaft erlittenen Schaden noch gar nicht. — Frau Geist hat zum Betrieb des Ackerwerks täglich einen Tagelöhner halten müssen, dafür rechnet man je Tag mit Essen und Trinken 16 Schilling, auf ein Jahr 15 Wochen 5 Tage macht es 280 Taler aus, eine stattliche Summe. Dabei wird noch nüchtern festgestellt: das Baden und der Betrieb der übrigen Nahrung liegt in seiner Abwesenheit ganz brach, so wird seine Familie gänzlich ruinieret werden.

Alles in allem hat die Rekrutierung vom Frühling 1759 der Stadt über 600 Taler gekostet, wenn auch wohl nicht mehr in ganz vollwertigem Gelde. Dafür sind nach späterer, leider undatiertter, Notiz die meisten Rekruten wieder losgekommen. Außer Geist, den man vielleicht seiner Länge wegen, behalten hat, ist der Schäfersohn Heiden trotz seiner 14 Jahre noch „im Dienst“, bei dem Preußen Brüning ist die Zurückhaltung leicht zu erklären.

Auch an den fünf gegen Handgeld von der Stadt geworbenen Rekruten hat die preußische Armee keine reine Freude gehabt. Johann Wedel, der Stieffsohn des Dichters Pleba war auch ein preußisch Kind, und scheint deshalb ausgehalten zu haben. Für die gezahlten 60 Taler Handgeld konnte die Stadt es auch verlangen. Adam Pape, ein Junge, dessen Vater in Hannover Soldat gewesen war, ist längst wieder los. Der alte Tagelöhner Johann Arend Westphal ist gleich nach der Ablösung im Lazarett gestorben. Auch Nr. 4 und 5 sind los: Christian Wildegooß, ein Bettler, hat den Staaat auf beiden Augen, Johann Voht, ein Schwede, war unrichtig im Kopfe und ist gleich dimittiert (entlassen). — Wir können es nach dieser Angabe verstehen, wenn in den letzten Kriegsjahren die Klagen der Korpskommandeure über den schlechten Zustand des Mannschaftserhaltes immer stärker wurden. Nebenrings wäre es der Stadt noch teurer geworden, wenn sie statt der 5 Rekruten eine Geldentschädigung gezahlt hätte: diese betrug 100 Taler je Kopf.

Merkwürdigerweise sind trotz der vielen Loslassungen, trotz der Minderqualität keine Nachforderungen von Rekruten erfolgt. Man muß daher annehmen (ein ähnlicher Fall kommt in Bülow vor): die Rekrutierung war unrechtmäßig gewesen und mußte daher nachträglich sogar von General von Kleist als unzulässig anerkannt werden.

Kleine Kriegslasten.

Von den Massenlieferungen an Korn, Vieh und sonstigen Naturalien, von Geldzahlungen u. a. kann man sich verhältnismäßig leicht eine Vorstellung machen, sie wiederholen sich zu allen Seiten in wenig veränderter Form. Weit zahlreicher und interessanter sind die Kleinigkeiten, die nebenher gehen. Als Einzelheit erscheinen sie unbedeutend, aber gelegentlich greifen sie tief in das Leben des einzelnen Bürgers ein, für die Lebensform ihrer Zeit haben sie eine große Bedeutung. Daher sei im folgenden einiges aus den Listen über die Schäden der preußischen Invasion aus den Jahren 1758—1759 (Juli) berichtet.

Die Ausgabe beginnt mit dem 2. Februar 1758. Damals haben 24 Wagen 182 Zentner Heu nach Demmin fahren müssen, selbige haben Reisegeld bekommen je 8 Schilling. Der Vertreter der Stadt, Adam Kurr, erhält 1 Taler 24 Sch.: ein gewisses „Bewegungsgeld“ erwies sich bei solchen Gelegenheiten stets als zweckmäßig!

Unberechtigte aber desto regelmäßiger Kleine Ausgaben bringt der Besuch kleiner Abteilungen mit sich. Da heißt es z. B.: sind bei mir Husaren und Dragoner gewesen, haben verunkosten 20 Schilling. — Im Vergleich zu den hohen Handgeldern für Rekruten ist ihr Transport billig der Reisewagen kostet von Teterow nach Rostock nur 16 Sch., (7 Rekruten), jeder der 4 Bürger, welche die beiden Wagen beritten nach Rostock begleiten müssen, bekommt gar nur 8 Schilling. Denn anfangs scheinen solche Fuhrdienste eine selbstverständliche Last gewesen zu sein. Für die Speisung der 13 Personen verlangt der Unteroffizier 1 Taler 4 Sch. d. h. 4 Sch. je Person, an Pferdesfutter für den begleitenden Husaren sind dagegen 12 Sch. angesetzt.

Drei Böttcher hat Teterow nach Malchin zur Feldbäckerei senden müssen, um dort die Mehlfüßer zu „binden“; 24 Tage haben sie dazu gebraucht, sie erhalten 16 Schilling je Mann und Tag.

Großzügig ist eine Exekutionsabteilung in ihren Forderungen hinsichtlich Lebensunterhalt: der Gefreite verlangt für sich für Essen und Trinken 32 Schilling je Tag, für seine Leute 28 Sch. Dazu bekommen sie die gleiche Summe als Exekutionsgebühr ausbezahlt. Da auch Husaren gleichzeitig in Teterow einrücken, sind auch sonstige kleine Unkosten zu erledigen. Sogar mit $\frac{1}{2}$ Pfund Tabak für 4 Sch. werden die „Exutanten“ erfreut; hoffen wir, daß wir ihnen dessen Qualität zugesagt hat, der „Bülow“ Galgenknäster erfreute sich in jenen Zeiten seines großen Ansehens!

Auch ein Zukunftsommen von 4 Sch. auf ein Paket von 10 Reichstalern Münze, bei Auszahlen des Reisegeldes, wird dem betreffenden stadtseitig Beauftragten vergütet.

Unklar ist ein Zehrgeld für einen Einwohner, der wegen eines von den Husaren zwischen Malchin und Teterow ausgespannten Pferdes nach Malchin hat gehen müssen. — Billig wird der Stadt ein Kommando Dragoner, das mit etlichen hundert Pferden in Teterow einrückt und eine Nacht dort verbringt. Es werden nur 28 Sch. verunkosten, dafür erhält der Quartiermeister „wegen besonderer Gefälligkeit“ 2 Taler!

Auch die Kosten für Siegellack, Licht und Beutel, eine Geldsendung nach Rostock postfertig zu machen, werden mit 4 Sch. 3 Pf. gewissenhaft in Stadtrechnung angegeben.

Von Interesse ist der Preis der an die Preußen gelieferten Pferde. Die normale Taxe war 15 Taler, soweit es sich nicht um besonders gute Tiere handelte. Doch die angesetzten Tiere schwanken zwischen zehn und 35 Tälern, Überschreitung und Unterschreitung des Normalzahnes sind gleichmäßig häufig.

Unter den Wagenrechnungen sind zu erwähnen: 4 Wagen mit 11 Tonnen Bier nach Gnoien, 16 Wagen mit Holz zur Feldbäckerei nach Malchin, 1 Wagen Böttchergerät nach Malchin. Nach Gnoien gehen weitere Wagen mit Brot und Bier; war doch vom Engeren Ausschuss der Stände durch Staffette die Aufforderung ergangen, „denn einquartierten Städten sollte schleunigst Zufuhr und Assistance geschehen“. So bringen auch drei Einlieger 6 Ochsen nach Gnoien, das Ende 1758 besonders stark belegt gewesen sein muß.

Doch so schwer die Lasten auch für die Gesamtheit sind, im ganzen wird damals Ordnung und Manneszucht gehalten. Das beweist folgender Vorfall: Am 1. Januar 1759 hat Hauptmann von Posadowsky mit 4 Kompanien von Seiner Exzellenz des Herrn General von Dierksen Regiment althier die verwickelne Nacht gestanden. Dafür sind bei dem Senator Bauert extra ausgegeben: 16 Sch., die Fuhrleute, die die Equipagen haben fahren müssen, mitsamt den Reitpferden haben 2 Taler 12 Sch. bekommen, an Hafser für die Pferde sind 3 Taler verbraucht, ein Bürger, der einen Tornister von Stavenhagen hat holen müssen, bekommt 4 Sch. Die Kosten sind noch nicht 6 Taler. Dagegen hat aber eine Majorin, die die Nacht bei Frau Pastor Fiedlern zugebracht hat allein für 4 Taler Unkosten verursacht!

Die Anforderungen des Winters merkt man auch an den Ausgaben; ein Leutnant und ein Kommissar mit 4 Dragonern sind nach Teterow gelommen und haben sich von den hiesigen Handelsleuten „Bohen und Fornellen (Flanell)“ zumessen lassen. (Das gleiche wird auch von anderen Orten berichtet). Der Stoff wird nach Neukalen gefahren; 18 Taler 26 Sch. kostet der Stadt das Vergnügen! Dazu verzehren der Leutnant und der Kommissar noch bei Bürgermeister Wick 1 Taler 36 Sch.

Eine starke Belastung bildet für die Stadt die Belegung mit einem Lazarett, Januar bis April 1759. Die Insassen sind frakte Fuhrknechte. Hier von später Näheres!

An Handwerkern werden außer den Böttchern auch die Rademacher stark herangezogen. Sie müssen neue Räder nach Demmin liefern, sie müssen gar das ganze Mehlfuhrwesen zu Mederow (Pommern?) neu besorgen, und dabei ist die Bezahlung so schlecht, daß die Stadt für die 35 Tage dort einen Zuschuß von 17 Tälern gewähren muß.

Die unmittelbaren militärischen Fuhren nehmen im Laufe des Jahres 1759 zu. Daß Rekruten nur per Wagen transportiert werden — die Fahrten gehen nach Laage und Malchin — ist selbstverständlich, aber die Fahrten von Soldaten, von Gepäck, von einzelnen Offizieren werden jetzt häufiger. Nach den Altenangaben muß im Sommer 1759 Laage stärker belegt sein.

Dauernd sind jetzt Stadtboten unterwegs, zu Fuß, um Kurrenten zu überbringen, zu Pferde für weitere oder wichtigere Aufträge. So muß der Stadtbote wegen eines Darlehns nach Wookern und wenige Tage später, wohl nachdem er die Sache angemessen vorbereitet hat, folgen ihm zwei Senatoren, deren Reisekosten erheblich höher sind. Daß auch die Zinsen von angeliehenen Kapitalien in den Stadtausgaben eine bedeutende Rolle spielen, sei hier nur erwähnt!

Unter den preußischen Besuchern kann man 1759 geradezu von Stammgästen sprechen. So kommen Leutnant (von) Heinz und Kommissarius Ebert öfters. Ungern sieht man den Kriegsrat von Kleist, denn sein Kommen bedeutet stets schwierigere Angelegenheiten, so die Extraforderung von Pferden u. a. Vom Bürgermeister oder von einem Senator werden die hohen Herren gastlich aufgenommen, aber die dafür, berechtigterweise angeforderten Unkosten liegen meist unter 1 Taler. Die begleitenden Husaren bekommen ihre Ration auch in Natura, doch gewöhnlich werden 2–3 Rationen noch in Geld verlangt! Durchpassierende Trupps nehmen gern einen Bügeltrunk o. ä. wahr, Branntwein, Bier und Weißbrot. Ihren Wünschen kam man zweitmässigerweise möglichst schnell nach. So verlangt einmal ein Kommando von 5 Mann mit einem Rekruten einen Wegweiser; als dieser nicht so schnell „können herbeigehabt werden“, sind im Umsehn 9 Sch. bei einem Gastwirt vertrunken; doch weit ärgerlicher ist es, daß diesem dabei ein neues Unterhemd und eine „gedoppelte leinen-wollene Schlafmütze“ weggekommen: für beides rechnet er 1 Taler 24 Sch.

Die Preise steigen übrigens Sommer 1759 schon an; für ein Pferd rechnet man bis zu 48 Taler, für einen Ochsen 20 Taler.

Für die außerordentliche schwere Arbeit wegen der andauernden Kriegsunruhen bekommen damals drei Senatoren eine Entschädigung von je 8 Tälern.

Aus dem Mecklenburger Stadtleben vor 1600.

Ernst Böll.

Rostocks Verhältnisse erlitten seit 1550 eine sehr große Veränderung. Mit welchem stolzen Selbstgefühl diese Stadt trotz des im Jahre 1573 mit den Herzögen geschlossenen Erbvertrages erfüllt war, mag folgende Szene aus der Selbstbiographie des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen — einem der wertvollsten Beiträge für die Kulturgeschichte seiner Zeit — uns anschaulich zu machen. Herzog Heinrich V., des Friedfertigen, Tochter Katharina war an den Herzog Heinrich III. von Liegnitz verheiratet, welcher ein wüstes Leben führte, sehr große Schulden machte und sich endlich mit seinen Ständen so sehr entzweite, daß er im Jahre 1559 auf kaiserlichen Befehl verhaftet und seinem Sohne Heinrich XI. die Regierung übertragen wurde. Aus Armut unternahm dieser letztere nun hinfort, von Hans von Schweinichen begleitet, Bettelfahrten durch Deutschland. Überall wollen sie Geld leihen, und fordern große Summen, sind aber sehr befriedigt, wenn sie statt deren, um sie los zu werden, ein

kleines Geldgeschenk erhalten. Diese Angelegenheit führte beide auch zweimal nach Mecklenburg, zuerst im Jahre 1573 und sodann im Jahre 1578. Mit dieser letzteren Reise haben wir es hier zu thun. Hans v. Schweinichen erzählt uns von derselben, wie sein Herr mit dem Herzoge Heinrich III. gespielt und 20 Taler an letzteren verloren habe, und wie ersterem darauf der ganze Rest seines Geldes (er hatte nur 100 Taler bei sich gehabt!) und mehrere wertvolle Dinge durch einen Jungen gestohlen worden seien. „Wenn denn (heißt es weiter) mein Herr auch gerne von Güstrow weg gewesen wäre, so hatte er doch kein Geld und ich mußte deshalb h. Ulrich um eine Anleihe ansprechen, welcher meinem Herrn 300 Taler schenkte. — Darauf reisen sie über Wismar, Doberan und Rostock nach Ribnitz, wo der Herzog von Liegnitz seine Tante, die Äbtissin Ursula, besuchen wollte, Schweinichen wurde aber in Rostock zurückgelassen mit einem Schreiben an den dortigen Rath, bei welchem sein Herr eine An-

leihe von 4000 Taler machen wollte, „da er ja aus dem Geblüt und Stamm Mecklenburg wäre und die Stadt dem fürtlichen Hause Mecklenburg mit Unterthänigkeit verwandt sei.“

„Als solches (berichtet Schweinichen weiter) ließ ich mich beim obersten Bürgermeister angeben, daß ich wegen des Fürsten von Liegnitz den ganzen Rat anzusprechen hätte. Darauf werde ich etwas zur Geduld ermahnt, es währet aber nicht eine Stunde, so kommen zwei tapfere Männer in meine Wohnung und empfangen mich, vermelden mir daneben, da ich wegen meines Herrn den ganzen Rat ansprechen wolle, so wären sie jetzt bei einander und ich solle mich zu ihnen auf das Rathaus verfügen. Ich folgte ihnen und sobald ich hinauf komme, werde ich vorgelassen, allda saß ein alter Mann, der Bürgermeister, auf einer hohen Bank und acht Personen in ihrer Herrlichkeit auf jeder Seite. Der Herr Bürgermeister bot mir die Hand und setzte sich wieder, was auch ich tun mußte. Da ich nun nicht Befehl hatte, etwas mündlich zu proponieren, sondern nur für die Audienz zu danken und des Fürsten gnädigen Gruß, Gnade und Freundschaft zu entbieten und das Schreiben zu überreichen, so verrichtete ich dies, indem mir das Schreiben vom Syndikus abgenommen und dem Bürgermeister überantwortet wurde, welcher es aufbrach und öffentlich verlesen ließ. Darauf ließen sie mich abtreten und bald hernach hinaussagen, ich sollte mich in meine Herberge begeben, ein hochweiser Rat würde mir dort bald die Antwort sagen lassen. Sie ließen die vorhin erwähnten zwei Ratsherren mit mir gehen und ließen dem Wirt sagen, daß er mich wohl traktieren solle; schickten wir auch hernach viel Kannen Wein. Nach Tische kommen drei Ratsherren und halten eine lange Rede und schließen endlich: ob sie wohl wüßten, daß sie nun viele Jahre den Herzog zu Mecklenburg zum Schutzherrn gehabt hätten, so wären sie doch nicht seine Erbuntertanen, sondern so lange es ihnen gefiele, so lange wären sie untertäig, wüßten aber wohl, daß Ihre Fürstliche Gnaden aus dem Stamm und Geblüte des fürtlichen Hauses Mecklenburg wären. Wenn sie denn ihrem Schutzherrn mit einigerlei Steuer, oder sonst Utlagen zu tun, gar nicht verpflichtet, solches auch nicht täten, noch zu tun willens wären, so hätten sie mich bei Ihro Fürstlichen Gnaden sie bestens zu entschuldigen aus erzählten Umständen und denn, daß es bei ihnen nicht vorhanden; ja es werde bei ihrem Schutzherrn ein seltsam Ansehen haben, daß sie einem fremden Herrn mit solcher Geldsumme zu Hülfe lämen, und ihrem Schutzherrn ein Weniges abgeschlagen. Damit aber gleichwohl Ihro Fürstliche Gnaden gemeiner Stadt Zuneigung als Fürst aus dem Stamm Mecklenburg erkennen möchten, wollten sie Ihro Fürstliche Gnaden mit einem Becher sammt dem was darinnen wäre, beschicken und bitten, daß Ihro Fürstliche Gnaden der

Stadt in Gnaden gewogen bleiben wolle. Ob ich nun wohl gerne geantwortet hätte, sahe ich doch, daß es sich nicht schicken wollte, weshalb ich nur große Dankesagung tat, und daß ich es nicht allein Ihro Fürstlichen Gnaden vermelden, sondern auch das, was überantwortet worden, zu bringen und die große Ehre und Gunst sowohl der reichen Tractation bei Ihro Fürstlichen Gnaden nachrühmen werde usw. Der Becher war ungefähr 80 Taler wert und darinnen waren 8 Portugeser. (Goldmünzen je 40 Mark wert). Sodann machte ich mich wieder auf, weil ich in der Herberge ausquartiert war und zog Ihro Fürstliche Gnaden ins Kloster Ribnitz nach, wo ich von meinem Herrn mit großen Freuden empfangen ward, da er vermeinte, ich werde eine große Geldsumme mitbringen. Wie ich den Erfolg meldete, waren Ihro Fürstlichen Gnaden gleichwohl zufrieden. Es lagen Ihro Fürstliche Gnaden 6 Tage im Kloster zu Ribnitz und wurden nach Gestalt der Sachen wohl gehalten. Ich mußte zwar die gute, alte Abtissin um 3000 Taler zu leihen ansprechen, aber sie entschuldigte sich, daß es bei ihr nicht vorhanden wäre; jedoch war die gute Frau Abtissin so geneigt und schenkte Ihro Fürstliche Gnaden 100 Goldgulden, welche Ihro Fürstlichen Gnaden auch mit Dank annahmen. Wir waren sonst lustig und ich hatte diese zwei Tage über zwei Räusche“. — Von da machten sie einen kleinen Abstecher nach dem pommerschen Städtchen Barth (?), zu der Zeit auch eine fürtliche Residenz: „Dort wurden Ihro Fürstliche Gnaden gerne gesehen und lagen 8 Tage stille, brachten die Zeit mehrenteils mit Fressen und Saufen zu, denn sonst hatten Ihro Fürstliche Gnaden dort nichts zu tun. Wir waren aber wohl gehalten und hatten gute Bequemlichkeit; ich hatte sieben große Räusche“. Darauf reisen sie nach Ribnitz zurück und dann über Rensow (südlich von Tessin) zu Claus v. Oldenburg (in Wattmannshagen) „einem ehrlichen Manne, der mich zuvor für einen Sohn angenommen“ (vgl. S. 27). Er sah Ihro Fürstliche Gnaden gerne und gab, was das Haus vermochte. Lagen also drei Tage stille und waren lustig und guter Dinge. Er hatte eine schöne Tochter, die ich was lieb gewann.“ Sodann ging es zu Wiegand Matzan auf Grubenhagen, wo sie einen Tag stille liegen, gerne gesehen sind und so viel trinken, daß Schweinichen, welcher sonst in diesem Punkte doch etwas leisten konnte, abermals einen Rausch bekam. Darauf nehmen sie ihren Weg nach Lübz und endlich nach Güstrow, wo sie die Weihnachtszeit zubringen. „Ihro Fürstliche Gnaden, waren dort wohl gehalten, und durften sonderlich nicht trinken, waren aber sonst mit anderer Kurzweil lustig“. Schweinichen hat dort nur drei Räusche, und nach dreiwöchentlichem Aufenthalte ziehen sie reich beschenkt von dannen und verlassen das Land.

Mudderlein un Muddersprat.

F. Nöder, Tessin.

Kein Hand kann straken
woll so weik un so sacht,
un kein Og deit waken
so trug menniglich Nacht,
oewerall un in jedes Land
as Mudderog un Mudderhand!

Kein Hart kann gläuhn
woll in Leiw so warm
un kein Leiw is so rein

nich bi Niel un bi Arm,
sein Leiw un sein Hart
as Mudderlein un Mudderhart!

Kein Sprat kann bringen
woll Trost uns un Freud.
Kein Sprat kann dringen
Dörch uns' Seel un Gemäut
bet up den deipen Hartensgrund
as Muddersprat ut Mudderland!

Kein Sprak kann ranken
woll so karnig, voll Kraft.
Kein Sprak uns' Gedanken
in Not stiewt un strafft.
Kein Sprak uns so vertrut,
as Muddersprak, as Mudderlüt!

Mudderleitv un Mudderlüt,
twei Würd blot, doch ein Brügg'
Dei uns ut Düsternis herut
führt in dat Dellernhus torügg.
Oh Mudderlein, oh Mudderlüt,
Du Herrgottssaat, uns' Hartensbrut!

Der Klumphof.

Karl Küls-Lant.

„Jung, weißt das Neueste?“ „Nee.“ „Wir sollen Erbhofbauern werden!“ „So.“ Der Klumphofbauer Hinnick Kräse ist es, der so spricht, und sein Sohn Johann, der ihm antwortet. Der alte Bauer bezieht sich auf die Unterlippe. Das ist kein gutes Zeichen für seine Gemütsverfassung. „Ich meine, Jung, unsere Stelle ist im Leben kein Erbhof. Ist zu klein.“ „Mit seinen hundertundachtzig Morgen?“ „Hungerboden, sag man! Für mich leg ich keinen Einspruch ein, Jung. Meine Zeit ist bald rum. Ich tu's für Dich. Du kommst auf Altenteil zu reiten. Was das bedeutet auf dem Fliegensand, das weiß ich von früher. Und die Abgaben werden in der nächsten Zeit nicht geringer.“ „Um,“ brummt Johann und poltert nach draußen, um die Pferde aufzuschirren zum Pflügen.

Als er da draußen in seinem ureigenen Element handelt und der Hauch frisch aufgeworfener Schollen ihm wohlige die Lunge belebend weitet, muß er wieder an des Vaters Worte denken: „Unsere Stelle ist kein Erbhof. Ist Hungerboden.“ Unwillkürlich fliegen auf den Ahnwenden die Blicke über die ebene Fläche: über die weite Sandlehne, welche viele Arbeit fordert und wenig Löhnnung bringt; über die achtzig Morgen große Wiese mit der fruchtbaren Vorhorst, dem sumpfigen Grund und der großen, verklumpten Siedhorst, über den Klumphof selbst da oben. Breit und behäbig liegen Haus und Scheune und Stallung da mit den düstern Ringmauern und den Strohdächern, umrauscht von alten Birken. Uralt sind sie, diese Bäume. Die Ueberlieferung weiß davon. Des Vettergroßvaters Urgroßvater hat sie gepflanzt nach dem großen Kriege. Der hat auch das Haus neu errichtet, nur vergrößert worden ist es später von seinem Enkel. Und seit Urenkel hat die Scheune, dessen Sohn das Schweinehaus errichtet, dessen Sohn wieder — des Jungbauern Großvater — hat die Vorhorst der Wiese entklumpt, Vater hat den Betrieb mechanisiert und will die Scheune umbauen und vergrößern, damit er, der Jung, sorgenloses Anfangen hat. Siehe, so hat jeder sein Teil zum Wert der Stelle beigetragen. Und so hat sich auch der Hof vererbt. Ein altervererbter Hof — na, und dann kein Erbhof?!

Gewiß, ein Erbhofbauer soll so gestellt sein, daß er jederzeit allen öffentlichen Ansprüchen gerecht werden und dann noch standesgemäß leben kann. Wie war's ehedem mit dem „standesgemäß“? Seit 1552 sind sie hier ansässig, die Kräses — vielleicht schon länger! — aber mit dem „Gutleben“ sah es oft man mäßig aus. Kriegsvölker strolchten durch das Land und ernsteten, wo sie nicht gefüttert hatten. Der rote Hahn flitterte über Haus und Scheuer. Die Pest riß in die Totengrube, was stark und froh war — aber die Scholle war stärker als Krieg, Feuer und Tod. Der Bauer starb und seine Frau und die Kinder starben auch, aber von irgendwoher kam ein abgesprengter Sproß der Familie und setzte fort, was der Onkel verlassen mußte. Er ist nicht reich geworden auf dem Klumphof, aber das Kirchenbuch berichtet, er hat seine acht Kinder gereest und gereuft und zu Brot gebracht. Mehr wollte er nicht. Er selbst ist angefangen mit ein paar Scheffeln Korn zur Aussaat und zwei Kühen, die

ihm die Regierung als eisernes Inventarium gestellt hatte. Er hat trockenes Schwarzbrot und rohe Rüben gegessen und Wasser getrunken und ist gesund dabei geblieben und stark obendrein. Seine erste Sorge war die Erhaltung der Scholle und seine zweite die Erlegung der Bede. Als ihm das Bargeld fehlte, überbrachte er — so besagt ein altes Quittungspapier — dem Fürsten fünf Jährlinge. Er gab der Scholle, was sie bedurfte, und dem Fürsten, was des Fürsten war. Mehr fordert man heute auch nicht. Und dann sollte der Klumphof kein Erbhof sein?!

Gewiß, Vater hat recht: Die Abgaben werden höher werden. Deutschland hat einen verlorenen Krieg bezahlt, hat Frankreich aufgerüstet, hat vierzehn Jahre Misshandlung erlitten und soll nun Schulden verzinsen und abtragen, soll aufbauen und sich wehrhaft machen. Das kostet Geld. Sie haben bisher ihr gutes Auskommen gehabt, die Kräses, aber sie waren fast ohne fremde Hilfe, ohne Altenteil, ohne kleine Kinder; alle Kräfte konnten dem Boden zugute kommen, alle Mittel der Wirtschaft zurückgegeben werden. Will er ferner sein Auskommen haben, Johann Kräse, dann muß er versuchen, dem Boden mehr abzuringen. Statt einer Aehre zwei ernten. Das ist nur möglich durch reichliche Düngung. Zum Dung aber gehört Vieh. Zum großen Viehstapel reichlich Grünland. Na, und damit hapert es. Die Weide geht noch an, aber die leidige Wiese! Die Siednis in der Mitte müßte entwässert und womöglich neu angesamt werden. Aber wie entwässern? Durch die Siedhorst ist schwer ein Graben hindurch zu bringen, weil fester Klump unter der Narbe jedem Gerät widersteht. —

„Ruck!“ sagt es. Die Pferde fliegen zurück. Johann wirft den Pflug stöhnend herum und bricht dabei einen größeren Stein heraus. „Daz ich es mir nicht gedacht habe!“ knurrt er, „an dieser Stelle wollte niemals das Korn gedeihen, denn Klump verhinderte es. Ich werd' den Stein schon brechen!“ Er zieht den Pflug tiefer; ein paar mal müssen die Brauen sich lang machen, und einige Platten von je einem Quadratmeter Größe kollern in die hohe Kante. „Blau wie Stahl, undurchlässig wie Kort, hart wie Stein,“ brummt der Jungbauer. „So'n Zeug liegt auch in der Wiese. Wenn unsere Scholle uns ferner ernähren soll, dann muß ich dabei gehen und den Klump in der Siedhorst ausbrechen. Tag für Tag. Damit gewinne ich Boden und Steine zur Scheune. Mehr Nahrung. Und kann Erbhofbauer werden.“

Am Abend, als Johann die letzte Furche der Ahnwenden gezogen hat und heimgekehrt ist, berichtet er Vater von seinem Vorsatz. In diesem Winter noch will er die Wiese entklumpen und entwässern! Schweigend hört Vater ihm zu und sagt bloß: „Versuch es, Jung, aber es kostet Knochen. Doch dein Schade wird es nicht sein!“ Nun läßt Johann den Pflug neu beplatten und schärfen und zwei Brecheisen anfertigen. Nach drei Tagen zieht er hinaus in die leichtgefrorene Wiese. Zwei Furchen zieht er in die leichtgefrorene Wiese. Zwei Furchen zieht er in die

Runde, damit ist soviel Gestein freigelegt, daß er einen

vollen Tag Arbeit hat. Und was für Arbeit! Oft brecht ihm, das Gestein sei unzerbrechbar, aber die Picke frisht ein Loch hinein. Die lange Brechstange spaltet die Platten, und wenn er seines ganzen Körpers Kraft dagegenlegt, vermag er sie langsam aufzuklippen. Die Finger werden rissig von dem kalten Nass; sie werden blutig gerissen von dem zackigen Gestein; seine Lenden sangeln bisweilen, und der Körper wird geschüttelt von Schweiß und Nässe und Nordwind, aber er kennt nur ein Ziel: aus einem Halm zwei machen, um erstmal selbst existieren zu können; um der Obrigkeit gerecht werden zu können; um dem deutschen Volle die Nahrungsfreiheit erklämpfen zu helfen. Er ist kein Politiker, Johann Krause, und nebenfächlich ist er über die Parole „Erzeugungsschlacht“ hinweggegangen, aber nun erkennt er die Schwere dieses Wortes, die Härte des Kampfes, die hohe Verantwortung des Bauern. Das gibt ihm immer wieder von neuem Mut, und wenn beim Ziehen das Beipferd bisweilen in den entklumpten Boden einsinkt und sich scheut, aufs neue die Furche zu betreten, ruft er ihm zu:

„Zieht nur, ihr Pferde! Wir werden es zwingen: Die Scholle soll Nahrung, nicht Hunger uns bringen!“

So vergeht ein Tag nach dem andern, und eine Furche reiht sich an die andere. Ein Steinhaufen wächst neben dem anderen aus der Erde. Und als die Märzsonne an die Frühjahrsäussaat erinnert, zieht der Jungbauer die letzte Furche in der Mitte: „Diese wird vertieft als Abzugsgraben!“ Acht Tage lang fährt er Steine vom Acker, und als anfangs Mai die Frühlingssaat beendet ist, bereiten die Eggen das Saatbett, und eine schwere Walze drückt den Grassamen, den feinen, in die Erde. Dann wirds lebendig auf dem Klumphof, Maurer fügen die Steinblöcke zusammen zu Mauern, und nach zwei Wochen feiert die Dorfschaft bei Krauses Richtkost: die Scheune ist um das Dreifache vergrößert worden.

Das gibt abends ein munteres Gesage. Sie sind alle gekommen, die Bauern des Heideortes: vom Schulenhof, Tannhof, Uhlenhof, Brinhof, Fährhof und sogar der reiche Stuer vom Eikhof. „Na,“ meint Stuer, „Gesaß hast mir übergemug. Aber du hast ja die Steine.“ „Werd den Raum all vollkriegen, Vater Stuer,“ lacht Johann, „wenn die Wiesen was hergeben!“ „Nee, nee! Zu sauer, Johann!“ „Sind geballt und entwässert, Rahber!“

„Nee, nee, glaub nicht dran!“ „Deine geben doch auch was her!“ „Taaa, meine! Kannst den Eikhof doch auch nicht mit dem Klumphof vergleichen!“ „Wer peiß —!“

Allerdings hat der Eikhof ein anderes Gesicht. In Siednis gelegen, wird das Gehöft von zwanzig alten Eichen umrauscht, und über zwanzig Milchkühe sind Satz auf der Stelle. Die Stuers sind aber auch ein stolzes Geschlecht: seit 1380 führen sie — laut eines alten Privilegs des Fürsten — auf dem Hof, und nichts hat das Geschlecht wankend machen können, so wie etwa den Fährbauern an der breiten Heidebeeke. Da waren die Brodows gesessen seit Gründung um 1400, aber Kränklichkeit ließ den letzten Anerben verkaufen, und seitdem wechselten die Besitzer wie in einem Taubenschlage. Jeder suchte seinen Profit aus der Stelle. Der eine nahm die alten Hoseichen mit, und kahl liegt das Gewese nun da wie ein gerupfter Vogel; der andere fällte die Birken im Bruch; der dritte verringerte den Viehbestand, und Joachim Flöt, der jetzige Besitzer, hat seine Zuflucht zur Umschuldung nehmen müssen. Der Boden will mit aller Kraft durchdrungen, von jeder Generation neu erworben werden, sonst gibt er seinen Segen nimmer her! Anders als die Brodows denkt Uhlen-Vater. Als sein jüngster Sohn vor drittthalb Jahren verarmte — er war einem Spekulanten in die Hände gefallen — nahm er ihm sofort auf dem Hof an mit Frau und Kindern: „Bleib, bis sich was Passliches findet. Kannst uns arbeiten helfen. Sobiel Brot wächst noch auf dem Uhlen-Acker, daß ihr vier Euch mit fassen könnt.“ Der Heimatboden hatte die Kinder großgemacht; auf ihn finden sie sich wieder zusammen in Freud und Not.

Krauses Johann ist man allein. Einziger Sohn. Aber er will sich dereinst nicht mit einem einzigen Kind zufrieden geben. „Der Hof kann mehr großmachen,“ sagt er. Und er hat recht, denn die Wiese bringt in diesem ersten Jahr schon statt dreißig Fuder Heu deren achtzig und nächstes Jahr sicher über hundert. Da schüttelt der dicke Stuer doch den Kopf und brummt: „Wie ist möglich!“ Und als im Herbst Klump-Johann bei ihm vorspricht und vom Heu und Vieh anfängt zu dröhnen und von seiner Tochter Marie aufhört, da sagt er nicht: „N Hungerbauern soll sie nicht!“ sondern: „Was Euch an Vieh noch fehlt, soll Marie all mitbringen.“

So ist der Klumphof ein Erbhof geworden.

Alt mine Festungstied.

(Fortsetzung).

Dunn let de General sinnen frischen Blick so still tau de Ird' hensacken, un 't was, as wenn en lisen Schudder aewer em famm: „Und diese einzige, liebenswürdige Tochter,“ säid hei, un de Würd', de kemen so swor, so langsam ut em 'rut — „diese einzige Tochter eines durchaus bravem Vaters ist am heiligen Weihnachts-Abend zu derselben Stunde gestorben, in der er den Straßling erstach — und der Vater ist im Irrenhaus.“

Ich stunn as angedunnert. En Mann voll Kraft, voll Leiv', voll dägte Gesundheit — un wahnsinnig! — wahnsinnig durch eine einzige rasche, hastige Daht, de as en swarten Stein in en rühmlich, ihrenvull Leben herinne sollen was!

De General drückte mi de Hand: „Es tut mir leid, Ihnen mit einer so traurigen Nachricht für Ihre Begleitung danken zu müssen.“ Un dormit gung hei sinen Faustglock wider.

Ich dreichte mi üm un gung nah Hus taurügg, un as ic so in würlige Truer dorhen gung, Dunn föll mi 'ne Predigt von en ollen katholischen Preister in, wat en

Waterpollack ut Neuer-Schlesigen was un up Regierungsbefehl dütsch predigen füll — ic hadd oft doraeuer lacht — hei predigt: „Was is menschliche Leue? — Menschliche Leue is, wie Strohdach, kommt Wirbelwind, perduzt fällt um.“

Ich hadd oft doraeuer lacht; nu aewer, as ic dörch de schönen grünen Wischen un dat leitliche, olle bekannte Land tau Hus gung, Dunn hadd ic keine lächerlichen Gedanken, Dunn aewersett' ic mi de Predigt von den ollen iherlichen Papen: „Was ist menschliche Vernunft? Menschliche Vernunft ist wie ein Strohdach; schickt unser Herrgott einen Wirbelwind, dann ist sie dahin.“

II. De Festung M.

Kapitel 6.

De Reiss' nah M . . . gung los. Wedder fahle Feller Feller un grußiges Weder. Nemmer von landrätslich Amt tau landrätslich Amt, männigmals of blot man tau 'n Herrn Burmeister. Ball en Faufschandor mit Schapschin-

ken un Seitengewehr in den Wagen, ball en Verittener mit Siefsäbel im Pistolen bu ten den Wagen. — Wenn mi dit lechte Glück drop, hadd ic vel Bergnäugen im Ogenweid; denn wenn min Schandor tau Pird' so rechtlich un linksch von den ollen Planwagen, in den sei mi as asschreckens Bispill in den Lann' herümmertarjolten, herümmertanflankerte, un de Fuhrmann in en Lisenwagen-Schritt dörch de Dörper un Städter hendörch paradierte un tauscht bi 'n Wirtshus anhöll, denn drängt sich Allens üm uns 'rum un besel mi, dat ic fülvost ordentlich gefährlich vörkamm un tau gliser Tid gruglich, as wenn ic bi lewigen View' späulen ded un mit meinen Kopp unner den Arm mang all de Menschen herümgüng. — Ja, 't was en würlich fierlichen Uptog, un dat fäulten fülvost de lütten Stratenjungs, de uns ümmer dat Geleit gewen un mi mit allerlei Threntitel begrüßten, de sick up en Hor as Spitzbauw anhürtten.

Kamm ic denn des Abends nah so vele Upmarksmaleiten in min Nachtkwartier, müßte ic jedesmal noch irst en Befäul bi den Herrn Landrat oder den Herrn Burmeister malen, un de gewen mi denn-tau mine Unnerholung zwei ihrwürdige, utrangische, öllerhaste Börgers mit in min Wirtshus, dat sei nebenbi dorup seihn, dat ic nich weglep un den königlich preußischen Staat an alle vier Ecken anstückte.

Weistendeils wieren 't luter brave, olle Herrn, un seinen einzigen heww ic dorunner drapen, de nich tauscht, wenn ic mit Fragen binah dod quält was, mi 'ne wollslapende Nacht wünscht un as leutes Wurt de Ansicht utspraken hadd: „Je, aewer unsren König hewwen Sei doch dodmafen wüllt.

Unner uns, in de Wirtsstuw', seten denn de Hunneratschonen von de Stadt un nödigten sicl den Schandoren 'rinne, un de müßte vertellen un drinlen, un wat hei vertellte un wat hei drunl, müßte ic Allens mit mimen ihrlichen Namen betahlen.

So kemen wi denn grad an den ersten Österdag 1837 in de lütte Stadt B... un as ic de Ihr genaten hadd, mit den Herrn Kreissekretär Bekanntschaff tau malen, geñöt ic dat Bergnäugen, dat mi en schönen Slichter von lütte, nüdliche Stratenjung's nah 't Wirtshus taaträgg bröchte, wo ic denn wedder von mine gewöhnliche Wach in 't Gebett namen würd.

Desen Abend füll dat aewer beter för mi uthau'n, denn de Wirt, en groten Mann mit en fründlich Gesicht — Stier würd hei heiten — lamm nah mine Stuw' ruppe un nödigte mi, den Abend in sine Tomili tautaubringen. — „He,“ säd ic un sel mine beiden ollen Herren an. — „Oh,“ antwurt' te hei, „dat hett nicks tau seggen, de beiden kenn ic — Meyer, gahn S' runner un laten S' sick en por Buddel Bier gewen.

Meyer gung, un ic gung ol.

Dor satt ic also nu nah lange Tid tau 'm ersten Mal wedder in 'ne Tomili, mit an en runnen Disch, un drunk Tee un hürte dat Klavierspelen mit an. Musik hadd ic in S., wo ic tauirst satt, in vullen Mat tau huren kregen: mein gutes Herr Bohlchen spelte mi alle Abend mit de Ouvertüre von de witte Dam' in den Slap, so dat ic sei hüt un desen Dag noch heil un deil nahfläutnen kann: frere Braunen hadd dat Unglück 'ne Fidel in de Hand gewen, de jeden Dag drei Stunn'n lang de gruglichsten Strabazen uthosßen müßt, un as de Bur unner mi mit dat Hurn anfang, dummi kunn ic mi nich anners helfen, ic krep nah den Waterkraus un göt em — platsch! up mine Delen, dat hei dörch den ollen slichten Bred'baehn dörchdrew un unnen as 'ne gadliche Dackrön ankem un em tau 'm wenigsten dat hadermentsche Notenblatt dörchweiltte. — De Musik was dat also nich, de mi hüt so warm üm 't Hart makte, 't was ol nich de warme Aben, ic hadd jo doch ümmer,

wenigstens des Abends, en warmen Aben hatt. Wat was 't denn? Dunnmals wüsst ic dat nich; nu weit ic 't aewer, dat wiren all de warmen Strahlen, de in den Kreis von so 'n runnen Disch tausamen scheiten; för mi an desen Abend de Erinnerung an de säute, glückliche Tid, wenn de olle Herr Amtshauptmann Bewer mit min Nutting an so'n runnen Disch Tee drunk; för mi an desen Abend, as wenn ic in Parchen bi de Fru geheime Hofrätin an den runnen Teedisch satt, um Adelheid inschenkte; för mi an desen Abend, wil dat sic rings üm mi 'rum so 'n ihrliches un nich taudringliches Mitgeföhrl utsprol, wat mi aller wegen entgegenkamm, ahn mi weih tau dahu. — Dat was, as wenn en Soldat, de Jöhre lang in'n Biwacht legen hett, tau 'm irsten Mal in en Dunnbedd herin kümmt.

Gott segen de Lüd', de dat an mi dahn hewwen, de mi tau 'm irsten Mal in dat wille, weustie Lewen de ruhige Aukerstädt för de Taulkunst wesen hewwen! Ach, sei lagg noch wid! — Gott segen dat gaudie Mäten, wat mi an desen Abend bi de Mahltid de Tüsten aßpöllte!

Doraewer mag Männigein lachen, un ic hadd 't jo ok fülvost dahu. kummt; ic hadd jo min Stäweln fülvost puht, ic hadd jo min Bedd fülvost maht un min Stuw' utseg, ic hadd jo min Tüsten fülvost schellt; wat was dor wider bi! — Dat müßten betere Lüd', as ic was, Allens dahu: aewer dat mi hir tau 'm irsten Mal 'ne fründliche Mätenhand so entgegenkamm, dat ded 't Tau 'm irsten Mal nah so lange Tid! — Nu deilt dat mine leive Fru ümmer bi de Pöllküsten, un ic bün ehr dorfür führ dankbor; aewer ic bün dor nu all an gewennt.

Un ic in dese Gesellschaft? — Natürlich so unbehülplich as maeglich. — En Zenenjer Student is för de menschliche Gesellschaft all en führ unverdauhlichen Happen, un wenn de noch drei un en halv Jahr up preußische Festungen inpökelte ward, denn ward het woll, taumal för de Dams, en beten tag wesen. — So was 't denn nu ol dit mal, un vel Bergnäugen hewwen de Dams an mi nich hatt. Aewer ic desto mihr an ehr; un as ic gegen elwen tau mine ollen Herren heruppe kamm un tau Bedd gahn was, dummi säd ic recht glücklich tau mi: „Uns' oll Herrgott lewt noch!“ un möt mit desen Gedanken jo ok woll inslapen sin.

Bon nu an müßten wi en groten Bogen maken, wil up unsen draden Weg en armer dütches Vaderland lagg, in dat keine preußischen landräthlichen Aemter Mod' wiren, un ahn de führten wi uns fast, de müßten wi hewwen.

Desen Dag — den zweiten Österdag — kemen wi nah Z.: hir was kein Landrats-Amt, un de Burmeister was nich tau Hus un was in de einzigste Glaskutsch, de in de Stadt uptaubringen was, en beten bi finen Swigerbader vader tau Befäul führt; de Schandor müßte also Allens up eigene Hand anordnieren. Dit würd em denn licht, denn in dat Wirtshus, wo wi aßtegen, seten ungefähr fästig olle Herren un drunken Bier, hei wähltie sich zwei von de besten mang ehr ut, de seit' ten sich en beten bei nah mi 'ranne, drunken ehr Bier wider un fungen mit de herkömmlichen Fragen an. De Wirt, noch en jungen Mann, stunn dorbi un hürte tau, un as hei vernamm, dat ic en Meckelnbörger was, kamm hei neger un grüßte mi as Landsmann.

„Mein Gott!“ frog ic em, „wo kamen Sei hierher?“ — „Ah,“ säd hei, „dat is jo nich so wid; von hier bet an de meckelnbörgsche Grenz kaenen gradtau teih bet twölw Milen sin.“ En Wurt gaww dat anner, hei was ut Grabow, hei lennte weck von mine Bekannten, ic weck von sine; hei frog angelegentlich nach Al... bach, de ol seten hadd, un de nahfsten Burmeister in Anklam was un nu in Amerika is. Wat gung mi allens dörch den Kopp! So neg' bi de Grenz! un hadd ic de in den Rücken, denn

funnen de Preußen mi nahsläunter. De Wirt hadd mi maeglich Börschub dahm, maeglich of en Börschub an Geld makt, dat fehlte mi; hier was kein Landrat un kein Burmeister, de Schandor was mit den Wagen wedder taurügg führt, un de anner, de mi in Empfang nehmen füll, was wohrschinlich of nich tau Hus, denn hei hadd sic noch nich seihn laten; ic was allein up mine beiden ollen würdigen Herren anwesen, un de wedder up ehr Bier, un dat Bier was en gauden Fründ von mi un von Zena her un stunn mi bi, dat wüsst ic! Achteihn Gröschen hadd ic up de Reis' däglich tau vertehren, un hüt hadd ic noch nich vel vertehri, ic hadd also noch en schönes Deil Gröschen bi den Wirth in Börrath, un för de let ic mine beiden ollen Herrn slätig inschenken. — De Wirt markte Müs', dat was mi leiw, denn hei swieg un malte en Gesicht as „wat gelt mi dat an“; ic frog bi weg'slang so verluren nah den Weg; dat gung Allens wunderschön; blot zwei Ding' wiren slimm, kein Geld in de Tasch un buten zwei Faut hogen Sneli un kein Weg un kein Steg, denn dat fesselte noch ümmer sacht von den Hewan dal. Aewer wat mi tau 'm Schaden was, was jo de of tau 'm Schaden, de mi wedder gripen wullen.

As dat düster worden was, gung ic 'ruppe nah mine Stuw' un treckte mi min besten Stäwel un zwei Hemden an, ein aewer dat anner, mi gegen de Küll tau wohren, denn Aewertrekers goww 't Dunn noch nich, un en Mantel hadd 't bi mi noch nich affsmeten. So, nu was ic farig, nu kunn 't losgahn; aewer Geld! — Ach, un nu kamm mi noch en anner Bedenken, un dat stödd' den ganzen Plan üm.

Min oll Vader hadd mi binah in jeden Breif beden, ic füll doch meindag' nich up en Fluchtversäuf verfallen; hei wir en ollen Mann, un wenn ic flüchtig würd, kregen wi uns seindag' nich wedder tau seihn; ic müsst jo ball fri kamen. Natürlich müßten wi ball fri kamen, dat was jo uns' Morgen- un Abend-Gedank, dat schreven uns uns' Döllern, dat säden uns de Gerichtspersonen, dat säden uns uns' Verteidiger, wi füllen man jo nich appellieren, denn denn durte dat noch lang', wi füllen uns man blot an de Gnad' von den König wennen. — Je, de Gnad'! — As hei dod was, Dunn kamm de Gnad'! — Aewer ic hadd minen ollen Vader fast verspraken, nicht an Flucht tau denken, frilich tau 'ne Tid, as ic noch nich weiten kunn, dat sei mi mal so licht warden würd; aewer ic müßt jo doch nu ball fri kamen!

Dat was dat Grausamste bi dat ganze Verfahren, dat von allen Siden in uns ümmer de Hoffnung weckt un nahsten denn von de Ministerbeinen un de staatsräthlichen Beinen tau Schanden peddt würd.

Deje Nacht kamm nich vel Slap in mine Ogen, ic termundbarst mi, füll ic 't dauhn un dürwt ic 't dauhn? Kaenen kunn ic 't; mine beiden ollen Herren slepen in de Sofaecken ehren Slap von wegen ehre Gerechtigkeit un von wegen min Bier, ic lagg in min Sledungsstüden dwars aewer min Bedd, unner mit was dat noch lang' lewig, un de Husdör müßte noch up sin, denn 't was jo de zweite Ostertag. — Aewer ne! ic müßt jo so wi so ball fri kamen! Icf treckte mi ut, läd mi in 't Bedd; aewer slapen kunn ic nich, mi gung tau vel dörch den Kopp.

Was 't recht, oder was 't unrecht, dat ic bleuw? — Wer weit 't. Wee von uns sind glücklich dörchlamen: von Massow ut Kolbarg, Bönninger ut Silverbarg, un Wagner un Reinhardt ut Magdeborg, aewer dat sei dördörch vel glücklicher worden sind, heww ic nich hüt. Wat soll so 'n halwe düttsche Jurist oder Theolog, un wenn 't of en Mediziner is, in de Frömd? — För mi was 't jedenfalls gaud, dat ic den Plan upgewen hadd, den annern Morgen wiren 't 16—17 Grad Küll, un de Sneli lagg kneihoch; ic wir gewiß de Nacht verklamt.

Den annern Morgen kamm de Schandor mit en Planwagen vör de Dör gehottet. De Nacht hadd ic nich slapen, denn früst den Minschen so all ümmer, un nu noch 16 Grad Küll un nicks up den Liw'. — Dat was denn nu en stark Stück. — Aewer ic möt dat den Schandoren tau 'm Küll nahseggen, hei sorgte för mi nah Maeglichkeit, hei gaww mi 'ne Pird'deck üm de Faut; aewer wat hülp dat All? De Wind pusste uns grad in de Tähnen, in den ollen Planwagen herin, dat mi de Seel in den Liw' frür.

Up den halwen Weg nah L. begegnete uns der Herr Burmeister in sine Glaskutsch un höll an, as hei den Schandoren sachun frog em, wojo un woans? — hei hadd en warmen Mantel üm satt in 'ne dicht taugemakte Glaskutsch, führte mit den Wind un bi em satt 'ne lütte warme, junge, hübsche Fru un sel mit rosenrode Backen dörch de Glassfinstern. Ach, wo girt hadd ic mit em tuscht un hadd mit sine lütte warme Fru Burmeisterin mit den Wind in de Glaskutsch seten. Aewer dat let sic denn nu doch nich maken; also man ümmer „Füh!“

Den Abend kamm ic in Kloster L. an. In de Wirtsstuw' seten en Stückener acht bei teihn junge Lüd', de sic ball as W... barger Primaner utwesen; ic gung in de düsterste Et herin un sett'e mi an den Aben. Dat wiren ganz frische, nette Burzen, un ic hadd för so 'ne Ort en Hart, as ic dat of hüt noch heww; aewer ic müßt den Abend irst dörchdäuen.

Sei drunlen Punisch, un as ic mit minen Schandoren herinner kamm, Dunn würd dat en Flustern un en Riken, denn sei müggten jo woll marken, wat för en Geisteskind sei vör sic hadden. De Schandor müßt den Wirt, un de Wirt ehr wedder Utkunft gewen, un as sei sic dorvon gewertigt hadden, dat sei mit en richtigen Königsmörder tau dauhn hadden, kamm de Ein', wat woll ehr Debberst was, an mi 'ran, präsatierte mi en Glas von ehr Gedrank un frog mi, wat ic mi nich mit ehr en beten tausamen setten wull. Icf müßt dit aflehn; ic was würllich tau kaputt; aewer dat hinnerte em nich, mi in Korten tau vertellen, dat sei nu all up dat W... barger Gymnasium 'ne lütte nüdliche düttsche Burschenschaft stift hadden, un dat hei de Spreker dorvon wir.

Dat was jo ganz nett; de Königlich preußsche Staat hadd uns as afschreckend Bispill vör aller Welt henstellt, un nu singen de Primaner up de Schaulen all dormit an, womit wi uphürt hadden. — Ne, 't is niels mit de Doddsstraf, un mit de Afschreckungstheorie irst recht nich!

As en ihslichen Mann röd ic em, hei füll Düttschland sinen ollen scheinen Gang gahn laten, em kunn 't süs as mi gahn; aewer hei wüsst dat beter — je jünger de Lüd', desto beter weiten sei dat jo — sei hadden 't vel tau sin infädel mit Spitznamen, Zichwurt un geheime Verswoerung.

Dorbi was nids tau maken, ic gung tau Bedd.

Kapittel 7.

Den annern Dag kemen wi nah M. un 't was grad de höchste Tid, süs wiren wi woll för 't Früste nich hafamen, denn nu soll dat grugliche Sneli weder in, wat anno 1837 in de ersten Dagen von den April in Norddüttschland alle Weg' un Steg' verslot.

Wi führten tau 'n Platzmajur, de up de Zitadell wahren ded. hei was vör mine Tiden Platzmajur tau S. west, von wo ic eigentlich herkamm, ic müßt em denn vertellen, woans dat dor utseg', un dorbi sel ic ut dat Finster, woans dat hier woll utseg'. As hei dit sach, schüddelte hei den Kopp un säd: „Hier bleiben Sie nicht, Sie kommen in das Inquisitoriat.“

(Fortsetzung folgt.)

Ostmecklenburgische Heimat



Halbmonatsschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. und 3. Sonntag jedes Monats. — Bezugspreis monatlich 30 Pf. zugänglich Bestellgeld; für die Abonnenten der „Teterower Zeitung“ gratis. — Erscheinungsort Teterow. — Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malchiner Straße 15, Fernruf 367.

Jahrg. 9

Teterow, 31. Mai 1936

Nr. 11

Das Pfingstevangelium

(Lucas Kap. 2, Vers 1 ff) in der plattdeutschen Uebersetzung des Pastors lic. Ernst Voß.

Un as dei Pingstdag dor wir, dunn wiren sei all indrächtig up ein Flach tausamen. Dunn wir mit eins 'n Suse an'n Hewen tau hüren as von'n groten Stormwind, un dei Drähnung dorvon güng dörch dat ganze Hus, wo sei sick uphollen deden.

Un Tungen kemen ehr tau Gesicht as von Füer, un dei deilsten sit. Un dat würd sit up einen jeden von ehr dal-setten.

Un sei würden all vuss von Heiligen Geist um füngen nu an, in annen Spraken tau snacken, ümmer so, as dei Geist ehr dat gewen ded', wat tau seggen.

Dor wiren aetwerft of Juden bi, dei tau Jerusalem

wahnien deden. Dat wiren gottsfürchtig Lüd', un sei stamnitte ut alle maeglichen Männer von der Frd'.

As sic des' Stimm nu hüren let, dunn lepen dei Lüd' tausamen; un sei würden nu bestutzt; denn jederein hürt' ehr in sin eigen Sprak reden.

Un sei stamnitte, un 't nehm ehr Wunner, un sei sädien: „Sünd des' Lüd', dei dor reden daun, nich all ut Galiläaland? Wo geihi dat nu tau, dat wi dat nu jeder in dei-jenig' Sprak hüren daun, wo wi in grot worden sind? Wat kann dat tau bedüden hebbien?“

Ümmer aetwerft spijölkten doraewer un sädien: „Dei heb-ben man tau veelen säuten Win drunken!“ (gekürzt).

Pfingstfahrt.

Bon L. H.

„Prrr!“ sagt Vetter Willem, der Wizbuer, und zügelt seine Pferde vor unserem Hause, eine halbe Stunde vor der verabredeten Zeit. Vetter Willem hat den unausrottbaren Glauben, daß „dat Stadtwolt“ es gar zu gern möchte, wenn Pferd und Wagen, um Reid zu erregen, recht lange vor der Haustür hielten, sein „Prrr!“ ist daher stets das Signal zu erhöhter, fröhlicher Geschäftigkeit. Ich laufe, den Arm voller Decken, die Haustürstufen hinunter, um Vetter Willem zu begrüßen und gleichzeitig ein bißchen um den Wagen herumzuschlüpfeln und begierig den ländlichen Geruch, dieses Gemisch von Leder, Pferdestall, Korn, Heu und Kuhstall, einzutreten, herrlich! Auch dieser Geruch gehört zum alljährlichen Pfingstglück! Und dann muß ich die brave Stute Berthalda ein bißchen zärtlich kloppen, die mit ihren ebenso tüchtigen Töchter meinen Vetttern auf allen ländlichen Reiterfesten erste Preise bringt, so daß das gute, alte, liebe strohgedeckte Bauernhaus bald die Fülle von Silber und Kristall nicht mehr fassten kann.

Inzwischen hat der Aufstieg meiner Familie und die Besitzergreifung des Wagens begonnen mit viel Gefreisch, viel Freude und natürlich auch ein bißchen Schelten und

Kniffen und Puffen. Endlich sind alle gut verpackt und verstaut, Bating fragt noch einmal, ob auch alles da ist: die Zeitungen, der leere Eierkorb, die Schokolade für Vetter Wilhelms Kinder, die Regenschirme — — ach Gott, heute regnet's doch bestimmt nicht. Schon hat Vetter Wilhelms Junge sich in Bewegung gesetzt, um mit dem bekannten Schnalzton Berthalda und Genossin das Zeichen zum Anziehen zu geben, da fragt jemand: „Ist die Haustür auch zugeschlossen?“ Herrjeh! die Haustür! Bating glaubt, weiß es aber nicht bestimmt, Mutting hat keine Ahnung, wir Kinder haben grundsätzlich keine Ahnung, ich mußte Berthalda beschüßeln — — der Pfingsthimmel beginnt sich leicht zu bewölken — — also Kniestieg aufgemacht, runter vom Wagen, die Stufen raus — — die Haustür ist verschlossen, natürlich, ich wußte es ja! Aber heute ist Pfingsten! Nun aber los! Vetter Willem und Familie haben schon oft vorgeschlagen, die Frühfahrt mit einem Auto zu machen, damit wir schneller hinkommen (sagen sie, und um ihre Pferde zu schonen, meinen sie). Ich habe aber entrüstet abgewehrt. Ich sollte den heiligen Geist betrüben und die pfingstliche Landschaft mit einem Auto schänden? Nein, nein, das geschieht

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
OSTSTOCK i. M.

nicht, und schon ruckeln und zuckeln wir mal schnell, mal langsam zwischen Gärten und Wiesen zum Dorf hinaus und durch die über den Weg stäubende Roggenblüte ins pfingstliche Land hinein.

Pfingsten, Pfingsten überall! Die Kastanien haben ihre Pfingstkerzen angestellt, weiße sonntägliche Hemdsärmel leuchten pfingstlich an Bäumen und Gartenpforten, lieblich fräuselt sich vom pfingstlichen Herd ein freundlicher Rauch durch den Schornstein in den blauen Himmel, die liebevoll gepflegten Vorgärten sind festlich geharkt, Lerchen trillern, Maikäfer summen, Frösche quaken, — — — Pfingsten, Pfingsten überall!

Born auf dem Kutschbock ist bereits ein braves ländliches Gespräch im Gange „dat de Rogg' ganz good steht, un dat dat Sommerkurn woll unnerplööt warrn mööt, un dat de Gästen to väl küll krägen hett, un de Kleever ist — — —“ o Gott, o Gott, schweigen wir lieber von den diesjährigen Unarten des Kleewers! Beter Willem hat sich auch bereits einem anderen Thema zugewandt. „Ja, un Schäper Mundt in Lütten-Dingskirchen is dotbläben!“ Obgleich wir bis dahin keine Ahnung von Schäper Mundts Vorhandensein hatten, so nehmen wir doch mit geziemender Trauer Kenntnis von seinem Tode und fragen höflich nach „woso un woans“. Darauf hat Beter Willem nur gewartet. „Ja, un dat Schäper Mundt dotbläben is, dor is blot de gnedig Fru in Groten-Dingskirchen an schuld!“ „????“ „Ja, un Schäper Mundt hett de Ros' hatt un hett absolut wullt, dat Swartsch-Mine lamen im em wat bruken süss! Zijajaja! De gnedig Fru in Groten-Dingskirchen hürt ok to de ganz Klooken —“ der Peitschenstiel zeigt nach hinten, wo ich sehe — — un hett 'n Dokter lamen laten, un de hett sowäl Salben up Schäper Mundt rupsmeert, as man rupgahn wull'n, oewer glööwt ji, dat Schäper Mundt den Dokter den Gefall'n dan hett un gesund worn is? Nee, he hett em wat hoost un is dotbläben, jawoll, so wier Schäper Mundt!“

Während es so im geliebten Platt halb beglückend, halb störend um mich herum zaustert, schilt und drachnt, lasse ich meine Blicke über die hundertmal gesehene, mir immer wieder neu und reizvoll erscheinende, immer mit stärksten Tönen zu meinem Herzen sprechende, inbrünstig geliebte mecklenburgische Landschaft schweifen, ich reiße meine heimattrunkenen Augen so weit wie nur möglich auf, damit kein umbuschter Teich, keine Kirchturm spitze, keine sanfte bewaldete Hügellinie, kein Strohdach unter blühenden Obst, kein Bauerngarten hinter Weißdornhecken mit Pfingstrosen, rotem Mohn und Goldlack mir entgeht. Diese Apfelbäume hier an der Chaussee hat Gott selbst gepflanzt, alle anderen Apfelbäume in der weiten Welt sind nur kümmerliche Abarten und irgendwie nicht richtig. So fahren wir anderthalb Stunden durch pfingstlich geschmücktes Land, bis die Strohdächer von Krenzin in Sicht kommen. Links bleibt das behäbige Bernitt liegen, rechts hinter Krenzin liegt das Kirchdorf Altkirchen mit einem Feldsteinkirchlein in blühender Flieder-, Goldregen- und Hollunderwildnis, beglückend weit ab von Chaussee, Welt und Autoverkehr.

Der Hof meiner Großeltern, von dem meine Mutter stammt, liegt nicht im Dorfe selbst, sondern „ausgebaut“. Zur Zeit Friedrichs des Großen ist der Hof Nr. 10 mitten im Dorfe abgebrannt und aus Zweckmäßigsgründen nicht an derselben Stelle, sondern in den zum Hofe gehörenden Acker, Wiesen und Felder in einem „Grund“ erbaut worden, der aus unerforschlicher Ursache bis heute „Pirrkarr“ heißt. Drei strohgedeckte Häuser, das Wohnhaus, eine Scheune und der Katen mit gekreuzten Pferdeköpfen am Giebel und Storchnest darauf stehen glücklicherweise noch, und der Krieg hat wenigstens das eine Gute gehabt, daß er meinen Onkel gehindert hat, diese geliebten

strohgedeckten Häuser abzubrechen und an ihrer Stelle ein scheußliches rotes Steinhaus zu erbauen mit Veranda, dorischen Säulen und einer Freitreppe, die er zwecks Miststreuens hinabschreitet. Ein Scheunendach aus Stroh hat vor Jahrzehnten ein Sturm fortgetragen, und leider hat die Scheune dann ein ebenso greuliches wie zweckmäßiges Pappdach erhalten. Auch sonst ist haarsträubend gegen den Geist unserer Heimat gesündigt worden. Ein unter tief herabhängendem Strohdach sich duckendes, heimeliges, kleines Backhaus ist abgerissen und ein herrliches Haselnussgebüsche im Garten ist ausgerodet und an seiner Stelle ein das Auge beleidigendes, aber sicher sehr nahrhaftes Schweinehaus erbaut worden.

Wir werden von der lieben Verwandtschaft wie auch von den beiden Hunden „Laura“ und „Wasser“ mit großem Halloh empfangen, der Frühstückstisch bricht unter der Last von Mettwurst und Schinken, wir können wieder einmal gründlich feststellen, ob Eier rund oder vierzig sind, und da bringt Tante Wilke auch schon die traditionellen gebakkenen Karauischen herein, zu deren Fang die Knechte mit Sonnenaufgang aufgestanden sind. Und da sind ja auch Tieken-Tanten und Lene-Tanten, deren Bekanntschaft zu machen es sich verlohnt.

Tieken-Tanten ist die Schwester meines Großvaters, beunruhigend sauber, tüchtig und sparsam. Sie hat keine Kinder, dafür aber Geld, sie ist in die beneidenswerte Stellung einer Erbtante hineingewachsen. Wieviel Geld sie hat, weiß kein Mensch, sie hält es mit Bauernschlauheit geheim und kommt zu allen Terminen in die Stadt, um sich selber ihr Geld, ihre Zinsen, von ihren Schuldnern zu holen. Diesen Tagen sehen wir immer mit gemischten Gefühlen entgegen. Wenn sie sich mit ihrer umfangreichen Leibesfülle die Treppe heraufwöltert, dann fängt sie schon auf der untersten Stufe, leuchend und schmausend, zu reden an, man versteht aber nur die Worte: Hypothekenschein — ist Gild — tweet Gild — Sittelär — Uennerichts Tins — Tremin — Rechtsanwalt — Testement! Dann ist sie oben, nimmt mitten im großen dreifachen Wohnzimmer Platz, breitet ein Blütenweißes Taschentuch auf ihrem beträchtlichen Bauch aus, legt die gefalteten Hände darauf und erteilt Audienz, d. h. sie fragt, ob der oder der wohl schon Zinsen bezahlt habe, was ich aber zu ihrem Ärger nie weiß, und wofür ich zu ihrem noch größeren Ärger auch gar kein Interesse habe. Dann kommt mein Vater, und nun unterhält sie sich mit ihm stundenlang flüsternd über Geldangelegenheiten, über eigne und andere. Manchmal versuche ich für besondere Festlichkeiten, Jahrmarkt oder Königsschuh, Geld aus ihr herauszupressen, das ist aber ein Stück Arbeit, das man sich beinahe in die Hände spucken muß, und das nützt manchmal auch noch nicht. Glückt der Versuch aber, so beansprucht sie hinterher auch den ihr zustehenden Bedankemichluß, auf den sie geshmäßig nicht den geringsten Wert legt, ich auch nicht!

Also Tieken-Tanten ist zur Erhöhung unseres Pfingstglücks erschienen, wie auch ihre Antipodin, Lene-Tanten, arm wie eine Kirchenmaus, nicht sehr tüchtig, nicht gerade überwältigend sauber, redselig und immer vergnügt. Sie ist die Witwe eines Großonkels und wird von Tieken-Tanten nicht für voll angesehen, schon weil sie aus der Stadt stammt, wo ihr Vater Lehrer und ihre Mutter seine Schülerin gewesen war. Der Lehrer Uhrmann gab seiner Klasse ein Aufsatthema, d. h. Thema war damals noch nicht Mode, man gab Merkwörter, der Lehrer Uhrmann gab also die Merkwörter: „Jude — Nase — Wasser!“ Und daraus sollte nun ein Aufsatzen werden. Die Schülerin Kracht entledigte sich dieses Aufsatzes mit den Worten: „Ein Jude hatte eine rote Nase, an welcher etwas Wasser hing!“ Dieser Aufsatz gefiel dem Lehrer Uhrmann so gut, daß er die Schülerin Kracht auf der Stelle heiratete. Sie war 16

Jahre alt; als sie 16 Jahre verheiratet waren, hatten sie 12 Kinder. Das kleine Küsterhaus der Kirche gegenüber war natürlich viel zu klein für diesen Segen, und beim Mittagessen konnten nicht alle Kinder um den Tisch herum sitzen, eins stand, eins saß auf der Kommode, eins auf der Treppe, eins auf dem „Süll“. Und wie das immer mit so einer großen Schar ist, einige trug das Leben hoch hinauf, einige ließ es tief unten. Zu denen, die unten blieben, gehört Lene-Tanten. Sie war in ihrer Jugend sehr schön und infolgedessen etwas „kritisches“ gewesen und sitzen geblieben, sie hatte ihr Leben als „Erzieherin“ gefrisst, Grund genug für einen echten Bauern, ihr gründlichst zu misstrauen. Sie dankte also Gott, als Friedch-Uncle sie zu ehelichen begehrte. Zwar war er keine glänzende Partie, er hatte einen „Puckel“, zwei Töchter und einen verschuldeten Hof, aber immerhin — er war ein Mann! Die Ehe wurde auch entsprechend. Lene-Tantens Hauptbestreben ging dahin, ihrem Sohn den Hof zu sichern und ihren Mann gegen die Töchter aufzubringen. Meistens gelang ihr das, manchmal glückte es aber auch daneben, dann mußte sie mit den Geschmähten gemeinsam in den Schweinstall, auf den Räucherboden, oder sonstige mögliche und unmögliche Orte fliehen. Lene-Tanten, nunmehr glückliche Witwe, fehlt auf keinem Familienfeste, bei jedem Grävnis, jeder Hochzeit, jedem Kinnelsbier erscheint Lene-Tanten mit einem ominösen Henkeltorh, in dem sie in, wie sie glaubt, unbeobachteten Augenblicken einen Fisch, ein Stück Braten, einen halben Topfsuchen hineinpackt. Jeder kennt diese kleine Eigentümlichkeit, deshalb wird sie aber doch immer wieder eingeladen.

Diese beiden bemerkenswerten Tanten finden wir vor, sie gehören zu den unerlässlichen Requisiten unseres Pfingstfestes und verbreiten, jede für sich, ihre ihnen eigne Atmosphäre um sich, woran wir unseren Spaß haben. So, wenn Fielen-Tanten, wie sie glaubt, tatkraftig fragt, ob sich bei mir „noch nich 'n bätten anfunn'n hett“, damit meint sie einen Mann. Sie huldigt dem Grundsatz: „Besser eine unglückliche Frau als eine vergnügte alte Jungfer. Oder wenn Lene-Tanten jede Ehefrau in Erinnerung an ihr eignes Glück nach ihrem „Männling“ fragt.

Ja, und nun sind wir da, und außer gutem Essen und freundlichem Austausch von Familienangelegenheiten geschieht eigentlich nichts, Ställe und Vieh wird beschenkt, man geht in den Garten, auf die Felder und wandelt still beglückt durch die wohltuende Ereignislosigkeit eines einfachen, naturverbundenen Tages und Lebens. Und freut sich auf die Heimfahrt mit einigen vollgepackten Körben im Krett. Sanft fällt das Land vom uralten baltischen Höhenrücken herab zur See, wie ein Garten Gottes breitet es sich vor meinen liebevollen Blicken aus, hier sind die Wurzeln meiner Kraft, wenn meine Füße diesen Weg gehen, ist immer Pfingsten, fühle ich mich immer wieder vom Geiste Gottes gesegnet. Vierhundertfünzig Jahre lang sind meine Vorfahren durch diese Landschaft von ihrem Hofe in die Stadt gefahren, da ist es kein Wunder, daß ich es immer wieder mit allen Sinnen spüre, daß ich alles im Leben ertragen könnte, nur nicht dies, mich von dieser Landschaft zu trennen.

Sonnenreiten.

Ein alter Pfingstbrauch an der Ostseeküste.

Wenn die wärmenden Strahlen der Vorsommersonne Pfingsten, das liebliche Fest, beglänzen, dann rüsten die Fischländer an der Ostseeküste ihr Sonnenfest. Die blau-gelb-roten Holzschläger, die den Winter über in der Denne am Hafen gehangen, werden hervorgesucht, die Pferde werden gestriegelt, Schabracken und Baumzeug mit frischem Maiengrün geschückt. Am Sonntag mittag, nach der Kirchzeit, rückt unter den Klängen der Musikkapelle die mannhaftste Jugend des Dorfes hoch zu Ross zum Festplatz, voran der Adermann des Sonnenbundes. Mit frohem Zuruf begrüßt er die erschienenen Streiter, mit bedachtsamem Worte gedenkt er der alten Sitte („Lob der Herkommen“). Auf seinen Wink schwankt an laubumwundenen Seile die grüngeschmückte Tonne zwischen zwei Bäumen der Dorfstraße in die Höhe. Er führt prüfend den ersten Schlag, dann sprengt die Reiterschar an den Eingang der Bahn und einer nach dem anderen sucht, im Galopp unter der Tonne hindurchreitend, sie mit seinem Schläger zu treffen. Sie gibt allmählich nach, das Fassen der einzelnen Reisen und Dauben („Stäben“) wird mit Beifall und Zuspruch belohnt, und wer die letzte Daube schlägt, trägt als „Stäbenkönig“ eine Peitsche, wer den letzten Span des Bodens herabschlägt, als „Sonnenkönig“ ein Baumzeug als Siegespreis heim.

Nicht ganz ungefährlich ist das Spiel. Es kommt vor, daß der weitaus holende Schlag, wenn er das Ziel verfehlt, den Reiter das Gleichgewicht kostet. Im ganzen aber hat man allen Anlaß, mit den reiterlichen Künsten der Sonnenreiter zufrieden zu sein.

Manche Stunde dauert der Kampf. Gönnen die Reiter den Rossen eine Pause, so stärken sie sich selbst durch kräftigen Männertrunk zum weiteren Werke. In Buden und Zelten ist für Belustigung und Erfrischung der Zuschauer

gesorgt. Und daß der Königsschlag von den reisigen Kämpfern reichlich begossen wird, ist selbstverständlich. —

Die Geschichte des Sonnenfestes soll erst noch geschrieben werden. Vor allem sind Alter und Herkunft des Brauches in Dunkel gehüllt. Der Vergleich mit dem ritterlichen Ringstechen des Mittelalters liegt nahe. Die Königswürde dessen, der den leichten Schlag führt, erinnert an das Bogenschießen, bei welchem derjenige, der — ursprünglich mit der Armbrust — dem hölzernen Vogel den Kopf abschießt, König wird. Wie aber die Bogel- und Königsschießen — das „Wustrower Königsschießen“ hat bekanntlich im alten Johannes Trojan seinen Homer gefunden — unmittelbar aus der Wehrhaftigkeit des Volkes herzuleiten sind, scheint der seltsame Brauch des Zerschlagens einer Tonne, der außerdem in dieser Form nur an der Wasserkante geübt wird, auf die andere Wurzel alter Volksfeste hinzudeuten: des Leibes Nahrung, deren Schutz und glückhaftestes Einbringen. Es liegt nahe, in der umkränzten Tonne eine Heringstonne der Fischer zu sehen und in unserm Feste eine innere Verwandtschaft mit dem Gründanz des Landmannes, dem Winzerfest und Böller-schießen der Weinbauern zu vermuten.

Daß der alte Brauch außer auf dem Fischlande auch noch an anderen Stellen der Wasserkante zwischen Wismar und Stralsund und auch auf Rügen geübt wird, hat die Überlieferung entstehen lassen, das Fest stamme aus der Schwedenzeit und bedeute das freudige Zerschlagen der Frontonne, mit der nach Beendigung der Schwedenherrschaft der Zehnte des Fischfangs nicht mehr abgeliefert zu werden brauchte. Dem steht entgegen, daß sich in Schweden selbst, nämlich in Dörfern der Südküste Schonen, der gleiche Brauch finden soll, — daß er — wenn auch in etwas geänderter Form — auch an der Ostküste

Holsteins geübt wird und nach Meldungen aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts ein wesentlich höheres Alter zu besitzen scheint.

Wie dem auch sein möge, freuen wir uns des sonnenfrohen Sommerfestes, das die Treffsicherheit und Sattelfestigkeit unserer Fischlandjugend übt und bewährt!

Pastor Lic. Ernst Voß †.

Am 19. März d. J. starb der Landessuperintendent des Kirchenkreises Ludwigslust, Lic. theol. Ernst Voß; eine Blutvergiftung als Folge einer Tuberkulose raffte den erst Fünfzigjährigen dahin.

Geboren ist Ernst Voß am 23. Februar zu Doberan als Sohn des Gymnasialprofessors Voß. Bereits mit 18 Jahren bestand er das Abiturientenexamen, um sich darauf an den Universitäten Erlangen und Rostock dem Studium der Theologie zu widmen. Nach bestandener theologischer Prüfung war er 1911 Rektor in Nehna und 1912 Rektor und zugleich Hilfsprediger in Brüel. Den Weltkrieg machte er als Feldlazarettprediger mit. 1918 wurde er Pastor in Basedow. Hier wirkte Pastor Voß 25 Jahre, ein vorbildlicher Hirte der ihm anvertrauten und in Liebe zugetanen Gemeinde.

Am 1. Oktober 1933 übernahm er die Pfarre in Kirchzesar; aber schon zum 15. Juni 1934 wurde er zum 1. Pastor an der Kirche zu Ludwigslust unter gleichzeitiger Bestellung zum Landessuperintendenten des Kirchenkreises Ludwigslust berufen. Doch nur 20 Monate sollte er dieses verantwortungsreichen Amtes walten; er ging heim in die ewige Heimat.

Neben seiner segensreichen geistlichen Wirksamkeit entfaltete Pastor Voß eine rege schriftstellerische Tätigkeit. In Gemeinschaft mit anderen Pastoren gab er 1925 ein Andachtsbuch „Kraft und Trost aus Gottes Wort“ heraus, ein umfangreiches Werk, das Andachten für jeden Tag des Jahres enthält. Seit 1924 zeichnete er als Schriftleiter des Mecklenburgischen Landesverein für Innere Mission herausgegebenen „Meckl. Christlichen Haushaltkalenders.“

Seinen Namen aber weit über die Grenzen des engen Vaterlandes hinaus trugen seine Übersetzungen der neutestamentlichen Bücher in die plattdeutsche Sprache. 1926 erschien „Das Evangelium von Lukas für plattdeutsch Lüd“. Diesem ließ Pastor Voß 1927 „Den Apostel Paulus sien teihn lütten Breitw“ und 1928 „Das Evangelienbuch“ folgen, das die Evangelien des Matthäus, Markus, Lukas und Johannes enthält. 1929 endlich kam das ganze Neue Testament unter dem Titel: „Das Ni Testament, für plattdeutsch Lüd“ in ehr Muddersprak oewerdragen, heraus.

Niederdeutsche Übersetzungen der ganzen Bibel wie Teile derselben gab es allerdings schon längst. Die erste erschien bereits 1478 in Köln, also schon mehr denn 50 Jahre früher als die erste vollständige Bibelausgabe Luthers. Zwei weitere niederdeutsche, vorlutherische Bibelübersetzungen stammen aus den Jahren 1494 und 1522, in Lübeck und Halberstadt gedruckt. Aber keine war im Geiste des Volkes empfunden und gedacht. Die bekannteste niederdeutsche Bibel, die sogenannte Bugenhagen'sche Bibel, gedruckt in Lübeck 1533–34, ist stark von Luthers Übersetzung beeinflusst, und alle die späteren plattdeutschen Bibelübersetzungen sind wiederum von der Bugenhagenschen Übersetzung abhängig; sie tragen also wesentliche Züge der hochdeutschen Sprache. Erst die Übersetzung des Neuen Testaments durch Pastor Voß ist ganz aus dem Geist der niederdeutschen Sprache geboren. Erst Voß, der auf den Urtext zurückgegriffen hat, hat dem niederdeutschen Volk die erste wirklich plattdeutsche Bibel geschenkt. Diese Tat hat ihre verdiente Anerkennung gefunden. Die Theologische Fakultät der Universität Rostock ernannte den Pastor Voß ehrenhalber zum Lizenziaten der Theologie. Damit hatte die Übersetzung des Neuen Testaments ins Platteutsche volle wissenschaftliche Anerkennung, und zwar von der höchsten in Frage kommenden Stelle, erfahren. In der Ernennungsurkunde heißt es: „Auf Grund eindringender exegesischer Arbeit, mit lebendigem Verständnis für die Kraft und Tiefe des göttlichen Wortes, in feiner Kenntnis der Sprache unseres mecklenburgischen Volks und ihrer besonderen Werte hat er das Neue Testament ins Platteutsche übersetzt.“ Ferner wurde er 1932 mit dem John-Brinckman-Preis ausgezeichnet.

Vielleicht hätte Voß uns auch noch das plattdeutsche Alte Testament geschenkt. Aber das Schicksal wollte es anders, der Tod hat ihm die Feder aus der nimmermüden Hand genommen. Das ganze mecklenburgische Kirchenvolk trauert um den Mann, der ihm das Neue Testament in der Sprache der Heimat geschenkt hat und wird des Heimgegangenen stets in Dankbarkeit gedenken.

Dr. Wilhelm Neese.

Nachrichten für Sippensforschung und alle verwandten Gebiete.

Für den Inhalt verantwortlich: Pg. Werner Mittag, Schwerin i. M.

Für die rege Beteiligung durch Anfragen, aber auch Antworten, danken die Beteiligten vielmals.

Anfrage 16: Wer kann über David Bugge, der 1680 in Teterow lebte, irgend welche Angaben machen?

Anfrage 17: Suche jedes Vorkommen des Namens: Gerdes in Güstrow.

Anfrage 18: Suche Verbindung mit Familienforschern, die die Namen: Paschel, Poschel, Poshehl bearbeiten.

Anfrage 19: Gesucht alle Hinweise über den Schuhmacher Küttel, der sich um 1877 in Bützow aufhielt.

Anfrage 20: Wer forscht über den Namen Kittmann?

Anfrage 21: Suche jedes Vorkommen des Namens Pintpanf.

Anfrage 22: Wo ist der Holländer August Hellmann um 1798 zu Neuhof bei Seedorf auf Poel, geboren?

Anfrage 23: Wer kann Auskunft geben über den Bürgermeister Meinshausen und seine Eltern; er lebte um 1840.

Anfrage 24: Suche Verbindung mit Nachkommen des Apothekers Dr. Scheel zu Teterow oder Malchin.

Anfrage 25: Wo ist der Maurermeister Gustav Krull um 1750 geboren, der in Ostmecklenburg lebte?

Anfrage 26: Wann und wo heiratete der Bauer Johannes Ahrens zu Langenhagen die Elise Plagemann, die 1828 zu Langenhagen geboren wurde?

Anfrage 27: Wer bearbeitet die Familie Priegnitz in Bichel?*

Anfrage 28: Woher stammt Marie Bangen, die 30. 10. 1668 zu Techentin den Joachim Poschel heiratet?

Anfrage 29: Jedes Vorkommen des Namens Kleinesfeld in Mecklenburg gesucht.

Anfrage 30: Suche Verbindung mit Trägern des Namens Dabelstein zum Forschungsaustausch.

Anfrage 31: Da 1936 die Stadt Demmin in Pommern ihr 700jähriges Bestehen erreicht, suche ich familienfondliche Unterlagen aus dieser Stadt.

Anfrage 32: Ist folgende Namensdeutung richtig:

1. Radloß: gepflügtes Land, von wendisch „Radlo“ - Hakenpflug. Herkunftsname.
2. Hübner: Besitzer einer „Huse“ (Stück Land von einer bestimmten Größe). Berufsnname eines Bauern.
3. Bex: aus „Berço“. Dies kosende Kürzung zu einem mit „Bero“ (Bär) zusammengesetzten Namen, wie etwa Bernhard = „Der Bärenstarke“.

Aus alten Familienpapieren.

In der Zeit, als die Damen sich mit falschem Haar zu zieren liebten, fiel auf einem Rostocker Dampfschiffe eine junge Schönheit mit herrlichen langen Zöpfen auf. „Das ist aber zu weit getrieben, dabei hört doch alles auf!“

rief ein alter Herr ganz erregt bei diesem Anblische. „Sie irren, mein Herr,“ entgegnete ihm lächelnd sein Nachbar X, „diesmal kann ich für die Echtheit garantieren. Es ist nämlich meine Tochter!“

Beim Tierarzte Marcus in Güstrow nahm ein französischer Sprachlehrer Reitunterricht. Anfang ging alles gut, aber beim hohen trab verlor er den Sitz und im Begriff vom Pferde zu gleiten, rief er in angstvollen Tönen: „Herr Markuse, Herr Markuse, die Pferd wird all!“ und schon lag er im Sande.

Folgende Reime bezeichneten früher die Wege in Mecklenburg:

„Auf dem Wege von Lüendorf nach Lübbsee
schrie mancher schon „ach“ und „weh“!“

Katesbagen kost't Pird um Wagen,
Un in Moisall, dor ward't reigen all.
Dammersdörp, Du Jammersdörp,
In Bernitt ist' luter Schiet.“

Karl Heinrich von Welzin.

Ein Lebensbild aus der Zeit des 30jährigen Krieges.

Nicht frei zu sein von allen Pflichten,
Auch nicht Genuss in vollen Zügen,
Nur Arbeit, die wir gern verrichten,
Verschafft uns wirkliches Vergnügen!
Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
Der froh von ihrem Leben, ihren Taten
Den Hörer unterhält!

1. Kindheit.

Von schwerem Siechtum etwas genesen, will ich, um meine Zeit auszufüllen, so gut es meine schwachen Kräfte vermögen, die Geschichte meines Lebens niederschreiben, vielleicht macht es doch später diesem oder jenem meiner Geschlechtsgenossen, vielleicht sind mir auch Kinder und Enkel beschieden, Freude, von meiner schönen Jugend und meinen weiteren Lebensschicksalen zu hören.

Mein lieber Vater, Joachim von Welzin, war der älteste Sohn von Heinrich von Welzin aus dessen erster Ehe mit Dorothea von Grabow, er hatte mir einen richtigen Bruder, meinen lieben Onkel Jürgen, aber noch zwei Stiefsöhne, Melchior und Balthasar, die ich weniger liebe.

Diese Brüder hatten gemeinsam die alten Lehngüter unserer Vorfahren Weisin, Welzin, Benthen, Brüz, Kappentin, Grambow und Lentschow geerbt und wohnten zusammen mit der Stiefmutter meines Vaters auf unserer alten Burg Weisin an der Elde.

Auf einem zweiten, dem Erbjungfernhof in Weisin, wohnte meine Großtante Elisabeth Weltzien mit ihren beiden Töchtern.

Mein Vater, ein großer, stattlicher, lebenslustiger Mann, hatte auf einem Fest bei Verwandten Elisabeth von Moltke kennen und lieben gelernt, sie wurde meine innig geliebte Mutter, eine so gute zärtliche Mutter hat wohl kein Mensch weiter gehabt.

Im Februar 1603 wurde zu Wollow an der Grenze Pommerns, dem Gute meines Großvaters Otto von Moltke, die Hochzeit meiner Eltern glänzend gefeiert, meine Großmutter Elisabeth lebte damals auch noch.

Zahlreiche Verwandte und Freunde waren versammelt, um die Vereinigung dieser beiden schönen, reichen und vornehmen Menschen gebührend zu begreifen.

Meine Eltern schilderten mir oft mit Begeisterung ihr Hochzeitsfest und wie sie auf ihrer mehrtägigen Reise zum Einzug in die Burg Weisin über Dargun, Neukalen, Teterow, Kratow zunächst bis Sammit von ihren Verwandten und Freunden Claus Moltke auf Striefeld, Henneke Lüthow auf Scharbow, Onkel Jürgen, Ernst Grabow auf Suchwitz, Henneke Passow auf Passow, Engelke Koppelow auf Siggenkow und Hans Linstow auf Lütgendörp zu Pferde begleitet seien, die unterwegs viel Spaß und Kurzweil mit ihnen getrieben hätten.

In Sammit begrüßten Onkel Lüthek und Tante Marie das junge Paar freudig und gaben ihnen mit ihren Begleitern ein glänzendes Bankett auf ihrer inmitten des Sees belegenen Burg, wobei ein tiefer Trunk zu ihren Ehren getan wurde, was Onkel Lüthek auf seinen vielen Kriegszügen in Ungarn, Holland und Frankreich, von denen er so gerne und unterhaltsam erzählte, sich angelehnt hatte.

Leider habe ich diesen alten trunksüßen und fröhlichen Kriegsmann nicht mehr kennen gelernt, er starb schon zwei Jahre nach meiner Geburt, die Eltern verehrten ihn sehr.

Bis auf Onkel Jürgen trennten sich nun in Sammit die Begleiter von meinen Eltern, die dann mit Onkel Jürgen nach Weisin weiterzogen, wo sie von der Stiefmutter und ihren Kindern, sowie von Großtante Elisabeth und ihren Töchtern vom Erbjungfernhof festlich begrüßt wurden und nun froh und glücklich waren, im eigenen Heim angelommen zu sein.

Die anfänglich so guten Verhältnisse der Stiefmutter zu den Stiefsöhnen und den Stiegeschwestern untereinander verkehrten sich leider bald ins Gegenteil, tägliche kleine Reibungen und Meinungsverschiedenheiten wuch-

Anmerkung: Otto von Moltke war verheiratet mit Elisabeth von Lüthow, Tochter Hennings von Lüthow auf Lüthow und Gottesgabe bei Schwerin.

Lüthek von Welzin auf Sammit war verheiratet mit Marie von Behr aus Hugelstorf (Hugendorf) in Pommern.

sen sich allmählich zu großen Gegensäthen aus, die das gemeinsame Zusammenleben in der Burg unerträglich machten, besonders hatte meine liebe Mutter, trotz aller Sanftmut und Geduld, schwer darunter zu leiden, daß sie in ihrem Haushalt nicht schalten und walten konnte, wie sie es gelernt, dies erbitterte meinen Vater oft sehr, daß kam ich 1604 zur Welt.

Vater und Mutter waren hochbeglückt, daß ihnen gleich ein Erbe geschenkt wurde und die Liebe aller Bewohner der Burg flog mir zu, es war durch mein Erscheinen aller Zwiespalt beigelegt.

Mein Vater war ein prachtliebender Mann und lud daher zur Taufe seines Erstgeborenen viele Verwandte und Freunde ein, die auch zahlreich erschienen und tagelang bei den Eltern zu Gast waren, schöne reichhaltige Gerichte, edle Weine und schwere Biere wurden in schier unglaublicher Menge vertilgt und die Mauern unserer alten Stammburg hallten wider vom Frohsinn der Gäste und Ausgelassenheit der Jugend. —

Dies war mein Eintritt in die Welt!

Wie wird mein Austritt sich gestalten?

Es war dies aber nur eine kurze Pause in den Zwischenleben mit der Stiefmutter und ihren Kindern gewesen, auch die Geburt meiner Schwester, deren Taufe wieder prächtig gefeiert wurde, brachte keinen Frieden, so daß mein Vater einige Zeit darauf meine Stiefmutter aufsuchte und sagte: „Frau Mutter ich habe mit Ihnen zu reden.“

„So, was gibt's denn schon wieder?“ „Frau Mutter, so geht es hier nicht weiter, den Unfrieden halte ich nicht aus, wir müssen uns trennen, es muß jeder für sich hausen.“ „Was, du willst mich mit meinen unmündigen (Kindern) Waisen aus meines Mannes Haus treiben?“ „Nein, Frau Mutter, das will ich nicht, wir wollen die Güter in zwei Teile teilen und dann losen, wer in Weißin bleibt, wer nach Grambow ziehen soll.“ „Ich bleibe hier mit meinen Kindern, das ist mein Recht.“

Der Vater schwieg nun, aber gab seinen Plan nicht auf, er besprach die Sache mit Onkel Below*) und den Vormündern der Stiegeschwister, da diese dem Plan zustimmten, bat er sie, die Mutter zu überreden und die Verlosung vorzunehmen, was endlich nach langem Streiten gelang.

Es versammelten sich nun in der großen Halle der Burg im Jahre 1606 mein Vater, Onkel Jürgen, Onkel Below, die Stiefmutter mit ihren Söhnen, sowie deren Vormündern Ernst von Grabow, Henning von Passow, Engelke von Koppelow, Vicko von Strahlendorf und Christoph von Restorf und nahmen unter großer Spannung die Verlosung der Güter vor.

Mein Vater hatte das Glück, Weißin mit Anteil in Benthen, Brüzz, Welzien und Ruppentin zu losen, den Stießbrüdern fiel Grambow und Lenzschow mit Anteil in den Nebengütern zu. — Da rief zornig erregt die Stiefmutter meinem Vater zu:

„Also vertreibst du mich doch mit meinen unmündigen Waisen aus ihres Vaters Haus, das wird dir keinen Segen bringen!“ Bald darauf wurden die Wagen mit Kisten, Kästen und Hausgerät hoch beladen und die Stiefmutter zog haherfüllt von Weißin über Passow und Welzin nach Grambow und jeder Verlehr war nun abgebrochen.

Meine Eltern fühlten sich wie von einem Alp erlöst, jetzt konnten sie sich erst wirklich ihres Cheglucks und ihrer Kinder erfreuen.

Die berichte ich nach Erzählungen meines Vaters, ich war zwei Jahre alt, wie der Abzug erfolgte, und habe

die Stießbrüder meines Vaters erst viel später in recht trüber Art und Weise kennen gelernt, denn der Hass der Mutter erblieb auf die Söhne weiter.

Meine erste Kindheit verlief fröhlich und ungetrübt, zwar starb meine zweite kleine Schwester, doch so jung, daß mir ihr Leben kaum zum Bewußtsein gekommen ist, mit meiner Schwester Margarete Sophie, die nur ein Jahr jünger war, verband mich eine große Zuneigung, wir waren unzertrennlich zusammen.

Vater und Mutter waren stets liebvoll und freundlich zu uns und strafsten Unarten nur mit Worten, besonders liebte ich meine Mutter sehr, wenn ich sah, daß mein oft wildes unbändiges Betragen ihr Kummer mache, so wußte ich nicht, was ich tun sollte, um sie wieder zu versöhnen.

Meine früheste Erinnerung ist, daß meine Schwester und ich bei unserer Mutter in dem Erker der Burg spielten, welcher den Ausblick nach der Elde gewährte, dort saß meine Mutter so gerne und zeigte uns, wie schön der blaue Fluß durch die grünen Bäume und Wiesen sich hindurchwand und wie stattlich und sicher die Wälle unserer Burg mit ihrer Palisaden-Bekleidung sich vom Ufer abhoben.

Später wurden nun diese Wälle der Hauptkummelsplatz unserer Spiele, zu denen sich auch vielfach die Bauernsöhne meines Alters einfanden, besonders, um Krieg zu spielen, ich war dann der Hauptmann, der das kleine Heer befehligte, wenn wir zwei Parteien bildeten, so führte Schlottraann Georg, der Sohn des Schließvogtes Schlottmann, die andere Partei, da gab es viel blaue Klecke, Beulen und zerrissene Hosen. — Margarete Sophie war die Marktenderin und damit wir Jungens sie auch bei uns duldeten, bettelte sie oft der Mutter oder der Wirtschafterin Leckerbissen an Kuchen*), Obst und dergleichen ab, um ihre Kompagnie zu befriedigen.

Kuchen und sonstige Leckereien waren stets reichlich bei uns vorrätig, schon für die vielen Gäste, die bei uns einfuhren.

Ein sehr lieber Guest war uns Kindern stets der Onkel Jürgen, er zeigte uns neue Spiele, fertigte uns Flöten und Waffen an, er wohnte in Güstrow, war unverheiratet, und verbrachte alle Festzeiten bei uns, leider starb der liebe Mann schon, als ich erst 10 Jahre alt war, das war für meine Schwester und für mich unser erster Kummer.

Bei schlechtem Wetter gaben die vielen geräumigen Böden der Burg einen herrlichen Spielplatz, namentlich fürs Versteckspiel, für uns ab. Dabei wäre aber meine Schwester einmal fast ums Leben gekommen. Wir spielten wieder Versteck, Margarete Sophie hatte sich so gut versteckt, daß wir sie nicht wieder finden konnten, wir suchten und suchten auf allen Böden und Kammern, ich wurde ängstlich, holte alle Knaben zusammen, damit wir sie gemeinschaftlich suchten, aber vergeblich, wir wußten uns nicht mehr zu raten, in den anderen Teilen des Hauses, wo wir nachgefragt, war sie auch nicht. Wie wir schon ganz verzweifelten, hörten wir ein leises Stöhnen, wir gingen dem Tone nach und entdeckten, daß er aus einer großen Truhe kam, wir rissen den Deckel hoch, da lag meine Schwester schon fast erstickt, der Deckel war, wie sie sich darin versteckt hatte, zugeschlagen und sie hatte ihn von innen nicht wieder öffnen können, einige Minuten später wäre sie wohl nicht mehr zu retten gewesen.

Am Abend gingen wir nicht gerne auf die Böden der Burg; es sollte dort ein Gespenst umgehen, die Bauernjungs hatten uns leise zugesüstert: „Das ist eure Ahn-

*) Geheimer Rat von Below hatte Anna von Welzien, die älteste Tochter vom Erbjungfernhoft Weißin, geheiratet und wohnte um diese Zeit dort.

*) Es hat sich noch im Archiv zu Schwerin ein Brief erhalten, in dem Joachim von Welzien bei einem Krämer in Güstrow eine größere Menge besonders schöner Nossen bestellt.

frau, die hat einen Bauern aus Brüz in das Gefängnis eingesperrt, weil er seine Pacht nicht bezahlen wollte und hat ihn verhungern lassen, die hat nun keine Ruhe im Grabe, sie geht um mit einem großen Schlüsselbund und sucht Brot für den Bauern.“ Mein Vater sagte auf meine Frage: „Das ist dummer Bauernschnack; es war meine Ur-großmutter, der Bauer hat nur einige Wochen gesessen und hat noch lange hinterher gelebt.“ Aber am Abend blieben uns die Böden doch etwas unheimlich, es knackte und rasselte dort so oft, auch gibt es doch Dinge, die wir uns nicht erklären können.

Aber noch lieber wie alle diese Spiele war uns das Kahnfahren auf der Elde, Vater hatte, um die Gefahr zu verringern, unsren Fischern aufgegeben, uns zu zeigen und zu lehren, wie ein Kahn regiert werden mußte, nun, ins Wasser sind wir trotzdem wohl alle gefallen, wir hatten

uns aber das Schwimmen gegenseitig beigebracht, so ta-men wir stets ohne Schaden wieder aufs Trockne.

Wie ich 6 Jahre alt war, begann mein Vater, mich regelmäßig das Schießen, zuerst mit einer Armburst, später mit Feuerwaffen, zu lehren, dann fechten, wobei Stöcke benutzt wurden und zu meiner unendlichen Freude auch das Reiten. Vater hatte einen Fuchshengst für mich aufgezogen. Niemals wieder in meinem ganzen Leben habe ich einen solchen Freudentag gehabt, als wie der war, an dem mein Vater mir dies Pferd schenkte, tagelang konnte ich aus dem Pferdestall nicht wieder fort finden, alle Spiele unterblieben, ich holte nur immer allerlei Leckerbissen für meinen Fuchs. Viele Jahre hat er mir treu gedient und mich nie im Stich gelassen.

(Fortsetzung folgt.)

Ladung zum Landtag 1761.

Friedrich, von Gottes Gnaden, Herzog zu Mecklenburg, Fürst zu Wenden, Schwerin und Ratzeburg, auch Graf zu Schwerin, der Lande Rostock und Stargard Herr etc.

Ehrsame, liebe Getreute!

Wir fügen euch hiemit gnädigst zu wissen: daß der, in Unsrer Stadt Malchin, für dieses Jahr zu haltende allgemeine Landtag von Uns hiemit landesfürstlich ausgeschrieben und zu dessen Eröffnung der 12te des kommenden Monats Novembirs anberaumet sein soll.

Solchem nach befehlen Wir euch hiemit gnädigst und wollen: daß ihr euch Abends vorher, als den 11ten besagten Monats, zu Malchin einfindet, Tages darauf die in Unserm Namen abzulegende Proposition, welche vor kommenden Umständen nach, allein die diesjährige Landeskontribution zum Vorwurf haben wird, erwartet, der

gemeinen Beratung darüber beiwohnet, und ohne erhebliche Ursache vor erfolgtem völligen Landtagsschluß euch nicht von dannen begebet.

Ihr tut nun solches oder nicht: So sollet ihr dennoch zu allem dem, was von den Anwesenden gehörig beschlossen werden wird, gleich andern Unseren gehorsamen Landsassen und Untertanen kräftiglich verbunden und gehalten sein. Hieran vollbringet ihr Unsre gnädigste Willensmeinung, und Wir verbleiben euch in Gnaden gewogen. Datum auf Unserer Festung Schwerin, den 22. September 1761.

Friedrich, H. z. M.

Den Ehr samen Unsern lieben
Getreuen Bürgermeistern und Rat
zu Teterow.

Alt mine Festungstied.

(Fortsetzung).

Dat was bös! Ne Festung mag so slimm sin, as sei will, Einer hett doch Rum in de ollen Kasematten, wo doch nordürftige Bewegung maeglich is, Einer krigt doch af un an en Minschen tau sehn, un dat Ganze is doch nich utdrücklich dortau bugt, üm en Gefangenem nah alle Kanten tau schurigeln; aewer so 'n apartig ingericht' Ge-fangenhus nimmt Einen ol noch dat beten Lust und Licht un Bewegung un Ogenweid' wat Einen von Rechts wegen taufünnit. Wi wiren tau Festungsstraf verurteilt; aewer wat führte sic de preußsche Staat doran, wenn 't in sien Kram passte, uns in en Zellengefängnis unnertaubringen.

Wi gungen nah dat Inquisitoriat, un dor dörch mi-hrere Haew' bet nah den letzten Flügel, de' mit sine Fin-stern grad nah Nurden lagg; hei was dreistödig un hadd gegen zwintig Zellen un drei lange Korridurs, de lang's dat ganze Gebüd' lepen un up jeden 'ne Schildwach.

As mi nu de Blazmajur in min niges Quartier aßliwert hadd un gahn was, stunn ic in den Inspelter sine Stuw' un dese Herr un sin Handlanger, de Slüter D...mann, stunnun vör mi un kelen mi an, un wil dat nich verbaden was, sel ic sei wedder an. — „Jetzt müßte ich Sie aber bitten . . .“ säd de Inspelter un höll in. — „Wat?“ frog ic. — „Es ist Vorschrift vom Kommandanten . . .“ stamerte hei wider. — Ich wüßt nich, wat hei von mi will, un sel em un D...mannen an. — „Daz Sie sich nacht ausziehen,“ säd de Slüter, un as ic em dorup ankel, wil

dat noch narens, sülwst in den Unnersäufungsarrest nich, von mi verlangt was, blänkerte den Kirl von sin dummdriestes Gesicht so 'n sures, fettes Griffachen, as wir em dat Mul mit fur Gauffsmolt insmert. — Wat Jetziges hett des' Ort aewerall un of wat Sures; des' hadd ol noch wat Freches, wil hei wüßt, dat hei vördem bi den Herrn General Grafen H., den irsten Kummandanten, Uniform puht hadd un dat allgemeine Ehrenzeichen in 't Knoploch drog, wat hei mal wegen sine Verdeinste üm den preußschen Staat un üm de Stävel von den irsten Kummandanten kregen hadd. Wat hülp dat All? — Ich müßt ehr wißen, woans ic erschaffen wir, un as sei minen Herrgott sin Matwart besichtigt hadden, fisentierten sei of minen Snider sin, indem dat sei all mine Taschen in de Kleidachsen ümlührten un de Naed unnersöchten ob ic dor nich Pistolen un Messers un Dinger, oder gor Geld in hadd.

As dit besorgt was, kunn ic mi wedder antrecken un nu föllen sei aewer min Kussert los. — „Ne olle eingehü-sige, sülwerne Taschenlock, de all so lang' still stahn hadd, as ic satt, wil ic meindag' nich dat Geld tau 'm Reparien hadd upbringen kunnit, mi ol an de Tid up Stunnis gor nicks gelegen was, würd tauirst mit Beslag belegt. Dorup Dorup lamm en ollen Pipendekel, so 'n ollen Klemmdeckel, tau 'm Börschien. — „Ist das Silber?“ frog de Inspelter. — „Ja,“ säd ic, denn mi fohrt dat so dörch

den Sinn, dat dese sülwerne Pipenbeslag en Glanz von Wohlhabenheit up mi smiten kunn, um leigen ded ic dorbi of nich, denn hei was würlich von Sülver, aewer man von Rissülver. Un as sei mi nu noch 'ne lütte golden Daunknadel aßnamen hadden, de ic von min Swester tau 'm Wihnachten fregen hadd, un min Schriw- un Leiken-geschirr, un as sei dit Alls sauber tau mine Personal-Alten leggt hadden, kunn ic jo nu mit den Slüter nah mine Nummer gahn.

Sei legg in den ünnesten Stock un was in den ganzen Huf' dordörch bekannt, dat de Sünn un de Man, so vel Mähn sei sicl of gewen noch meindag' nich dat Glück hatt hadden, en flüchtigen Blick up de innere Inrichtung tau smiten. Dat was aewerst jo of ganz natürlich; dat lütte Lock von Finster, wat annerthalm Taut breit ganz haben unner den Baehn satt, sach nah Kürden, rechtsh un linksh wiren breide Schuflappen von Bred' anbröcht, dormit wi un de beiden Himmelsstirn doch bileyw nich üm de Ecken kinnen, un wenn in de langen Sommerdag' de Sünn dat doch binah dörchsetten ded un so wid herium kamm, denn schow sic de hoge Mur von den Hof un de Festungs-wall vör ehr leitives Angesicht, un unsern Herrgott sin schönstes Maßwerk müste vör so 'n snödes Menschenwerk schamrot versacken. Wenn ic minen Hüter up den Disch stellen ded un dor denn 'ruppe flattert was, hadd ic 'ne frie Utsicht up den lütten vierkantigen Hof, 'ne rendliche witte Mur un en swart un wit angestrelenes Schillerhus, un de einzige Afwesselung in dese Einsachheit was, dat bi slicht Weder en Soldat in dat Schillerhus stunn un bi gauden Weder dor vör up un dal gung.

Min Nummer, un so wiren sei all, kunn en twölf Taut lang un söz breit wesen; en Aben stunn dor nich in, indem wi mit 'ne Lufttheizung bedacht wiren, de warme Luft strömte dörch en Lock in de Wand von haben, un de folle dörch en anner von unnen in, so dat wi ümmer folle Taut un en recht warmen Kopf hadden, wat för de Gesundheit führ taudräglich sin fall. Aewer wer kunn dor wat för? Dat was 'ne nige Erfindung von en führ gelihrien Bu-meister, de sicl ganz besonders up den Gefängnis-Bu smeten hadd, un üm de Gesundheit von de Sak uttaupro-bieren, kunnen sei jo gor kein passendere Lüd finnen as uns; wi hadden 'ne schöne Reih' von Jöhren vör uns, un wenn wi 't uthöllen, denn was de Sak probat. In de Dör was en lütten vierkantig Lock mit 'ne Klapp; tau mine Tid is de, Gott sei Dank! nich mihr upmalt worden; aewer mine Kammeraden vertellten, dat de frühere zweite Kummendant, Oberst von B... Stein, de nahsten wegen schamlose Niederträchtigkeiten sülwst up de Festung kamm — allerdings nich up dörtig Johr — sicl oft dat Privat-Bergnägen matt hett, sei dörch de Klapp sicl tau besiken, of gaude Frünn' mitbröcht hett, üm sei de tau wisen. — Dit Klapp- un Klappen-Plessier hett so lang durt, bet mal de Mann von den beschränkten Unnerdahnen-Verstand, de Herr Minister von Rochow Exzellenz, sülwst up 'ne Dörch-reis' up den Insall kamen is, sicl de natürlichen Folgen von sine krafftige Regierung tau beseihen, un as hei dörch so 'ne Klapp sin schönes Kunstwerk seihn ded, wo hei dörch 'ne gründliche vierjöhrige Bearbeitung ut en rotbauligen, frischen Burken en bleikes Steinbild fabriziert hadd, dunn hett hei sicl vör sin eigen Maßwerk schämt un hett dese Klappen-Kiseri verbaden, un de Oberst von B... Stein hett sicl tworft nich schämt, hett' aewer „auf höhern Befehl“ instellen müßt.

Ja! bleiste, witte, grise Steingestalten wiren sei wor-den, dese frischen, gesummen Lüd', dörch de ehre jungen Adern dat Blaud so lustig flaten was, de ehre jungen Glieder nu stiw worden wiren, as bi steinolle Lüd', up de chren Geist de Gefängnißqual lasten ded, un de mischliche Niedertracht un de Hoffnungslosigkeit von de Taufkunst.

As ic von de Bisitierung bi den Inspekteur mit den Slüter nah min Nummer gung, stunn en ollen leiwen Be-fannten up den Korridur vör sine Dör — sin Lock würd just utseg — ic hadd em seihn un em kennt in alle Pracht, de dat Menschen-Frühjahr einen reinen un schönen, jungen Mann üm Höwt un Schullern un Lenden leggt; wat was hei nu? — De utbrennte Kahl, de Asch von sinen vörigen Leben! — Wat säd hei tau mi, as hei mi wedder sach? — „Unselige Mensch! wo kümmt Du hieher?“

Dat was de Empfang, den ic von min besten Frünn' freg. Ach, ic kunn woll lachen, denn ic hadd 't doch beter hatt, aewer mine Frünn' hier! — Sei seten all aewer drei Johr so, un nicks was beter worden in ehre Lag'.

As ic nah min Lock herin kamm, fel ic mi üm: vier kahle, witte Wänn', en Disch, en Schemel, en Beddgestell un dorup 'ne Seegras-Madrab, un ganz haben in de Wand dat lütte Finster. Dat Aewriga was mi all be-fannt, blot wat von 't Finster ut tau seihn was, kennt ic noch nich, ic sett' also den Schemel up den Disch un flatterte up minen Kifut 'ruppe. — Smei, vier Taut hogen Smei up den lütten Hof, un dorin en Schillerhus, un dorin en grises Worm von Schildwacht, de so still stunn as mine Taschenlock. Un för den Gefangnen sünd de Schildwachten würlich Taschenlocken, de bi Dag' un bi Nacht de Tid angewen un alle zwei Stunn'n frisch up-treckt warden. Bi Dag' sünd sei ganz plesierlich; aewer bi Nacht sünd sei en beten unbequem, wenn sei „Wer da?“ schriejen un up de Korridurs de Gewehr fallen laten un sicl en Lied släuten, üm sicl den Grugel tau verdriven.

„Na, stah du man!“ segg ic, „nah zwei Stunn'n warst du erlöst, dat höllst du fach ut,“ un as ic noch so aewer sine un mine Regelungenheiten in Bedenken stah, ward de Dör upslaten, un de Slüter bringt minen Kuffert herinne. — „Na,“ seggt hei, „dat nenn ic drist, glük in de irste Bir-testunn' dor haben 'ruppe tau flattern!“ — „Wat?“ segg ic. „Darw ic dat nich?“ — Dorvon hadd hei nicks seggt, säd hei, un dorbi blänkerte em dat sure Gaußsmolt wedder von dat Gesicht, aewer ic schinte em Einer von de Ort tau sin, de sicl vel herute nemen wullen. —

Dunnerwetter, wat was ic sicl von minen Thron herunne! un stunn vör em un säd: hei hadd mi gor nicks tau seggen, un wenn ic wat ded, wat nich sin füll, denn hadd hei 't antauzeigen; hei müßt mi upwöhren, im aew-riegen hadden wi nicks mit enanner tau schaffen. — Oh, meinte hei, ic wir jo en hellsch kraußöstigen Kirl; aewer so wiren Bele west, un sei hadden sei hier all tamm fregen, sei würden mi of woll kriegen.

Grad, as ic up de Utverschamtheit losbrelen wull, kamm de Inspekteur doraewer tau un frog, wat hier los wir. — Ic säd em so um so, un frog em, ob den Slüter dat tauftunn, mi ahn Ursak mit snodderige Reden unner de Ogen tau gahn. — Wenn ic nich ut dat Finster spra-ke n hadd, hadd hei mi nicks tau seggen, was sine Ant-wirt, un dormit wennte hei sicl an den Slüter un malte em wegen sine Dummdristigkeit en lütten Vers. — Aewer wat sned de Kirl em för en Gesicht, so voll Gift un Gall! un as hei ut de Dör gung, brummte hei wat von „General“ un „tau weiten kriegen“ in den Bort.

Fortsetzung folgt.

In Nr. 9 ist der Aufsatz „Kein Hüsing“ versehentlich von den Ausführungen des „Freimütigen Abendblatt“ getrennt, deren Einführung er bildet. — Der Aufsatz „Schicksale einer Kleinstadt zu Karl Leopolds Zeiten“ ist von Fr. Wessel, Parchim, verfaßt.

Die Schriftleitung.

Ostmecklenburgische Heimat



Halbmonatsschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. und 3. Sonntag jedes Monats. — Bezugspreis monatlich 30 Pf. zuzüglich Bestellgeld; für die Abonnenten der „Teterower Zeitung“ gratis. — Erscheinungsort Teterow. — Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malschiner Straße 15, Fernruf 367. — Verantwortlich für den Inhalt: Albert Ziller, Teterow. Unter Mitarbeit von Dr. Hans W. Barnewitz, Bützow.

Jahrg. 9

Teterow, 21. Juni 1936

Nr. 12

An unsere Leser!

Der große Weltkrieg, das gewaltige und in der Geschichte einzig stehende Völkerringen von 1914—1918, ist jetzt 18 Jahre vorüber. Seine Entwicklung, seine großen Ereignisse, seine unzähligen blutigen Schlachten und Kämpfe stehen uns allen noch klar und eindeutig vor Augen. Aber zahllose Einzelerlebnisse und Erinnerungen sind nur im engsten Kreise bekannt, sie sind daher in Gefahr, der Nachwelt verloren zu gehen, wenn wir Kriegsteilnehmer nach und nach zur Großen Armee abberufen werden.

Die Ostmecklenburgische Heimat möchte daher in ihrem Gebiete sammeln, was an Kriegserinnerungen Bedeutung und Wert für einen größeren Kreis hat. Wir erbitten dazu die eingehende und tatkräftige Mitarbeit all unserer Leser, die am Weltkrieg teilgenommen haben. Alle Zusendungen sind willkommen und werden gewissenhaft geprüft, sie werden auf Wunsch auch hinsichtlich plattdeutscher und fremdsprachlicher Rechtschreibung druckfertig gemacht.

Also frisch ans Werk, Kameraden des Weltkrieges!

Die Ostmecklenburgische Heimat.

Ernst Vick,
Grenadier-Regiment 9.
Infanterie-Regiment 448.

Hans W. Barnewitz,
Reserve-Infanterie-Regiment 211.
Infanterie-Regiment 448.

Teterow und der Siebenjährige Krieg.

Dr. Hans W. Barnewitz.

III.

Am 15. März 1758 haben einige preußische Dragoner und Infanterie hier eine gewaltsame Werbung vornehmen wollen; weil sich aber der Viertelsälteste Adam Kurre auf Befehl des Magistrats widerseht und solchen Unfug mit Beihilfe der Viertelmänner steuern sollen, so ist eine Schlägerei dessfalls vorgegangen und der genannte Viertelsälteste von den preußischen Soldaten sehr geschlagen. An den Wundarzt ist für seine Heilung 2 Taler bezahlt, an Kurre selbst, weil er 14 Tage ohne Arbeit gewesen, 4 Taler. (NB. Beide Zahlungen gehen zu Lasten der Stadt.)

Am 4. Februar 1761. Bei Gelegenheit des Einrückens eines Korps Artillerie von 59 Mann hat der Kanonier Flügge wesentlich größere Stärke angegeben. Er hat sich daraufhin von einer Anzahl Bürger zur Ablaufung der Kornlieferung Geld auszahlen lassen, und zwar in Beträgen von 8—32 Schilling, im ganzen 4 Taler 41 Schilling. Aber die Sache ist sofort festgestellt. Der Flügge ist in Arrest gestellt. Bei der Verhandlung im Rat ist er vorgebracht, der Artillerieunteroffizier Herr Sager hat ihm den Unfug verwiesen, aber Flügge leugnet alles. So ist er wieder in die Wache gebracht und soll seinem Vorgesetzten, Leutnant von Ahrent, zu weiterer Behandlung eingesandt werden.

Am 16. Oktober 1760 hat Oberstwachtmeister von Bohlen vom Warnerschen Husaren-Regiment eine Brandstätzung der Stadt, in 1000 Tälern bestehend, empfangen. Dieses Geld ist damals in der Eile, um die allgemeine Not abzuwenden, von verschiedenen Bürgern und aus allerlei Fonds vorgeschoßen. Nun fordern verschiedene ihr Geld zurück, die Kriegskollekte ist aber derart erschöpft, daß nicht einmal die Zinsen bezahlt werden können. Da die Gläubiger in der höchsten Not die Bürgerschaft und die Stadt vertreten haben, müssen sie wieder zu dem Ihren kommen. Die Genehmigung der Zwanzigmänner (Bürgervertreter) ist dazu erforderlich.

Den 27. Dezember 1761 hielt ein großes Kommando Husaren dicht für dem Malchiner Tor Posten und hatte verteilte Korps bis gen Niendorf stehen. Sie machten dicht hinter den Scheunen ein großes Wachfeuer und ruinierten dessfalls alle da herumstehenden Jäne (daher die Nennung von laufenden Fuß Baum in der „Preisliste“ für Lieferungen aller Art!) Als das Baumholz nicht mehr zu haben, wurden die Scheunen aufgeschlagen, alles, was an Holz darin zu finden, Leitern, Türen, Ecken Bretter herausgenommen, herbeigebracht, und verbrannt, endlich aber das Heu und die Garben Hafers genommen und den Pferden vorgeworfen, dafür will man nun in allem verlangen: 200 Taler.

Diese Nacht wachte der Allmächtige besonders über diesen armen Ort; da es schien, als sollte alles in Feuer gesetzt werden, allein die Güte des Höchsten wandte die große Gefahr ab, dafür wir und unsere Nachkommen seine große Güte zu loben niemals aufhören wollen.

Weil aber der Abmarsch (der Teterower Einquartierung, Anfang 1761) in der Zeit erfolget, da es die höchste Zeit war die Sammersaat zu bestellen und also das Vieh über 8—14 Tage auf der Reise gewesen und ganz ausgemergelt und elend wieder anlangte, so war es ohnmöglich den Ackerbau zu bestellen, das Saatforn mußte also nur aus Not aufs gerechte Wohl (?) in die Erde geworfen werden, da es dann natürlich gefolget, daß kaum die Saat wieder gebauet worden; diesen Schaden will man nun rechnen auf mindestens 5000 Taler.

Was Handwerker und Professionierte, die allenfalls kaum einen Tag für sich und ihr Vieh sicher sein können, für Nachteil und Schaden erlitten, ist gar nicht zu schätzen, deren Verdienst ist damals aufs äußerste zurück und in Armut gebracht.

Berzeichnis der Erben in den mecklenburgischen Städten.

Die Grundlage der städtischen Steuer ist im 18. Jahrhundert für die Berechnung das „Vollhaus“, auch volles Erbe genannt. Dem gegenüber steht das halbe Haus, und es geht hinab bis zur „Bude“, die höchstens den Wert von $\frac{1}{4}$ Haus hat. Noch heute kann man beim Verkauf von alten Hausgrundstücken lesen: das Objekt steht mit 2/8 Haus zu Grundbuch. — Je nach der Gesamtzahl von ganzen Häusern oder Erben — die Bruchzahlen auf ganze Häuser reduziert — wurden nun die einzelnen Städte Mecklenburgs berechnet. Das war die Grundlage ihrer Leistungen an Kriegssteuern, Naturalien, Einquartierung, Fuhrten u. a., während den Einzelnen die Belastung wieder stadtseitig traf und auch von seiner Berufstätigkeit, seinem Besitz an Acker und Gärten immer häufiger anderseits von seinem „miserablen Umständen“ abhängig war.

Die folgende Liste — es ist die erste, die mir bekannt geworden ist, gibt ein anschauliches Bild über die Größenverhältnisse der Städte im 18. Jahrhundert, vor allem im Vergleich untereinander. Rostock fehlt: seit wenigen Jahren, seit dem Landesgrundgesetzlichen Erbvergleich von 1755, hatte „der Rostocker Distrift“ seine staatsrechtliche Sonderstellung, die bis 1919 hin angehalten hat. Schwerin zerfällt noch in die eigentliche Stadt und „die Schelfe“. Wismar fehlt als Bestandteil der Krone Schweden. Im übrigen ist zwar Güstrow die größte Stadt des Landes Mecklenburg-Schwerin — abgesehen von den oben genannten Städten ist es noch heute so — aber im übrigen hat sich das Größenverhältnis der einzelnen Städte stark verschoben. Es seien nur Röbel und Stavenhagen genannt. Aber trotzdem beweist ein Blick in den Mecklenburgischen Staatskalender: für die Zahl der Wohnhäuser der einzelnen Städte haben jene Angaben auch heute noch eine gewisse Bedeutung!

Namen der Städte.	Erben.	Namen der Städte.	Erben.
Schwerin	155 $\frac{1}{2}$	Goldberg	73 $\frac{1}{2}$
Parchim	309 $\frac{1}{2}$	Güstrow	451
Sternberg	84	Kratow	57
Crivitz	137	Vaage	52 $\frac{1}{2}$
Grabow	133	Malchin	272 $\frac{1}{2}$
Waren	204 $\frac{1}{2}$	Marlow	31 $\frac{1}{2}$
Neustadt	97 $\frac{1}{2}$	Neukalen	83 $\frac{1}{2}$
Dömitz	81	Penzlin	144
Gadebusch	92 $\frac{1}{2}$	Plau	189 $\frac{1}{2}$
Wittenburg	121 $\frac{1}{2}$	Ribnitz	103 $\frac{1}{2}$
Grevesmühlen	78	Röbel	247
Lütz	94	Schwaan	41
Nehna	37 $\frac{1}{2}$	Stavenhagen	19 $\frac{1}{2}$
Budow	44 $\frac{1}{2}$	Sülze	64 $\frac{1}{2}$
Kröpelin	47	Teterow	47 $\frac{1}{2}$
Malchow	84	Tessin	60
Hagenow	32 $\frac{1}{2}$	Wühnow	135
Briiel	27 $\frac{1}{2}$	Schweriner Schelfe	135
Boizenburg	135	(Schelftorvorstadt)	
Gnoien	122 $\frac{1}{2}$	Warin	57

Die Entwicklung der Stadt Tessin.

Franz Wessel.

In der Wendezzeit war die Gegend um Tessin herum sehr abgelegen. Eine uralte Handelsstraße führte vom Osten durch Mecklenburg, Königsstraße genannt, über Demmin, Dargun, Laage und dann nordostwärts. Später entstand eine neue, die von der deutschen Stadt Rostock (1218) über Petschow, Tessin, Gnoien führte und bei Dargun die Königsstraße erreichte. An der Straße entstand im Schutze einer Burg ein kleines Gemeinwesen to Sien, auch Großen Lohien genannt. So entstanden um 1220—1230 die Niederstraße (seit 1818 Gnoiner Straße genannt), Markt und Rostocker Straße bis an die heutige Nr. 63. Als diese Straßen voll bebaut waren, kam die Mühlenstraße dazu. — Woher kamen nun die neuen Ansiedler? Der russische Gelehrte Gogorow behauptet, eine größere Besiedlung durch deutsche Einwanderung sei nicht eingetreten. Er ist jedoch längst durch deutsche Gelehrte widerlegt worden. Für Tessin stimmt seine Behauptung bestimmt nicht. Wir brauchen nur einen Blick auf die Namen der Einwohner zu werfen, die uns seit 1572 zahlreich überliefert sind. Von 41 Namen sind vielleicht zwei wendisch. — Um 1250 waren 58 Familien im Amt, so daß die Einwohnerzahl etwa 280—300 Personen betrug. 80 Jahre später mögen es vielleicht 400—500 gewesen sein und diese Zahl genügte, um dem kleinen Ort das Stadtrecht zu geben. Ein Rat wird aber schon 1301 erwähnt. Das Stadtwappen enthält einen halben Stierkopf und eine helle Lilie. Diese Lilie, die oft in Wappen vorkommt, soll aus einer germanischen Rune sein. Das erste Stadtsiegel hatte folgende Umschrift: * A A * S * CIVITATIS : TESSIN *. Von 1590—1876 gebrauchte man eins mit der Schrift S. CIVITATIS. TESSINEN. A. 1590. Das jetzige lautet: Siegel der Stadt Tessin. Eine Mauer hat die Stadt niemals gehabt.

Die oben genannten Straßen reichten bis 1728 zur Bebauung aus, wurden allerdings dabei sehr eng bebaut, da auch Scheunen und Ställe bei den Häusern standen. Die Häuser waren Fachwerk und mit Rohr gedeckt und es ist ein Wunder, daß die Stadt im Mittelalter von den sonst anderswo häufigen großen Bränden verschont blieb. Im 30jährigen Krieg wurde sie bis auf die massive Kirche vollkommen zerstört. Der Rest der geflohenen Einwohner fand sich nachher langsam wieder ein. 1647 wurden 53 Männer, 39 Frauen und 16 Kinder unter 14 Jahren gezählt.

1728 standen in der Stadt 103 Häuser und 44 Scheunen außerhalb. Hier von brannten im genannten Jahr 70 Häuser und sämtliche Scheunen ab. Den Rest traf 1741 das gleiche Schicksal. Um nun einem Unglück in ähnlichem Ausmaß zu entgehen, wurde regierungsseitig bestimmt, daß die Straßen breiter angelegt würden (daher das seltene Aussehen der Bilzerstr.), die Häuser massiv sein sollten, Scheunen nur außerhalb der Stadt stehen durften und

endlich neue Straßen angelegt werden sollten. So entstanden die Sülzerstraße, die Gänsecke, die Lange Straße und die Rostocker Straße bis Nr. 74. Nach 1770 setzte eine Periode ergerer Bautätigkeit ein, die von der Regierung durch Unterstützung gefördert wurde,¹⁾ 1809 hatte Tessin infolgedessen schon 1032 Einwohner, 1819 wurde für die Stadt ein neues Kataster für Stadt und Feldmark angelegt. Das Stadtgebiet umfaßte 236 Nr. Bebaut waren aber noch nicht: die Nr. 14—28. (Gärten) 31—32 städt. Schauer) 83 a—z, 84—87 (Gärten) 110 (Kirche) 111 (Kirchhof) 122—127 (Kämmerei-Gärten) desgl. 137, außerdem alle Nr. b. c. usw. (Im ganzen 189 Häuser.) Diese und oben genannte Nr. wurden noch bis 1859 bebaut.

Die Straßen hatten folgende Größe:

Markt = 211 Quadrat-Ruten, Rostocker Straße 144 Sülzer Straße 43, Mühlenstraße 83, Kirchenstr. 79, Lange Straße 130, Gnoiner Straße 89, St. Jürgenstraße 95 Quadrat-Ruten = 874 Quadrat-Ruten = 18 948,32 qm.

An Gärten waren vorhanden:

Außer der Stadt = 622 Quadrat-Ruten, Alte Burg 1556, Helmsdorfer Weg 151, Alte Wasch 179, Gilland 2038, St. Jürgen-Hof 429, Am Karpenteich 2432, Das kurze Feld 2874 Quadrat-Ruten = 9292 Quadrat-Ruten. Dazu kommen 1929 Quadrat-Ruten Wiesen, 10 Quadrat-Ruten Wasser.

Das Gebiet der Stadt (ohne Gramsdorf) umfaßt: 1. Die Stadt = 21 929 Quadrat-Ruten, 2. Acker = 116 727, 3. Wiesen = 34 471, 4. Höhlung u. Weide 71 698, 5. Wege, Flüsse, Gräben = 3610 Quadrat-Ruten = 248 435 Quadrat-Ruten.

Scheunen standen vor dem Sülzer Tor = 42, Rostocker Tor = 17, beim St. Jürgen = 8 = 57. (1919 = 33 = 28 = 20 = 81).

1859 mußte man neue Straßen anlegen. Der „neue Weg“ wurde zur Grünen Straße. In der Rostocker Straße wurden die Häuser Nr. 67, 68 abgerissen und die Lindenstraße zur Grünen Straße geführt. Am Treppunkt beider entstand der Neue Markt. Am Ende der St. Jürgenstr. erbaute man auf dem „Achter Hof“ die Gillandstr., so genannt, weil sie in der Richtung zur Gilland lag.

Von 1897 bis zum Weltkriege entstanden noch Bahnhofstr. (1877), Friedrich-Franz-Straße (1900) und Bismarckstraße (1906). Dann stockte die Bautätigkeit fast ganz. Etwaige Wohnungsknappheit behob man durch Durchbau und Aufstockung alter Häuser.

Erst nach der Machtübernahme setzte wieder eine rege Bautätigkeit ein und bald wird eine Stadtrandsiedlung auch in Tessin entstanden sein und vom Aufbauwillen des Dritten Reiches zeugen.

Die Einwohnerzahl betrug um 1840 ungefähr 2500, stieg bald auf 2800—3000 und hat sich bis jetzt auf dieser Höhe erhalten.

Der Pfarrherr Reimar Hahn in Stralsund.

Von G. C. F. Lisch.

Reimar Hahn (der älteste Sohn des Ritters Nikolaus Hahn, Basedow), gest. 1518, war eine bedeutende Persönlichkeit. Zu hohen geistlichen Würden emporgestiegen, zeigt er als gereifter Mann das volle Bild eines vornehmen ritterlichen Prälaten, der mit Gelehrsamkeit große Geschäfts- und Regierungsfähigkeit verband, ohne Zweifel ein ebenso tapferer Ritter geworden wäre als er entschiedener Kirchenregent war. Ein eigenartiger Vorfall gibt

den Beweis, daß Reimar Hahn zu den aufgeklärten und gewissenhaften Geistlichen gehörte. Zu jener Zeit, so erzählen die Chroniken, hat sich kurz hernach eine seltsame Geschichte zugetragen. Zu Stralsund lebte eine arme Frau; diese hatte einen Sohn, welcher Priester war, aber zu keinem Amt kommen konnte, sondern sich kümmerlich durch außerordentliches Messeleben um Geschenke erhalten mußte. Die Mutter sah auf Rat, wie sie ihrem Sohne helfen

könnte, und schien endlich ein Mittel gefunden zu haben. Sie verschaffte sich ein altes, hölzernes, wurmstichiges Kruzifix, welches inwendig hohl war und oben auf dem Haupte eine Öffnung hatte, so daß man es nicht merken konnte, und stellte es an seinen Ort in der Kapelle in der Marienkirche, in der Hoffnung, es sollte ein großes Mirakel daraus werden und ihr Sohn eine Anstellung bei dem Wunder erhalten. Bald drang das Blut durch die Wurmlöcher, und das Volk, welches dies sah, machte ein großes Geschrei in der Stadt, daß das Kruzifix Blut schwüre. Die Angst bemächtigte sich des Volkes, es könne der Stadt ein Unglück widerfahren. Der Zulauf derer, die das Wunder anbeteten und ihm opferten, war groß, bald sah man einige hundert brennende Lichter vor dem Altar stehen. Die grauen Franziskaner-Mönche wollten auch Vorteil davon haben, aber die schwarzen Dominikaner-Mönche kamen ihnen zuvor, zogen in Prozession zu dem Kruzifix und nahmen sich einen Abdruck von dem Blute, welchen sie in ihr Kloster brachten, in der Absicht, eine Wallfahrt auch zu sich anzurichten. Da schritt Reimar Hahn kräftig ein. Er berief alle Pfarrer der Stadt und die vornehmsten der Priester, auch Doktoren, Lektoren und andere verständige Leute aus den Klöstern und ratschlagte mit ihnen, was sie davon hielten. Die schwarzen Mönche und der Pfarrer von St. Marien, welche Gewinn zu ziehen hofften, behaupteten, es sei gewißlich ein Mirakel. Aber der Oberpfarrherr, und die grauen Mönche samt andern meinten, es sei entweder Teufelsgepenst oder Menschenbetrug. Als der Streit heftig ward, da trat Reimar Hahn mit seinem Uebergewicht auf und sprach: „Liebe Herren. Wenn ich Geld wollte mehr naschen, als Gottes Ehre, so wollte ich dies wohl so geschehen lassen, und alles Opfer, das dargebracht würde, wäre mein als des Kirchherrn, das mir wohl

eisliche hundert oder tausend Gulden des Jahres tragen möchte. Aber behüte mich Gott vor solchem Gelde! Doch will ich hierin Gottes Taten nicht zu nahe reden. Ich sehe es für gut an, man nehme das Kruzifix und besehe es und verschließe es. Wo dann unser Herr Gott je ein Mirakel damit vorhanden hat, so wird seine göttliche Majestät das wohl dabei zeigen, das wir's gewiß werden, daß es sein Tun ist, und wir keine Abgötterei begehen.“ Auf diese Worte fielen ihm nach und nach alle zu, und sie nahmen das Kruzifix unter großem Unwillen des Volkes ab und besahen es und fanden zuletzt die Öffnung, und daß das Blut war dahineingetan und so durch die Wurmlöcher drang. Da nahmen sie es und verbrannten es. Und der Kirchherr gebot, daß man denjenigen von der Kanzel so lange bannen sollte, bis daß er käme und seine Schuld bekenne und Buße täte. Nach einigen Jahren kam die Frau eine Neue an und sie beichtete dem bischöflichen Official (Richter), welcher sie auch für 10 Gulden, die sie sich erbettelte, von dem Banne freisprach. Bald darauf ward aber der Official von dem Bischofe abgesetzt. Sein Nachfolger, der von dem Handel seines Vorgängers nichts wußte, fing wieder an, sie bannen zu lassen, und wollte sie auch nur für 10 Gulden absolvieren. Da ging die Frau zu dem Oberpfarrherrn Reimar Hahn, und fragte ihm ihre Not und beichtete ihm und tat Buße. Der strafte zwar die Frau wegen ihrer Tat, erfreute sich aber, weil sie ihre Sünde bekannte, und schaffte, daß der Bischof sie nochmals absolvierte und ihr gebührliche Buße ansetzte. Also kam die Sache aus und konnte das Mirakel keinen Raum haben, dessen billig Reimar Hahn bei Gott und den Leuten Ehre und Ruhm hat, auch damit er dessen eine ewige Gedächtnis behalte und andere ein gut Erempl daran nehmen, Abgötterei zu wehren.

Das Wetterhäuschen.

F. Kähler.

Der verstorbene Ackerbürger Heinrich Geßmann in Laage hatte die Angewohnheit, daß das Herannahen regnerischer Witterung in ihm einen unstillbaren Drang nach Alkoholgenuss verursachte. Wie bei rheumatisch veranlagten Menschen der Niederdruck in der Atmosphäre Schmerzen hervorbringt, so machte sich bei ihm die Wirkung in großem Durste bemerkbar, bei nahendem Unwetter war er nicht zu halten, die Bierreise von Lokal zu Lokal ging vor sich und wurde meist nicht eher beendet, als bis der Himmel wieder freundliche Seiten aufzog, und das Unwetter wieder in Sonnenschein umschlug.

Naturgemäß war seiner Frau diese außergewöhnliche Eigenschaft ihres Mannes nicht angenehm, aber, so groß die Eintracht im Zusammenleben der beiden Ehegatten sonst auch war, der dunklen Gewalt gegenüber, welche bei ihrem Manne bei trübem Wetter die Neigung zu Bierreisen hervorrief, hatte die gleiche Liebe und Eintracht sich bisher machtlos gezeigt. Bis der Frau ein rettender Gedanke kam.

In dem Wohnzimmer der Eheleute hing ein kleines Wetterhäuschen, aus welchem bei gutem Wetter eine Frau, bei schlechtem ein Mann herausstreten sollte. Nun hatte Frau Geßmann beobachtet, daß ihr Mann dieses Häuschen stets sorgfältig beobachtet, daß ihr Mann dieses Häuschen stets sorgfältig in Augenschein nahm, und sobald er eine Übereinstimmung zwischen dem Heraustreten des Wettermännchens und seinen inneren Gefühlen bemerkte, die Vorbereitungen zur Bierreise traf. Hierauf begründete sie ihren Plan. Sie begab sich zum Küster Flacke und

bat diesen, welchem sie in solchen Dingen Erfahrung traute, an dem Wetterhäuschen eine Vorrichtung zu machen, daß immer nur, auch bei Herannahen schlechten Wetters, wo sonst das Männchen herauskam, das Wetterfräulein aus dem Hause trat. Dienstefrig ging Herr Flacke an die Arbeit und konstruierte eine Vorrichtung, welche die gewünschte Voraussetzung erfüllte.

Dies war bei schönem Wetter. Als nun eine Wendung sich bemerkbar machte, und ein herannahendes Minimum seine Vorboten aussandte, fühlte Herr Geßmann in Kehle und Magen das bekannte Durstgefühl, den Trieb, welcher ihn unwiderrücklich zur Bierreise zu veranlassen suchte. Nach alter Gewohnheit sah er sein Wetterhäuschen an, aber siehe da — das Männlein war verschämt im Hause geblieben und das Fräulein stand nach wie vor draußen. Allmählich verschlimmerte sich das Wetter, die ersten Regentropfen fielen, und schließlich begann ein Gießen, als ob die Sündflut sich wiederholen wolle. Herr Geßmann blickte zornvoll auf sein Wetterhäuschen, welches ihn sonst noch nie im Stiche gelassen, und somit stets von der Richtigkeit seines Instinktes überzeugt hatte. Dieses Mal war nichts zu machen. Der Mann blieb nach wie vor im Häuschen und die draußenstehende Frau lächelte unsern Wetterforscher freundlich an. Schließlich packte dieser die Verzweiflung. „So,“ sagte er, „wenn du mi nich wissen wilst, wat dat für Wäder is, denn will ic di dat wiesen.“ Er nahm das Wetterhäuschen nebst Hammer und Nagel, und nagelte dasselbe im strömenden Regen an der Außenwand des Hauses an. Dann griff er nach Hut, Stock und Regenmantel und begann seine Bierreise.

Karl Heinrich von Welzin.

Ein Lebensbild aus der Zeit des 30jährigen Krieges.

Versaft in seinem 80. Lebensjahr von General von Welzin, dem langjährigen Kommandeur der Mecklenburgischen Landesgendarmerie, geb. 1843, gest. 1931.

(Fortsetzung.)

Meine Mutter bemühte sich, uns lesen, schreiben und rechnen zu lehren, der erwähnte Erker war unsere Schulstube, da schweiften die Blicke gar zu oft sehnsüchtig hinaus und störten die Aufmerksamkeit, aber mit größter Sanftmut und Geduld begann die liebe Mutter immer wieder ihren Unterricht.

Mein Vater war ein eifriger Jäger, der jede Art von Jagd ausgezeichnet verstand, er sagte oft zu mir: „Mein Junge, Krieg und Jagd, das sind die Geschäfte des Edelmannes, die er gut lernen muß, damit er sich und sein Land verteidigen und sein Haus mit Nahrung versehen kann.“ Am liebsten ging er allein mit der Büchse im Arm pürschend durch unsere schönen Waldungen, er liebte nicht, das Wild massenweise zu töten: „Der Wald ist meine Speisekammer, wenn ich die unnütz auf einmal leere, dann habe ich nichts in Zeiten der Not,“ pflegte er oft zu sagen, hierin war er ein sorgsamer Hausvater. — Er nahm mich frühzeitig mit zur Jagd, damit ich alle Regeln gut kennen lernte, wie das Wild zu beobachten und zu belauern sei. „Wenn Du die Gewohnheiten des Wildes nicht kennst, kannst du es auch nicht überlisten,“ war seine Lehre.

Eines Tages ritten wir, nur von einem Knecht und einem Jäger begleitet, auf die Pirsch, wir wollten an der Grenze einen Rehbock schießen, der dort übertrat, die Mutter hatte dringend Wild nötig, wir erwarteten, wie so oft, zahlreiche Gäste zu einem Gastmahl, die Pferde wurden zurückgesandt, es war sehr früh am Tage, die Sonne war noch nicht aufgegangen, wir stellten uns lauslos an und warteten auf den Bock, mit dem ersten Sonnenstrahl stand er vor uns auf einer Wiese, aber noch zu weit auf den Schuß, er äugte einige Male zu uns hinüber, äste dann aber ruhig weiter und kam uns dabei immer näher, schon wollte mein Vater sein Gewehr ansetzen, da bellte ein Hirtenhund und der Bock sprang zurück ins Dickicht des Nachbargutes. — Enttäuscht setzten wir uns in den Grenzgraben und verzehrten unser Frühstück und suchten dann unser Heil dadurch, daß der Jäger und ich ein Waldstück nach dem andern leise durchgingen, um meinem Vater das Wild zuzutreiben, aber der Erfolg blieb aus.

Müde und hungrig mußten wir mit leeren Taschen unseren nun recht weiten Rückweg antreten, nachdem der Jäger entlassen war.

Mißmutig und schweigend gingen wir nebeneinander und mein Vater äußerte einmal seufzend: „Ja, wäre die Fahrenhorst noch mein!“ Dann schwieg er wieder, ich brannte vor Begier, zu wissen, was es mit der Fahrenhorst für eine Bewandtnis hatte, wagte aber zunächst nicht zu fragen, endlich hielt ich es nicht mehr aus; „Was ist mit der Fahrenhorst, Vater?“ fragte ich. „Das ist eine wenig erfreuliche Geschichte, mein Sohn, ich mag eigentlich nicht darüber sprechen, aber einmal wirst du es doch erfahren. Siehst du,“ fuhr mein Vater fort, „dort den Habicht, wie er auf das Huhn stößt und es zerreißt? Sieh, mein Junge, so ist es auch bei den Menschen, der eine ist stark und mächtig und unterdrückt den schwächeren und glaubt dann noch, daß sei sein Recht. — Du bist doch schon oft im Kahn von Weisin die Elde hinabgefahren und kamst dann bald in einen schönen sehr großen Wald voll Buchen, Eichen und Tannen, die Fahrenhorst, dieser ganze große Wald gehörte einstmal seit langer Zeit unseren Vorfahren. — Eines Tages fuhr mein Großvater die Elde hinab, um in

der Fahrenhorst zu jagen. Was sieht er, dicht am Ufer sind herzogliche Jäger dabei, einen Hirsch auszunehmen, den sie erlegt, ein Sechzehnender, auf den Großvater schon oft gejagt hatte, zornbebend springt er aus dem Kahn und ruft „Was untersteht ihr euch, in meinem Gebiet zu jagen!“ „das ist unser Recht, der Herzog kann als Oberlehns herr im ganzen Lande Hirsche schießen lassen“ entgegnete der junge Forstmeister, der kürzlich nach Lübz gekommen war, „das Recht lasse ich dem Herzog nicht verkümmern.“

Gegen die Übermacht konnte mein Großvater nichts machen und rief nur „das wird sich finden“ und ging fort. Nach einiger Zeit erschien auf der Burg der Amtsbote aus Lübz mit einem Schreiben der herzoglichen Beamten des Inhalts, es hätte sich aus alten Urkunden ergeben, daß dem Herzog ein Mitbesitzrecht an der Fahrenhorst zustehe, das wäre nur in Vergessenheit gekommen, würde jetzt aber wieder ausgeübt werden.

Nun griffen die herzoglichen Beamten immer weiter, jagten oft in der Fahrenhorst und ließen Bäume fällen, da riß meinem Vater die Geduld, er wandte sich klagend wegen Besitzstörung an den Kaiser und dessen Gericht zu Weimar.

Fast 50 Jahre schleppte sich der Prozeß hin, meinem Großvater wurde der Ärger und die Aufregung in dieser Sache zu einem Nagel zu seinem Sarge, er starb darüber hinweg, ohne das Ende zu erleben. — Endlich wurde der Spruch gefällt und wie dies nicht anders möglich war, erklärte das kaiserliche Gericht:

„Wald und Wild gehören allein den Welzins.“ Inzwischen hatten sich aber die Herzöge und ihre Beamten so gewöhnt, in dem Walde mit zu schalten und zu walten, wie es ihnen beliebte, so daß ihnen dieser Spruch sehr ungelegen kam, mit Gewalt konnten und durften sie nun nicht mehr vorgehen, versuchten es jetzt aber auf andere Art durch allerlei Quängelien und Hinterlist.

Mein Vater, der ewigen Unannehmlichkeiten müde, ließ sich auf Verhandlungen ein und verkaufte dem Herzog widerwillig gegen Hergabe des Dorfes Lenschow die Fahrenhorst. — „Ach, wäre das doch nicht geschehen, dann stände ich jetzt anders da, dann hätten alle Verlegenheiten ein Ende.“ Unter dieser Erzählung meines Vaters hatten wir unsere Burg wieder erreicht. Mutter war sehr enttäuscht, daß wir nichts heimbrachten. Aus meinen Gedanken, ich war damals wohl 10 Jahre alt, wollte diese Geschichte nicht wieder weichen, ich grubelte beständig darüber nach, ob ich meinem Vater wohl helfen könne. — Eines Tages, die Eltern waren einige Tage verreist, waren meine Spielgefährten bei mir, um unser beliebtes Landsknechtsspiel zu spielen, dazu hatten sie alle die selbstgefertigten Waffen mitgebracht, da kam mir plötzlich der Gedanke, ich fahre mit ihnen in die Fahrenhorst und erobere diese wieder für meinen Vater.

Gesagt, getan, ich lud sie in unseren großen Fischerkahn, holte noch einige Eßwaren von der Wirtshafterin, holte eine Pistole meines Vaters, wir wollten gerade abstoßen, da kam meine Schwester gelaufen, und wollte mit uns. Nein, sagte ich, heute geht es in den Krieg, da können wir keine Frauenzimmer gebrauchen. Die andern Knaben batzen, ich sollte sie doch mitnehmen, sie hielten das ganze nur für ein neues Spiel, das Margaret Sophie doch meistens teilte, aber mir war die Sache bitter ernst, ich blieb fest; sie mußte zurückbleiben.

So zog ich nun mit meinem Kriegsheer ab, wir glitten leise mühelos stromabwärts und waren nach etwa zwei Stunden in der Fahrenhorst an einer geeigneten Landungsstelle angelommen und stiegen aus. Ein Junge wurde von mir als Wache beim Kahn gelassen, wir andern zogen mit Hallo ins Holz, suchten einen Lagerplatz, machten Feuer an, versuchten zu kochen, auch verzehrten wir die kalten Eßwaren.

Nun grübelte ich nach, wie ich es anfangen müßte, nachdem ich nun mit meinen Kriegsmannschaften den Wald besetzt hatte, zu beweisen, daß ich dort wieder Herr sei und kam zu dem Entschluß, ich wollte ein Stück Wild schießen, dann hätte ich gezeigt, daß der Wald wieder uns gehöre, ich schlich also leise auf einen Wildwechsel fort, fand im Dickicht ein Reh im Lager und schoß danach, aber in meiner Erregung traf ich es nicht, ich ging zurück zu meinen Kameraden, ein Schuß war nur in der Pistole.

Raum war ich bei unserm Lager wieder angelkommen, erschien, vom Schuß angelockt, ein herzoglicher Jäger und fragte barsch: „Was macht ihr hier, ihr dummen Jungs?“ Ich antwortete: „Ich bin Karl Heinrich Welzien, ich habe den Wald hier wieder erobert, er gehört uns!“ Da lachte er und sagte: „Ihr seid ja große Helden, aber nun fort, ihr habt hier nichts zu suchen!“ Da stürzte ich mich auf ihn und schrie: „Wir nach, wir nehmen ihn gefangen und binden ihn!“ Aber zu meinem tiefen Kummer versagten meine Krieger gänzlich, sie rührten sich nicht, teilweise retteten sie schon zum Kahn. — Da sah mich der Jäger in den Kragen: „Ja, mein Junge, wenn du so willst, dann mußt du mit nach Lübz“ und trotz allen Sträubens schleppte er mit mir ab.

Meine Kräfte erschöpften bald und ich mußte tief beleidigt und wütend mit ihm.

Gegen Abend in Lübz angelkommen, wurde ich ins Gefängnis gesperrt, ich dachte, das wird nicht lange dauern, dann kommt der Forstmeister und holt dich wieder heraus.

Aber es wurde Nacht, ich fror und hungerte und hatte kein Lager, da brach mein Mut völlig zusammen.

Um andern Morgen brachte mir der Schließer Wasser und Brot, ich wollte hinaus, ich wäre ein Junker, er durfte mich nicht eingesperrt halten, aber er beachtet mein Reden nicht, sondern schloß wieder zu.

Inzwischen waren meine Spielmänner scheu und gedrückt wieder in Weisin eingetroffen und hatten dort meinem Vater, der am Abend zurückgekehrt, bekannt, was geschehen und daß der herzogliche Jäger mich mit nach Lübz genommen. Mein Vater eilte sofort am nächsten Morgen dorthin zur Herzogin Sophie und bat um ihre Verwendung in der Sache.

Die Herzogin ließ sich genau den Hergang schildern und sandte dann einen Diener an den Forstmeister mit dem Befehl, ich solle sofort aus dem Turm zu ihr gebracht werden. So öffnete sich im Mittag das Gefängnis für mich, und ich wurde vor die Herzogin geführt.

Wie ich an der Seite des herzoglichen Dieners den Weg zum Schloß zurücklegte, und den Saal betrat, wurde mir recht bänglich ums Herz, aber die Herzogin empfing mich laut lachend mit den Worten: „Ach, das ist der Held, der meinen Wald erobern wollte, bleib so tapfer, mein Junge, wenn Mecklenburg in Gefahr kommt,“ und übergab mich meinem Vater. Der wollte zornig werden, aber er mußte der Herzogin versprechen, mich nicht zu strafen, ich sei für den dummen Jungenstreich schon genug gestraft.

Wir kehrten nach Weisin zurück, aber nun hatte dieser Eroberungszug für mich die unangenehme Folge, daß ich einen Hauslehrer erhielt, da war es mit meiner ungebundenen Freiheit ziemlich zu Ende.

Er hieß Petrus Gunibertus und war ein Gottesgelehrter, da ihm, wenn meine Erziehung glückte, die Pfarre in Benthen in Aussicht gestellt war, so mußte ich nun gewaltig viel lernen, auch meine Schwester teilte teilweise den Unterricht mit mir.

Wie ich älter wurde, merkte ich oft, daß mein Vater sorgenvoll war, besonders, wenn er Briefe von der Stiefmutter, den Stießbrüdern oder den Vormündern erhielt.

Wie ich später erfahren, hatte mein Vater bei der Erbteilung sich verpflichtet, seinen Brüdern Zinsen zu zahlen, aber dies wohl oft unterlassen, dann wurde er unbarmherzig gemahnt und ihm Verschwendung vorgeworfen, zur Befriedigung ihrer Ansprüche mußte mein Vater den Brüdern deshalb ein Stück nach dem andern überlassen, was seiner gereizten Stimmung gegen die Stiefmutter und die Brüder stets neue Nahrung gab. Es geziemt sich für mich als Sohn nicht, das Tun meines Vaters zu verurteilen, aber das muß ich doch sagen, um der Gerechtigkeit willen, der Vorwurf der Verschwendung wurde meinem Vater wohl nicht ganz mit Unrecht gemacht, und die Geldangelegenheiten waren ein ewiger Bankaspel zwischen den Brüdern, so daß mein gutherziger Vater schließlich auch sehr streitsüchtig und unfreundlich gegen dieselben wurde.

Eines Tages hörte ich ein Zwiespräch der Eltern, die Mutter fragte: „Joachim, du gehst doch nach Grambow zur Beisehung der Mutter?“ „Nein, ich kann nicht überwinden, ich bin froh, daß sie tot ist, die Art wie sie gestorben, ist ihre Strafe.“

„Joachim,“ sagte die liebe Mutter, „gehe hin, dann begrabi ihr mit der bösen Frau auch vielleicht den bösen Streit.“ Aber mein Vater ging nicht, hätte er es doch getan!

Die Stiefmutter war plötzlich, gleichzeitig mit ihrem Sohne Adolf Friedrich, den ich bisher nicht erwähnt habe, auf einer Reise zu ihren Verwandten nach Frieddorf in der Mark Brandenburg gestorben.

In diesen Jahren hatte sich zwischen meinen Eltern und der Herzogin Sophie und ihrem Hof ein lebhafter Verkehr entwickelt. Die Herzogin schätzte besonders meine Mutter sehr und suchte sie öfters in Weisin auf, es war dies eine große Ehre und Freude für die Eltern, aber auch eine recht tuere. Fürsten machen, besonders in damaliger Zeit, ihre Reisen, mochten sie noch so klein sein, stets mit großem Gefolge, Dienerschaft und Pferden.

So vergingen wieder einige Jahre meiner Kindheit, ohne daß ich besondere Ereignisse aus der Zeit im Gedächtnis behalten hätte, bis auf den Tag, den ich mit seinen kleinsten Ereignissen bis an mein Lebensende nicht vergessen werde.

Ich war 12 Jahre alt, und befand mich an einem Vormittage im Zimmer des Magisters Gunibertus, welches nach dem Hof zu lag, als der Burgvogt ins Horn stieß zur Anmeldung von Gästen und gleich darauf die Zugbrücke hinunterließ. Ich lief ans Fenster und sah meine beiden Onkel Melchior und Balthasar in den Burghof einreiten.

Sofort begriff ich, daß etwas besonderes vorgehen würde, warum sie gekommen, ich lief schnell in die große Halle, und versteckte mich hinter dem Kamin, kaum war ich in meinem Versteck, da traten die beiden Stießbrüder in die Halle und gleichzeitig durch eine andere Tür mein Vater. Onkel Melchior schrie sofort mit überlauter Stimme: „Joachim, du hast wieder nicht bezahlt, du ruinierst Weisin völlig, wir wollen unser Geld, ich habe auch Frau und Kinder!“ Onkel Balthasar fügte hinzu: „Dort mußt du aus Weisin, aus unseres Vaters Haus, aus dem du uns vertrieben, dir gehört hier nichts mehr!“

Da packte meinem Vater eine furchtbare Wut, wie ich ihn nie vorher noch nachher gesehen, er riß einen Säbel

von der Wand und schrie: „Ihr Blutsauger, das ist euer Tod!“ und stürzte sich auf seine Brüder. — In dem Augenblick öffnete sich die Tür und meine Mutter, blaß wie der Tod, lief zwischen die Streitenden: „Joachim, um Gottes Willen, du machst uns ja sämtlich unglücklich,“ sie umklammerte den Vater und sah ihn flehentlich an. Da wankte mein lieber Vater, taumelte auf eine Bank, schlug die Hand vors Gesicht, frankhaft bebend von der furchtbaren Erregung.

Nun zeigte sich meine liebe Mutter in ihrer ganzen Größe, sie sprach sanft und begütigend auf die feindlichen Brüder ein, indem sie ihnen milde, aber ernst und fest ihr unrichtiges Benehmen in dieser Sache vor Augen führte und brachte sie dahin, daß sie einwilligten, Onkel Below als Schiedsrichter zu wählen.

Onkel Below kam und Vater legte ihm nun kurz seine Schuldenverhältnisse vor, welche Summe er den Brüdern, welche anderen Personen schuldig sei. Onkel Below schüttelte den Kopf:

„Ja, Joachim, das ist schlimm, ich kann nur raten, überlaß deinen Brüdern Weisn pfandweise gegen Zahlung einer größeren Summe, dann kannst du deine Schulden bezahlen, du ziehst nach Benthen, mußt dir dort allerdings erst ein Wohnhaus bauen.“

Nun zogen sich alle ins Schreibzimmer meines Vaters zurück und ich konnte unbemerkt fort aus meinem Versteck.

Mir schlug das Herz hörbar, ich lief zu Margarethe Sophie und mit ihr ins Freie, um das Furchtbare zu sprechen. Es verging der ganze Tag, wir sahen die Eltern und die Onkels nicht, hörten nur in Vaters Zimmer sprechen. Spät am Abend, wie wir schon in unseren Betten lagen, ritten die Stiefbrüder fort. Am andern Morgen beim Frühstück sagte die Mutter zu uns: „Wir ziehen aus Weisn fort, Vater hat hier zu viel Sorgen, wir gehen nach Benthen.“

(Fortsetzung folgt.)

Alt mine Festungstied.

(Fortsetzung).

De Inspelster hadd drei Pund Toback unner den Arm un vertelste mi, min oss Vader hadd all vör mine Ankunft för mi „ne halw“ Rist Toback herschikt un hei würd mi dorvon taukamen laten, wenn ic wecken bruken ded. — Dat was gaud, aewer ebenjo gaud was ‘t, dat ic tau weiten kregen hadd, woans de Inspelster un de Slüter mit enanner jummen. Wenn den Dürvel sin Reich uneinig, hewwen de armen Seelen Firabend.

Ic sticke mi „ne Pip Toback an, läd mi up de Madrat un wil ic mäud“ was von de Reis, slep ic in, un wil ic minen Pipendecel för en silwernen utgewen hadd, verbrennt ic mi minen Slaproef, de so all ansengt was, un twors dörch negen Stockwark, denn min Slaproef hadd mit de Tid ümmer ein Hut aewer de anner kregen, indem dat ic em ümmer wedder frisch aewertrecken let, un in de Ort was hei grad as Achillesen sin Schild mit de negen Ossenfellen.

Hei swälte denn ol ümmer försötsch weg, as de Slüter wedder „rinner lamm, de eigentlich nicks bi mi tau dauhn hadd. — „Gottz Dünnert!“ röp hei, „Sei brennen!“ un hülp mi dat Jüer atslahn. — Na, dorför bedankte ic mi denn bi em, un mi kreg hei Aewerwater un würd so tauvertrulich un smeichlich, as en Hund, de sin Brügel kregen hett, un fung an: mit den Inspelster füll ic mi nich inlaten, denn de wir woll fründlich in de Ogen, aewer falsch achter ‘n Rücken, un wat hei dauhn kunn, dat füll mi woll tau Gauden kamen, un vördem hadd hei jo man spaß, un wurüm ic keinen Spaß verstahn hadd.

Kort, dat was grad so ‘n Schubbejack von Kirl, as ic von de Ort all vele kennen lihrt hadd, negenklauf, hinnerlistig, voll Schadenfreud, tau jeden Deinst för sine Börgezeschten parat, un wir ‘t of de niderträchtigt, un dorbi seig, wenn Einer de Tähnen wisen ded.

Min Toback stiel em in de Näs: „Woll schönen Toback?“ frag hei. — „Ja ja,“ säd ic. „Will’n Sei em mal probiren?“ — „Ne,“ meinte hei, „wo denken Sei hen? Ich füll mi in so ‘ne Dörchstekeren inlaten?“ — „Schön,“ säd ic, „denn laten S’ ‘t sin.“ —

Herr D... man kamm wedder, hei hadd nicks bi mi tau dauhn: „Na, wo geiht ‘t?“ — „Oh, recht gaud.“ — „De Toback smecht Sei woll?“ — „Ja, sihr gaud.“ — „Na, wil Sei doch so fründlich wiren... probiren will ic em doch mal.“ Herr D... man stoppte sic ‘ne Pip: „Schön!

Würklich schön!“ — „Na, denn nehmen S’ sic en Pund mit,“ säd ic. — „Ne, dat kunn hei nich. „Ne Pip Toback, dat güng woll; aewer en Pund! Dat wir gegen sine Schülligkeit, dat kunn hei nich dauhn. Wat ic von em denken ded? — Aewer as Herr D... man ut mine Dör güng, hadd hei min Pund Toback in die Hand, un ic dacht wat von em.

Den Dag dorup würden Strässling’ nah den lütten vinkantigen Hof summandirt, de müßten Bahnhöfchen schuppen, dat mine Kameraden doch wedder mal in de Luft gahn kunnen. All, de up einen Korridor seten, kemen up ‘ne Stunn’ däglich in de frische Luft.

Min Korridor kamm tauirst an de Reis, ic natürlich nich mit, denn ic hadd jo noch keinen Berlöw dortau; ic flatterte indessen up minen Disch un Hüler ‘ruppe un tek mi de Lüd buten en beten an.

Dicht unner dat Duwenflaglock, wat för min Finster gellen füll, stellte sic en Por hen, von de ic den Einen recht gaud kennan ded, denn hei was en ossen Bekannten ut Jena; sei hadden lütte dünnne Stöcker in de Hand un fecheten sic dormit up Stoß, as wi ‘t in Jena up den Markt dahn hadden, aewer mit Eisen. Bi jeden Stoß un jede Parad’ flöten mi en por Würd’ tau: „Rechtsch von Di siten wi Beid’, linfsch von Di sit Gr...“ — de mi bi min Ankunft all gegrüßt hadd — „de irste Kummendant, Graf H., is de irste Menschenschinner gegen uns; de zweite Kummendant, Oberst von B., hett woll gauden Willen, kann aewer nicks maken, wil Graf H. dat för sine Schülligkeit, as Spelkamerad von den König, höllt, uns persönlich nah Maeglichkeit tau schikanieren. De Platzmajur kann deswegen ol nicks. De Inspelster is en gauden Mann, lewt aewer in ewige Angst vör den irsten Kummendanten up de ein’ un den Slüter D... man up de anner Sid, denn dat is de heimliche Taubringer nah haben ‘rup un is de legste von Alstausamen. De Gefängnisnächte R. bedrückt uns, un deswegen möt hei dauhn, wat wi willen; aewer D... man sit em tau sihr up de Hacken, hei kann nicks dauhn. Häud’ Di also vör D... mannen! Hei hett en wohren Haß up uns un is en sihr slichten Patron un würd sic seler of bestelen laten, wenn wi em man en gauden Preis betahlen können, so aewer wil wi nicks hewwen, laenen wi nich an em kamen.

Dese Nachrichten flöten mi so stückwiss' tau. Min oll Fründ Gr. ging an min Finster vörbi: En Meß kaunst Du von mi frigen." — Dat was doch of all wat — wenn 'd 't man irst hadd! — Denn hier was 't just so, as in den Unnersäufungssarrest, Meß un Gabel würden glis nah 't Middageten wegnamen, un ic hadd all wedder tau dat olle Middel gripen müft, un hadd den Stiel von minen ollen kleckernen Lepel up de ein' Tid sharp schürt, dat ic mi doch notdürftigen Stück Brot aßchniden kunn.

Aewer wat full dat mit R... mannen heiten? — „Händ di vör D... mannen! Hei nimmt nicks von uns an." — De Mann hadd jo von mi en Pund Toback annehmen. — Na, de Tid müft dat lühren.

Den Nahmiddag kamm de Inspelster tau mi un makte mi de Anzeig', dat ic of 'ne Stunn' up den Hof spazieren kunn, 't wir allerdings noch nich von de Kummendantur anordnert, aewer hei wull dat up fine Kapp nemen, denn ic müft jo doch an de Lust. — Ich namm dat denn girt an, un as ic up den Hof kamm, markte ic denn, dat dat Däuweder was, un dat de Snel ballte. Uem mi nu 'ne gaude Motschon tau malen, wölterie ic grote Sneiballen tausam un sett' sei up enanner, bet 'ne Ort von Postament farig was, un dunn namm ic en rechten schönen witten Sneiklut un fung dormit an tau kneiden un tau pusseln, bet ic 'ne Ort von Postbild farig hadd, un as ic min Matzwark neger betrachten ded, dunn sprüng mi 'ne Lehnlichkeit mit den ollen, braven Dr. Martin Luther entgegen, ic makte em de Backen en beten dicler un de Näs' en beten stuwer, un dor stunn hei lüsterwelt. Dat was grad kein Kunstwark; aewer, as de Upwohrer R. nahsten, üm mi wat Schöns tau seggen, säd', en Jeder kann doch seihn, dat 't en Mannsmensch un kein Frugensmensch sinfull.

Ich hadd dese Geschicht nich vertellt, wenn dorut nich för mi wat Gaudes utbrött wir. De Blatzmajur was glis nah mine Fristunn' kamen un hadd minen Dr. Martin dor staßhn seihn; hei let sic also min Dör upsluten un frog mi wat ic nich girt min Schriw- un Teiken-Material hewwen wull. Ich säd' natürlich: Ja, un hei versprok mi dorfür tau sorgen; un ic freg 't of.

Kapittel 8.

Einige Dag' d'rup, so gegen Abend, hürte ic, dat bi minen Nauer Gr... upslaten würd — dat geschach bi uns Allen ümmer üm dese Tid, denn denn würd rein matt un frisch Water halt. Ich kloppte an mine Dör, un D... mann slot up, obschonst de Gefängnisnicht bei minen Fründ Gr... noch nich farig was; ich kamm 'rute un gung up Gr... tau, un kunn hei doch en Wurd' mit em reden. As de Stuw' rein was, röp D... mann: „Herr Gr...!" un Gr... gung in sin Lock herin; aewer ic of un sett' ie mi ahn Wideres up dat Bedd. D... mann röp mi, ic full 'rute kamen, ic aewer rögte mi nich un meinte, hei kunn mi jo bet Klock negen bi minen Kammeraden sitzen laten, denn kem' hei jo doch mal wedder tau 'm Taufsluten för de Nacht. — Ne, dat kunn hei nich, dat wir gegen de Husordnung, de Inspelster kunn kamen, un denn wir de Düwel los, denn de Inspelster paßte em ümmer up den Deinst. — Ich säd', de Inspelster würd gewiß nich kamen, un säd', ic ded em of mal wedder en Gefallen, indem ic nich ahn Ansicht jo 'n beten stark mit den Tumpahl up dat Pund Toback henwinkte. Un wat was dat Gunn' — Herr D... mann slot uns Beid' tausamen in.

Dor seten wi nu un vertellten uns von ollen un nigen Tiden. Gr... gaww mi en Meß un allerlei Kleinigkeiten, de hei missen kunn, un 't würd afmalt, ic full bi de Kummendantur inkamen, dat wi tausamen wahnen wullen.

Vinah all de Annern wahnen tau Dwei in ehr Stuwen, un 't müggt uns jo of woll glücken.

Aewer worüm vertell ic so 'ne Kleinigkeiten? — Dorüm, wil ic nahwisen kann, dat min Pund Toback de ganze schöne, nah allen Kanten so faste Husordnung ümsmiten ded. — De Gefängnisnicht R. hadd seihn, dat D... mann sic arg gegen de Bestimmungen von den Grafen H. verfüngt hadd; hei würd jo dit glis an den Inspelster vertellen; de hadd nu den Slüter schön in de Fingern, dat hei em nich mihr hinnerrücks bi den Kummendanten anpezen kunn. Kort, de ganze, up gegenseitige Furcht un Niederträchtigkeit von de Beamten gründte Urechthollung von den Grafen H. sine scharpe Husordnung föll för ein Pund Toback. Un dat fratt mit de Wil' so wid üm sic, dat ic, as noch lang' kein Jahr vergahn was, de Slaetel ut den Inspelster sin Stuw' herute halte un all de Gefängnissen upslot. — Doch dorüm geschach nicks Unrechts von uns — as denn aewerall in de vier Jahren aewer twintig bet dörtig junge Lüd' keine Klag' bi de Kummendantur vörklamen is, tau 'm groten Arger von den ersten Kummendanten, de up öffentliche Parad' wütend tau den Inspelster seggt havwien soll: „Wieder nichts zu melden? — Melden Sie was, und ich werde den Leuten zeigen, wie man mit Hochverrätern umgehen müß!" — Un all de erbärmlichen Quälereien, mit de wi schurigelt würden, wiren nich mal en Pund Toback wirt!

Hier kann mi nu Einer fragen, ob dat recht von mi was, un ob dat mit de christliche Moral stimmt, dat ic en Beamten von sine Pflicht awennig makt heww? Doregen möt ic antworten: ic heww 't oft lesen un ut den Munn' von führ frame Lüd hürut, dat de Handlungen von de Lüd', de de baewelsten Spijzen von de menschliche Gesellschaft utmaken, gor nich nah de christliche Moral tau taxieren sünd, vorüm will denn Einer de ünnesten Spijzen — un dat sünd de Gefangenen — mit en anner Mat meten? Aller Welt Hand was gegen uns, un wenn wi nich unnergahn fullen, müggt wi uns wehren; un gegen wen? — Gegen so 'n Kirl, den sine christliche Moral nich mal en Pund Toback wirt was, den wi nahsten sogar bi 't Biggarrenstehlen attrapierten.

Nu wehr sic mal Einer mit de christliche Moral gegen einen Menschen, de vör Wur barsten mücht, dat hei junge Lüd', de in aewermenschliche Geduld Jahre lang Allens dragen, tau keine Klag' Aulat gewen hadde, nich noch scharper anfaten kunn, de tau de strengen gedruckten Bestimmungen för den sworen Unnersäufungssarrest noch nige, strengere utsünig makt un sei uns in dat Gefängnis 'rinne hängt hadd! — Nu wehr sic mal Einer mit de christliche Moral gegen 'ne Karnallj von Kirl, de de gemeinsten Niederträchtigkeiten utbräuden ded, üm dat arme jammerwolle Lewen noch jammerboller tau maken!

Un wat ded denn de preußische Staat för unsere christliche Moral? — Dat is uns was of dunn 'ne gesetzliche Bestimmung, dat jeder Gefang'ne Sündags in de Kirch gahn full, un wo ic bether west was, in S., kinnen wi ümmer in der Kirch gahn; aewer hier? — Wat den Spijbauwen, Röwer un Mürder tau Gaud' künmt, dat was uns affneden: in vier Jahr hadd kein Einziger wat von christlichen Gottsdeinst noch aewerall von en Preister seihn — de Katholiken utbenamen; denn dat möt Einer den Katholischen Pastor G... nahseggen, wat sei em of von Kummendantur wegen för Stein' in den Weg smeten, hei wüßt sei all furttaurümen, bet hei allwöchentlich sine Bichtinner besäulen kunn. Aewer de evangelschen Preisters! Ich, Gott bewohre, föll ehr jo gor nich in. —

(Fortsetzung folgt.)

Ostmecklenburgische Heimat



Halbmonatsschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Er scheint am 1. und 3. Sonntag jedes Monats. — Bezugspreis monatlich 30 Pf. zuzüglich Bestellgeld; für die Abonnenten der „Teterower Zeitung“ gratis. — Erscheinungsort Teterow. — Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malschiner Straße 15, Fernruf 367. — Verantwortlich für den Inhalt: Albert Ziller, Teterow. Unter Mitarbeit von Dr. Hans W. Barnewitz, Bützow.

Jahrg. 9

Teterow, 5. Juli 1936

Nr. 13



Königschuh.

Von Dr. Hans W. Barnewitz.

„So, hüt is all Königschuh-Heiligabend!“ heißt es eines Tages befriedigt in einer mecklenburgischen Stadt! Wagen mit Bündeln von Maibusch durchziehen die Stadt. Aus dem Birkengrün werden bei den Zunftwürdenträgern die sogenannten Lauben errichtet, die Umkleidung der Haustür. Inzwischen durchzieht die Stadtkapelle die Straßen, um dem Schützenkönig, den Aelterleuten und anderen die üblichen Ständchen zu bringen. Es lohnt: „Für jede Laub dor giffst dat wat, für ewig dößige Kählen...“ heißt es in einem alten Königschuhgedicht. Von Haus zu Haus geht die Jugend mit — man legt den Königschuh gern in die Ferien — und dient als lebendige Notenhalter. Abends veranstaltet die Kapelle wohl noch einen Zapfenstreich — nicht zu spät, damit man gestärkt in den neuen Tag hineinkommt. Ein letzter prüfender Blick noch auf die bereitgelegte Uniform: so, nun ist man auf drei Tage aus dem normalen Leben ausgeschaltet!

Frühzeitig beginnt der Königschuhstag. Der Tambour läßt sein Loden ertönen: „Leverenz kann trummeln, Leverenz kann trummeln, Leverenz, de kann am besten trummeln“ hat man es gedeutet. Nun versammeln sich an den festgefeierten Plätzen die einzelnen Kompanien oder Korps. Sie sind in den einzelnen Städten verschiedenartig gekleidet. Da sieht man Frack und weißes Beinkleid — ein Überrest der Biedermeierzeit — da erblickt man die Jägeruniform, da marschiert die Garde mit hohen Stiefeln und Sporen, dazu Tschako und Federbusch — die Gründer des Korps haben nach den Befreiungskriegen ihren Großherzog beritten eingeholt — und anderswo gibt es sogar Sappeure in der Tracht der napoleonischen Zeit; Wärmüze und Lederschürze fallen am meisten auf. Am häufigsten ist die deutsche Schützentracht, graue Troppe mit grünem Besatz und Jägerhut. Dazu kommen die schwarzen Korps in Zivil, in Frack und Zylinder; sie haben sich erst im zwanzigsten Jahrhundert gebildet. Dem konservativen Landessinn entsprechend trägt mancher alte Schütze aber noch die Uniform, die in vergangenen Zeiten Brauch war. Der Korpskommandeur erscheint bisweilen fast als militärischer Würdenträger. Bis zum Major hin sind übrigens in manchen Zünften die Rangbezeichnungen der

alten Armee vertreten. Daß der Offizier der Zunft den Degen führt, ergibt sich daraus von selbst.

Doch genug davon! Die einzelnen Korps holen nun Fahne und Kommandeur ab, umschwärm vom Publikum. Dann werden König und Bürgermeister abgeholt — letzterer ist der Patron der Zunft. — Dann kommt am Rathaus der letzte Halt. Dort tritt der Rat ein, an manchen Orten wird auch noch „de Kunfirmatschon“ verlesen, das landesherrliche Privilegium alter Zeit, und dann geht es in feierlichem Zuge zum Schießplatz. Voran geht eine wichtige Persönlichkeit, „de Schiebentwieser“ mit der Scheibe auf dem Rücken. Dann läßt das Musikkorps flotte Marschweisen ertönen. Nun kommt der Schützenkönig, geleitet von dem Bürgermeister und einem Stadtrat. Ihnen folgen die weiteren Angehörigen des Rates, dann kommen die Aelterleute der Zunft. Dahinter marschieren die verschiedenen Korps, in bestimmter Reihenfolge. Die Schützen tragen Blumensträußchen im Lauf ihrer Büchse; diese führt übrigens statt des Kornes gewöhnlich den Diopfer.

Das Schützenhaus macht meist einen statlichen Eindruck; von der einfachen mittelalterlichen „Bogelstange“ ist es ein großer Aufstieg zu dem heutigen Zustand. Im Saale nimmt alles seinen bestimmten Platz ein an den langen Tischen. Der Aeltermann gebietet mit dem Aufstoßen des silberbeschlagenen Aeltermannsstabes oder des Schaffholzes Ruhe und eröffnet die Feier. Nun beginnt ein kräftiges Bechern. Währenddessen setzt das Schießen ein, doch nicht mehr nach dem Bogel wie in alten Zeiten — an manchen Orten heißt es noch heute Bogelschuh — sondern nach der schon genannten Scheibe. Der Schießstand ist sachgemäß hergerichtet; der bekannte Vers:

Aus zwei saustallart'gen Ständen

Tut man seine Schüsse senden.

hat für Mecklenburg keine Gültigkeit. Den ersten Schuß gibt mancherorts der König ab, geschmückt mit dem Zeichen seiner Würde, der silbernen Kette.

Ja, Königslette! Sie hat die verschiedenartigste Gestalt im Lande. Ihr Anfang war ein einfacher silberner Vogel, von der Gestalt eines Papageien — Goyengilde

und Goyenschießen sind die Bezeichnungen des Mittelalters — an einem Bande um den Hals getragen von demjenigen, „weller den Bagel ausschütt“. War das Zunftkleinod in Krieg oder Feuersbrunst verlorengegangen, dann stiftete wohl der Landesherr ein neues in Gestalt des fürstlichen Wappens oder einer goldenen Denkmünze. Vielfach hatte der Schützenkönig die Pflicht, an den Vogel ein silbernes Schild zu hängen, „zu seiner Verbesserung“. So hat manche Schützenkette ein schweres Gewicht erreicht.

Stundenlang dauert das Schießen; schauen wir uns währenddessen einmal im Saale um! Auf dem Königstisch oder Aeltermannstisch, an dem auch Rat und Ehrengäste sitzen, steht die geöffnete Lade mit der Zunftrolle. Dort sieht man auch den silbernen Willkumm, oft ein altes schönes Stück. Silberne Becher stehen auch auf den anderen Tischen. Sie alle enthalten ein gewürztes Süßbier, das man sich unter feierlichen Ceremonien gegenseitig zutrinkt. Von der Bühne lädt die Stadtkapelle ihre munteren Weisen erschallen, und spielt sie einen Tanz, dann dreht sich die anwesende Jugend munter im Kreise, ja, auch mancher ältere Schützenbruder verschmäht einen Vorschuß auf den Schützenball nicht. Bisweilen sorgt eine energische Aufforderung dafür, daß der Saal nicht vom Publikum überflutet wird; sie ist allerdings nicht mehr so handfest wie früher, wo der Befehl erging: „Schüttenbräuder un Schüttenbräuderkinner, 'rin, Huschnisch un anner Pack rut!“

Zum Mittagessen wird eine Pause eingelegt, und dann geht es weiter. Endlich haben alle Schützen herumgeschossen; mit dem Meßapparat wird nun der beste Schuß festgestellt. Ein Lied der Musik wird abgelöst durch eine Salve der „Kanonen“ — Krupp hat eine Sonderabteilung für den Bau dieser Böller — und feierlich wird der neue König proklamiert. Auch die übrigen Gewinner der Königsscheibe werden aufgerufen — silberne Löffel sind die häufigsten Preise — und dann erfolgt der Einmarsch: „der König ist tot, es lebe der König!“

Der Schluß des Abends verläuft verschiedenartig. Nur so viel steht fest, daß er recht feucht ist, und der neue König hat eine offene Hand, wie es seiner Würde entspricht. Nun, „das Königsgeld“, das seinen Silbergewinn begleitet, ermöglicht es ihm. Die Königswürde gibt ihm ein ganzes Jahr eine Sonderstellung; sie färbt auch auf seine Familie ab. „Frau Königin“ hat zwar ihre Sorgen, daß das Königsgeld nicht überschaut wird; aber sie ist ehrlich stolz auf die Würde des Gatten, und noch mehr ist das bei den Kindern der Fall.

Am folgenden Tage hat natürlich der neue König das Recht auf die feierliche Abholung. Frau Königin hat zunächst nur die Last ihrer Würde zu verspüren, denn vor dem Ausmarsch nehmen die Spielen der Zunft — Regi-

ment, Tischgesäß, kleine Zunft oder wie sie heißen — im Königsschloß ein Frühstück ein, bei dem auch das Saisongericht, der Alal, nicht fehlen darf. Im übrigen verläuft der zweite Tag ähnlich wie der erste, nur wird er etwas weniger offiziell ausgefaßt. Während auf die Silbergewinnscheibe geschossen wird, gibt es von den Schützenischen häufig schon Ausschlüsse zu den Buden des Festplatzes, womöglich in improvisierter Marschordnung unter Musikvortritt. Mittags findet das Festessen statt. Die Tischreden sind erfreulicherweise nur knapp und kurz; der Stoff ist vorher in der Hauptache aufgebraucht. Dann geht es wieder hinaus auf den Festplatz. Die Scheibe bietet für immer weniger Schützenbrüder Interesse; dafür probiert man sämtliche Buden durch und versucht alle möglichen Glücksspiele, vom Glücksrad bis zum Trull-Trull mit seinen verschiedenen Feldern, Aebor, Jungfer und wie sie heißen: sind sie frei, so werden sie womöglich noch mit passenden Versen ausgerufen. Auch das Karussel wird nicht vergessen. Mancher Schütze frischt dort Zugenderinnerungen auf. Ja für eine einzelne Fahrt macht die Zunft wohl gar den Besuch offiziell und verwendet es dann als passenden Hintergrund für eine Gesamtaufnahme.

Der Abend bringt meist den Schützenball. Weit interessanter ist es noch, wenn eine Zunft dann, in den Formen des Mittelalters, die Umsetzung der Aemter vornimmt — Deputierte, Stuhlfüßer, Schaffer, Offiziere, Adjutanten, Fähnriche und wie sie heißen, bis zur Krönung des Ganzen, dem wortführenden Aeltermann: wer diese Würde bekommen hat, wird im nächsten Jahr gewissermaßen inaktiv, wie es in der Studentensprache heißt, er hat keine Verpflichtung zur Arbeit für die Zunft mehr. Jeder, der ein Amt niederlegt, wird in feierlichem Zuge von seinem Platz fortgeleitet, und die Musik spielt dazu: „Mus i denn, muß i denn zum Städtelein hinaus“. Dann erscheint er am Königstisch zum Antritt seines neuen Amtes und bringt aus dem Willkumm das Wohl der Zunft aus: „Alle meine lieben Schützenbrüder, sie leben hoch!“ Derweil lädt ein Zunftgenosse das Fählein in der Hand der Deckelfigur wehen — sonst hat es keine Art!

Aber auch hier schlägt die Stunde der Trennung, und beim Einzug im Abenddunkel ist nicht mehr so viel von der militärischen Ordnung zu spüren wie am Morgen: bunte Reihe ist im Gros der Zunft das Uebliche.

Der Sonnabend ist im allgemeinen Ruhetag, aber am Sonntag erlebt der Königsschuß noch eine Nachblüte in Gestalt von einem Volksfest, an dem besonders das flache Land beteiligt ist. Allgemein aber herrscht die Auffassung: es ist wieder einmal schön gewesen! Und diese Erinnerung bleibt so lange, bis man wieder anfängt, sich auf den neuen Königsschuß zu freuen.

Dat Schüttenfest.

1. Schüttenbrauder, freu di man,
Königsschuß dei geiht nu an!
Sihst du nich up allen Wegen,
Dat dei Lüd de Straten fegen?
2. Hür ic Trummel un Musst,
Smiet ic hen dei Arbeit gliest.
Männig Flagg krüppit ut dat Dad,
Magistrat söcht rut den Frad.
3. Schüttenbrauder weit Bescheid,
Is frühmorgens marschbereit:
Hot verwegen up den Kopp
Fohrt hei in dei Schüttenjopp.
4. Blomenstrüppken up dei Büß,
Wiewken triggit ehr Abschiedstüß,
Stellt hei sic tau rechten Tied
Up den Markt in Reih' un Glied.
5. Dorup ward denn ungestürt
Ot de Kunfermatschon anhürt,
Un denn führt uns' Oberst Wendt
Schneidig rut sien Regiment.
6. Schüttenbrauder röppt: „Zuchhei!“
Wenn hei schütt den Knop entwei;
Doch hei fühlt gefährlich fur,
Schütt hei 'n Tod in dei Natur.

7. Un wenn hei in grote Zahl
Jedes Mal verfehlt dat Ziel,
Na, ic fegg, dor kreg hei baß
Doch 'n Schiebenwieserhaß.
8. Schüttenbrauder drinnt ol mal,
Dösten is för em 'ne Qual.
In den Schüttensaal, so läuhl,
Ward dat bald ein grot Gewühl.
9. Un dei Delft kloppt up den Disch.—
Mit 'ne Stimm, noch tämlich frisch,
Kloppt hei: Bringt mal tau'n Genuss,
Licht, Tabak und Fidibus!
10. „Un denn wieder bringt mal hier
Dweibad, kaem un godes Bier;
Dweibad, möt ic noch erwähnen,
Hacth nich jeden in dei Tähnen.“
11. Uns' Stauhlfitters kloppen frisch
An'n hungrigen Wulf un jüngsten Disch.
An'n jüngsten Disch, dor lewt man fien,
Denn dor gift dat Hänselwien.

12. Sünd dei Aemter irst vergeben
O, denn wat't 'n lustig Leben,
Un Muskant möt denn sic quälen
Un uns noch tau'n Danz upspälen.
13. Schütten, Schüttenbräunderkinner
Gahn denn nah den Saal herinner
Un Huschnisch bliwt vör dei Dör,
So is 't Brus von Oellers her.
14. Tau den schönen Schüttenball
Freuen sich dei Damen all,
Doch bi Schüttenschwerenöter
Ward dei Jammer ümmer gröter.
15. Ward tauleht von't Drincken her
Einen doch dei Kopp tau swer,
Na, denn bringt de leiwe Fru,
Schüttenbräuding sacht tau Ruh.

(Bülow, um 1890.)

Zwei Dokumente — Anfang und Ende.

Franz Wezel.

Kundt und zu wissen sey hiermit, daß heute unten gesetzten dato zwischen Arnolds Oldeveldt, und seinem Sohn Franz Jürgen Oldevelt, alß Verkäufern an einer, und Meister Lorenz Laß, Bürger und Lüpfer alhier in Tessin, andern theils, ein beständiger und unwiderruflicher Erb-Haus-Kauf-Contrakt folgendermaßen verabredet, getroffen, beliebt und geschlossen worden.

1. Nemlich es verlaufften Arnolds Oldevelt und sein Sohn Franz Jürgen Oldewelt für sich und ihren Erben, ihr alhier zu Tessin am Markt auff der Ecke nach der Mühlen-Straße hinunter zur rechten Hand belegenes Haus mit allen Recht und Gerechtigkeiten in seinen Gränzen und Scheiden mit allen Pertinentien alß Brenn-Ofen, Ställen, zweier Gärten, einer hinter dem Hause, der andere hinter der Scheune zwischen des Müllers Garten und dem Walle belegen, auch allen so denn Erd, Mauer und Nagelfest ist, und auch der Kirchenständen beh ver sprechen die Gräbnisse auch, und es Verkäufern und ihre Antecessores jederzeit besessen, genützet und gebrauchet, oder hätten nützen und gebrauchen können oder mögen, niemand versehet oder verpfändet qvit und frey und ohne allergeringsten Schuldenlast, an Lorenz Laß und seine Erben umb und vor drey hundert Gulden, schreibe 300 fl. Mecklbg. Wehrung als jeden Gulden zu 24 fl. gerechnet, an neuen 11 und $\frac{1}{2}$ teln und Couranden Gelde zu voll gerechnet, und da hr. Käuffer bey Auslieferung dieses Contracts von dem Kauff Schilling sofort 200 fl. bezahlet, als worüber er denn hiermit Rechtskräftig qvitirt wird, so wird er von hr. Verkäufern hiemit in den würlischen Besitz und Possession der Häuser immittiret und gesetzet, so daß er und seine Erben und Erbnehmenden das ge lauffte Haus cum omnibus pertinentiis, alß sein Eigenthümliches Haus, seines oder ihren besten Verstandes nach, Erb- und Eigenthümlich innen haben, besitzen, gebrauchen, auch bemächtigt seyn sollen, dafelbe seiner oder ihrer Gelegenheit nach hinwieder zu verpfänden, zu verheuern, zu verkauffen zu cediren, auch sonstens damit zu schalten und zu walten: Und sind Verkäufern die Oldewelten wegen aller An- und Zusprache, auch wenn deswegen Unkosten solten angewandt werden, Käuffern Lorenz Laßen allemal ein sicher Gewehr.

2. Dagegen verspricht Käuffer Laß den rest der Kaufschillings als 100 fl. (unleserlich) . . .

3. Ist hierbei verabredet, daß wenn Käuffer Lorenz Laß und seine Erben dieses Haus und Pertinentien wieder verkauffen wollen, Er oder Sie gehalten seyn sollen, er Verkäufern oder ihren Erben zuforderst wieder anzubieten und wenn sie geben, was ein ander bietet, die nächsten dazu seyn sollen.

4. Verbinden sich Verkäufer alle alten Briesschäften wegen dieses Hauses und Pertinentien, aufrichtig an Käufern zu exträdieren. Letztlich haben sich beide theile für sich und ihre Erben aller Wohlthaten der Rechte, insonderheit der Exception des Betruges, der Nebenvortheilung, auch wenn gleich selbige über die Helfste des Werthes wäre, oder Wieder-Einsetzung in vorigem Stande, der hinterlistigen Veredung, daß anders gehandelt als geschrieben, zusamt der Appellation und allen andern Wohlthaten in genere und in Speci, wie auch der bekannten Regul, daß eine gemeine Verzicht nicht gelte, wo nicht die besondere vorhergehe oder folge, wissentlich und wohlbedächtlich begeben, alles ohne arge List und Gefährde.

Uhrkundlich ist dieser Kauff-Brief in duplo fertig, und jedem ein Exemplar zugestellt, auch von beyden Contrahenten und Beyständen eigenhändig unterschrieben worden. So geschehen zu Tessin, d. November An. 1724.

Arnoldus Oldewelt.

Franz Jürgen Oldewelt.

1726. d. 2. Januarius.

Es handelt sich hier um das Haus Nr. 231 am alten Markt. Hier wohnte seit langem die Familie Oldewelt. Sie kommt schon 1572 als Lüpfer in den Alten vor. Es lebte damals ein Jakob Godenwoldeß. Er setzte 1560 den ersten genannt. (Anno 1560 den Kachelauent in der wedeme) Kachelosen in Tessin im Predigerhause, damals Wedeme doch scheint er noch keine rechte Erfahrung im Sezen gehabt zu haben, denn er muß ihn schon 10 Jahre später wieder umsetzen. Anno 1570 den Kachelauent in der wedeme umbsetzen und 15 nie pötte 6 fl. 3 fl.

Sein Sohn Zacharias, jetzt schon Oldewelt geschrieben, muß sich 1620 von der Kirche 24 Gulden leihen, die er Palmarum 1624 wieder abträgt. Sein Sohn baut sich nach

dem 30jährigen Krieg wieder an der alten Stelle auf. Warum dessen Sohn Arnold sein Haus verkauft, ist nicht mehr ersichtlich aus den Alten. Der Verkauf hat sich bis zum 2. 1. 1726 verzögert. Der Käufer L. Laß ist scheinbar aus Gnoien eingewandert, denn in Tessin kommt der Name vorher nicht vor. Er hat das Haus nun bis an sein Lebensende behalten. Zu dem Hause gehörten als „Erbe“ Acker, Wiese, Gärten, Kirchenstuhl und Erbbegräbnis. Am 5. Mai 1741 brannte es bei dem zweiten großen Brande mit ab. Das Feuer kam im Hause 236 auf und vernichtete 33 Wohnhäuser. Laß ging nun mit einem Bettelbrief im Lande umher und jammelte Hilfsgelder. Er erhielt Erlaubnis an zwei Tagen zu bitten am 17. 5. in Rostock, 19. in Bülow, 9. Juni in Dargun, 18. Juli in Laage. Leider erfahren wir nicht, wieviel er zusammengebracht hat. 1761 ist er alt und krank und übergibt seinem Schwiegersohn Rose mit folgendem Testamente sein Haus.

Im Nahmen der Heiligen Dreieinigkeit Sey hiermit kund und zu wissen, daß im Jahr nach der gnadenreichen geburth und Menschwerdung unsers Herrn und Heylandes Jesu Christi, Ein Tausend Sieben hundert und Ein und Sechzig, in der IX. Römer Zinsen Zahl, zu latein Iudicio Romano genannt, bey Herrsch und Regierung der allerdurchlängtigsten grohmächtigsten und unüberwindlichsten Kaiser und Herrn, Herrn Francisci, dieses Nahmens des Ersten, erwählten Römischen Kaisers, zu allen Zeiten Mehrer des Reiches, auch im Germanien zu Jerusalem König, Herzogen zu Lothringen und Barr, Großherzogen zu toskana, Fürsten zu Charleville, Markgrafen zu Moneneh, Grafen zu Falkenstein p. p. p. unseres allergnädigsten Kaisers und Herrn, Ihrer Kaiserlichen Majestät Regierung im XVIten Jahr, den XIIIten des Monathes Februar, abends um 7 Uhr, der hiesige Bürger und Töpfer Meister Lorenz Laß zu Tessin mich Subscriptum durch seinen Schwieger Sohn den Bürger und Schlachter Rose zu sich bitten lassen. Wie ich nun so fort in dessen Hause erschien, habe gedachten Lorenz Laß, in der Stube, rechter Hand Eintritts des Hauses, auf einem Bett liegend vorgefunden, und waren gegenwärtig die hiesigen Bürger: Peter Lehmann, Christian Lübeck und Johann Christoph Dössge. Da denn gedachter Lorenz Laß bey

guter Vernunft und Verstande mir in Gegenwart vorbenannter drey Zeugen, welche er als Zeugen zu sich erbetzen, anzeigte: daß sein Schwieger Sohn, der hiesige Bürger und Schlachter Rose, sein Haus hieselbst von nun an antreten und eigenthümlich haben sollte für Zwey Hundert Reichsthaler, worunter die gegenwärtigen Kirchenstände, Begräbniß, beyde Gärten, ingleichen der vier Scheffel Saat Ader auf dem Sankt Jürden mit begriffen seyn sollte. So lange er und seyne Frau aber lebten, behielten sie freye Wohnung im Hause. Nach seinem Tode sollte sein Schwieger Sohn Rose seiner Frau freyen unterhalt geben so lange wie sie lebte. Was die Schulden anlangte, wurden selbige von vorbenannter Summe der Zwey Hundert Rthl. abgezogen. Was dann nach seiner Frau Tode überbleibe, solches sollte unter seine beyden Kinder in zwey gleiche Theile getheilet werden. So lange wie seine Frau lebte, sollte sein Schwiegersohn Rose ihr, wenn sie an Gelde etwas bedürftie, verabfolgen lassen, und solches hinkünftig zur Rechnung bringen.

Nachdem nun vorstehendes alles gedacht Meister Laß in Gegenwart vorbenannter Zeugen nochmalen deutlich vorgelesen worden, hat er solches als seinen väterlichen Willen nochmahlen erkannt.

Worauf das solcherhalb gehaltene Protokoll nebst der benannten 3 Zeugen von mir unterschrieben worden.

Uhrkundlich, und zu mehrerer Beglaubigung habe über vorstehendes alles gegenwärtiges Instrumentum publicum unter meiner Hand, Nahmens unterschrift, und bey gedrucktem Notariat-Signet und Petschaft ertheilet. Actum, Anno Mense, Die Loco, hora ut Supra.

Johann Peter Gottfried Neyer
(L. S.) Edh. Aut. publ. hur. ac immtr. Notarius.

Später kam dann das Haus an den Enkel Rose's, den Schuhmacher Johann Haase, der am 13. 2. 1826 Meister wurde. Mit seinen Söhnen starb diese Familie aus.

Den Brennofen der Töpferei benutzte später ein anderer Nachkomme Alve der 1825 das Haus von einem Fr. von Drieberg kaufte. Auch diese Familie stirbt in Tessin aus.

Krach um Sporteln.

Eine swienplietsche Kurzgeschichte.

Hans Pöhlmann, Neubrandenburg.

Der Bürgermeister und Polizeiherr einer norddeutschen Kleinstadt besaß Al und Halm, schon damit er bei den Ackerbürgern als zünftig galt. Ein schweres Kreuz bedeuteten, zumal im Auft, für die gesamte Ackerbürgerei die strengen Vorschriften über die Heilighaltung der Sonn- und Feiertage, von denen zu entfreien dem Bürgermeister durch oberbischöfliche Dispens des Landesherrn allerdings für Fälle besonderer Wetternotlage erlaubt war. Am Jakobitag 1836 wurde bei strahlendem Sonnenschein angemahnt, und es war bis in den August hinein noch immer wunderschönes Wetter: die Seifen glänzten nur so im Sonnenschein, die Hocken wurden immer weniger zahlreich auf den Feldern, die Scheumenflascs füllten sich, und von den Fällen besonderer Wetternotlage, für die kraft oberbischöfliche Ermächtigung Dispens zu erteilen der Bürgermeister berechtigt war, schien in diesem Jahre nicht die Rede sein zu sollen.

Um so sehr erstaunten die Ackerbürger, als an einem ansonsten aufregungslosen Sonntag nach Trinitatis der Erntewagen des Bürgermeisters schwerbeladen durchs

hohe gotische Backsteintor einfuhr. In kurzen Abständen rasselten nun (wie es selbstverständlich war, denn wußte man, wie lange das herrliche Erntewetter anhielt?) die Leiterwagen der Ackerbürger zu ihren stadtnahen oder stadtfernen Struppen hinaus, auch der Pastorlnicht Johann folgte vorsorglich dem Worte der Schrift, daß man den Ochsen, der in den Brunnen gefallen sei, auch am Sabbath herausziehen dürfe, und fuhr munter ein.

Zwischen Stadttaufentor und Stadttinnentor saß der greise Stadtsergeant Jakobus Bendschneider, der im alten Accisehäuschen zwischen den Toren wohnte, auf seiner Eichenbank und rief bei jedem Fuhrwerk, das die Tore passierte, seinem Gegenüber, dem Flurhüter Hinrich Ballsmieter, der im Oltreihause zwischen den Toren Logement hatte, über die Straße hinweg den Namen des Fuhrwerkseigentümers zu. Hinrich nicköppte jedesmal und trug langsam den Namen in sein dickes Notizbuch ein.

Das war an einem ganz ruhigen Augustsonntag in der festlosen Hälfte des Kirchenjahres, und am Mittwoch derselben, ansonsten aufregungslosen Woche, brachte den

Ackerbürgern der westlichen Stadt der städtische Polizei-sergeant Jakobus Bendschneider eine Strafverfügung des Bürgermeisters, die über einen Taler in Gold, zuzüglich einer Schreibgebühr von 6 Schillingen lautete, und die Ackerbürger der östlichen Stadt empfingen aus den Händen des städtischen Flurhüters Hinrich Ballschmieter ein gleichlautendes und gleichhohes Föntenzmandat, dieweil auch sie durch Erntearbeiten gegen die landesherrliche und oberbischöfliche Verordnung wegen der Heilighaltung verstoßen hätten.

Auf dem Ratskeller nahmen sie erst jeder einen Liter Franzschen, der dunnemals teihn Schilling kostete, des Mutes wegen zu sich und gingen dann ins Rathaus hinauf, wo Fortunatus Susemühl, der Bürgermeister und Doktor beider Rechte, des Kirchen- und des gemeinen Rechtes, die im Namen aller betroffenen Ackerbürger vom Ackerbürger Arischan Suhrbier vorgetragene Beschwerde, daß die Ackerbürger ja nur dem Beispiel des Bürgermeisters gefolgt seien, als sie am Sonntag eingefahren hätten,

dahin beschied, daß auch er, der Bürgermeister, seinen Taler in Gold und sechs Schillinge Schreibgebühr in die Sportekasse bezahlt habe, denn Recht bleibe Recht, solange er rechtsgelahrter Bürgermeister von Noggenhagen sei. Eine Ausnahme komme nicht in Frage, auch für ihn nicht.

Und als nach längerer Pause betretenen Schweigens Karl Swenn, der jüngste der Ackerbürger, ganz respektwidrig und auch unberechtigt (denn was verstand er von Staatsachen und wer gab ihm das Recht zu solcher Frage?) sich bei Fortunatus Susemühl erkundigte, wo denn diese Sporteln wohl abblieben, erhielt er die der stillen, wirklich zu Aufregungen gar nicht geeigneten festlosen Hälfte des Kirchenjahres, den ruhigen Sonntagen nach Trinitatis, insbesondere den Augustsonntagen, durchaus angemessene und auch in würdigem Tone, ohne jede Erregung des Bürgermeisters und Doktors beider Rechte, des Kirchen- und des gemeinen Rechtes, Fortunatus Susemühl, gegebene Antwort:

„Dei Sporteln stah'n den'n Burmeister tau!“

Der pfiffige Gemeindevorsteher.

Das Dorf N. war wohl daran. Es hatte in den Bauern Langenheim einen Gemeindevorsteher, der in allen Sätteln gerecht war. Im Dorfe N. geboren, kannte er jeden Einwohner persönlich sehr gut. Die jüngere Generation hatte einen ausgesprochenen Respekt vor ihm, und die übrigen lebten mit ihm im besten Einvernehmen. So fühlte sich die Gemeinde unter ihrem Vorsteher wie eine große Familie.

Auch die vorgesetzten Behörden erkannten seine Vorteile. Seine Berichte gingen bezüglich ihrer Qualität über den Durchschnitt derer anderer Gemeindevorsteher weit hinaus. Seine Abrechnungen stimmten haarscharf und bisher war ein Monitum seitens der vorgesetzten Behörden nie nötig geworden.

Doch unser braver Langenheim sollte dies auch mal kennenlernen. Er hatte auf eine Abrechnung die Kosten für einen Zylinder gesetzt, den er sich gekauft hatte. Dies aber glaubte der Herr Landrat nicht genehmigen zu dürfen.

„Herr Langenheim,“ sagte der Landrat, ein jovialer Herr, im plattdeutschen Dialekt, „dat kann ic nich genehmigen. En Zylinder kann nich op ene Denstrekning sett-

warr'n. Den möen Sei füiwist betahsen!“ „Wovonne denn?“, fragte Langenheim dagegen, „dat is doch genau so, as wenn ein Beamter Uniform heit! Ich mutt doch mal von Amtswegen eine Beerdigung mitmaken, un denn is fünf mal eine Tierlichkeit, bi de ic as Amtsleuten einen Zylinder oppsetten mut, un so noch bi manchen Gelegenheiten mihr!“

Doch der Landrat war nicht zu erweichen. Sein dienstliches Herz blieb starr und unser Freund Langenheim mußte bedämpft abziehen.

Bei der nächsten Abrechnung klappete aber alles wieder. Beim Abschied — so zwischen Tür und Angel — fiel dem Landrat die Sache mit dem Zylinder wieder ein, und gutmütig spottend, sagte er: „Na, Herr Langenheim, det Mal hewwen Sei jo keinen Zylinder opp de Denstrekning sett'!“

Da antwortete, schlau mit den Augen zwinkernd, der Gemeindevorsteher: „Doch, doch, Herr Landrat, aber det Mal können Sei em lang in de Rechnung seufen!“

Sprach's und verschwand.

Der Friedensstifter.

Der Bürgermeister eines kleinen Städtchens ging eines Tages an einem Hause vorüber, aus dem ein großes Geschrei und Ramentern erscholl.

„Nu,“ dachte er, „du büsst doch de Bürgermeister un muht Frieden stift'n.“

Er trat in das Haus ein und sah, daß ein Mann seine Frau tüchtig verprügelte. „Holt,“ rief der Bürgermeister, „wat is hier los?“

Plünnecke, so hieß der Ehemann, ließ von der Frau ab, zog seine Mütze und sagte: „Ja, Herr Bürgermeister, dat Wief bringt mi üm allens, üm Gaud um Ger, üm Rauh un

Freden! Und er las dem Bürgermeister ein großes Sündenregister seiner Frau vor. Der Bürgermeister hörte es sich kopfschüttelnd an und sprach mahnend zu der Frau: „Fru! Fru! Dat mött Se aeuer nich malen!“ Da aber kam die Frau hoch und schrie: „Se bruken sic ol nich mang Chelüüd to stelen. Dat sind Salen, de Se nix angahn!“

„Ja, dat is richtig, dat stimmt ol,“ sagte der Bürgermeister, „Herr Plünneke, nu slagen Se man wedder tau!“

Damit ging der Bürgermeister fort und Plünneke begann sein Werk auf's Neue.

Ernst Sikorski.

Karl Heinrich von Welzin.

Ein Lebensbild aus der Zeit des 30jährigen Krieges.

Berfaht in seinem 80. Lebensjahr von General von Welzin, dem langjährigen Kommandeur der Mecklenburgischen Landesgendarmerie, geb. 1843, gest. 1931.

(Fortsetzung.)

Wir sahen traurig auf unsere Teller, die Tränen traten uns in die Augen, es wollte uns nicht möglich erscheinen, daß wir unser schönes Weisin, unsere Heimat, unsere Freunde, die Burg, die Wälle, den blauen Fluß mit seinen

Waldungen wirklich verlassen wollten, aber wir wagten nicht, die Mutter weiter zu fragen, wußten wir doch schon mehr als genug von dieser Sache. Trübe und traurig schlichen nun die letzten Wochen für uns in Weisin dahin, das Lachen und Spielen war uns vergangen.

Mein Vater sprach tagelang kein Wort, nur eines Mittags beim Essen sagte er mit tiefem Seufzer: „Kinder wir sind jetzt heimatlos, ich gehe mit Mutter und Margarethe nach Gottesgabe zu Onkel Lüthow, bis unser Haus in Benthen fertig ist,” dann schwieg er wieder, ich war in großer Erregung und Spannung, wohin ich sollte. — Einige Tage später rief mein Vater mich in sein Zimmer

„Karl Heinrich, du mußt nun ein Schreiber werden, hoffentlich beim Herzog, aber dann mußt du noch viel lernen, du gehst mit dem Magister Cunibertus nach Benthen, der jetzt für den verstorbenen Pfarrer in Benthen die dortige Pfarre erhalten hat, um weiter bei ihm zu lernen. Wenn wir in Benthen einziehen, kommst du wieder zu uns.“

Ich schwieg eine ganze Weile, dann sagte ich nur: „Kann ich meinen Fuchs mit nach Benthen nehmen?“ Da lächelte mein Vater zu meiner Freude zuerst wieder nach dem schrecklichen Auftritt mit den Brüdern und sagte: „Mein lieber Junge, das wird wohl nicht gehen, dazu ist der Pastorenhaushalt doch zu klein, aber ich nehme den Fuchs mit nach Gottesgabe, später erhälst du ihn wieder.“ Das tröstete mich etwas, zu meiner Freude durfte ich meinen Dackel, den ich sehr liebte, mit nach Benthen nehmen nun hatte ich doch ein Stück Heimat bei mir. Die Eltern gingen bald darauf mit Margarethe nach Gottesgabe und ich zum Pastor nach Benthen.

Das junge Pastorenehepaar, er hatte die Tochter des Pastors in Brüz geheiratet, war sehr freundlich zu mir, und bewies durch die Tat ihre Dankbarkeit gegen Vater, der ihnen als Patron die Pfarre in Benthen verschafft hatte, aber es war alles so klein und eng im Pastorenhaus, so ganz anders wie in Weism und ich hatte oft Heimweh nach den lieben Eltern, besonders nach meiner Mutter, es war für mich gewiß sehr gut, daß ich einige Zeit von ihnen fern war, ich war doch ziemlich verzogen worden.

Meine freie Zeit war jetzt sehr beschnitten, Pastor Cunibertus war sehr ehrgeizig darauf, mich für die Universität gut vorzubereiten, da hieß es lernen und immer lernen, die Grundlage meines Wissens war zunächst recht mangelhaft gewesen. Spielgefährten hatte ich keine, wenigstens erinnere ich sie nicht. Mein liebster Gang war zum Hausbau auf unsfern Hof, der mir in meiner Ungeduld recht langsam fortzuschreiten schien. Nach Gottesgabe konnte ich nicht zum Besuch reisen, es war zu weit, da ich weder Pferd noch Reisebegleitung hatte.

Endlich im Jahre 1618, ich habe das Jahr so gut behalten, weil in diesem Jahre der böhmische Krieg seinen Anfang nahm, der für uns und unser Heimatland später so viel Unglück brachte, war der Hausbau in Benthen beendet und die Eltern zogen ein. Gegen Weism war Haus, Hof und Wirtschaft nur klein, aber ich war so glücklich, mit meinen Eltern und meiner Schwester wieder zusammen zu sein, daß mich diese wenig kümmerte; mein geliebter Fuchs war auch wieder da. — Meinem Vater gehörte nur ein Teil von Benthen (den größeren Teil besaßen die Stießbrüder), dieses Feld ließ nun der Vater selbst durch eigene Leute bestellen, die Nachbarn, z. B. Hofmeister von Dössin auf Dössow, der Onkel Below und andere halfen mit Vieh aus, damit baldmöglichst die Wirtschaft in Gang kam. Auf Jagd konnte mein Vater hier nur selten gehen, damit war die Fläche zu klein und der Ertrag zu gering. Aber trotz aller dieser Einschränkungen lebten wir doch zufrieden, die Sorgen des Vaters waren geringer und die Zeit in Gottesgabe mit dem Fügen und anderen Willen war den Eltern recht schwer geworden.

Als ich 18 Jahre alt war, erklärte Pastor Cunibertus, ich sei nun ausreichend für die Universität vorbereitet, und als die Pastoren in Brüz und Ruppentin, die mich

prüften, dies bestätigten, wurde beschlossen, ich solle baldmöglichst die Universität Rostock beziehen. — Damit hatte meine Kindheit im Elternhaus ihr Ende erreicht.

2. Studentenzeit.

Der Entschluß war nun gefaßt, daß ich Rechtswissenschaft in Rostock studieren sollte, um dann als herzoglicher Beamter einzutreten, aber zunächst stellten sich diesem Plan erhebliche Schwierigkeiten entgegen, das Geld für die Beschaffung meiner Ausstattung und für mein Leben zu sorgen. Vater konnte sein Haushaus so ziemlich aus dem Ertrage des Fisches an Grund und Boden, der ihm geblieben war, bestreiten, aber darüber hinaus Geld aufzubringen, wurde ihm sehr schwer, er konnte dies nur im Wege einer Anleihe auf seinen Besitz, leider war aber das Vertrauen zu seiner Geldwirtschaft sehr geschrumpft, er bat hier, er bat dort, erhielt aber stets abschlägige oder ausschließende Antworten.

Da kam meiner Mutter der Gedanke: „Wir bitten die gute Herzogin Sophie, vielleicht hilft die uns in unserer Not, wir wollen doch das Geld nicht für uns gebrauchen, sondern für das Fortkommen unseres einzigen Sohnes brauchen.“

Schweren Herzens ritt nun mein Vater eines Morgens nach Lübz, seit unserem Fortzuge aus Weism war der Verkehr mit dem herzoglichen Hof dort ziemlich abgebrochen, und ließ sich bei der Herzogin melden, die so gnädig war, ihn noch am gleichen Tage zu empfangen.

„Durchlauchtigste Herzogin,“ begann mein Vater, „ich komme mit einer großen Bitte.“

„Nun, wo drückt Ihnen der Schuh?“

„Mein Sohn hat jetzt beim Pastor Cunibertus so fleißig gelernt, daß er zur Universität abgehen kann, um dort die Rechte zu studieren.“

„So, so, ist das der kleine Kriegsmann, der einmal mein Wald erobern wollte? Der soll nun ein Rechtsgelehrter werden!“

„Durchlaucht, mein Sohn ist ein fleißiger, begabter Mensch und hat Lust dazu, später in des Herzogs Dienst einzutreten, wenn dies glückt.“

„Nun soll ich ihm wohl bei meinem Sohne empfehlen, daß ihm die Aussicht zum Dienstantritt eröffnet wird.“

„Wenn Euer Durchlaucht die Gnade haben wollten, so wären wir Eltern sehr darüber beglückt, aber mich drückt noch eine andere Sache. Bei den Studenten ist jetzt eine große Kleiderpracht üblich, deren Beschaffung erhebliche Summen erfordert, die ich nicht besitze und ihn ärmlich und unansehnlich dorthin senden, paßt sich doch nicht für einen Junker, was hat er dann für eine Stellung, da habe ich die Bitte, ob Durchlaucht mir als Hypothek auf mein Gut Benthen eine Summe leihen möchte, womit ich seine Aussteuer und zum Teil auch sein Leben in Rostock bezahlen kann?“

„Mein lieber Welthien, da muß ich erst mit meinem Amtmann sprechen, ob Geld zur Verfügung steht, ist Geld vorhanden, will ich Ihnen helfen, schon seiner lieben Frau wegen, kommen Sie morgen wieder.“ — Mein Vater eilte nun zum Amtmann, der ihm gut bekannt und bat, meine Sache zu unterstützen und die Antwort war nicht ablehnend, aber auch nicht zusagend.

Nach einer schlaflosen Nacht ging Vater in banger Erwartung wieder zur Herzogin Sophie und wurde sofort vorgelassen: „Zu meiner Freude, begann die Herzogin, kann ich helfen, ich will 2128 Gulden, Hypothek in Benthen leihen, mein Amtmann hält aber die Bedingung für erforderlich, daß Ihre Frau sich für die Schuld mitverbürgt*),

* Anmerkung: Summe und Bedingung stehen auch anderweitig auffällig fest.

verhandeln Sie das Notwendige mit dem Amtmann, der wird dann die Summe sofort zahlen.“

Überströmend dankte der Vater der guten, gnädigen Herzogin für diese Beseitigung seiner Sorge: „Schon gut, der Junge hat mir immer gefallen, das Empfehlungsschreiben für seinen Sohn wird Ihnen der Amtmann auch zustellen.“

Die schriftlichen Abmachungen waren bald erledigt und mit dem Geld in der Tasche eilte Vater in scharfem Ritt nach Benthen zurück, um so schnell wie möglich die Freudenbotschaft zu überbringen. Das war ein Jubel wie er eintraf. Nun ging es an die Beschaffung meiner Ausrüstung, und sobald dies erledigt, ritten im Anfang Mai 1622 Vater und ich mit den Segenswünschen und Ermahnungen der Mutter und den Tränen der Schwester entlassen, nach Güstrow, um dort bei Herzogs weitere Schritte für mein späteres Leben zu tun, denn mein Vater hielt es für besser, vor Beginn meines Studiums vom Herzog die Zusicherung zu erlangen, daß ich später in seinen Dienst eintreten könne.

Unterwegs hielten wir Mittagsrast im Kloster Dobbertin bei einer Tante meiner Mutter, die uns und unsere vier Pferde vortrefflich bewirtete. — Ich ritt meinen Fuchs, der jetzt etwa 12—13 Jahre alt und noch sehr leistungsfähig war und mein Spielgefährte Georg, der Sohn

des Schließvogtes in Weißin, begleitete mich als Diener nach Rostock.

Um nicht völlig allein seinen Rückweg anzutreten, hatte mein Vater seinen Stallsknecht auf die Reise mitgenommen.

Meine umfangreiche Ausrüstung war in den Mantelsäcken auf den Pferden verteilt. — Gegen Abend erreichten wir Güstrow, wie ich das schöne ausgedehnte Schloß des Herzogs erblickte, alle Fenster vergoldet vom letzten Abendsonnenchein, war ich von dem Anblick überwältigt, ich hatte bisher geglaubt, größere und schönere Gebäude wie unsere Burg in Weißin und das Witwenhaus der Herzogin in Lübz, und schönere Kirchen wie in Benthen und Brüz gäbe es nicht, nun sah ich neben dem Schloß noch den gewaltigen Dom, es dämmerte in mir auf, daß ich bisher von der Welt nur wenig wußte.

In Güstrow waren wir zu Gast bei Tante Marie, welche nach dem Tode von Onkel Lüdecke von Sammit nach Güstrow gezogen war, und sich in der Hageböcker Straße ein Haus gekauft hatte.

Die Tante, bei der wir vorher angemeldet waren, nahm uns sehr freundlich auf, und versprach ihre Hilfe und Rat zu unserem Vorhaben beim Herzog.

(Fortsetzung folgt.)

Alt mine Festungstied.

Fritz Reuter.

(Fortsetzung).

Un as wi uns mit de grösste Dringlichkeit an de Kuman-dantur üm Gottsdeinst wennen deden, dunn kamm so 'n Unglücksworm von Preister up den Hof — wi wiren grad in de Fristunn' — un säd uns, de Kuman-dantur hadd em schick wegen den Gottsdeinst; aewer hei hadd kein Tid, hei hadd tau vele annere Geschäften, hei wull aewerst tau-sehn, wat hei uns nich de anner Woch up den Waschbaehn — dat was de Waschbaehn, wo de Hemden un Hosen un Strümp von de Kriminalgefangen drögt würden — 'ne Homilie lesen kunn. — Dunn säd'n wi em, wi bedurten, dat hei kein Tid hadd, un wenn sine Homilie mit den Waschbaehn as Kirch tausam stimmen ded, denn bedurten wi, dat wi von finen waterigen Kram keinen Gebrul maken kunnen; dat freut' em denn ogenschönlich, un hei gung. —

Ic kamm nu, as wi uns dat verafredt hadden, bi de Kuman-dantur in, wat ic nich mit minen Fründ Gr . . . tausamen trecken kunn, un 't würd taugestahn; ic treckte nu also tau em herüm, un dor setten wi nu un warmten uns an enanner, un mit 'ne Hast würd fragt un Antwort gewen, as wir morgen kein Tid mihr dortau. Wi frogen un vertellten; aewer jede Antwort was trurig: sine Mahrichten wiren aewer noch vel truriger as mine, am slimmsten was 't hier in M. taugahn. Ein Stückener acht von unsre Kameraden wiren ogenblichlich in 't Lazarett bröcht; frank wiren ok all de Newrigen; aewer för uns was de Rum in dat Lazarett man knapp, dorüm müßt denn af un an mal wesselt warden. Ein hadd Tuberkeln in de Lung', Ein de Rückendarr, Ein was dow un Ein lähmt worden, Ein was wegen Swindsucht entlaken un Ein wegen Berrücktheit, un bi en Annern was de Berrücktheit grad utbraken, as ic ankamm.

Dat wiren de Slimmsten, de Annern led'en an de Ogen an de Lewer un an Blaudandrang nah den Kopf, un as ic nah Jahr un Dag ut dese Höll herute kamm, was ic so tämlich de einzige, de kein grises Hor uptauwisen hadd, all de Annern 24- bet 25jährigen Lüd' hadden wenigstens de Spuren dorvan.

In de irsten Monate, de ic in M. was, lemen wecl von min Kameraden fri, meistendeils Bonnenser un Hallenser, de tau geringere Straf' verurteilt west wiren. Dat was en grotes Freuen bi de, de dat Glück hadden; aewer of bi de Annern, de taurügg bleiven, man blot, möt ic dortau setzen, was dese lechtere Freud nich ganz rein von eigene Hoffnungen un Wunsch, denn wenn de fri lemen, denn mühten wi jo of ball fri kamen; wat hadden wi denn mihr dah? —

För Gr . . . un mi hadd de Sal aewer eterdem wat in den Wunn', wat uns füre tau Paß kamm, wi treckten in dat zweite Stockwerk in de Eelfstunn', de dörch den Inspekteur fine Kael un Wahnung von de annern Gefängnissen scheideit würd. Dat was gaud, denn wenn de Inspekteur uns en Breif oder wat anners tau bringen hadd, würd em en Hüter henschaiven, hei sett'e sic en beten — hei hadd jo of lang' Wil', un hir hürten de Annern nicks — ein Wurt gaww dat anner, wi kregen doch bi weg'lang tau weiten, wat buten passiren ded, ok wat in de Zeitungen stunn, denn de wiren verbaden. — Gr . . . was Katholik, em besöchte af un an de Pastor E . . ., un dat was en uperwechten, lewigen Mann, de uns mit sine Munterkeit unner de Ogen gung un uns männig schön Mal up annere Gedanken bröcht hett. — Mi besöchte — ob mit, ob ahn Berlöw von den General, weit ic nich — af und an en Herr E . . ., Geschäftsführer von dat bedüdende Handelshus M. u. W., un ümmer hadd hei mi tau Gefallen sic wat utdacht wat mi Freud' maken kunn. Alle Sündag kamm de olle ihrliche Husknecht von sin Kophus un bröcht bald dit, bald dat tau 'm Middageten, nich so 'n lütten taugedeckten Leller, as de framen un riken Lüd in gauden Stunn'n an de Armen un Kranken schicken, ne! so 'n richtigen, dägten Braden, an den sic so 'n por tausamchräute junge Magen mal wedder en por Dag' lang richtig usliwen kunnen. Bet de lezte Stunn', de ic in M. was, hett de Mann as en Brauder an mi handelt, un deswegen was ic ümmer in de Meinung, hei ded dat in Updrag von minen Bader; aewer ne! Min Bader hett nicks dorvon wüßt, hei hett dat

All ut sinen gauden Harten dahn; aewer worüm grad an mi? — Icf weit 't nich — hei is doraewer wegstorben, icf heuw em nich dornah fragen, mi nich mal bi em bedanken künnt.

Dese leiwe, truge Mann hadd mi nu mal, as hei sach, dat icf en Beten teiken fum, en Kästen mit Pastellstiften mitbröcht, un nu süss 't Malen recht losgahn; aewer as Gott den Schaden besach, wull de Farvo nich up 't Poppir haken. Alles Maegliche würd versöcht, aewer nicks hilp mi wider; binah en halwes Jahr heuw icf dormit 'rümmer probirt, bet taulezt de Inspelster mal mit de einfache Nahricht tau Hus kamm, dat müht mit den lütten Finger irrewen warden.

Dorut kann Einer nemen, wo swur dat en Gefangen ward, sicf wider tau helpen un wat tau lühren. Dat heit för gewöhnlich: dor haddst du rechte Tid tau 'm Lihren, dor stürte dilein Minsch: ach, wat sünd de Lüd' doch klau! — Stumm un dumim würd Einer bi sin corpus juris un sine Dogmatik, un blot Dejenigen, de all up de Uneverstüten mit ehren Kram dörch wiren un ehr Sak all in 'n Ganzen aewerseihn kunnen, blewen bi ehr Fach, wi Annern smeten de Geschicht ball in den Gräven un sadelien üm; de Ein' hedrem dit, de Auner dat, un vele Tid gung mit Naken un Strümstoppen un Snider un Olflickerarbeit hen. Allerlei so 'n Handgebird müht notwendig maff warden, un 't was en Glück, dat wi doran mühten; dat was en lichten un taudräglischen Tidverdrin, denn hei bröcht up anner Gedanken. Darüm kann icf mi führ gaud denken, dat en Misch dat in en Gefängnis in allerlei Handfargleiten führ wid bringen kann; aewer sindag' nich kümmert ut en Gefängnis en Künstler herut, oder en Gelehrten, de de Welt würllich wat nütt ward. De Musit allein mag dorin 'ne Utnam malen; aewer hier was 't ol nicks mit ehr; denn singen un fläuten was verbaden, un Einen von uns, de sicf stark up Musik verstunn un sicf 'ne Ort Akordion fülvst bugt hadd, würd sin Malwerk von Kummandantur wegen wegnamen.

Icf smet mi also up dat Malen un up de Purtretts. Min oll Fründ Gr . . . müht tauirst 'ran; icf heuw em von rechisch un von linsch, von vör un von achter malt; mit Bläfft un swarte Krid un ol bunt, denn mals eins mit en himmelslagen Hinnergrund, denn mal eins ganz in Wulken un einmal ol mit en prachtvullen rosenroden Schin, as wenn 's Abends de Sünn unnergeiht. Dit Stüd hett mi bel Mäuh kost' un as 't farig was, sach 't gor nich dornah ut.

As Gr . . . vollständig utnuht was, kamm de Herr Inspelster an de Reih'; dat Bill süss för sine Brut, icf müht em also en beten verschönern, un hei müht ol en beten fründlich utseihn. — Swor is 't mi worden; aewer 't recht heuwit icf 't kregen. Tau 'm Glücken hadd hei 'ne lange Näs' — dat 's ümmer 'n Glück för en Ansänger — de sat' icf, un as icf sei sat' hadd, dunn müht all dat Auner nah, dat müggt willen, oder nich. — Neuer de Fründlichkeit un dat leiwliche Utseihn? Ol dormit würd icf prat; icf kneip em de Ogen un beten tausam, maff em up de Backen un lütten Swulst, tröel/den Mund an de beiden Enns en virtel Toll in de Höch un maff em dor en por richtige Falten, dat hei utsach as en Knoplock, wat en düchtigen Snider linsch un rechisch gaud verfestigt hett.

Dit Bild bröcht mi vele Ihr in. De Inspelster wiss'e dat in sine Hartensfreud' bi all min Kämmeraden 'rümmer, un nu wull Feder von mi malt sin. Mit allerlei Künsten würd de Inspelster denn dortan bröcht, dat hei de einzelnen Frünn' von mi tau uns 'rinne let. Min Malwartstatt was eben so gaud, as jede anner; dat Licht soll schön von baben un was dat känftige Nurdlicht, wat sicf en Maler

wünschen kann. Neuer uteerdem hadd icf noch en groot Burthel vör min annern Maler-Kollegen vörut: de Lüd', de mit seten, wiren dat Sitten gewennt, sei kunnen 't up de Läng' uthollen, un wenn icf meinen Dsch ehr en beten knas up den Lüw' schow un Gr . . . sinen Staul en halwen Faust bei an ehr 'ran rückte, denn seten sei as in en Schruwstock, un schappieren kunnen sei nich, uthollen mühten sei, denn de Dör was tauflaten.

Hir möt icf aewer ingestahn, dat icf mi in dese Tid führ gegen dat Ebenbild Gottes versünigt heuw, icf heuw Gesichter malt, de 't meindag' nich gewen hett un ol meindag nich gewen kann, un dat mit Kalüren, de süss up de Welt nich vörkamen. — Mit de Swartlöpp würd icf so tämlisch prat; aewer wenn so 'n Flaklopp mit unnerlep, denn was 't stimm; icf hadd mi dat — leider Gotts — anvennt, de Flakhor mit Gräun tau schattiren, un dor icf nu ol de daemliche Mod' an mi hadd, in dat Gesicht en beten stark mit Rotstein 'rümmer tau arbeiten, so leten mine flakhörigen Biller von Firn' lifterwelt as 'ne Ananas, tauimal wenn nah unnenwaris noch en grännen Roc kamm.

Mine Biller würden nu meistens tau Geburtsdagen un Wihnnachten an de ollen Oellen un an Swestern un Bräuder schick, un wenn weck von ehr noch lewen sülßen, denn will icf mi bi dese Gelegenheit bi ehr verbeden heuwien, wenn icf ehr an so 'ne Festdag' en Schreck injagt heuw aewer dat Utseihn von ehre leiven Verwandten. — Min oll Bader tau 'm wenigsten schrew mi, as icf em min eigen, ungeheuer ähnlich Purtrett tauschicken ded, hei hadd sicf führ versöhrt, un icf müht mi gruglich verännert heuwien.

Dat müggt nu aewer All sin, as dat will, dit was doch de Anfang, dat wi uns enanner besäulen kunnen, un wenn O . . . mann ol führ scheint dortau utsach un mängen Riegel dortüschen schow, so würd hei doch as un an dörch en frisch Bund Toback wedder smidiger; un as icf em taulezt gor dorbi attrappiren ded, dat hei minen Fründ G . . . sine Zigarren, de em en gauden Fründ ut Lübeck schick hadd, heimlich angung, un as sicf taulezt de Herr Platzmajur fülvst von mi malen let, dunn was sin Regiment braken, un hei gung up de langen Korridurs 'rümmer, as en Cherubim, de sinen gläugnigen Degen in de Scheid' steken hett, wil dat hei sicf doran de Flunffedern versengte.

Dat Aspurtrettiren von den Herrn Platzmajur was eigentlich in dese Hinsicht min Glanzpunkt in M. — Icf würd ut min Lock nah den Herrn Inspelster sine Stuw 'rümmer nödigt, denn hicf süss de grote Dat gescheihn. — Icf lamm nu mit min Maler-Geschirr an; icf hadd en Bagen upspannt, de en führ schönen gräunlichen Schin hadd un all min Stiften wren sharp; aewer acf icf in de Stuw' lamm, verfirt icf mi, denn min schön Babenlicht, woran icf gewennt was, was hicf nich begäng', de Stuw' hadd en grotes, natürliches Finster. Icf fung nu dormit an, dat icf dat richtige Licht fünn; aewer 't will nich werden, bet taulezt den Inspelster sine Beddede unnen an 't Finster tüdert würd. — Unglückslicher Wiß' was de Herr Platzmajur en Flaklopp un hadd kein Ogenbranen — un icf Unglücks-wurm hadd dat an de Mod' mit de Ogenbranen antaufangen. — Wat nu? — Süß smerte icf tauirst en por Ogenbranen hen un let de Näs' so lang oder so fort as sei just was, doranner bambeln. Neuer wat nu? hei hadd kein Ogenbranen un icf keinen Anfang, un sin Näs' was för en Maler ol man so so. Icf hadd mi de Sak vermeten; aewer icf was ganz uf de Richt; anfangen müht icf, un mit wat Horigs müht icf anfangen, dat hadd icf mi tauvägern anvennt; icf fung also mit den Snurbort an.

(Fortsetzung folgt.)

Ostmecklenburgische Heimat



Halbmonatsschrift für Ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. und 3. Sonntag jedes Monats. — Bezugspreis monatlich 30 Pf. zuzüglich Bestellgeld; für die Abonnenten der „Teterower Zeitung“ gratis. — Erscheinungsort Teterow. — Druck und Verlag von Hermann Decker, Teterow, Maltziner Straße 15, Fernruf 367. — Verantwortlich für den Inhalt: Albert Ziller, Teterow. Unter Mitarbeit von Dr. Hans W. Barnewitz, Bülow.

Jahrg. 9

Teterow, 19. Juli 1936

Nr. 14

Schicksale Tessins im Jahre 1805.

Graz Wessel

Es ist nicht vielen bekannt, daß Mecklenburg schon im genannten Jahre in die Händel der Welt verwickelt war. England, Russland und Österreich hatten sich gegen Napoleon verbündet. Österreich wollte 315 000 Mann, Russland 180 000 und Schweden 12 000 Mann stellen. Der Erzherzog Karl von Österreich hatte einen Kriegsplan entworfen. Er zerlegte die österreichische Heeresmacht in drei Teile; der größte sollte in Italien angreifend vorgehen, ein zweiter unter dem General Mack an die Iller marschieren und auf die Russen warten, der kleinste in Tirol stehen. Eine vierte Armee, aus Russen und Schweden bestehend, sollte von Stralsund aus vorgehen. Ein Teil dieser Armeen kam auch durch Tessin.

Vom 20.—23. Oktober 1805 waren folgende Russen einquartiert: 2 Generale, die am Alten Markt Nr. 230 bei einem Fr. von Drieberg wohnten, 2 Obersten, 3 Majore, 12 Kapitäns, 18 Oberleutnants, 12 Leutnants, 12 Fähnriche, 3 Adjutanten, 1 Chirurg und 1800 Unteroffiziere und Mannschaften. Am 23. 10. rückte das Regiment nach Schwaan ab und Tessin mußte zur Gepäckbeförderung 17 Wagen und 50 Pferde stellen. Eine kleine Abteilung von 3 Offizieren und 60 Mann kam am 28. 10. und zog am folgenden Tage nach Rostock weiter. Ihnen folgten von Sülfz her 3 Kolonnen Schweden. Die erste kam am 5. Dezember, bestehend aus der Götha-Garde in Stärke von 1 Stabsoffizier, 12 Offizieren, 680 Mann und 22 Pferden und 2 Offizieren, 64 Mann und 60 Pferden Artillerie. Die Mannschaft erhielt abends und am 6. 12. morgens eine Mahlzeit, bestehend in Fleisch, 2 Pfund Brot und 1 Pott Bier, wofür den Bürgern 1½ Schilling gezahlt wurde. Jedem Pferd mußte 1 Maß Hafer, 3 Maß Häcksel und 9 Pfund Heu gegeben werden gegen 20 Schilling Entschädigung. Da nun in Tessin die Nahrungsmittel knapp wurden, mußten folgende Dörfer nach hier Brote liefern; Neppelin 14, Nielkenz 9, Gubkow 29½, Horst 3, Wehnen-dorf 7½, Vietow 10½, Wohrendorf 11, zusammen 89½ Brote.

Ferner kamen an Mehl aus Dettmannsdorf (v. Possius) 100 Pfund, Kölzow (Dugge) 100 Pfund, Barnewanz (v. d. Lühe) 480 Pfund, Stubbendorf 129 Pfund, Ehmkendorf (Röper) 77 Pfund, Gnewitz (v. Strahlendorf) 187 Pfund, zusammen 996 Pfund.

Die 2. Kolonne in derselben Stärke wie die erste kam am 8. 12. und zog am 9. weiter. Für diese kam am 14. 12. 1806 folgender Zusatz: Rastrow 250 Pfund Brot, 12 Scheffel Kartoffeln, 6 Bentner Heu; Walkendorf 250 Pfund Brot, 12 Scheffel Kartoffeln, 6 Btr. Heu; Drüsewitz 125 Pfund Brot, 8 Scheffel Kartoffeln, — Bentner Heu; Renzow 250 Pfund Brot, 12 Scheffel Kartoffeln, — Bentner Heu, zusammen 875 Pfund Brot, 44 Scheffel Kartoffeln, 12 Bentner Heu.

Am 10. 12. 1805 rückten ein: Der Brigadechef mit Stab und 1 Bataillon Infanterie mit 1 Oberst, 12 Offizieren, 9 Stabsoffizieren, 20 Unteroffizieren, 20 Spielleuten und 520 Mann. Dazu an Artillerie 1 Offizier, 4 Unteroffiziere, 1 Spielmännchen, 69 Mann und 57 Pferde.

Verpflegungszuschuß für diese Kolonnen kam am 3. 3. 1806 aus: Vilz 70 Pfund Brot, 4 Scheffel Kartoffeln, 14 Bund Streustroh a 20 Pfund; Selpin 210 Pfund Brot, 12 Scheffel Kartoffeln, 42 Bund Streustroh a 20 Pfund; Walkendorf 280 Pfund Brot, 16 Scheffel Kartoffeln, 56 Bund Streustroh a 20 Pfund; Strietfeld 70 Pfund Brot, 4 Scheffel Kartoffeln, 14 Bund Streustroh a 20 Pfund; Thelllow 140 Pfund Brot, 8 Scheffel Kartoffeln, 28 Bund Streustroh a 20 Pfund; Nielöhr 210 Pfund Brot, 12 Scheffel Kartoffeln, 42 Bund Streustroh a 20 Pfund. Zusammen 980 Pfund Brot, 56 Scheffel Kartoffeln, 196 Bund Streustroh a 20 Pfund.

Diese kurzen Durchmärsche brachten trotz der Hilfe doch manche Sorge und Not, wie erhaltene Beschwerdebriefe bezeugen. Doch waren sie nur ein kleines Vorspiel der schweren Jahre von 1806—1815.

Stillen un püstern.

Von † † †

Dor keumen mal drei Studenten ut dei Unniiversität, dei hadden kein Geld mihr un wullen tau Faut nanh Hunis up Ferien wannern. Uennerwagens würd ehr aewer dei Tied lang, un dei ein säd: „Wat Hunnenbädel un as bättan, soelen wi den krummen Weg rümlopen, wi gaan schreegtau dörch den Goorn!“ Na, dei annern wiern dor all mit inverstaan. Sei Sladderten denn jo aewer den Tuun. As sei ein lütt Ennen gaan hadden, seigen sei ‘ne Frung sitten un weiden. Dunn wier Holland in Nood! Dower dei Anförer wüht wedder Raad. Hei güng up dei Frung tau, geiw ehr dei Hand un säd: „Gauden Dag, Mudding. Na, Du heft ok woll fuer, wat?“ „Ja,“ meinte sei, „door müttent sick jo dörchslaan, so gaud as’t geit.“ „Ich will di nen gaarden Raad gäwen. Ich weit nen Vers, door kannst du all’ dei Krankheiten mit stillen, dei dat gäwen deed un di völ Geld mit verdeinen. „Woans heit dei Vers denn?“

„Es kamen drei Studenten,
Die sprangen übern Baum.
Der erste der war braun.
Der zweite der war grau.
Der dritte der war blau. Im Namen Gottes usw.

„Denn bedank ic mi ok välmals.“ Dei Studenten gungen ehren Nichtweg wieder un hoechten sich oewer den Streich, denn brun brun, blaag un gries’ Tüg hadden sei an.

Dei ein von disse drei würd Dokter un nen ganz fixen Plietikus. Dei Lüd säden von em, hei küm den Dood möten. So würd hei oft un sien Kinner groot. Dunn kloop Hein Knaak ok bi em an un smiet em up lezt Baager. Sien groot Kunst wier tau Enen, un anner Professors würden upsöcht, oewer all’ geitwen sei em up. Dunn keum sien Deinstdiern maal nah dat Bedd ran: „Herr Dokter, in mien Heimat is ne oll Frung, dei kann allens stillen, un allens friggt sei wegdoert. Sall ic dei maal Bescheid seggen?“ Dower dei oll Herr voll von so’n Kuurufuscherie nix weiten. Endlich, as dei Dood em up dei Tung seit, geiw hei dat tau. Dei oll Mudder, kumm in dei Rügg, deip Kunzeln in dat bruum Gesicht, würd von ehren Jung sienen grooten Sohn bräch, denn sei wier gegen nägentig un ehr Fäut allein nich mihr mächtig. Sei bädte den Text tau ehren Siemon an dat Krankenbedd, un dei Dokter hirte nipp tau. Sei hadd knum „Amen“ seggt, lachte hei hell up un säd: „So, Mudder, mit dissen Vers hest du soväl Lüd trechtdoert?“ „Ja, dat helpt.“ „Wonäwt weist den her?“ „Von drei jung Lüd, door hett dei ein mi den von seggt, as ic vör völ Jooren maal in mienem Goorn sitten un weiden deed.“ „Dat bün ic west, Mudder. Un kaamen is dat so —,“ un doormit vertelste hei den ganzen Kraam. Dei oll Frung kumm densüdwigen Dag nich wedder trüggkamen un müchte nachts doorbliewen. Annern Morgen wier dei frank Dokter all hoch. So hadd sien Vers em of hulpen. „Mudder,“ säd hei, nu fast du nich mihr stillen. Ich will di nu tau läwen gäwen. Dat hett hei denn of daan.

Botau icc disse Geschicht, dei mien Grootmudder mi all vertelst hett, wedder breidpedden dau? Ich will doormit seggen, dat Stillen un Püstern helpen deed, wenn door an glöwen.

In mien Heimaat giwnt dat noch völ oll Lüd, dei disse „Kunst“ verstaan, un so mag hier ne lütt Utwaal von all’ dei völ Saaken ehren bescheiden Platz finnen. Völ Saaken hew ic handschriftlich von oll Lüd, völ füllwen sammelt. Weck fünd plattdiutsch, dei meisten hochdiutsch, weck mit, weck ahn Niem, weck ahn un weck mit Gebierden, bi weck ward diutsch, bi annern latinsch bi noch annern Teikens schräwen,

un kaam ic denn ierst mang dei Hexendotterie („Borbeugung und Ausstreibung“), hett dei Stoff goor kein Ennen.

Ierst: Stillen ahn Gebierden mit Niem:

Blutstillen:

„Blut stehe stille, dies ist mein Gottes Wille“.

oder: „Drei Blumen stehen in dem Himmel,
Die erste Wehmut,
Die zweite Demut,
Die dritte Gottes Wille,
Blut steh stille“.

oder: „Glückselige Wunde,
Glückselige Stunde,
Glückselig ist der Tag,
Da Christus geboren ward“.

oder: „Christus, durch die Wunden dein,
Entreiß ich mich allem Unglück mein!
Fünf Wunden Gottes helfe mir
Und sei meine Arznei für und für“.

Stillen vor den Brand:

„Gott der Herr ging übers Land
Und hatte einen Brand in seiner Hand;
Brand brim net, seng net, brenn nett,
Gühr net, schwür nett!“

oder: „Es gingen drei Männer übers Land,
Gott der Herr segnet den Brand.
Daz er nicht weiter fräß,
Das zähl ich dir (Kranker) zu gut“.

Bor die Geschwulst:

„Es gingen drei reine Jungfrauen,
Die wollten Geschwulst und Krankheit beschauen.
Die eine sprach, sie heißt,
Die andere sprach, das ist nicht wahr.
Die dritte sprach, es ist dann nicht,
So komm unser Herr Jesu Christ“.

Bor die Darmgicht:

„Darmgicht, ich umstreiche dich,
Darmgicht, ich umgreife dich!
Ich gebiete dir aus diesem Fleisch,
Behüt dich Gott und der heilige Geist“.

Bor die Gelbsucht:

Dreimal gesprochen: „Wasser, laß dich fließen,
Denn du wolltest mir sieben mal siebenzigerlei büßen“.

Bor die Rose:

„Rose Marie und Christi Blut
Ist vor die Rose gut“.

oder: „Die Rose gebeut Gott zu deiner Buße;
Du sollst nicht bitzen,
Du sollst nicht schwiken,
Du sollst nicht gähren,
Du sollst nicht schwären,
Du sollst nicht wüthen,
Du sollst nicht tödten,
Das zähl ich dir (Kranker) zu gut“.

Gegen die Blattern in den Augen:

„Blatter vergehe und nicht zerbrich,
Wie der Pfarrer das Evangelium spricht“.

oder: „Ich stand unter einer Liebesthür,
Da schossen drei Blattern herfür,
Die erste zerstöß,
Die zweite zerfloß,
Die dritte verschwand
Unter der Frauen Liebeshand.
Das zähl ich dir (Kranker) zu gut“.

oder: „Unser lieber Herr Jesus Christus bricht Fell und Blättern
Durch seinen heiligen Atem,
Der durch seine Seite ging,
Da er am Kreuze hing.“

Bor die Hölle in den Augen und anderen Wunden:

„Jesus Christus ging übers Land
Und hatte einen Brand in seiner Hand;
Brand, brenn aus und nicht ein, tief ist die Wund
Glückselig ist die Stund,
Da meine hitzigen, schmerzen-brennenden (Augen)
heilen mag!
Gott der Herr heilte 5 Wunden in einer Stunde,
Meine hitzigen, schmerzen-brennenden Augen sollen
dabei sein“.

Bor die Mutter:

„Hebe-Mutter, Wehe-Mutter, Blähe-Mutter,
Gebär-Mutter, Flatter-Mutter, Gerth-Mutter,

Rosen-Mutter, Kindes-Mutter, Fürfall-Mutter:
Ich gebiete dir, daß du gehest in deinen vorigen
Stand,
Wo du lagest und klagest,
Da du eine reine Jungfrau warest.“

Bor den heißen und kalten Brand:

„Unser lieber Herr Christ ging übers Land,
Da sah er brennen einen Brand,
Da lag St. Lorenz auf einem Rost,
Unser lieber Herr Christus kam ihm zu Hilfe
und Trost,
Er hob auf seine göttliche Hand
Und segnete ihm den Brand,
Daz er heilt, daz er immer tiefer grub
Und weiter um sich fraß,
So sei der Brand gesegnet“.

(Fortsetzung folgt.)

Das Schloß Dargun, der geschlossenste Renaissancebau unserer Heimat.

Von Hans Beh, Lankow.

Wer in der Landeshauptstadt sitzt und ihre schöne Umgebung kennt, kommt leicht dazu, auf den Osten unseres Heimatlandes etwas herabzusehen. Was kann denn der Osten des Reiches bieten? Ja, die mecklenburgische Schweiz! aber sonst? Wir hier im Westen haben ja die Hansebauten in Wismar, haben die Dome von Naheburg und Schwerin, haben die Schlösser von Schwerin, Ludwigslust, Gadebusch und den Wismarer Fürstenhof. Was kann da hinter Güstrow noch besonders locken und reizen?

Da verschlug das Schicksal den Verfasser kürzlich nach Dargun, und dessen schönes Schloß erweckten in ihm Staunen und Bewundern. Ist doch das Darguner Schloß nicht eine Nachahmung oder Verkleinerung irgend eines der anderen heimischen Schlösser, zeigt es doch seine ganz selbständige Schönheit in rein künstlerischer Beziehung.

Der sehr harmonische großzügige Renaissancebau ist zwar nicht von Herzog Ulrich allein erbaut worden (1585), sondern Herzog Hans Albrecht II vor dem 30jährigen Kriege und Herzog Gustav Adolf nach dem Kriege ließen stark weiter bauen. Der Gesamteindruck aber ist doch sehr einheitlich und von echter Renaissanceart; die barocken Zutaten sind sehr gemäßigt, meiden aufgeregte Schnörkel und passen sich der ruhigen Würde des Renaissancekunst an. Diese Einheitlichkeit hat kaum ein anderes heimisches Schloß, und vor unseren anderen heimischen Schlössern hat das Darguner manches voraus; in Schwerin ist vom Renaissancebau nur ein Teil erhalten, in Gadebusch und Wismar ist der für die Renaissance charakteristische Hof verschwunden, auch in Güstrow nur zum Teil erhalten, in Dargun aber hat man alles zusammen, was man bei einem Renaissance-schloß erwartet.

Schon die ruhige edle Hauptfront mit ihren geschlossenen glatten Fensterreihen, mit den gleich monumentalen runden Ecktürmen, mit dem wuchtigen Eingangstor, das die lange Front so symmetrisch gliedert, zeigt die ganze repräsentative Würde. Und daß rechts über das westliche Gebäude hinweg breit und wuchtig die Kirche herübergagt, das gibt dem ersten Eindruck nur Bekräftigung, wenn man sich vergegenwärtigt, wie in Herzog Ulrich sich weltfroher Schönheitsstum des Staatsmannes mit diesem lutherischen Glauben eng verband. Schloß und Kirche gehören geschichtlich also zusammen. Im Rahmen des schweren Einfahrtstores fällt der Blick über den Schloßhof hinweg

auf den gegenüberliegenden Turm mit gleicher schwerer Durchfahrt. Hell ist die Durchfahrt selbst, viel Licht auch im Schloßhof; stark leuchtet am Turm jenes Doppelwappen des Herzogs Hans Albrecht und seiner Gemahlin hervor.

Tritt man auf den Schloßhof hinaus, so ist man zunächst sprachlos über die harmonische Einheit, die sich bei diesem Bauwerk mit reicher Mannigfaltigkeit paart. Was zuerst auffällt, ist die klare symmetrische Gliederung, die in dem fast quadratischen Grundriß, aber auch in den 4 Toren in der Mitte der 4 Seiten mit den zu ihnen gehörigen Türmen oder Vorbauten ausspricht. Im einzelnen sind Fassade, Tore und Türme verschieden gestaltet, aber diese Verschiedenheit ordnet sich der Gesamteinheit durchaus unter, sind doch selbst in Kleinigkeiten wieder Vereinstimmungen der Teile enthalten, wie das Wappen des Herzogs Hans Albrecht und seiner Gemahlin am Westflügel dem obengenannten am Ostflügel entspricht.

Das zweite Bedeutungsvolle sind die in den Stockwerken umlaufenden Gallerien. Die Einheitlichkeit ist so groß, daß man diese zunächst in allen drei Stockwerken zu sehen glaubt, obgleich im dritten Stockwerk rechts und links nur Fensterreihen und nicht Gallerien durchlaufen. Die konstruktiven Teile, die durch die drei Stockwerke gehenden Säulen und Pilaster, bilden eine wundervolle senkrechte Gliederung, die in ihrer Harmonie das Auge sehr erfreut. Verschiedenartig sind zwar rechts und links Pilaster und schwereren Bögen, die durch zwei Stockwerke führen, verschieden von der dem Besucher gegenüberliegenden Ostfront. Diese Ostfront weist in ihren Säulen, Balustraden und Bögen aus Gotländer Kalk eine sehr feine Renaissancekunst auf, besonders in den Abmessungen, wie sie in solcher Einheit etwa nur im Hof der alten Münze in München zu sehen ist: die Schwere der Säulen nimmt in jedem höheren Stockwerk ab, ebenso die Höhe des Stockwerks selbst. Leider ist gerade dieser edelste Bauteil vom Zahn der Zeit stark angegriffen, der Kalk ist sehr brüchig und rissig. Hier ist die Möglichkeit, aber auch die dringende Notwendigkeit, daß behördliche Stellen erhaltend eingreifen; dahingehende Bestrebungen scheinen schon im Gange zu sein.

Ich würde in unserer Heimat kein geschlosseneres und eindrucksvollereres weltliches Renaissancegebäude als dieses Darguner Schloß.

In dieses wundervoll gestaltete Gebilde greift in der südöstlichen Ecke der gewaltige Kirchenbau hinein, unten nur in einer Ecke, die als tragender heroischer Pfeiler gewissermaßen die Verankerung des ganzen Bauwerkes bildet, oben aber in einer wichtig alles überragenden Größe, Breite und Höhe. Wenn hoch oben in lustigem Bereiche der Vierungsdachreiter in barocker Zierlichkeit diesen Teil abschließt, so bedeutet das wieder den Ausklang des Gewaltigen ins feinere Weltliche, das sich in den übrigen Teilen dartut. Stören kann dieses Ganze gar nicht, da, wie oben gesagt, es zur Persönlichkeit des Herzogs Ulrich hinzu gehört; hinzu kommt noch ein zweiter Grund: wir haben im Schloßbau Dargun gar keinen Neubau vor uns, wie es dem Neuheren, wie es der großartigen Einheitlichkeit nach erscheint, sondern ein umgebautes mittelalterliches Kloster. Überall steckt in den Mauern der mittelalterliche Kern, überall das mittelalterliche Ziegelsteinformat; wo einmal der Putz abgefallen ist, treten gotische Spitzbögen und wichtige Dicke der Mauern hervor. Der Baumeister, der die Verwandlung vom gotischen Kloster zum weltlichen harmonischen Schloßbau durchgeführt hat, ist ein wahr-

hafter Künstler und sparsamer Wirtschafter zugleich gewesen. Wo im einzelnen innen und außen die gotischen Bauteile stehen, das interessiert nur den Forscher. Daß sie überall vorhanden sind, ist klar, sind doch vielleicht selbst die für die Renaissance charakteristischen Rundtürme an den Ecken der Hauptfront auf gotischer Grundlage errichtet.

Wo man geht und steht, mischt sich in den Eindruck erhabener Frömmigkeit und weltfroher Höhe auch überall etwas verträumte Romantik. Weitab von den großen Verkehrswegen konnte sich dieses Baudenkmal so rein erhalten. Es kam trop der Verwüstungen des 30jährigen Krieges und der Napoleonischen Zeit noch nutzbringenden Zwecken dienen: es ist von vielen Mietparteien bewohnt, und in echt nationalsozialistischem Sinn dient der Borderflügel rechts unten unserer bäuerlichen Nachwuchs und damit der Heimat. Hier hat die ländliche Fortbildungsschule ihre Räume. So sind in schöner Weise mittelalterlicher Kirchenbau, weltlicher Schönheitssinn der Renaissance und zukunftsfröhle bäuerliche Kultur auf einem Erdenfeld vereinigt.

Das ehrliche Handwerk.

Im Herbst, wenn die Scheunen und Speicher gefüllt sind, dann beginnt für den Bauern die Zeit der Erholung. Die Tanzvergnügen fangen an, und mit Vorliebe werden auch die Hochzeiten in den Herbst verlegt. Der Bauer liebt dann recht viele Musik. So kommt es, daß um diese Zeit die Dorfmusikanten sehr viel zu tun haben, so viel, daß sie oft darauf angewiesen sind, Kollegen aus den benachbarten Städten zur Aushilfe anzunehmen.

Ein fürstlicher Kammer-Musikus war von der Jugendzeit her mit einem Musiker befreundet, dessen Genie ihn im Gegensatz zu seinem berühmten Freunde, über den Stand eines ehrbaren Dorf-Musikanten nicht hatte herauswachsen lassen. Nun hatte dieser Dorfmusikant auf einer Bauernhochzeit zu spielen. Da aber im Herbst, in dieser Zeit fiel die Hochzeit, die Musiker, wie erwähnt, sehr rar sind, so wandte er sich in seiner Not an den Kammer-Musikus mit der Bitte, ihm beizuspringen. Der berühmte Virtuose hatte gute Laune, ging auf die Bitte ein und kam. Er bereute es nicht, denn er fand große Freude in dem herzlichen Vergnügen der Bauern. Er, der sonst in den höchsten Kreisen höfliche und oft langweilige Umgangsformen beachten mußte, konnte sich hier, unbekannt wie er war, so recht als Mensch unter Menschen fühlen und bewegen. Da er von Haus ein naturfroher Mensch war, munterte er die Ge-

sellschaft in jeglicher Weise auf und brachte durch seine lustigen Schnurren und Einfälle die beste Stimmung in das Haus. Es dauerte nicht lange und er wurde der Mittelpunkt der vergnügten Gesellschaft. Ein Bauer hatte ihn besonders ins Herz geschlossen. Er zog ihn des Abends gelegentlich zur Seite und sagte zu ihm: „Höör hei, ich will em wat seggen! Hei gefällt mi, um ic much wull Uemgang un Freundschaft mit em habben, aver dat is to Schaad üm em, dat he keen eerlich Handwerk leert hett!“

Gott verlett de Sinen nich.

Brachmeyer, en Röver, de de Lüüd bi Nacht de Lücht bröcht, dat het, dat he se beroved, wörr tolekt doch faatkreegen un instelen. He kunn sit op lene Wies herutlögen, un so bröchten se em an den Galgen. Bevernd stieg he de Ledder op, un graad, as de Henker em de Slöp över'n Hals trecken wull, do weit en wittes Doof un man reep: „Gnade!“ — Brachmeyer dreite sic üm, foost siene Hamm un reep: „Gott verlett de Sinen nich!“

Darop leet he sit op Levenstied an de Keed smeden.

Ernst Silorski

Plumbüddel as Muskant.

Plumbüddel sitt von sin besten Fründ'n ümgeben in ein Bierstuw un verlort ehr dor sinen niesten Streich. Dei oll dickeburg Raembuddel stünn up den Disch un jeder hett 'n Buddel Bier un 'n Raemglas vör sic stahn. Uns' Fedderbusch seggt, Minschen un Kimmers, dit wat 'n Hauptspah. Hospa seggt dei Türk, un spaelt mit sin Finger den Torgauer Marsch up dei Dischplatt dat dat man so knallen deit. Ja seggt nu Plumbüddel, so wat't makt. Dei Fleut wat voll Kienruß makt un ünner wat dei Fleut mit 'n Flittbohrer anbohrt un denn möt hei sin witt West anhewiven un alls geiht in Ordnung. Alles geiht in Ordnung, bökten all un Fedderbusch haut sic up dei Kühl, na, von desen Slag harr 'n jöhrigen Bull in dei Kniei säten. Wenn ihr kümmt hei, wenn is hei hier, geiht dat fragen

los. Kann, kann nich mihr lang duern, denn mal die farrig, heft du dat Ding all hier. Is lang'n besorgt, seggt Plumbüddel, halt sicke 'n ollen Notenständer un dat oll Klavinett. Dat oll Ding güng gon Hand tau Hand un von jeden wür dat lütt Lock, wecker Plumbüddel dor inbohrt harr, begauacht. Na, nu künnt jo losgahn. Fedderbusch müßt sic vör dat lütt Finster, wecker nah den Baden tau wiesen det, stellen un uppassen wenn dei Reisender kamen det. Dit durt denn ok gornich lang'n, dunn güng dei Ladendör up un rinn lem dei gaud Mann. Hei kümmt, flüstert Fedder an sin Finster, hei kümmt. Glied dorup wat an dei Dör kloppt un up den Türk'en sin „an tree“ lem dat Opfer nah dei Stuw rinn. Plumbüddel harr dat Klarinetts ansett, sin Brill seht em vörn up dei Näs', un so seg hei aewer dei

Seihmaschin nah ein Notenblatt rupp. Ach, Herr Plumbüdel, spielen sie auch Klarinette, was spielen sie denn dort? „Lezte Rose, seggt hei un knippt ein Og' tau. Spälen Sei nich of Fleut.“ „Ach ja,“ wat hei seggen, „es ist mein liebstes Instrument. Wenn Sie gestatten, spiel ich Ihnen etwas vor.“ „Hopsa,“ seggt dei Türk un trummelt vör aller Gewalt mit sin lang'n Finger up den Disch. Fedderbusch kift nah dei witt West un haut sicl up dat Bein. „Dat könnens nahher noch daun, irst will wie man uns' Geschäft aswideln,“ seggt Plumbüdel. Na bie des' Arbeit müßt dei Verträter noch ein poor Kunden kaem un Bier springen laten, dei annern leten sicl of nich lumpen un so wir'n sei bald in dei beste Stimmung. Aewer schließlich langt dei gaud Mann nah dat Klarinet un stellt sicl in Positur. „Sei geiht all 'n bätzen swer, aewer dorfür hett sei 'n gauden Ton“ seggt Plumbüdel. „Oh,“ seggt dei Reisender, „meine Lunge ist noch gut,“ un wat nu jo för alle Gewalt nah dat Ding rinpussten. Fedderbusch stött heimlich den Türk an, dei wedder Plumbüdel. Dit würr jo grotortig, dei Kienruß ut dei Fleut set binah all up dei witte West wo dei Mann doch so stolz up dei West wier. „So, seggens, nu ist woll naug, fünft kunnen sei Schaden

nähmen. Aewer all wat recht is, bäter spält oss Luther ut Oll Kalen of nich. Ne, ne meintens all, dit wier 'n Genuß. Dei Reisender verawisch'dt sich un Fedderbusch givt em noch den Rat. „Wenn Sei in'n Hotel, wo Sei doch wahn, 'n gauden Sluck drinken willen, denn föddern Sei sich man 'n Vorbas.“ Unner uns geseggt, wir dit dei Detelnam för den Hotelsbesitzer. Dei Verträter wat nu jo nah 'n Hotel nah 'n Abendbrotäten gahn. Dei Hotelwirt kift em von innen bet haben an, dei Gäst maken all so'n vergnäugte Gesichter. Wie dei Reis'unkel nu aewer noch einen Vorbas bestellt, dunn böllt dei ganze Gassstuww' vör Bergnäugen los. Dei künnt von Plumbüdel, dat's so sicher as dat Amen in dei Karl. Dei Wirt schenkt em einen Bittern in un lett sicl 50 Penning dorvör gaeven — dit wier för damalige Tieden völ Geld — un seggt dunn tau em. „Stahns doch mal up un bekilen sicl in'n Speigel. Sei hemm woll bi Plumbüdel säten. Dei Reis'unkel kreg von sin Speigebild 'n bannigen Schreck, dat wier doch nich sin witte West? Hei hätt, wenn hei up sin Tour Niegenskalen besöcht hett nahher ümmer ne swart West anhatt, dor künnt hei tau 'n Notfall ümmer einst Fleut mit spälen.

Karl Heinrich von Welzin.

Ein Lebensbild aus der Zeit des 30jährigen Krieges.

Versaht in seinem 80. Lebensjahr von General von Welzin, dem langjährigen Kommandeur der Mecklenburgischen Landesgendarmerie, geb. 1843, gest. 1931.

(Fortsetzung.)

Sie lud am nächsten Tage den Rest Cothmanns, welcher das Haus neben der Tante besaß, zu einem Brunkmahl mit einigen anderen Freunden ein. Der Tisch war herrlich geschmückt, vor jedem Gast stand ein mächtiger silberner Pokal*), aus dem wir edlen Rheinwein tranken. Nach dem Essen unterredete sich Vater mit dem herzlichen Rat Cothmann, bat ihn um seine Verwendung zu seinen Gunsten beim Herzog und ob er das Empfehlungsschreiben der Herzogin Sophie übergeben wolle.

Cothmann sagte dies zu, er müsse doch am nächsten Tage Vortrag beim Herzog halten.

Wir warteten nun in Spannung in den nächsten Tagen der weiteren Entwicklung unserer Angelegenheit, der Vater besaß mit mir inzwischen die Stadt Güstrow, den Dom, die Pfarrkirche und andere Gebäude.

Nach drei Tagen erschien bei Tante Marie ein herzoglicher Diener und überbrachte uns den Befehl, am nächsten Morgen um 10 Uhr beim Herzog im Schloß zu erscheinen.

Ich staffierte mich mit meinen schönsten Gewändern heraus, legte einen Degen an, wie dies für Studenten Gebrauch, und mein Vater schritt mir, nachdem wir beim Offizier der Schloßwache unsern Passierschein vorgezeigt und einen herzoglichen Diener zur Führung erhalten hatten, die breite Treppe zu den herzoglichen Gemächern empor, mir war ob all dieser Pracht und den bevorstehenden Empfang beim Herzog recht bellommen ums Herz. Im Vorzimmer nur ein Hofsunker, der uns bedeute, wir müßten noch einige Zeit warten, es sei noch der herzogliche Hofsprecher und dann der Jägermeister zum Vortrag.

Nach längerem Warten wurden wir endlich vorgesessen, der Hofsunker nannte unsere Namen, da begann

der Herzog sofort das Gespräch: „Ich habe das Empfehlungsschreiben meiner Frau Mutter gelesen, sie wollen Rechtswissenschaft in Rostock studieren?“ Ich stotterte: „Zu Befehl Euer Durchlaucht!“

Mein Vater bat nun in kurzen Worten den Herzog, mir die Aussicht eröffnen zu wollen, nach vollendetem Studium in seinen Dienst eintreten zu dürfen.

„Ich bin infolge der Empfehlung meiner Mutter hierzu wohl geneigt, wenn Sie ihre Zeit in Rostock fleißig benutzen und tüchtig lernen, aber das sage ich Ihnen, wenn ich höre, daß Sie die Jahre in Rostock nicht zum lernen, sondern zum faulen, fressen, rausen, fluchen, nächtlichem Löben od. Umhertreiben mit niedlerlichen Weibern vergeuden, wie dies jetzt leider, Gott sei's geflagt, so viele Studenten dort tun, dann kann ich sie in meinem Dienst nicht gebrauchen, bei mir sitzt der Herrgott im Regiment und nicht der Teufel.“

Der Herzog sprach dies heftig und erregt, ich versprach ganz verschüchtert, mich sicher davor zu hüten. „Nun, dann kommen sie wieder zu mir, wenn ihre Studienjahre um sind.“ Damit waren wir entlassen.

Ins Haus der Tante zurückgelehrt, äußerte diese und mein Vater: „Carl Heinrich, dein weiterer Lebensweg ist nun vorgezeichnet, wenn du den Worten des Herzogs folgst.“ Ich versprach es ihnen fest.

Am nächsten Morgen zogen wir dann weiter gen Rostock, in Schwaan hielten wir eine längere Mittagsrast, setzten über die Warnow, die hier schon viel breiter war, wie meine geliebte Elde in meiner Heimat.

In Pölchow, es war ein sehr heißer Tag, merkten wir, daß die Pferde ziemlich müde waren, im Krüge noch eine kurze Rast zu halten, wir konnten einen Krug aber nicht sofort finden und fragten einen alten ehrwürdigen Mann mit langem weißen Haar, der wohl über 80 Jahre alt war, dem wir auf der Dorfstraße begegneten, nach dem Krüge, da lud er uns sehr freundlich ein, bei ihm einzulehren, der Krug sei nur für gemeine fahrende Leute.

*) Anmerkung: Nach einer Urkunde im Jahre 1629 mußten wegen der Kriegsnot das Haus in Güstrow, die silbernen Pokale und der schöne Goldschmuck von Frau Maria von Welzin versezt werden.

Wir folgten ihm auf seinen großen stattlichen Hof, wo er uns und unsere Tiere reichlich mit Essen und Trinken versorgte, und uns stolz seine schönen Pferde und seinen Viehstand zeigte.

Beim Abschied von ihm und seiner zahlreichen Familie lud er uns freundlich ein, doch wieder bei ihm vorzusprechen, wenn unser Weg uns wieder durch Pöschow führe, er sei der Hauswirt Heinrich Nehder.

Neu gestärkt erreichten wir gegen Abend Rostock, die große Stadt machte sich schon einige Zeit vorher bemerkbar, wir trafen viel Fuhrwerk, das Korn und Vieh zur Stadt hinein- und Kaufmannsgut herausbrachte, auch Scholaren, Gesellen, Arbeiter, Reiter und a. m. belebten die Landstraße und die Krüge.

Schon aus weiter Ferne sahen wir die mächtigen Kirchen, die wieder viel größer waren, wie die in Güstrow, mit ihren hervorragenden Türmen. — Meine Erwartung war hoch gespannt. Zuerst stießen wir beim Rosengarten auf einen mächtigen runden Festungsgraben, den Zwinger. Bald hinter dem Zwinger begann die starke Befestigung der Stadt, zunächst das feste hohe Steintor, dann mehrere Torgebäude hintereinander, die die befestigte Bogenbrücke über den Stadtgraben schützen, zu beiden Seiten standen berghohe, Ehrfurcht gebietende Wälle, zwischen Stadtmauern und den tiefen Wallgraben.

Wie wir staunend diese mächtige Befestigung betrachteten, wurden wir von der Dorwache angerufen und mußten uns über unsere Person, Zweck und Ziel unserer Reise ausweisen, dann erst durften wir ins Tor einreiten. So war ich nun am Ziel meiner Wünsche in der Universitäts- und Hansestadt Rostock angekommen, wo ein neues Leben für mich beginnen sollte.

Wir hatten unterwegs beratschlagt, wo wir in Rostock einkehren wollten. Mein Vater entschied sich dahin, zuerst bei seiner Schwester Lucie, die mit Casper Bieregge verheiratet war, vorzubereiten, sie war meines Vaters jüngste Stiefschwester.

Wir ritten die Steinstraße bis zum Markt hinunter, da lag nun das Rathaus mit seinen 7 Türmern und die gewaltige Marienkirche vor unseren Blicken, auf unsere Frage zeigte man uns links das dritte Haus als das Gesuchte.

Zu unserer großen Freude empfingen Tante Lucie und Onkel Caspar uns sehr freundlich und erklärten bestimmt, daß wir mit Pferden und Leuten bei ihnen bleiben sollten.

Am anderen Tage sagte Lucie, mit der ich mich sehr schnell angefreundet hatte, sie war nur 6 Jahre älter als ich: „Carl Heinrich, mein Mann und ich laden dich ein, während deiner Studentenzeit in unserem Hause zu bleiben.“

Das war für Vater und mich eine frohe Botschaft, es verringerte die Kosten sehr erheblich und ich hatte einen Familienhalt, der es mir erleichterte, dem wüsten Treiben der Studenten mich mehr fern zu halten und fleißig zu studieren, damit ich später meinen Lebensunterhalt in des Herzogs Dienst finden könnte.

Vater blieb noch zwei Tage und trat dann seine Rückreise nach Benthen an.

Des Onkels Haus war eins der schönsten hohen Giebelhäuser, wie sie der Markt zu Rostock so häufig hatte, da die Böden teilweise zu Zimmern ausgebaut, viele Räume. Ich erhielt zwei Treppen hoch ein Zimmer mit dem Blick auf den Markt. Der lebhafte Verkehr aller Art fesselte mich in der ersten Zeit sehr, da ich mehrere Jahre dieses Zimmer bewohnte, wurde es mir zur Gewohnheit.

Am Tage nach der Abreise meines Vaters ging ich zum Rektor magnificus, den Professor Johann Quistorp, um mich immatrikulieren zu lassen.

Sein Magnificenz hielt mir eine sehr ernste Rede, er warnte mich vor dem Eintritt in eine Nation *), daß sei eine Stätte, wo die reisenden Wölfe, brüllenden Tiere und blutdürstigen Thronen ihr Wesen trieben, die ihre Opfer nicht nur in die öffentlichen Trinkhäuser schleppten, sondern auch auf das Scheußlichste mißhandelten und ausnutzten.

Alle diese Ermahnungen hätten mich vielleicht doch nicht zurückgehalten, mich dem Studentenleben in die Arme zu werfen, dazu war ich zu jung, zu kräftig und lebenslustig wenn nicht die Sorge gewesen wäre, meiner Mutter damit Kummer zu machen, die durch den Niedergang der elterlichen Verhältnisse, der mir einen tiefen bleibenden Eindruck gemacht hatte, schon so schwer litt, wenn ich nicht befürchten müßte, erhielt ich keine Anstellung im Dienst des Herzogs Johann Albrecht, dann ganz in Armut und Not zu versinken, mit einer solchen Anstellung hoffe ich, später meinen Eltern hilfreich zur Seite stehen zu können.

Völlig wollte ich mich doch nicht von den anderen Studenten fernhalten, dazu war ich zu begierig, das Treiben kennen zu lernen und mir Freunde zu erwerben, ich schloß mich aber der Nation der Mecklenburger, die besonders mit dem Pommerschen Corps Freundschaft, als Hospitant an, besuchte zuweilen ihr Trinkgelage, aber ließ mich nie zu Dienstleistungen mißbrauchen und jede widerliche Neckerei unterblieb mir gegenüber, übrigens schnitt ich jeden Versuch dazu auch sofort ab, ich war hervorragend kräftig, schoß und focht vorzüglich.

Meine Erfahrungen in dieser Art vom Studentenleben sind also gering, aber das kann ich bestätigen, die Art, wie die älteren Studenten mit den jungen umgingen, die sie Penalen nannten, war roh und entwürdigend, sie mußten Stiefel und Lieder putzen, aufwarten, einschenken, Geschirr abwaschen, unter die Bänke kriechen, wurden kahl geschoren, mußten verdorbenes Bier hinuntertrinken, wurden geschlagen, gestoßen, auf ihnen geritten und schließlich mußten sie auch für ihre Peiniger die Zeche bezahlen, aber nicht allein in den Kneipen, sondern auf den Straßen, auf denen getobt und Unfug und Schlägereien verübt wurden, und in den vielfachen gemeinsamen Wohnungen wurde diese Quälereien der Penalen fortgesetzt. Dieses Treiben widerte mich so an, daß ich mich doch immer mehr davon fern hielt.

Die Vorlesungen der Professoren der Rechtswissenschaften besuchte ich ziemlich regelmäßig, doch muß ich beklagen, daß ein besonders großer Trieb zur Erlernung dieser Wissenschaft mir damals nicht innerwohnte, so daß ich Einzelheiten aus diesem Unterricht nicht ins Gedächtnis behalten habe, lieber möchte ich reiten, jagen, rudern, segeln und hatte dazu, wie sich zeigen wird, gute Gelegenheit.

Nachdem ich mich einige Wochen in Rostock eingelebt hatte, führte ich doch den Wunsch meiner Mutter aus, und ritt durchs Petritor über den Petridamm und Dierkow nach Teutenberg zu ihrem Bruder Gebhard Moltke.

Da ich diese Verwandten bisher nicht kennen gelernt hatte, die eine hervorragende Stellung im Lande einnahmen und infolge ihres großen Reichtums ein großes Haus ausmachten, so war ich mir etwas besseren zu Sinn bei der Frage, wie ich dort aufgenommen würde. Doch der Empfang durch den Onkel und die Tante war ein so herzlicher, daß ich sehr bald jede Scheu verlor, und ihre mir angebotene Gastfreundschaft während meines Rostocker Aufenthalts oft und den Ferien lange Wochen ausnützen konnte, besonders war ich hocherfreut, daß der Onkel Gebhard mir gestattete, auf seinem großen Jagd-

*) Anmerkung: Studentenverbindungen nach Landschaften.

gebiet mit seinem zahlreichen Bestand an Hirschen, Sauen, Rehen usw., sowohl mit ihm persönlich wie mit seinen Jägern und auch allein zu jagen. So machte ich nun zu Pferde, von Georg begleitet, den Weg von Rostock nach Teutewinkel oft, zuweilen ließ ich mich auch im Boot nach Gehlsdorf übersezten und ging jagend zu Fuß nach Teutewinkel.

In alter Erinnerung an Weisin segelte und ruderte ich auch sonst viel auf der Warnow mit den Fahrzeugen des Onkels Bieregge. Wie ich schon erwähnt, war ich zunächst bei diesen Ausflügen meistens allein, ohne Kameraden, aber im Laufe des Sommers suchte ich Bekanntschaft von zwei jungen Edelleuten. Wir schlossen uns nach und nach sehr einander an, es war dies Kurt von Bernstorff aus Bernstorff, welcher als Kornat bei den herzoglichen Truppen in Rostock diente, und Henning von Wellentin aus Pommern, den ich als Student und Mitglied des Corps der Pommerschen Nation kennen gelernt hatte. Ich führte beide sowohl im Hause des Onkels Bieregge, wie beim Onkel in Teutewinkel ein. Wir waren jetzt, soweit es unsere Zeit erlaubte, zusammen,ritten, jagten, ruderten und segelten gemeinsam auf der Warnow, dem Breitling und fuhren oft in Warnemünde ein in einer Schifferkneipe und ließen uns von den alten Seeleuten von ihren Seefahrten erzählen, indes wir mit ihnen einen guten Trunk taten. Zuweilen wurden die Erzählungen recht unwahrscheinlich, aber wir hatten trotzdem unsere Freude daran, diese weit umhergekommenen alten Seebären anzuhören, hatten wir doch selbst zu wenig von der Welt gesehen.

Meine Eltern hatten bestimmt, daß ich die beiden ersten Jahre meiner Studentenzeit nicht zu ihnen kommen sollte, sondern in Rostock bleiben, welche Anordnung mir zunächst hart vorkam, aber bei dem abwechselungsreichen, frohen Leben, welches wir drei Freunde führten, und bei der großen Freundlichkeit, mit welcher man uns bei den Verwandten begegnete, ließen die beiden Jahre schnell dahin, mein anfängliches Heimweh war bald überwunden. Ich fühlte mich sehr wohl und heimisch in Rostock, ich war gesund, kräftig, ich überragte meine beiden, auch nicht kleinen Freunde wohl um eine Kopfeslänge. Körperliche Anstrengungen ermüdeten mich nie, Geldsorgen drückten mich, dank der Fürsorge des Onkels Bieregge nicht, das Studium bereitete mir in diesen beiden Jahren wenig Kopfschmerzen, so verlebte ich frohe und glückliche Stunden.

Es nahten nun die Sommerferien des Jahres 1624, die ich in Benthen zubringen wollte, mein Freund Henning ging zu seinen Eltern, nach Pommern, nur Kurt mußte, trotzdem er Urlaub erhalten konnte, allein in Rostock bleiben, da bat ich die Eltern, ihn mit nach Benthen bringen zu dürfen. Nach einigen Zögern und Zweifeln, da unsere Häuslichkeit in Benthen doch nur einfach, gestatteten sie es.

So ritt ich nun in seiner Begleitung an einem schönen strahlenden Augustmorgen aus dem Steintor auf die Schwaansche Landstraße, begleitet von unseren beiden Dienern, denselben Weg zurück, den ich vor zwei Jahren mit meinem Vater gekommen war.

(Fortschreibung folgt.)

Alt mine Festungstied.

Frik Reuter.

(Fortschreibung).

Dat is mi nich led worden, un wenn Einer von min Maler-Kollegen mal in so 'ne Lag' kamen füll, so kann hei mi drist folgen, denn dat wohrite gor nich lang', Dunn sad de Inspeter, de mi aewer de Schuller lef, dat Bild würd sihr ähnlich, un de Mann wüxt dorup tau lopen, un hadd Insichten in de Sak, denn hei hadd mi all ost taukeken un hadd sin Urtel an mine Stücke utbildt.

Wohrt di nich lang', Dunn was dat Gesicht farig, sihr schön; blot mit en beten gräunlichen Schin, woran dat gräume Poppir Schuld sin kunn. Nu kamm aewer de Uneiform, blag mit en roden Krägen, un denn de goldnen Epoletts un de blanken Knöp. Wer dat seindag' noch nich maht hett, de ward sic hellschen dorvör verstüben; so gung mi dat denn nu ok; ic hadd Berlinerblag un Zinnober un Kromgel in minen Kästen, ic gung also forsch d'rüp los, un wil ic mal lesen hadd: Beiwerke bei'm Portrait müssen mit einer gewissen flüchtigen Genialität behandelt werden, so ded ic dat denn ok. Flüchtig naug was 't; aewer mit de Genialität bleuw ic vollständig hucken; denn as ic dormit dörch was, sädien sei als Beid', de Inspeter un de Platzmajur: ne! Dat wir nicks! Mit den berlinerblaggen Rock gung dat notherwif' aewer de Epoletts un de Knöp, de segen jo ut, as wenn sei in saeben Johr nich puht wieren, un de Krägen wir jo kein Platzmajur-Krägen, dat wir man en ganz gewöhnlichen preußischen Postmeister-Krägen. — Argern ded ic mi niederträchtig; aewer wohr was't, en beten gellerich sach hei ut, denn mit den Zinnober was ic ogenscheinlich anführt, dat was idel roden Mönning, un ic hadd wedder mit den insamtigen Rothstein in de Schatten 'rümmere fuhrwart.

Ic hadd all so vel von de Malerkunst lihrt, dat ic mi nich verblüffen lef, un dat ic sad, ic wull dat Bild mit mi nemen, un nah en por Dag', denn wull'n wi uns wider spreken. Un nu satz ic von ein Licht in 't ammer un puzte den Herrn Platzmajuren sine Epoletts un Knöp up, bei G... dat taulekt jammern würd un hei mi sad, nu wiren sei blank naug. Aewer de Krägen! — Noch up Stunns, wenn ic so 'n preußischen Infanterie-Krägen seih, fallen mi all mine Süinden in; dat würd nicks, un dat wull nicks warden! Taulekt smet sic de Taufall in 't Middel; G... sin Karnalljenwagel spölerte mi en Druppen Water up den Krägen, un up dit Flag würd hei schörlaten utseihn. — Wenn du em so mit 'ne Ort von Firniß anstrielen dedst? dacht ic. Aewer ne! de Firniß is tau ölig, dat kunn utseihn as en richtigen Fettpladen. Mit Gummi arabicum? den hadd ic aewer nich tau Hand. Ic sunn un sunn un verföll taulekt up Zucker. Dat geiht! Ic smöl' te mi also en por Stücklen Zucker in Water un fung dunn sauber an, de Sak irft an de Kästen mit en Pinsel tau probiren. — Wunderschön! Ic strel drist wider un durt nich lang', Dunn was min Krägen so, dat jeder Kaptehdarm em för en richt'gen preußischen Soldaten-Krägen anseihn hadd.

Gr... sad frilich, de Krägen wir tau blank gegen de annere Maleri; aewer wat verstimmt Gr... von de Kunst? — Ic stellte meinen Platzmajuren up den Disch, läd mi up min Bett un lef em bet 's Abends Klokk negen an, bet de Schildwach: „Licht aus!“ röp. — 'T is maeglich, dat Raphael sine Madonna, as sei farig was, ok lang' anteken hett, aewer so verleiwt, glöw ic nich, dat hei in ehr west is, as ic in den Herrn Platzmajuren. Ic lagg noch lang'

un kunn nich slapen vör Freuden. — En preußischen Ossizir in vulle Ueiform, dat will wat seggen, mine Herrn! Tau-
lekt slep ic in, slep aewerst ol in den hellen Dag herin.

Un as icc upwalt — Gott in den hogen Himmel! —
Gr . . . hadd dirnal nich as Fründ gegen mi handelt, hei
hadd 't himmern kunn — dunn wieren dusend Fleigen
dorbi un vertebrten den Herrn Blatzmajur sinen Krägen
un hadden dor ol mit mang malt un hadden luter lütte
schwarze Punkte in mine schönsten Licher sett'.

So wat nenn ic en Wallür. — Un wat nu? — Dat
Einzigste was, ic müßt em up 't Frisch wedder aewerlaſſen
kren un de Fleigen möten, bet hei ut mine Hänn' was,
vorvon awjagt warden. Dat schach denn nu ol ball; ic was
min Malwark los. Wat aewer den Herrn Blatzmajur sine
leiwe Fru tau de Aehnlichkeit seggt hett, un ob de Herr
Blatzmajur sic mi tau 'm Andenk in sine Deinstwahnung
uphängt hett, heww ic meindag' nich tau weiten kregen. So
vel is gewiß, ic hadd mi bi em un bi den Inspelster ein'
Stein in 't Brett sett', un dat kamm nich mi allein, ne,
uns allen schön tau Paß.

Kapittel 9.

Aewer ein Uemstand müßt nu noch dortausamen, de den
Utslag gaww un uns düttlich wiß'te, wo widd wi all mit
de Aßchaffung von de saubere Husordnung kamen wieren.
Min oll Bader hatt mi schreven, ic füll mi 'ne Mäntel
maken laten, un eines Dags kamm de Inspelster nah mi
'rum un säd mi, ic füll nah sine Stuw kamen, de Snider
wir dor un woll mi Mat nemen. Ict gung also in mienem
Slaprock 'rum. Nu wieren dor in de Stuw' äwerst zwei
Lüd' de Ein' sach gor nich as Snider ut, de Auner äwer
desto mihr; ic frog also desen, wat hei mi Mat nemen
woll. Aewer ihre de Snider mi Antwort gaww, gung de
Auner up mi tau un frog mi: wat icc ein von de politischen
Gefangen wir. — Dat kunn ic nich striden. — „Denn kennen
Sei gewiß minen Brauder: ic bün de un de von 'n Rhein
her un heit H . . . mann.“ — „„Ja woll,““ segg ic,
„„kenn ic Ehren Brauder, hei sitt in den drüdden Stock
mit M . . . tausamen.““ — Hei wullnoch wider reden,
dunn kamm de Inspelktor 'rin, un de Snider gung an sin
Geschäft.

Hei was noch nich dormit prat, as de Dör wedder up-
gung, un de Husknecht ut de Stadt Prag mit en Körn
vull Buddeln rinne kamm. De Inspelster makte grote
Ogen; aewer de Rheinländer let em kein Tid, Musapen
tau verlöpen, hei namm de höflichste Min' von de Welt
an säd in so'n frien, frischen Ton, as blot so 'n ollen lu-
ftigen Rheinländer kann, hei hadd sic dat verlöwt, den
Herrn Inspelster mit en Dutzend Buddel Birundörtinger
unner de Ogen tau gahn. — Ach, nu aewer de Inspelster!
De Snider was dor, ic was dor — hei säd, hei kunn 't
nich, un dat wir tau bel, as set Einer unner sine Stuwen-
deelen un regirt em von dor an en Band, as en Hampel-
mann. — Wat aewer so 'n richtigen Rheinländer resol-
virt sin kann, dat heww icc hic sehn; uns' Rheinländer
kreg mir nichts, dir nichts, en Proppentrecker 'rut, malte
'ne Buddel up, namm en Waterglas, wat up den Disch
stunn, schenkte in un set den Inspelster vor allen Dingen
irst doran rükken. Dat hulp! De Geruch paßte em, un hei
kreg nu ol so 'n besondere Lust dortau, em tau probiren.
Taureden helpt, un em würd tauredt; hei drunk sin Glas
ut. „Ict will nu Ehren Brauder halen, säd hei, „aewer
...“ un dorbi fel hei mi un den Snider an. De Snider
was en Mann von Bildung; hei verstunn den Wink un
gung; icc woll em doch dorin nich nahtahn un woll ol
gahn; aewer de Rheinländer stellte sic dwaslings vor de
Dör: „Sei bliwen hic! Rich wohr, Herr Inspelster, de
Herr bliwot hic? — Nu fung de entfamte Kirl unner de

Stuwendelen wedder an, an den Band tau tucken, un de
Inspelster treckte mit de Schullern un hantirte mit de Hänn',
un trippelte mit de Bein; aewer dat Gunn' von 't Bid was:
ic blev.

De Brauder kamm un föll den Brauder üm den Hals,
un 't was en grotes Freu'n un en grotes Fragen, un wil
dat de beiden Bräuder doch in ihre Freud' nich sitten fun-
nen, sett'ien icc un de Herr Inspelster uns up den Sopha
un drunken Rhinwin tau ehre Freud' un uns tau 'm
Wohlgefallen un freuten uns ol.

Un as de irste Hitt bi de beiden Bräuder verßlagen
was, dunn sett'ien sei sicc ol un hülpen uns bi uns' Ge-
schäft, un de Herr Inspelster makte den Rheinländer en
Kumpelment: de Win wir gaud, de Win wir führ gaud.
„Denn dauhn Sei em ol sine Ihr an,“ säd de Frömde un
schenkte den Herrn Inspelster dat Virglas wedder voll;
denn dat ein' hadden wi man.

Nu kann aewer jeder Mensch inseihm, dat ümmer so 'ne
Uemstänn' ein Virglas nich gaud langen deiht, icc kamm
also up den klauen Infall, ut mine Stuw' noch twei tau
halen un wil de Herr Inspelster nich achter 'n Disch bequem
'rutlamen kunn, namm icc minen Slaetel von 't Slaetel-
brett un woll gahn, dreichte mi aewer irst noch üm un
säd: „Aewer, Herr Inspelster, Gr . . . bring' ic mit.“ —
„Ja,“ säd H . . . mann, „un icc hal ol Gläs' un bring' M.
mit.“ — De Herr Inspelster fung wedder an tau trecken
mit de Schullern; aewer 't was nich mihr so utdrücklich as
vördem, un tauylet nichte hei blot noch mit den Kopf.

As icc 'rute kamm, gung D . . . mann vor den Inspel-
ster sine Dör up un dal, denn hei woll en beten horkt, wat
woll passiren ded, un as hei mi in sin Slaetel Amt fu-
schen sach, woll hei mi baehuhausen un frog mi, wo icc dor-
tau kem'. „Herr D . . . mann,“ säd ic, „Sei sehn, icc kam
mit den Slaetel ut den Herrn Inspelster sine Stuw', un as
Sei weiten, is hei binnen, un wat em paßt, ward Sei jo
ol woll passen. In 'n Aewrigen will icc sei raden, laten
S' sic mit mi nich in 'n Bösen in, Sei weiten, wo wi mit
enammer stahn; will'n Sei aewer vernünftig sin, denn will
icc ol dorvör sorgen, dat sei Chr Deil von de Lustborkeit
afkriegen.“ Oh, hei meinte ol man, säd hei. Ict slot also
up, halte Gr . . . un Virgläs'; H . . . mann kamm mit
sinen Stuwenameraden M . . . antautrecken, un nu würd
de Sak irst vollständig. Bi 'organisirten' uns, as sei dat
nennen, nich blot binnen üm den Disch herum, ne ol buten,
dat uns Ainer aewer den Hals kamen kunn. D . . . mann
müßt up den ündelsten Gang patrulliren un kreg tau de
Unnerhöllung in sine Einsamkeit 'ne Buddel Win, un de
Gefängnißknecht R . . . würd up unsern Gang up en Disch
stellst un müßt aewer den vördelsten Hof kiken, ob de Blatz-
majur woll kem'. Hei kreg kein Buddel Win; aewer de
Wisung, wenn em führ führ dösten würd, denn füll hei hausten.
Hei hedd den Nahmidag aewer wat Ihrliches tau-
sam haust, un tau Schaden is hei dorbi nich wider kamen,
as dat hei sic gegen Abend mit sammt den Disch ümhausten
ded.

Bi aewer seten binnen un hadden vulle firw Joch ut
unsern Lewenskalenner unstreken un fungem bi den lezten
Kummars, den wi in Jena un in Bonn mitmalt hadden,
hir up den Inspelster sine Stuw' wedder an. De Herr Inspelster
würd as Voß anseihm, un M . . ., wat de Oeffst
von uns was, aewernammt sicc dat Amt, em in alle
Swindigkeit en beten ut den Graewsten für den Kummang
tautaufstüzen, vor Allen malte hei em denn begrißlich, dat
en forschen Voß ümmer funditus drincken müßt. De Herr
Inspelster beweis' in dese Sak vele Insichten, un wil dat
wi em doch mit gaudißn Bispill vörangahn müßten, so
fernen wi bald in jenne Ort von Verfat, wo dat Singen
lostaugahn pleggt.

(Fortsetzung folgt).

Ostmecklenburgische Heimat



Halbmonatsschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung.

Erschint am 1. und 3. Sonntag jedes Monats. — Bezugspreis monatlich zu 10 Pfg. zugunsten Bepielgeld; für die Abonnenten der „Teterower Zeitung“ gratis. — Erscheinungsort Teterow. — Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malschiner Straße 15, Fernruf 367. — Verantwortlich für den Inhalt: Albert Ziller, Teterow. Unter Mitarbeit von Dr. Hans W. Barnewitz, Bützow.

Jahrg. 9

Teterow, 2. August 1936

Nr. 15

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
ROSTOCK I A

Entwicklung des Heimatrechtes in Mecklenburg und im Reiche.

Friedrich Kähler, Laage.

Wenn ich in meiner Abhandlung das Wort „Heimatrecht“ gebrauche, so soll darunter das Recht des Einzelnen auf eine Stätte verstanden sein, wo ihm für den Fall der Hilfsbedürftigkeit Unterstützung zum notwendigsten Lebensbedarf gewährt werden muß. In älterer Zeit bestand in Deutschland wie anderswo eine gesetzliche Regelung der Frage, wie dem Unterstützungsbedürftigen zu helfen sei, nicht; er war vielmehr auf die Gnade seines Geburtsortes, vor allem aber auf kirchliche Organe angewiesen. Ein klassisches Beispiel, allerdings nicht aus Deutschland, sondern aus England bieten die Schilderungen in Dickens Roman „Oliver Twist“, wo ausführlich geschildert wird, wie die Unterstützung eines hilfsbedürftigen Knaben nicht bei einer staatlichen Behörde oder bei dem Leiter einer politischen Gemeinde, sondern bei Kirchspielangestellten in die Wege geleitet wird. Im älteren Deutschland bis in das vorige Jahrhundert hinein war das Heimatrecht als Recht so wenig vorhanden, daß es in einem so klassischen und ausführlichen Werke, wie der „Deutschen Rechtsgeschichte“ von Schröder überhaupt nicht erwähnt wird.

Die Ursache weshalb der Gesetzgeber sich mit Regelung der Heimatverhältnisse beschäftigte, war die Notwendigkeit, daß der Schutz gegen Bettler und umherstreichendes Gesindel, welcher früher im wesentlichen durch Gegendruck bekämpft wurde, vor allen durch Exilierung, nach den Freiheitskriegen nicht mehr durch bloße Gewalt möglich war. Ich verweise auf die trefflichen Schilderungen bei Witte „Kulturbilder aus Mecklenburg“.

In Mecklenburg sah wie in andern deutschen Staaten, die Gesetzgebung in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein. Die Verordnung vom 18. Januar 1820 betr. Aufhebung der Leibeigenschaft war vorangegangen, auf diese basiert die unsere Materie betreffende „Allgemeine Armen-Ordnung“ vom 21. Juli 1821 welche als ihre Begründung anführt, daß nach aufgelöstem Banne der Guts-Untertänigkeit die Versorgung der Armen die besondere Fürsorge des Landesherrn erheische“ und in § 1 als ihren Zweck angibt, „bedürftige Personen vom Mühsange und Bettelrei, sowie von Belästigung anderer abzuhalten“. Der Grundgedanke dieser Armenordnung war,

dass zu einem Orte jede selbständige Person gehörte, welche
a) mit ausdrücklicher Erlaubnis der Obrigkeit ihren festen Wohnsitz an dem Orte genommen, oder

b) an demselben zwei Jahre lang einen eigenen Herd gehabt oder ein eigenes Gewerbe betrieben, oder von ihrem Vermögen gelebt hat.

Der Grundgedanke des zweijährigen Aufenthalts zum Erwerb der Heimat ist also schon in der alten mecklenburgischen Verordnung enthalten. Er wurde aufgenommen von der Regierung des Norddeutschen Bundes als Vorläufer der Reichsregierung, nachdem in der Zwischenzeit die deutschen Einzelstaaten durch Heimatskonventionen die Verpflichtungen der Heimatsbehörden verschiedener Staaten untereinander geregelt hatten. Der Gedanke, daß die Ortsgemeinde, d. i. die politische, nicht mehr die kirchliche Gemeinde als Heimatsbehörde in Betracht komme, hatte sich schon überall durchgesetzt, als das Gesetz über den Unterstützungswohnsitz vom 6. Juni 1870 in Kraft trat. Dieses Gesetz, welches im Anschluß an zwei andere Grundgesetze, nämlich das Gesetz über die Freizügigkeit vom 1. November 1867 und das Gesetz über die Erwerbung und den Verlust der Bundes-(Reichs-) und Staatsangehörigkeit vom 1. Juni 1870 erlassen wurde, ist trotz späterer Abänderungen die Grundlage des deutschen Heimatrechtes geblieben. Es stellte zunächst das Institut auf und regelte die Verpflichtungen dahin, daß für Unterstützung von Personen, welche einen Unterstützungswohnsitz haben, der Ortsarmenverband, daß ist in Mecklenburg die Stadt- oder Landgemeinde, für solche, die keinen haben, der Landarmenverband, in Mecklenburg das Land, endgültig zuständig ist. Hiermit wurde der Begriff des Unterstützungswohnstiftes in das Gesetz hineingebracht. Der Unterstützungswohnsitz wurde erworben einmal durch Aufenthalt, nämlich wenn jemand nach zurückgesetztem achtzehnten Lebensjahr zwei Jahre lang seinen gewöhnlichen Aufenthalt gehabt hatte. Gewisse Ausnahmen zu Gunsten von Krankenanstalten usw. will ich nur kurz andeuten. Bei unfreiwilliger Unterbrechung ruhte die zweijährige Frist in der Weise, daß die Zeitdauer nicht mitberechnet wurde (z.B. Freiheitsstrafen), ebenso ruhte sie für die Dauer einer von

einem Armenverbande gewährten Unterstützung. Daneben wurde der Unterstützungswohnsitz seitens einer Frau durch Berehelichung, seitens ehelicher Kinder durch Abstammung vom Vater, seitens unehelicher Kinder durch Abstammung von der Mutter erworben. Verloren wurde der Unterstützungswohnsitz entweder durch Erwerbung eines anderweitigen Unterstützungswohnsteiles oder durch zweijährige ununterbrochene Abwesenheit nach zurückgelegtem achtzehnten Lebensjahr, für die Berechnung der Frist galt ein ähnliche, z. T. dieselben Ausnahmen wie beim Erwerbe.

Die Vorschriften über Rechte und Pflichten der Armenverbände beginnen mit § 28: „Jeder hilfsbedürftige Norddeutsche (später „Deutsche“) muß vorläufig von demjenigen Ortsverbande unterstützt werden, in dessen Bezirk er sich bei dem Eintritt der Hilfsbedürftigkeit befindet. Die vorläufige Unterstützung erfolgt vorbehaltlich des Anspruchs auf Erstattung der Kosten beziehungsweise auf Übernahme der Hilfsbedürftigen gegen den hierzu verpflichteten Armenverband.“ Letzterer war, wenn jemand einen Unterstützungswohnsitz hatte, der Ortsarmenverband seines Unterstützungswohnsteiles, wenn er keinen Unterstützungswohnsitz hatte, der Landarmenverband, in dessen Bezirk er sich bei dem Eintritt der Hilfsbedürftigkeit befand. Eine Ausnahme zu Lasten des Dienst- und Arbeitsortes will ich nur kurz andeuten. Der endgültig verpflichtete Armenverband konnte sich der Kostenersstattungspflicht entledigen, wenn er die Überführung des Unterstützten auf seine Kosten in seine unmittelbare Fürsorge verlangte.

Der Unterschied des Unterstützungswohnsteiles von der alten Heimat mecklenburgischen Rechtes bestand im wesentlichen darin, daß bei Begründung des Aufenthaltes die obrigkeitsliche Erlaubnis, der eigene Herd oder das eigene Gewerbe fortfielen. Es war dies eine Folge der Freizügigkeit. Die Frage ist, wie dies sich auswirkte, im besonderen im Verhältnisse zwischen Land und Stadt. Zunächst werden sich große Unterschiede gegenüber dem früheren Rechte nicht gezeigt haben, da eine zweijährige Frist eine verhältnismäßig lange ist, innerhalb deren die Frage, ob ein Zugezogener allein imstande sei, sich und seine Familie zu ernähren, gewöhnlich schon akut wurde. Der Verlauf war dann der folgende: Die Gemeinde, gewöhnlich eine Stadt, in welche der Betreffende gezogen war, trachtete danach, ihm möglich schon Unterstützung zu gewähren, bevor die zwei Jahre abgelaufen waren, und forderte von derjenigen, von der er gekommen war, gewöhnlich einem Dorfe, die Erstattung. Dieses letztere prüfte, ob es ihm nicht billiger würde, den Unterstützten in eigene Fürsorge zu nehmen, kam meistens zu dem Resultate, daß dies billiger sei, und so wurde der Unterstützte in das Dorf, woher er gekommen war, zurückgebracht. Allerdings wurde auch hier Mißbrauch getrieben, indem unliebsamen Personen, welche man gerne los werden wollte, direkt animiert wurden, vor Ablauf der zwei Jahre um Unterstützung einzukommen, was im einzelnen Falle gar nicht nötig gewesen wäre. Ja, es werden noch von einzelnen Gemeindenvorsteichern Geschichten überliefert, welche es mit größter Raffinerie verstanden, die Finessen des Gesetzes im Interesse der eigenen Gemeinde auszunutzen. Zum Beispiel: In einer Stadt ist eine Frauensperson mit einer Anzahl Kindern, welche in derselben ihren Unterstützungswohnsitz hatte, der öffentlichen Fürsorge anheimgefallen. In derselben Stadt lebt ein lediger Mann, welcher vom Lande zugezogen ist, aber noch keine zwei Jahre da ist. Um seine Stadt zu entlasten, läßt der Bürgermeister die Frau und den Mann kommen und sagt ihnen: „Ihr bekommt sofort 200 Mark aus der Armentasse, wenn ihr euch heiratet; damit könnt ihr machen, was ihr wollt!“ — Die beiden überlegen ein Weischen, kommen zu dem Entschluß, die 200 Mark verdienen zu wollen; durch die Heirat erwerben Frau

und Kinder den Unterstützungswohnsitz des Mannes, und der Besitzer des Gutes, von welchem der Mann zugezogen ist, ist der Leidtragende! Solche Fälle kamen vor, werden aber zu den Seltenheiten gehört haben und ob sie ein genügender Grund waren, das Gesetz zu ändern, will ich dahingestellt sein lassen.

Eine wesentliche Änderung trat erst ein zu Zeiten des Bülow-Blocks, welcher sich außer andern Materien auch mit dieser beschäftigte. Durch ein Gesetz vom 30. Mai 1908 wurde die Möglichkeit, einen Unterstützungswohnsitz zu erwerben, vom achtzehnten auf das sechzehnte Lebensjahr zurückverlegt, und die zweijährige Frist beim Erwerb und Verlust desselben auf ein Jahr ermäßigt. Die Erleichterung der Möglichkeit, einen neuen Unterstützungswohnsitz zu erwerben, war im Verhältnis von Stadt und Land eine entschiedene Mehrbelastung der Städte.edenfalls war das Bestreben der Landbewohner an einen Ort zu kommen, der ihnen eine größere Bewegungsmöglichkeit gab, also in eine Stadt, größer wie das umgekehrte; und den Träger ländlicher Armenlasten wurde es in einem Jahre leichter, als in zweien, sich dieser Verpflichtung bei zweifelhaften Elementen zu entwinden, er förderte also deren Übersiedlung in die Stadt in jeder Weise. Auch im Verhältnisse größerer zu kleineren ländlichen Ortschaften zeigte sich dieselbe Erscheinung.

Eine gründliche Änderung setzte ein, als am 13. Februar 1924 das Reichsgesetz über den Unterstützungswohnsitz aufgehoben und durch eine Verordnung über die Fürsorgepflicht ersetzt wurde. In dieser wurden mit dem Unterstützungswohnsitz auch die Ortsarmenverbände aufgehoben und ihre Aufgaben den Bezirksfürsorgeverbänden übertragen, die Länder wurden aber für berechtigt erklärt, die Armenfürsorge auf die Gemeinden abzuwälzen. Hiervon hat man in Mecklenburg Gebrauch gemacht, die mecklenburgischen Aemter, später Kreise genannt, konnten und mußten die Armenfürsorge auf die Gemeinden abwälzen; allerdings behielten sie die sogenannte „außerordentliche Armenpflege“, d. i. die Fürsorge für Geistesfranke, Krüppel, Sieche usw. zum größten Teil. Der wichtigste Teil der neuen Verordnung war der § 7, Absatz 2: „Zur Fürsorge endgültig verpflichtet ist derjenige Bezirksfürsorgeverband, in dessen Bezirk der Hilfsbedürftige bei Eintritt der Hilfsbedürftigkeit den gewöhnlichen Aufenthalt hat; ist ein solcher nicht vorhanden oder zu ermitteln, so ist derjenige Landesfürsorgeverband endgültig verpflichtet, dem der vorläufig verpflichtete Fürsorgeverband angehört.“ Die Frist von zwei Jahren, später einem Jahre, welche für den Ort, wohin der Unterstützungsbedürftige gezogen war, die Voraussetzung der endgültigen Unterstützungspflicht war, war damit verschwunden, und die Gemeinde des neuen Aufenthalts schulzlos der Verpflichtung, den Zugezogenen dauernd zu unterhalten, ausgesetzt, wenn nicht eine der Ausnahmebestimmungen in den folgenden Paragraphen, die ich nur andeuten will (uneheliche Kinder, Aufenthalt in Krankenhäusern, Strafanstalten, Arbeits- und Dienstort usw.) zur Anwendung kam.

Der Zweck dieser Änderung war offenbar der, die Stellung der Unterstützungsbedürftigen insofern zu verbessern, als das Hin- und Herschieben derselben erschwert werden sollte und daß Streitigkeiten über die Zuständigkeiten vermieden werden sollten. Dass der Zweck erreicht ist, muß ich nach meinen Erfahrungen sehr in Zweifel ziehen; gerade darüber, was unter „gewöhnlichem Aufenthalt“ zu verstehen ist, sind, wenn die Unterstützungspflicht bald nach einem Zuzug akut wurde, häufig Meinungsverschiedenheiten aufgetaucht, welche zu Prozessen führten, die aber so gut wie immer zum Nachteil des Buzugsortes entschieden wurden. Ich möchte auch bezweifeln, daß die Stellung des Hilfsbedürftigen durch die Änderung durchgehends

tatsächlich verbessert wurde. Jedenfalls ist es in den Fällen nicht zutreffend, wo der Ort, von welchem er kam, seine natürliche Heimat war, oder wo ein wohlwollender Arbeitgeber, welcher von derselben Heimat stammend und die Einwohner als eine große Familie fühlend, über das Maß des Notwendigen bei der Unterstützung hinausging, während die Stadt, welcher der Zuzug unbequem war, sich schon aus wirtschaftlichen Gründen auf das gesetzliche Maß beschränken mußte.

Zuerst wirkte sich die Änderung wenig aus, weil die Verordnung zur Zeit der Wohnungszwangswirtschaft in Kraft trat, die ihrerseits ein Hemmnis gegen den Zuzug unerwünschter Elemente, insbesondere auch vom Lande in die Städte bot. Als aber diese aufgehoben wurde, waren dem Zuströmen solcher Leute alle Schranken geöffnet; wenn sie nur ganz kurze Zeit, auch nur Tage am neuen Orte sich selbst erhalten konnten, hatte dieser sie für alle Zeit weg. Alle Kräfte wirkten hier zusammen, der natürliche Drang der Leute, in die Stadt, die so viel Schönes bietet, was man auf dem Lande nicht hat, zu kommen; der Trieb der ländlichen Besitzer und Pächter, diese Leute loszuwerden, ja sogar die Chance der Vermieter, die Konjunktur zu einer Mietsteigerung auszunutzen. Naturgemäß führte dieses zu einer ungesunden Mietsteigerung und Wohnungsknappheit in den Städten. Die Vertretungen der Städte haben deshalb verschiedentlich versucht, die Wiedereinführung des Unterstützungswohnheimes zu erwirken, aber ohne Erfolg.

Noch will ich erwähnen, daß die Bestimmung, welche noch die Verordnung von 1924 enthält, wonach Familienmitglieder von der Stelle unterstützt werden müssen, welche für ihren Ehemann und Vater zuständig ist, durch eine Novelle vom 5. Juni 1931 aufgehoben ist, für sie entscheidet also jetzt ihr eigener gewöhnlicher Aufenthalt und nicht der des Familienhauptes.

Der Nationalsozialismus hat, nachdem er am 30. Januar 1933 zur Macht gelangte, an den wesentlichen gesetzlichen Bestimmungen nichts geändert, vielmehr versucht er die Unebenheiten auf andere Weise zu beseitigen. Ich will zunächst dahin gestellt sein lassen, ob diese sich in anderen Ländern überhaupt so bemerkbar machen, wie in Mecklenburg, weil ja nicht das Reichsgesetz die Abwälzung der Armenlasten von den Bezirksfürsorgeverbänden auf die Gemeinden vorschreibt; wo diese den Bezirksfürsorgeverbänden verblieben ist, treten die Unebenheiten ja gar nicht so in Erscheinung. Der Nationalsozialismus will offenbar die Gegensätze zwischen Stadt und Land verwischen, die deutsche Gemeindeordnung vom 30. Januar 1935 kennt solchen ja auch nur in der Bezeichnung. Die gesetz-

liche Fürsorge soll offenbar durch die freie Fürsorge abgelöst werden, hat doch die NS.-Volkswirtschaft die Träger der Armenlasten schon sehr erheblich entlastet, und man kann wohl sagen, auch die Städte mehr entlastet, als es durch eine Wiedereinführung des Unterstützungswohnheimes und eine damit verbundene Rückwärtigung der Lasten für Zugezogene auf das plattdeutsche Land möglich gewesen wäre. Bei der Folgerichtigkeit, mit welcher der Nationalsozialismus sein Ziel verfolgt, können wir die Hoffnung hegen, daß es gelingen wird, die Härten, welche der bisherige Zustand mit sich bringt, in absehbarer Zeit ganz verschwinden zu lassen, insbesondere auch da durch einen umfangreichen Wohnungsbau die schlimmste Auswirkung nämlich der durch den Zuzug von Landbewohnern verursachte Wohnungsmangel in den Städten einem greifbaren Ende näher gerückt ist.

Und wenn man einer Änderung der Gesetze nähertraten sollte, so möchte ich annehmen, daß man weder die Idee des Unterstützungswohnheimes noch den der endgültigen Zuständigkeit des Aufenthaltsortes zum Prinzip erhalten, sondern dem alten Heimatsgedanken wieder näher treten wird. Kinder derselben Heimat fühlen sich instinktmäßig als ein engerer Kreis, als eine erweiterte Familie, wodurch zu allen Seiten Schärfen abgeschlossen wurden. Die Begründung der ersten mecklenburgischen Armenordnung mit der Aufhebung der Leibeigenschaft besorgt hier viel: Bei allen Lichtensteinen, welche die Aufhebung der Leibeigenschaft an sich hatte, wird die Schattenseite ihr nicht abzustreiten sein, daß sie Zweifel über die Zuständigkeit für die Unterstützung eines Hörigen aufstommen ließ, welche die solange bestehende Gebundenheit an der Scholle von vornherein ausschloß. Seine Heimat konnte nicht in Zweifel gezogen werden. Auch nachher wird für diejenigen ärmeren Bewohner, welche in ihrer Heimat verblieben, die Unterstützung eine freundlichere Form angenommen haben, als in der Fremde, zumal wenn der Arbeitgeber dieselbe Heimat hatte und in der Unterstützungsbedürftigkeit des Arbeitnehmers nicht eine Last, eine Widerwärtigkeit sah, sondern in der Abhilfe eine Ehrenpflicht des wohlhabenden Heimatsgenossen, gewissermaßen des Hauptes einer größeren Familie. Daß sich dieser Gedanke in der Gesetzgebung durchsetzt, wird naturgemäß noch längere Zeit in Anspruch nehmen, bis die Erziehung zum Sozialismus im guten Sinne entsprechend vorgeschritten ist. Aber für Einzelheiten ist schon ein Anfang gemacht: Ich will nur auf das Heimatschutzrecht aufmerksam machen, welches der § 30 des Reichserbhofgesetzes vom 29. September 1933 den Abkömmlingen eines Bauern gewährt, welche, wenn sie unverschuldet in Not geraten, gegen Leistung angemessener Arbeitshilfe auf dem Hofe ihre Zuflucht suchen können.

Karl Heinrich von Welzin.

Ein Lebensbild aus der Zeit des 30jährigen Krieges.

Verfaßt in seinem 80. Lebensjahr von General von Welzin, dem langjährigen Kommandeur der Mecklenburgischen Landesgendarmerie, geb. 1843, gest. 1931.

(Fortsetzung).

In Pöschow begrüßten wir den Hauswirt Nehder und der alte, freundliche, gastfreie Mann lud uns zum Frühstück in sein Haus ein. Wir folgten dieser Einladung sehr gern, denn seine schönen Töchter hatten schon seit einiger Zeit unser besonderes Wohlgefallen erregt.

Schweren Herzens mußten wir leider nach kurzen Stunden Aufenthalt weiter, sonst könnten wir, unseren Reiseplan entsprechend, am Abend Güstrow nicht mehr er-

reichen, wo wir uns für die Nacht bei Tante Marie anmeldet hatten. Am nächsten Abend kamen wir wohlbeholt in Benitz an, trotzdem die Landstraßen wegen des Krieges schon etwas unsicher waren, aber an so vier junge, kräftige Männer wagte sich so leicht keiner heran, natürlich waren wir bewaffnet, anders war die Reise nicht möglich.

Ich fand meine Eltern unverändert vor, aber meine Schwester hatte sich zu einem schönen Mädchen inzwischen entwickelt, oder hatte ich dies früher, wie ich täglich mit ihr zusammen war, nur nicht gesehen?

Schon am ersten Tage merkte ich, daß Curt und Margarete Sophie Wohlgefallen an einander hatten, das sich sichtlich von Tag zu Tag steigerte, und, um dies hier vorweg zu nehmen, Curt begleitete mich in der Folge noch mehrfach nach Benthen und heiratete, nachdem er inzwischen Leutnant im Mecklenburgischen Leib-Kürassier-Regiment, Kompanie von Ahlesfeld, geworden war, zu unserer aller Freude im Jahre 1627 meine Schwester.

Im Herbst 1624 lehrten nur Curt und ich nach Rostock zurück, wo wir Henning Mellentin schon vorsanden, so konnten wir unserm Freundschaftsbunde weiter nachleben, der durch die Liebe CURTS zu meiner Schwester noch enger geworden war.

Da die Gefahr immer näher rückte, daß der böhmische Krieg auch Mecklenburg berühren würde, so kam der Herzog 1625 nach Rostock, um sich von dem Zustande der Festungswerke und der Besetzungstruppen zu überzeugen.

Der Rat der Stadt veranstaltete dem Herzog zu Ehren einen Tanz der Geschlechter im Rathaussaal, wozu wir drei Freunde auch durch Vermittlung meiner Verwandten Zutritt erhalten hatten, Henning und ich waren frühzeitig gekommen und standen beieinander im Saal, da öffnete sich die gegenüberliegende Tür und eine größere Anzahl Gäste trat gleichzeitig hinein, darunter ein Mädchen von wunderbarer Schönheit, in Begleitung eines älteren Herrn und einer Dame, offenbar ein Elternpaar, ich packte Henning an den Arm und rief:

„Henning, wer ist das schöne Mädchen?“

„Welche, Carl Heinrich?“

„Die große mit den blonden Haaren und den schwarzen Augen! Kennst du sie?“

„Gewiß, sehr gut, daß ist meine Cousine Emerentia Wopersnow*), die ist seit einigen Tagen hier, ja, die ist schön, die schwarzen Augen hat sie von ihrer Großmutter, die war eine Ungarin.“

„Henning, die muß ich kennen lernen!“

Wir gingen nun dorthin, ich wurde den Eltern und dem jungen Mädchen bekannt gemacht, war aber so benommen von deren Schönheit, daß ich kaum sprechen konnte, bat und erhielt jedoch die Erlaubnis, mit Emerentia tanzen zu dürfen, was sich am Abend noch mehrfach wiederholte, ich konnte meine Blicke nicht von ihr abwenden.

Ich verließ am Schluß das Fest völlig verzweigt und ging wie ein Nachtwandler nach Hause, ich hatte keinen anderen Gedanken mehr als Emerentia und wie ich meine Bekanntschaft mit ihr forsetzen könnte, ich hatte bisher wohl an dieses und jenes Mädchen ein flüchtiges Wohlgefallen gehabt, das aber stets bald wieder versiegte, nun war ich ganz in Liebe verstrickt durch die Schönheit und durch das einnehmende Wesen dieses Mädchens.

Tante Lucie merkte, mit der Klugheit der Frauen für solche Dinge, bald, wie es um mich stand und ließ mir stillschweigend ihren Beistand, wir besuchten zusammen den Domherrn, fanden freundliche Aufnahme, Tante Lucie forderte Emerentia auf, sie oft und ungezwungen zu besuchen, was diese auch tat, besonders schon deshalb, weil die Wohnung des Domherrn, welche er in Rostock vorläufig nur hatte erhalten können, nur klein und eng war. So sahen Emerentia und ich uns oft, da Onkel Bierregge viel Geschäftsabwesend war, Tante Lucie ihre Kinder und den großen Haushalt zu besorgen hatte, so waren wir, ich glaube fast, Tante Lucie tat dies absichtlich, oft allein, mein Herz brannte mir dann, Emerentia meine Liebe zu

gestehen und um ihre Hand zu bitten, aber ich wagte es nicht, weil meine Zukunft so ungewiß und ich mir auch nicht klar war, ob meine brennende Leidenschaft Erwidlung fand, ich hatte zu meinem großen Schmerz und mit rasender Eifersucht bemerkt, daß Henning seine Cousine ebenfalls liebte und sie stets freundlich zu ihm war, wie ich fürchtete, freundlicher als zu mir, so schwankte ich täglich zwischen Hoffnung und Mutlosigkeit hin und her, mein ganzes Denken war nur „Emerentia“, alles übrige hatte in dieser Zeit seine Bedeutung für mich verloren.

So verging der Winter 1625, da sah ich eines Tages, wie der Frühling erwachte, daß Henning mit seiner Cousine ausritt, sie war bei ihrer schönen Figur eine herrliche Erscheinung zu Pferde, ich war außer mir vor Eifersucht und wie ich nach einigen Tagen allein mit Emerentia im Bierreggeschen Hause zusammentraf, vergaß ich mich und äußerte sehr erregt: „Wer es auch so haben könnte wie Henning, mit ihnen ausreiten zu dürfen, aber ich muß immer zurückstehen.“

„Ich verstehe sie nicht“, antwortete Emerentia, Henning ist doch mein Vetter, das ist doch nicht auffällig, wenn ich mit den ausreite, mit ihnen darf ich es aber doch nicht.“

Ich sah nun in nächster Zeit Tag und Nacht darüber nach, wie ich es ermögliche, mit Emerentia, wenn auch nur einmal, in den schönen, erwachenden Frühling hinauszureiten, meine Freundschaft mit Henning litt sehr unter dieser Qual, da entdeckte ich mich offen Tante Lucie und bat um ihre Hilfe, sie hatte Emerentia bald für diesen Plan gewonnen, schwerer ging es mit den Eltern, durch freundliche Ueberredung erhielten wir endlich auch deren Erlaubnis, unter Begleitung von Georg nach dem Pöltchower Walde zu reiten dürfen, ich war glückselig.

Freudig bewegt, da ich zu bemerken glaubte, daß in Emerentias Augen auch ein Strahl von Liebe und Glück schimmerte, ging unser Ritt am nächsten Morgen vor sich, in scharfer Gangart erreichten wir bald Pöltchow, ich schlug vor, den alten Rehder, den ich verehrte, zunächst zu begrüßen, wir ritten auf seinen Hof, er kam uns freundlich und lächelnd mit den Worten entgegen:

„Guten Morgen, Herr Junker, was haben Sie für ein schönes Fräulein bei sich, es ist wohl Ihre Braut?“

Wir sahen uns tief errötend an und wußten nichts zu antworten, sondern verabschiedeten uns bald und ritten in den Wald.— Wir stiegen ab, Georg führte verständnisvoll die Pferde weit abseits. Wir setzten uns ins Gras an einem Abhang am Ufer der Warnow. Es war ein berausend schöner Frühlingstag, die Blumen zeigten ihr erstes Grün, Weilchen, Anemonen und Waldmeister blühten und dufteten. Die Vögel sangen ihr ewiges Frühlingslied von Liebe und Sehnsucht. Kein Lüftchen regte sich im Walde, leise rauschte der Fluß, kein Mensch war in der Nähe. Da strömte mein Herz über in Worten:

„Emerentia, wie ist es schön hier, aber wieviel schöner wäre das Leben, wenn das Wahrheit werden könnte, was der alte Mann gesagt.“ Sie sah stumm in ihren Schoß und eine Träne rann aus ihren Augen.

„Emerentia, kann es denn nicht Wirklichkeit werden, ich liebe dich grenzenlos!“

Da sah sie mich mit einem so liebevollen Blick an, daß ich sie in meine Arme schloß und heiß und innig küßte, was sie, sich anschmiegend, duldet und erwiderte.

Wir wußten kaum was wir taten, und waren der Außenwelt ganz entrückt.

Stunde auf Stunde verrann, wir merkten es nicht.

Gegen Mittag machte sich Georg bemerkbar und kam mit den Pferden. Da erwachten wir aus unserem seligen

*) Anmerkung: Der Domherr Joachim Jürgen Wopersnow auf Thurow bei Brüel war wegen der unruhigen Zeiten nach Rostock übergesiedelt.

Traum von Glück und Liebe. Wir stiegen wieder zu Pferde und ritten stumm, aber uns oft selig anblickend, nach Rostock zurück, wir wurden mit einigen Vorwürfen über unser langes Ausbleiben empfangen, aber unsere Entschuldigung, wir hätten den alten Rehder besucht, fand Glauben.

Am andern Tage trafen wir uns bei Tante Lucie und entdeckten ihr unsere Liebe, sie riet uns, dieselbe zunächst noch geheim zu halten, bis meine Zukunft mehr gestärkt sei. Jetzt warf ich mich mit großem Eifer auf mein Studium, um es baldmöglichst zu beenden und eine feste Lebensstellung zu erreichen, die es mir ermöglichte, Emerentia heimzuführen, ich hatte in der Rechtswissenschaft viel nachzuholen, die Jahre vorher hatte ich das Studium nur lässig betrieben. Tante Lucie hielt weiter ihre schirmende Hand über unseren heimlichen Lebensbund.

Auch zwischen uns hatte die Tante Lucie manchen kleinen Zwist auszugleichen, Emerentia war, wohl infolge ihrer großen Schönheit sehr verwöhnt und anspruchsvoll und leicht verletzt und glaubte sich, da ich meine Zeit besonders dem Studium widmen mußte, oft vernachlässigt und war dann nicht leicht zu versöhnen. Aber trotzdem hingen wir mit inniger Liebe aneinander und konnten uns unsere Zukunft nicht anders vorstellen und ausmalen, wie miteinander vereint.

Endlich Ostern 1826 hatte ich mein Ziel erreicht und konnte die Universität mit guten Zeugnissen verlassen. Der Abschied von Rostock, wo ich soviel Liebe und Freundschaft genossen, wurde mir sehr schwer, vor allem der Abschied von Emerentia, aber ich nahm als Trost einen Schimmer von Hoffnung mit, daß ihre Eltern unseren Bund zugeben würden. Kurz vor der Abreise hatte ich beim Domherrn deshalb angefragt und er mir geantwortet, sobald ich eine feste Lebensstellung erlangt habe und meine Eltern damit einverstanden wären, könne ich wieder bei ihm vorsprechen. Emerentia versicherte beim Abschied in Tränen aufgelöst, „Was auch kommt, Carl Heinrich, ich bleibe dir treu“, so schieden Emerentia und ich nun voneinander, fest auf unsere gemeinsame Zukunft in Glück und Liebe bauend. Ende April des Jahres 1826 ritten Georg und ich wieder aus Rostocks Tor gen Güstrow, wo sich mein weiteres Schicksal entscheiden sollte.

3.

Eintritt ins Leben.

In Güstrow bei Tante Marie aegekommen, eilte ich am nächsten Tage zu Rat Cothmann, legte ihm meine Zeugnisse der Professoren vor und bat ihm, mir meine Audienz beim Herzog zu verschaffen, um meine Bitte um Anstellung im herzoglichen Dienst, auf deren Gewährung mir damals Hoffnung gemacht war, nochmals persönlich vortragen zu können. Der Rat versprach mir wieder seinen Beistand in der Sache, er würde baldmöglichst dem Herzog Vortrag darüber halten. Trotzdem verging ein Tag nach dem andern, ohne daß ich eine Antwort erhielt, ich sprach mehrfach beim Rat Cothmann vor, einmal traf ich ihn nicht, ein anderes mal mahnte er zur Geduld, so schnell fiel die Entscheidung in einer solchen Sache nicht. Endlich nach 14 Tagen wurde ich zu ihm gerufen und er sagte:

„Mein lieber Junker, der Herzog ist bereit, sie in seinen Dienst einzustellen, wenn sie zum Calvinismus über-

treten.“*) Das war ein harter Schlag für mich. Zwar hatte ich über die theologischen Streitigkeiten bisher wenig nachgedacht, so daß ein besonderer Widerwillen gegen die reformierte, Calvinistische Lehre mir nicht inne wohnte und ich vom religiösen Gesichtspunkte aus nicht all zu viel Bedenken gegen diese Bedingung des Herzogs gehabt hätte, wenn ich nicht sicher hätte befürchten müssen, mir nicht nur allein die Feindschaft meiner ganzen Familie und Standesgenossen wahrscheinlich durch den Uebertritt zuzuziehen, sondern vor allen Dingen, die von Emerentias Vater, der als Schweriner Domherr die lutherische Lehre als die allein richtige ansah und ansehen mußte.

Aber ohne Amt in des Herzogs Dienst konnte ich weder meinen Lebensunterhalt verdienen noch hoffen, Emerentia heimzuführen zu können, da deren Vater nicht sehr begütert war, er hätte uns sicher einen Zuschuß zu unserm Haushalt gegeben, aber allein erhalten könnte er uns nicht, und in Benthen auf meines Vaters Anteil war sicher kein Platz für zwei Familien. Was sollte ich tun?

Gathmann und Tante Marie konnten und wollten mir nicht raten. Ich verfiel daher auf den zunächst liegenden Ausweg, um Aufschub meiner Entscheidung zu bitten, um die Sache mit meinen Eltern zu beraten. Dieser wurde mir gewährt. So eilte ich nun nach Benthen zurück, um meine Not mit den Eltern zu besprechen.

Ich teilte ihnen die Bedingung des Herzogs und meine Liebe zu Emerentia mit, da trat zu meinem Schrecken ein neuer Widerstand gegen meine Lebenspläne auf, mein Vater sagte hart und heftig: „Carl Heinrich, wir kannst Du an eine Heirat mit einem Mädchen, das mir geringe Mitgift wie Emerentia Wopersnow hat, denken, wer soll denn Weisn wieder einlösen? Im Dienst des Herzogs erwirbst du dazu nichts!“ „Vater, ohne Emerentia hat das Leben keinen Wert für mich.“ „Mein Sohn, an solchen Enttäuschungen stirbt der Mensch nicht, solche Wunden heilen in deinen Jahren bald.“

Ein Blick meiner lieben Mutter belehrte mich, daß sie hierin auf der Seite ihres geliebten Sohnes stande und mir schon helfen würde, ich gab daher scheinbar diesem Einwande des Vaters nach und fragte nun:

„Vater, wie soll ich mich aber zu der Bedingung des Herzogs stellen wegen des Uebertritts? ohne diesem bekomme ich ja kein Amt.“ „Ja, Carl Heinrich, da wird dir wohl kaum etwas übrig bleiben, als diese Bedingung zu erfüllen, wir wollen uns aber, da Bedenkezeit gestattet ist, die Sache zunächst noch reichlich überlegen.“

So vergingen nun einige Tage, ohne daß wir weiter über die Angelegenheit redeten, nur meine Mutter versprach mir, des Vaters Widerstand gegen meine Heirat mit Emerentia zu beseitigen.

Inzwischen war die Sache bekannt geworden, da kam zuerst der Pastor Cunibertus und redete mir und den Eltern ins Gewissen, ich dürfte doch um weltlicher Vorteile willen meinen Glauben nicht wechseln, das klang sehr schön, aber mein Schwanken hörte damit nicht auf, meine Lage war für meine ganze Zukunft zu bitterernst und entscheidend. Pastor Cunibertus suchte sich aber eine wirksamere Hülfe für seine Ermahnungen und fand diese auch in Onkel Below, der in höchster Erregung zu uns kam.

„Carl Heinrich, es ist doch wohl gänzlich unmöglich, was ich von dir höre, du willst deinen Gott und den Herrn Christus verraten um weltlicher Vorteile willen, glaubst du damit dein Glück im Leben zu begründen, wenn du deine ewige Seligkeit dafür hingibst, du bist wohl vom Teufel besessen?“

(Fortsetzung folgt.)

*) Anmerkung: Der Herzog Johann Albrecht II von Güstrow trat öffentlich zur Calvinistischen (reformierten) Lehre über, erregte damit großes Aufsehen und Unruhe im Lande, er erbaute in Güstrow reformierte Kirchen, die Wallenstein später wieder abreißen ließ, die Ritterschaft seines Landes stellte sich in dieser Sache in schroffe Opposition gegen den Herzog.

Stillen un püstern.

Von † † †

(Fortsetzung.)

Vor das Herzgespann bei den Kindern:

„Weich' Rippen-, Augel-, Herzgespann,
Meine Finger röhren dich an.“

oder: „Weich', Rippen-Gerisch,
Wie das Pferd aus der Krippe frischt.“

Vor Kopfswehe:

„Christus geboren zu Bethlehem,
Gefangen zu Jerusalem,
Getauft am Jordan,
Ist so gewiß, als mir der Kopf stand.“

Vors Beschreien eines Kindes:

„Sei willkommen, Sonnenschein,
Wo kommst du hergeritten?
Hilf mir und meinem Kinde!
Gott den himmlischen Vater bitte,
Dass er meinem Kinde helfe,
Und bitte den Sohn und den heiligen Geist,
Dass er ihm gebe sein natürliche Blut u. Fleisch“. .

Fener zu versprechen:

„Feuer, du heiße Flamme,
Dir gebett Jesus Christus, der heilige Mann,
Du sollst stille stehn
Und nicht weiter gehn.“

Vor Würmer und Darmgicht:

„Herzwurm und Furchtwurm und Darmgicht,
Ich verbiete dir bei Gottes Gericht,
Dass du dich sollst legen und nimmer regen,
Bis die Mutter Gottes ihren zweiten Sohn tut
gebären“.

Stillverse hew'n ümmer schlechten Riem ,ost ganz un gor
keinen. Meistens is 't purer Unfinn, wat seggt ward. Dat
wiesen am besten dei Verse ahn Riem. Ich nenn poor:

Vor Schmerz bei einer frischen Wunde:

„Unser lieber Herr Jesus Christ hat viele Beulen
und Wunden gehabt und doch keine verbunden, sie
gähren nicht, sie schwären nicht, es gibt auch keine
Eiter nicht. Jonas war blind, sprach ich das
himmlische Kind, so wahr die heiligen fünf Wun-
den sind geschlagen, sie grimmen nicht, sie schwä-
ren nicht, daraus nehme ich Wasser und Blut, das
ist für alle Wunden und Schäden gut. Heilig ist
der Mann, der alle Wunden und Schäden heilen
kann.“

Vor den Fluß in den Augen:

„Aug' ich beschwöre dich bei Gott dem Vater,
Sohn und dem heiligen Geist, Fluß ich meine dich.
dass du verschwindest und nehmest ab, wie der
Körper in dem Grab, und nehmest Tag und Nacht
ab, wie der Körper in dem Grab.“

Vor das Zahnuweh:

„St. Petrus stand unter einem Eichbusch, da sprach
unser lieber Herr Jesu Christ zu Petro: Warum
bist du so traurig? Petrus sprach: Warum soll
ich nicht traurig sein, die Zähne im Munde wol-
len mir verfallen! Da sprach unser lieber Herr
Jesu Christ zu Petro: Petro geh in den Grund,
nimm Wasser in den Mund und spei es wieder in
den Grund.“

Vor den Schwund.

„Ich verstelle dir den Schwund, es sei an deinen
Armen oder Beinen, vor uns sei Mark, Bein,

Fleisch und Blut, Fleischen, Ader und Händ, nimm
wieder zu wie der Mond am Himmel, wie der
Tag im Frühling, wie der Hopfen an den Stan-
gen, sollst du dem Mark, Bein, Fleisch und Blut,
Fleischen, Adern wieder empfangen, das tut dir
liebe Gott zu gut!“

Wenn ein Kind beschrien ist.

„Es waren zwei böse Augen, die dich übersahen,
dreie waren, die dir das Gute widersprachen, sie
haben dir genommen einen Blutschweiß, sie müs-
sen dir wiedergeben dein Gewächse, deinen Schlaf
und deine Ruh, dass du wieder nehmest zu.“

Vor das Unkraut:

Gürtel über dich, so helf dir der liebe Herr Jesu
Christ! Gürtel, was willst du darin machen,
Christum Leid machen? Gürtel, was sollst du
darin machen, Gürtel, du sollst kein Blut lassen,
Gürtel, du sollst kein Fleisch essen, Gürtel, du sollst
hinaus in den Wald.“

Für die Würmer beim Bieh:

„Gott der Herr fuhr hinaus zu ackern, fuhr drei
Furchen, es waren keine Furchen, es waren drei
Würmer, der erste sieht weiß, der zweite sieht
schwarz, der dritte sieht rot, da sah ich die drei
Würmer tot“.

Vor das Lendenblut:

„Gott der Herr ging hinaus in den Wald, brachte
Ruthen, brachte aber keine Ruthen sondern der
Worte waren gut für das Lendenblut“.

Vor das kalte Fieber:

„Unser Herr Jesus fuhr drei Ackerfurchen, die eine
weiß, die zweite schwarz, die dritte rot, so tut man
die drei Würmer auszackern zu tot“.

Fürs geschwollene Guter beiß Bieh:

„Es gingen drei Frauen über den Berg Sinai, die
erste sprach: Meine Rühe hats heisch, die andere
sprach: es kann sein, die dritte sprach: es kann
sein oder es ist, o helf dir der Name Jesus
Christ“.

Für Zauberei:

„Abt und Abtin, Drach und Drachin, Zauberer
und Zauberin, du sollst stille stehn, du sollst zu
Gott deines Herrn Gebote gehn, du sollst mir
mein Bieh weiden im Stall, und auf dem Felde,
auf Heid und Weid, bis der heilige Ritter St.
Georg vorüberreit'. Das verbiete ich dir bei dem
lebendigen Gott, dazu helfe mir Gott.“

Oft ward ein Gegenstand, Boom, Sünn, Maan usw.
anraupen, dei fall den Kranken dei Plaag awnämen. Of
dor poor Brauwen von:

Gegen Nieten Ficht:

Stell dich bei niedergehen Sonne vorn alten Weiden-
baum un sprich:

„Wiedenboom, ic haag di,
Dei Nieten Ficht dei plaagt mi.
Nimm mi aw dei Nieten Ficht,
Dat help uns' Herr Jesus Christ.“

Vor Schwamm bei kleine Kinder:

Stipp einen Finger in einen Eimer mit Wasser, feuchte
den Mund des Kindes an damit und sprich:

„Hierut hüppi Pierd, Raub, Stadd un Hund,
Hiermit still ic di den Schwamm ut den Mund.“

(Fortsetzung folgt.)

Alt mine Festungstied.

Friß Reuter.

(Fortsetzung.)

M . . . , de all mal katholsche Preister west was, un de drei irsten Weißen kregen hadd, hadd in sinen früheren Stand von Amts wegen schön singen müht, hei stimmte also mit sinen höchsten un schönsten Ton an: „Freiheit, die ich meine, die mein Herz erfüllt . . .“ un wi Annern föllen kräftig mit in, as — bauz in unsere Freiheit, die wir meinten, de Schildwach mit sinen Gewehrkolben gegen de Dör stödd: „Muhig da drinne!“

De Inspekte flog tau Höcht, hei hadd ganz vergeten, dat de Schildwachen den Befehl hadden, Singen un Fläute nich tau liden. — Dat was en slimm Stück för mine Kameraden, de in siw Jahr nich hadden singen dürft un nu so 'ne schöne Gelegenheit dorthu hadden; aewer hier hulps H . . . mann ut de Noth, hei ret de Dör wid up un röp den Musquetier, hei süss doch in de Stuw 'rinne liken, un frog em, ob em dit as en Gefängnis vörlem? — Na, so 'ne Ort Gefängnis, mit so vele Buddeln un Gläss' up den Disch, hadd de jo denn woll noch nich sehn, hei meinte also: wi sullen 't nich aewelnen, hei wir hir tau 'm irstenmal.

Dat was nu wedder so wid in de Reih; aewer uns' forsche Vöch was ganz ut den Lim'. Uem Gotteswillen nich wider singen! — Ja, dat was licht seggt; aewer siwer hollen. — Nah langen Prekademen mit den Herrn Inspekte würd denn nu utmaakt, singen mühte warden, aewer sacht, ganz sacht.

Dat was denn nu so, as wenn Einer seggt: wasch mi den Pelz, aewer mal mi nich natt; oder as wenn sei in de hillste Tid von de französche Revolutschon seggt hadden: köppet möt warden, aewer sacht, ganz sacht.

De irste, de sich gegen dit nige Aflamen versünningen ded, was de Herr Inspekte sülfst. Hei hadd 'ne Ort von Gitarren-Stimm, un hadd of 'ne Ort von Gittarr; aewer de Lider, de hei weiten ded, wiron 'ne Utwahl von olle verschateine fadenschinige Leitwandler, de hesschen upfrazt un utböst warden mühten, wenn sei halbweg pasiren sullen. Un dat ded hei denn of, un hei frazte un böste denn of schön d'rup los. Un von uns Annern wull en Feder nah so vel Jahren doch girt hüren, wo sic sine Stimm eigentlich utnem', un ob sei of ganz inrustert wir, un so durte dat denn nich lang', dunn gut 't wedder von Glässen.

Ber weit, vat de Sak för 'ne Endschaft namen hadd, wenn sic nich üm dese Tid, as icl all seggt heuw, de Gefangenknecht von den Disch herunne haust hadd. Hei föll recht mit Mahdruck mit den bullen Buckel gegen den Inspekte sine Dör, un as wi bi den Larm herute stört'ten, lagg hei up de Frd' un de Disch lagg up em, as hadd hei dat Dischblatt för sin Anewerbedd ansehn un hadd sic warm dormit taudekt. — Nahsten säd hei, hei hadd mit Hausten nich mihr dörch unsren Gesang dörchdringen kunnit, hei hadd 't dat mit Kloppen versäußen wullt, hadd sic dorbi tau wid up de Dischkant wagt, un hadd de Blanstrung verluren. — In desen Ogenblick säd hei nicks, hei was ganz still, un as wi em 'rute treckten un em upricht'ten, was hei von den Fall oder von dat vele Hausten ganz as düsig; aewer as de Inspekte up em insohoren ded: hei süss sic wat schämen . . . , treg hei doch so vele Bestimming, dat hei em rasch in de Red' föll un säd: hei glöwt, de Platzmajur lem'.

Na, dit was en schönen Hopphei! Gr . . . un icl wutschten in uns' Vöch, H . . . mann un M . . . sprungem de Trepp-

heruppe, de Inspekte un de Rheinländer smeten vulle un ledige Buddeln un Gläss' in den Koriw, un de Gefangenknecht slot uns in. So, nu kunn de Platzmajur kamen; aewer hei kamm nich.

Den annern Dag, as wi uns dat nahdenken deden, kamm uns dat binah so vör, as wir mit uns en afkortt Spill drewen, dat wi man wedder utenanner kemen; aewer dat was egal: wi hadden en fröhlichen Nahmidag hatt un hadden de schöne Husordnung gründlich verrungenirt; denn von nu an was alle Abend groten Besäuf, ball hir, ball dor. Wi vertellten uns wat, lesen wat vör, spelten Schach, ol woll en beten Korten, drunken en Glas Bir tausamen un leihnten enanner uns' Bäuler, denn dat was of verbaden.

Bäuler un Zeitungen wiron vör Allen de beiden Artikel, de wi am meisten missen mühten. Zeitungen wiron ganz verbaden, un Bäuler bei up de Fachbäuler binah ol. As Bisspill will icl blot vertellen, dat sic vör mine Tid mal Einer dat Brochur'sche Conversations-Lexikon, un en anner en Atlas von de olle Welt anschaffen wullt, dat würd allens Weid's affslagen, wil, nah de Ansicht von den Grafen H . . . , dat Conversations-Lexikon revolutionäre Article entholstt un Landkarten überall nicht zu gestatten seien, weil sie bei einem Fluchtversuche Vorschub leisten könnten. — Dat was von em 'ne sihr lustige, aewer för uns 'ne sihr harte Ansicht.

Af un an kregen wi aewer doch von den Pastor E . . . oder von den Stabsarzt Reiche oder den Inspekte, jo of männigmal dörch en oll Zeitungsblatt, wo Kest un Hiring inwickelet was, en beten tau weiten, wo 't in de Welt herung. Gegen den Harwst von dit Jahr (1837) würd denn uns ol vertellt, dat uns' Sak in den Staatsrat vörkamen süss, wat wi nich tau dat virtigjöhrige Jubiläum von den König Friedrich Wilhelm III. begnadigt warden sullen. Dat gaww nu vel Reden un hoffen unner uns, wech hofften un wech streden dorgegen, un einer von de Leitern brukte dorbi mal den despektirlichen Utdruck: de olle Rülpis stats de olle König, dat sohrte aewer minen ollen Kaptein, de nahsten mit mi in Gr . . . satt, so in de Kron, dat hei desen Majestätsbeleidiger up de Städ' up einen Gang krumme Säwel föddern ded, uttaufechten an den irsten Dag, wenn wi friemen, wil dat hei sic an sinen König versünngt hadd. — So 'ne Ort von Königsmürder wiron mang uns!

Na, wi hofften also wedder: wi mühten jo fri kamen! Aewer dat kamm anners, as mit de sel Fru; de Hertog Karl von Mecklenburg, as President von den Staatsrat, hadd sic gegen uns vernemen laten un hadd den Uttag gewen; wi mühten sitten. — Dat hett em denn nii grad nich vele frame Wünsch von uns indragten.

Korte Tid nahher kamm de Stabsarzt mal tau uns un vertellte uns, de Hertog Karl von Mecklenburg wird dod. „Dat weiten wi all,“ säden wi. — Dat wir nich maeglich, säd hei, hei kem' graden Wegs von den General Grafen H . . . her, un de hadd in sine Gegenwart de Depesch upmakt, wo de Nachricht in stahn hadd; un in keine Zeitung stünn noch dor wat von. — Dat wir maeglich, säden wi, aewer weiten deden wi dat all. — „Bon wen?“ frog hei.

„Bon B . . . ,“ säden wi, „de hett uns dat hüt morgen vertellt.“ — „Bon B . . . ? von B . . . ?“ frog hei un schüddelt mit den Kopp, „üm den sinentwillen icl hüt hir her kamen kün? Merkwürdig! Merkwürdig!“ un dormit gung hei ut de Dör.

3 . . . was en prächtigen un mächtigen Kirl, as ic em up sine Dörchreis' in Zena kennen lihrie; hei was de Gröste un de Stärkste von uns Allen, of hir noch; hei was en ihrlichen un trugen Fründ tau mi — dat weit ic, denn ic heww nahsten mit em in Gr . . . up ein Stuw' tausamen seten — aewer sin Geist hadd ledien. — Sei sädien, hei hadd 't von den Ogenblick an kregen, as em dat Doddsurteil spraken würd. Ich weit dat nich — tau mine Tid bildie hei sic dat in, hei kunn prophenzeih'n um ut de Kreihen un Sparlings un Karnallenbaegel ehr Gebirden de Tautkunst seihn. Alle Abend, vertellte hei, kamm 'ne schöne Fru in en swartsiden Kleid tau em un jett'ie sic vör sin Bedd un säd em, wat scheih'n würd. — Hei hett velausammenprophenzeiht, un nicks is indrapen; aewer de Doddsnachricht von den Hertog Karl von Meckelnborg hett hei vörherseggt, dat is Wahrheit! Un noch 'ne amer Sal hett hei mit de lüttsten Nemstänn' vörher wüxt — ic ward sei an Urt un Städ' vertellen.

De Kreihen wiren in sinen Ogen de slimmen Baegel, un de Karnallenbaegel, von de binah en Jeder wed hadd, wiren de gauden. Nu begaww sic dat sonderbare Wis', dat binnene eine Woch' binah all de Karnallenbaegel in den ganzen Hus' krank würden, sei kregen alstaufamen, obschonst de Ein' so, de Amer anners fauderte, ein un de füllwigen Krämpfen un föllen för dod in ehr Burken üm, un weck stürwen würlisch doran. Dit hadd em nu in 'ne grote Upregung seit't, un de Stabsarzt müxt em in 't Lazarett nemen, von wo hei up dreiwirtel Jahr in de Charitee nah Berlin bröcht würd, üm dor kurirt tau werden; aewer as hei von dorut, as gesund entlatten, uns nah Gr . . . nahkamm, was hei noch eben so krank, as hei west was. Doran, desen armen Menschen tau entlatten, den sei up so 'ne grugliche Wis' unschädlich makt hadden, was kein Gedank. — Tau mine grote Freud' heww ic hürt, dat de Friheit em dat wedder gewen hett, wat em de Knechtschaft namm, un dat min oll Franzos' lewt un gesund is.

As ic völdem all seggt heww, set wi uns den Upentholt in 't Lazarett so tämlich ümgahn, un wil de Stabsarzt en minschenfröndlich Hart hadd, un wi of Alstaufamen so beschaffen wiren, dat hei 't mit gauden Gewissen verantwurten kunn, wenn hei uns dorhen nem, so kamm denn mitdewil of mal an mi de Reih, un ic erlerwe dorin 'ne Geschicht, dede ganze Kummandantur ut den Lim' bröchte un för uns mit de Tid von dat grösste Bedüden würd.

Kapittel 10.

Nem dit ordentlich tau vertellen, möt ic von de Nemstänn' reden, unner de wi dor wahnten un von de Ort un Wis', in de wi dor lewten. — Wi wahnten in zwei Zimmer; in ein lütt, wat vörn lagg, slegen drei von uns, in ein grot, wat dor achter lagg, söß bei acht, je nahdem. Wi kregen hir gaud Kost, kunnen des Dags aewer vir Stunn' in de frie Lust spazieren gahn, un kunnen ahn alle Widstüigkeit mit enanner ümgahn. Tauslaten würd denn hir natürlich ok; aewer mit de Tid hadd sic dat all so vid taurecht tagen, dat bi allerhand lütt un grote Friheiten de Ogen taudrück würden. De ollen Stammgäst von mine Kammeraden, de hir all Jahr un Dag west piren, kennent desen Unteroffizier un jungen Kumpani-Gregorius, sei wüsten, wen tau trugen wir, un vör wen sic Einer häuden müxt, sei kregen un besorgten heimlich Breiw' un hadden sic vor Geld tau verschaffen wüxt, sei hadden Middel funnen, sic annere Kleidungsstücke, as de blag- un wittstriegen Lazarotti-Kleider antauschaffen, jal vör mine Tid wiren sei manniigmal tau zwei un drei heimlich Nachtens ut dat Lazarotti 'rute gahn un wiren des Morgens ißt wedder

taurügg kamen. — Wo sei dit all maeglich makt hadden, weit ic nich un wenn ic 't wüxt, würd ic 't nich vertellen! — Genaug! sei hadden allerhand Bekanntschaften in de Stadt makt, hadden Geld un slicht würd nich lewt. Männig Potzschon Braden, männig Buddel Moselwin un Rhinwin würd dor herinne mogelt, un wenn wi uns of alle Mäuh gewen, de vullen Buddeln 'rinne tau schaffen, so was dat Ruteschaffen von de ledigen doch tau beswerlich, un so würden sei denn all ungeheuer künstlich achter de Dör von unsern ollen groten Kamin tau Höchten stapelt un h . . . mann was as Bumeister bi desen gläsernen Babylonischen Torm anstellt.

Nu begaww sic dat, dat de Cholera in de Stadt un in dat Lazarett utbrok, de Stabsarzt hadd also vel bi uns 'rum tau dahuhn, hei kamm oft, un as em zwei von uns, de Mediziner wiren, beden, hei süss sei mit tau de Kranken nemen, ded hei dat; denn hei was so fast dorvon aewertigt, dat dese Krankheit nich anstecken ded, dat hei süssst sine beiden einzigsten lüttten Jungs dor mit hennann.

Ob hei in dese Meinung Recht hadd, weit ic nich; ic weit man blot, dat W . . . un R . . . sic nich dorvör grugten, un annern of nich; aewer as dese beiden Gesellen tanlebt mit en Stück Lung' un Leber un Darm taurügg kemen un dorbi up so 'n hölternen Schinkenteller tau sünden un tau mantschen anfangen, dunn würden sei von uns ut de grote Stuw nah de vöddelste lüttle Stuw' herute kumpelmentirt. Un dat hadden de Racker man willt, as en Jeder ut den Verlop von de Geschicht seihn ward.

Eines Dags gah ic buten spazieren, dunn geiht mi en Mensch in 'ne Uneform von en Kumpani-Gregorius vörbi, un, as hei ni so vörbi geiht, grint hei so, un as ic em en beten nauer anlikn will, wis't hei ni den Rücken un geiht graden Wegs nah unsern Timmer tau. — Gradaewer von uns, up den füllwigen Gang, wahnte aewer of en Kumpani-Gregorius, un ic denk also, 't is en Mitsolleg von em un besöcht em; ic gah also wider, bet tauflaten ward. As ic in uns' Stuw' herinner kamm, dunn sitt dor Rin, mit den Rücken tau mi dreicht, in Lazarett-Kittel frisch, aewer mit en kahlen Kopf. Nu hadden wi man zwei mit en Kahlskopf tüsch' uns hatt, un de Ein', Piter, hadd all so velsmert un dahn, dat hei all 'ne Ort fort Lammwull wedder kregen hadd, un de Amer, Br . . . was vör en Virelohr fri kamen. Wer was dit? — Ic kamm neger — 't was Br . . . de olle lustige, fidele Br . . . de den Untel Dambach so velen schönen Arger makt hadd, de för jede slimme Sal ümmer 'n frischen Wis' hadd, un mal, as em sin oll Bader besöchte, tau un 'ranne sprung' kamm: „Denkt Zug, min Oll hett nu of all en kahlen Kopf!“ — Ut Freundschaft hadd dese brave Kirl dat wagt, sinen ihrlichen Kahlskopf wedder in den Löwenrachen rinne tau steken; aewer so ganz unbesonnen was dat nich, sine Freundschaft hadd wat Anners in den Sinn.

Hei blev dese Nacht bi uns, un vel wüste hei tau vertellen! Den annern Morgen gung hei strack un stramm as Kumpani-Gregorius wedder ut dat Lazarett-Dur 'rute.

As hei weg was, kamm W . . . nah mi 'ranne: „Charles douze,“ — dit was min Spitznam', de Pommern un Meckelnborger sädien aewer ümmer storl Duß — „Charles douze, haddst Du woll Lust von hit dörchaubrennen?“ — „Worüm dat nich?“ säd ic. „Gor tau führ, Herr Rosack!“ — „Kannst Du Geld anschaffen?“ — „Annars nich, as von meinen Bader.“ — „Süll hei Di woll wat schicken?“ — „Weit nich,“ segg ic, „bet up Stunn' hett hei nicks von 't Weglopen hüren wulst.“ — „Besöcht möt 't warden, seggt hei; „seit Di dal un schriw en Breif; besorgen will ic em, un up de Person, de mi dorbi behülplich is, kann sic Din Bader fast verlaten. (Fortsetzung folgt.)

Ostmecklenburgische Heimat



Halbmonatsschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. und 3. Sonntag jedes Monats. — Bezugspreis monatlich 30 Pf. zuzüglich Bestellgeld; für die Abonnenten der "Teterower Zeitung" gratis. — Erscheinungsort Teterow. — Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malchiner Straße 15, Fernruf 367. — Verantwortlich für den Inhalt: Albert Ziller, Teterow. Unter Mitarbeit von Dr. Hans W. Barnewitz, Bütow.

Jahrg. 9

Teterow, 16. August 1936

Nr. 16

16.AUG. 1936

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
ROSTOCK I.M.

Teterow und der Siebenjährige Krieg.

Dr. Hans W. Barnewitz.

III.

1. Das preußische Lazarett.

Am 15. Januar 1759 sind etliche 50 Mann frische Knechte vom Mehlführwesen hergebracht und ein ordentliches Lazarett unter Leitung des Oberfeldscheers Betters nebst einigen anderen Feldscheers errichtet. Dafür hat die Stadt vier Häuser räumen müssen. Die Hauswirte bezahlt die Stadt, jedoch ist die Entschädigung mit insgesamt 15 Tälern nicht zu hoch. Außerdem erhalten Oberfeldscher und Feldscheer besondere Quartiere. Die offiziellen Besprechungen mit ersterem werden meist im Gasthaus abgehalten; so kommen auch die Unkosten dafür in Stadtrechnung.

Für die Einrichtung wird sofort hölzernes und iridesches Geschirr angekauft, die Einwohnerschaft bringt über 70 Stück Bettzeug zusammen; da letzteres durch die ansteckenden Krankheiten ruiniert wird, muß es später mit 60 Tälern von der Stadt bezahlt werden. Die Strohlieferung während der ganzen Zeit, in der das Lazarett am Orte ist, umfaßt 9 Schöck, an Holz werden 36 Fäden angefahren. Dieses wird teils aus dem Stadtforst beschafft, teils aus Nempelin, bezeichnenderweise werden nur die Fuhrkosten angesetzt.

Die Aufwartung wird von mehreren Frauen aus der Stadt erledigt; drei sterben im Laufe der Zeit selbst an der Seuche, drei andere liegen lange Zeit krank.

Die Heilmittel sind in jenen Zeiten, ansteckenden Krankheiten gegenüber, noch nicht zuverlässig; so sterben auch eine Anzahl Fuhrknechte. Für ihre Särge bewilligt die preußische Armee nur $\frac{1}{2}$ Taler je Stück; dafür wollen die Teterower Tischler sie aber nicht liefern, vermutlich mit Recht, so muß die Stadt auf den Sarg je 1 Taler zulegen. Aber schon Ende Januar werden drei vierspännige Wagen voll genesener Fuhrknechte nach Mederow, dem Ort ihrer Formation, hingefahren, und weitere Entlassungen folgen in den nächsten Wochen. Drei Tage nimmt eine solche Fuhr in Anspruch, je Wagen kostet sie mit Fuhr-, Futter- und Zehrgehd beinah 3 Taler.

Mitte März verläßt der Oberfeldscheer Teterow. Am 10. April werden die noch übrigen Kranken unter Leitung

eines Feldscheers in drei Wagen nach Mederow zu ihrer Armeearbeitung zurückgebracht. Die Interessen der Armee müssen wichtiger gewesen sein als der Gesundheitszustand des Einzelnen: kühn und sachlich berichten die Alten: „und es sei auf diese Weise noch etliche verschieden“.

Fast drei Monate hatte das Lazarett in Teterow gelegen. Etwa 350 Taler hat es der Stadtverwaltung allein an barem Gelde gekostet, die Lieferungen aus Stadtbeständen und die sonstigen Schäden gar nicht gerechnet. Man kann es verstehen, daß Teterow diese Gäste noch lieber als sonstigen preußischen Besuch endgültig scheiden sah.

2 Tage.

In den Teterower Alten über Kriegsschäden 1758/9 befindet sich ein Verzeichnis der Preise, die für gelieferte Naturalien in Rechnung zu setzen sind. Das Altenstück ist undatiert, aber durch den Vergleich der Preise mit den Angaben der Stadtrechnungen ergibt sich, daß es wohl aus dem Jahre 1758 stammt. Es ist während des Krieges nicht lange maßgebend gewesen — durch die hohen Anforderungen an Lieferungen und später und rascher durch die Verschlechterung des Geldes stiegen die Preise sehr — aber es hat seine Bedeutung vor allem durch die den Vergleich des Wertes, der für die einzelnen Tiere, für die verschiedenen Erzeugnisse der Land- und Gartenwirtschaft angesetzt ist. Dazu beleuchtet es die Lebensweise jener Zeit überhaupt.

An Vieh.

1 Bauernpferd 12 Tl., ist es aber mehr wert, so wird es nach der Leute Angeben gerechnet, 1 Ochse 15 Tl., 1 Stier 8 Tl., 1 Kuh 8 Tl., 1 Starke 6 Tl., 1 gut fest Schwein 4 Tl., 1 mager Schwein 2,24 Tl., 1 überjährig Büffel 2 Tl., 1 Sommervöll 32 S., 1 Ferkel 12 S., 1 Hammel 1,16 Tl., 1 Schaf 1 Tl., 1 Lamm 24 S., 1 Ziege 1 Tl., 1 (Kaltutischer) Hahn 24 S., 1 (Kaltutische) Henne 16 S., 1 Huhn 4 S., 1 Gans 12 S., 1 Ente 6 S., 1 Stock Drommen 2 Tl.

An Korn.

1 Scheffel Weizen 1 Tl., 1 Scheffel Roggen 32 S., 1 Scheffel Gerste 32 S., 1 Scheffel Buchweizen 32 S., 1 Scheffel Erbsen 40 S., 1 Scheffel Getrebohnen 40 S.,

1 Scheffel Weiß-, Bund- und Rauhhafer ohne Unterschied
24 S., 1 Scheffel Leinsaat 2 fl., 1 Scheffel Wicken 40 S.,
1 Fuder Erbsen, woraus 6 Scheffel zu hoffen gewesen
5 fl., 1 Fuder Heu a 40 Bund 2 fl., 1 Fuder Gras 1 fl.,
1 Ration Heu bis 15 Pfund 3 S., 1 Fuder Stroh 1 fl.,
1 Bund Stroh 6 Pf., 1 Scheffel Heckerling 2 S., 1 Ober-
offizier-Mahlzeit 12 S., 1 Unteroffizier- oder Gemeinen-
Mahlzeit 4 S., 1 Pfund Brot 9 Pf., 1 Brot a 8 Pfund
6 S., 1 Scheffel Mehl zu Klümpe 40 S., 1 Pfund Fleisch
2 S., $\frac{1}{2}$ Spieglans oder „ganze Flicke“ 6 S., 1 Pfund Butter
5 S., 1 Pfund Schmalz 4 S., 1 Pfund Speck 4 S., 1

Scheffel Backbeeren fl., 1 Scheffel Grüne 1 fl. 16 S.,
1 Tonne Sauerkohl 2 fl., 1 Tonne Dörsch 5 fl., 1 Tonne
Hering 8 fl., 1 Tonne Bier 2 fl. 32 S., 1 Kanne Bier 2 S.,
1 Kanne Branntwein 16 S., 1 Rute von 16 Fuß deterio-
riertes Hakenwerk (Baum verbrannt) 24 S., 1 Rute Knid-
zäune 16 S., 1 Rute kleine Zäune 8 S., Fourage für 1
Meile zu fahren, a Wagen 16 S., Lübecker Haberführer
werden, weil die Leute mit ihrem Vieh so lange von Haus
sein und zehren müssen, a Wagen per Meile gerechnet 32 S.,
1 Fimme Reit (1 Fimme Dachrohr) 32 S., (Der mecklenburgische
Taler zerfällt damals in 24 Schillinge a 12 Pf.)

Ein weitgereister Mann.

Franz Weßel.

In Lessin am Alten Markt Nr. 199 wohnte um 1820 ein Niemer (Sattler) K. Dengemann, der in seiner Jugend viel erlebt hat. Er war auf seiner Wanderschaft 1809 in die Abteilung des Herzogs von Braunschweig-Dels eingetreten, um mit gegen Napoleon zu kämpfen. Mit dieser machte er den Zug durch Deutschland mit, ging auf die englischen Schiffe und kam nach Gibraltar. In Spanien kämpfte er mehrere Jahre und nahm 1815 an der Schlacht bei Belle-Alliance teil. Während seiner Abwesenheit starb sein Vater und bei der Erbteilung wurde der Knopfmacher und Lehrer N. Uwe für seinen Anteil als Kurator eingesetzt. Dieser hatte empfangen:

6 Stück Hemden, 8 Stück Bettlaken 1 dito 1 fl., 3 Stück
Tischlaken heden, 2 Stück Pflecken drell, 3 Stück Sarvetten,

2 Stück Küstenbüchsen, 1 Stück weißen Tuch, 1 Stück weiß-
bunten Tuch, 1 Stück Schwarzer roth Seiden Tuch, Hand-
tücher, 3 Stück heden, 3 Stück Pflecken drell, einige sitzen
weißen Zwirn und Garn, 11½ Elle lanwandt, 2 silberne
Schlössel, 1½ Dutzend Silberne Knöpfe, 1 Silbern Schau-
stück, ein knip vom Buch nebst 8 fl. Schwedisch Corandt.

1816 kam D. zurück und am 20. 11. 1816 lieferte Awe ihm obiges aus in Gegenwart des Bruders Julius D. Doch war Karl D. scheinbar nicht zufrieden und beschuldigte den Bürgermeister Wehner, nicht ordentlich auf sein Erbteil aufgepaßt zu haben, bedrohte diesen mehrfach mit dem Beil, so daß er die Regierung um Hilfe anslehrte. D. wurde streng verwarnt und scheint sich später beruhigt zu haben.

Karl Heinrich von Welzin.

Ein Lebensbild aus der Zeit des 30jährigen Krieges.

Verfaßt in seinem 80. Lebensjahr von General von Welzin, dem langjährigen Kommandeur der Mecklenburgischen Landesgendarmerie, geb. 1843, gest. 1931.

(Fortsetzung.)

„Und“ wandte er sich an meine Eltern, „ihr wollt ihn nicht daran hindern, habt ihr nicht schon Unglück genug im Leben, daß ihr nun auch leichtfertig Gottes Strafgericht auf euch herabrußen wollt. Carl Heinrich antwortete dem Herzog deutlich und klar auf sein unchristliches Verlangen, unser Herr Christus wird dich dann nicht verlassen und dir die Freundschaft aller gutgesinnten Gläubigen erhalten.“

So sprach er weiter auf uns ein, stellte uns vor, daß nach seiner Ansicht nicht nur Gott, sondern auch alle unsere Standesgenossen und Angehörigen sich von uns abwenden würden, so daß er uns endlich ganz weich mache. Da wir aber für mich keine andere Möglichkeit sahen, eine Tätigkeit zu erlangen, und meinen Lebensunterhalt zu bestreiten wie durch eine Anstellung im herzoglichen Dienst, so verfaßte ich mir unter Onkel Belows Beistand ein Bittgesuch an den Herzog: „Durchlauchtigster Herzog.“ schrieb ich, „Eure fürstliche Gnaden bitte ich demütig, mir fürst-mildiglich das versprochene Amt in Euer fürstlichen Gnaden Dienst zu verleihen, da ich doch den Befehl Euer fürstlichen Gnaden treu befolgt habe, dem bösen Treiben der Studenten in Rostock fern zu bleiben, und die Rechtswissenschaft fleißig studiert habe, wie mir die Professoren bezeugen. — Euer fürstliche Gnaden werde ich ein treuer und fleißiger Diener sein, auch wenn ich bei meinem lutherischen Glauben verbleibe.“

Nun erwarteten wir mit höchster Spannung die Ant-

wort des Herzogs, aber ein Tag nach dem andern, eine Woche nach der andern verging, eine Antwort erfolgte nicht. — Ich war in größter Verzweiflung, schüttete mein summervolles Herz in einem langen Schreiben an Emerentia aus, welches Georg zur größeren Sicherheit nach Rostock bringen mußte. — Ihre Antwort richtete mich wieder etwas auf, sie schrieb mir, daß ihr Vater mein Festhalten am lutherischen Glauben mit Befriedigung vernommen habe und es sich überlegen wolle, ob er uns vielleicht in Thurow ein Heim schaffen könne, dann versicherte das liebe Mädchen mir, sie sei mir unerschütterlich in Liebe zugegangen, was auch kommen möge.

Ach, es kam noch viel Schweres! Krieg und Not zogen sich in dunklen Wollen über Mecklenburg und unser Haus zusammen. — Eines Morgens kam in großer Aufregung ein Knecht gelaufen, der in Lübz gewesen war und rief ganz atemlos: „Die Dänen kommen und plündern!“

Dieser Schreckensruf fuhr in uns wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Mein Vater beauftragte mich, so schleunigst wie nur möglich mit den Knechten und Mädchen Pferde und Vieh ins Holz zu treiben, wo sie in Sicherheit waren, und sagte: „Ich werde Gold und Silber vergraben unter dem Birnbaum hinter dem Viehhof.“

Wir eilten nun, dieses auszuführen, während meine Mutter mit der alten Magd Essen für die dänischen Landsknechte kochte, um sie möglichst zufrieden zu stellen.

Wie mein Vater mit dem Eingraben fertig war, merkte er, daß in der Eile ein wertvolles Fohlen in der Koppel zurückgeblieben war, er fing es und folgte uns damit ins

Holz, so daß nun meine Mutter mit der alten Magd allein auf dem Hofe war.

Bald darauf sind die Dänen gekommen, einige haben sich auf das halbfertige Essen gestürzt und Wein und Bier gefordert, andere haben meine Mutter angeschrien und bedroht, sie solle ihre Kostbarkeiten herausgeben.

Inzwischen lehrte ich, wie ich hörte, daß Mutter mit einer Magd allein auf dem Hofe sei, eilends zurück, um ihr zur Seite zu stehen. Ich hörte schon in der Ferne ein entsetzliches Fammern und Hilfeschreien der Frauen, ich stürzte nun so schnell wie möglich dorthin und sah, zu meinem Entsezen, wie meine Mutter und die Magd von den Dänen mishandelt und geschlagen werden, da packt mich eine furchtbare Wut, und ich schlage dem einen Schenkel mit einem Beil, das ich unterwegs ergriffen, den Schädel ein, sofort ließen die andern Soldaten von meiner Mutter und der Magd ab, wandten sich gegen mich, ich bekam gleichzeitig mehrere Säbelhiebe über den Kopf und sank betäubt zu Boden. Wie ich nach Stunden wieder zur Besinnung kam, lag ich in meinem Bett mit verbundenem Kopf und meine Mutter saß davor und kühlte meine Wunden.

Ich hatte vier schwere Säbelhiebe über den Kopf erhalten. Meine Mutter erzählte mir, gleich, nachdem ich zusammengebrochen, sei von außerhalb ein Soldat angelauft gekommen, habe den in den Hof eingedrungenen etwas zugerufen, was meine Mutter in ihrer Erregung nicht verstanden, und alle wären, Gott sei Dank, schleunigst davon geeilt unter Mitnahme des von mir erschlagenen Mannes.

Dann hatten meine Mutter und die Magd mich mühsam auf mein Lager getragen, entkleidet, vom Blut gereinigt und verbunden. Ich fiel vom starken Blutverlust und schweren Fieber wieder in Bewußtlosigkeit und schwieb monatelang in Todesgefahr, nur die Tag und Nacht nicht ermüdende Pflege meiner Mutter, — meine Schwester war schon verheiratet — rettete mein Leben.

In meinen Fieberreden hatte ich mich unaufhörlich mit Emerentia beschäftigt und nach ihr verlangt, wie ich nun wieder klar bei Besinnung war, wollte meine Besserung wegen der Sehnsucht nach ihr keine rechten Fortschritte machen.

Meine Mutter konnte diesen Jammer ihres Herzessohnes, der fast sein Leben für sie geopfert, nicht mehr ertragen und bestürzte meinen Vater immer wieder und wieder mit Bitten, meiner Heirat mit Emerentia nicht mehr entgegen zu sein, aber mein Vater blieb zunächst hartnäckig bei seinem Ausspruch:

„Er muß eine Frau haben, mit deren Mitgift er Weisheit einlösen kann, jetzt wo er kein Amt erhalten hat, ist dieses erst recht notwendig.“

Meine Mutter ließ aber nicht nach mit ihren Vorstellungen und endlich, wie mein Vater sah, daß ich nicht wieder zu Kräften kommen könnte, sagte er:

„Nun, dann schreibt dem Mädchen, daß sie uns einige Zeit besucht.“ Ich war glücklich, ich sollte meine geliebte Emerentia wiedersehen und war mir darüber ganz sicher, hatte sie mein Vater erst kennen gelernt, so würde er sicher seinen Widerstand gegen unsere Ehe aufgeben. Da ich noch selbst zu schwach war, zu schreiben, so schrieb meine Mutter an Emerentias Mutter und gleichzeitig an Tante Lucie und schilderte, wie schwach ich noch sei und mich nicht erhalten könne, daher ginge ihre flehende Bitte als Mutter dahin, Emerentia möge zum Besuch nach Benthen kommen, um mit ihrem heiteren Sinn durch ihre Anwesenheit zu meiner Erholung beizutragen.

Wir warteten nun mit Sehnsucht auf Antwort, aber diese kam nicht, sie war, wie wir später erfuhren, zwar abgegangen, aber bei den unruhigen Zeiten und mangelhafter

Verbindung verloren gegangen. Etwa ein bis zwei Wochen später ritten 4 Junker aus der Verwandtschaft und Freundschaft der Familie Wopersnow vor unser Haus und, wie mein Vater heraustrat, um nach ihrem Begehr zu fragen, meldeten sie: „Wir sollen ansagen, daß der Domherr von Wopersnow mit seiner Frau und seiner Tochter Emerentia zu einigen Stunden hier sein werden, um die Verlobung ihrer Tochter mit ihrem Sohn Carl Heinrich abzuschließen und zu feiern.“

Mein Vater war empört über diesen Überfall, wie er es nannte und wollte sofort heftig auffahren, bezwang sich aber auf eine stumme Bitte meiner Mutter hin und antwortete äußerlich ruhig: „Sagen Sie dem Domherrn von Wopersnow, ich wäre leider auf eine so große Zahl von Gästen nicht eingerichtet und könnte sie daher zu meinem Bedauern nicht aufnehmen.“

Etwas verwundert ritten die Junker, nachdem sie nur einen Satteltrunk zu sich genommen hatten, mit diesem Bescheid wieder davon. Ach, wie gerne wäre ich ihnen nachgeilst, um Emerentia zu sehen, dies Missverständnis aufzuläuren und das Verhalten meines Vaters zu entschuldigen, aber ich war noch zu schwach, um übereilt das Zimmer zu verlassen. So wie ich Emerentia kannte, sah ich nur Unheil für mich aus diesem Vorgange entstehen. Ich flehte meine Mutter an, sie möge doch sofort durch einen Brief durch einen reitenden Boten an Tante Lucie nach Rostock senden, damit die gute Tante versuche, Eltern und Tochter Wopersnow zu begütigen. Der Brief ging ab, die Antwort der Tante, welche nach banger Erwartung einige Zeit später eintraf, war für mich vernichtend. Die Tante schrieb: Den Domherrn und Frau habe ich ziemlich beruhigt, aber Emerentia hat mir scharf und bestimmt erklärt, sie würde nie in eine Familie eintreten, die ihr einen solchen Schimpf angetan habe.“

Kurze Zeit darauf heiratete Emerentia ihren Vetter Henning von Lessentin. Nun war all mein Glück dahin.

Siech und Elend, ohne Amt, von der Braut verlassen! Meine Heilung wollte keine Fortschritte machen, wochenlang blieb sie aus, es hatte sich auch wieder Fieber eingestellt, an nichts, was um mich her vorging, nahm ich Anteil, alles war mir gleichgültig, mein Leben kam mir völlig zwecklos vor. Und es ereignete sich doch soviel! Der furchtbare Krieg tobte immer schlimmer in Mecklenburg. Die Herzöge traten zur evangelischen Partei über und wurden deshalb vom Kaiser abgesetzt, sie flohen aus dem Lande, und der Friedländer war unser Herzog geworden.

Endlich siegte meine Jugend und kräftige Natur, meine Wunden heilten, die Körperkräfte lehrten zurück, aber meine Schwermut blieb, ich kam mir völlig überflüssig auf dieser Erde vor. In dieser Zeit erhielt ich eine Botschaft von Onkel Gebhard Moltke, er wünschte mich in Güstrow zu sprechen, ich sollte mir nicht denken, was der Onkel von mir wollte, ritt aber schon in den nächsten Tagen zu ihm nach Güstrow. Er empfing mich mit den Worten:

„Karl Heinrich, ich bin in den Dienst des Herzogs von Friedland als Präsident seines Geheimen Rates, ich habe dies Anerbieten angenommen, damit Mecklenburg nicht völlig von Fremden regiert wird, seine Eigenart dadurch einbüßt und gänzlich zu Grunde gerichtet wird, ich wollte dich nun fragen, ob du mein persönlicher Sekretär werden willst? Nach einem Jahr Probezeit, wenn ich mit dir zufrieden bin, werde ich dich dann beim Herzog zur Anstellung in seinem Dienst empfehlen.“

Ich war sehr überrascht über diese Güte des Onkels und sagte freudig zu, indem ich dachte, wenn der kluge Onkel Gebhard es für richtig hält, in den Dienst Wallensteins zu treten, dann dürfen keine Bedenken kommen, auch war ich doch nur zunächst eine Hilfskraft für Onkel Moltke. Ich siedelte nun nach einigen Tagen nach Güstrow über,

die gastfreie Tante Marie hatte mir wieder ihr Haus geöffnet.

Zu Zeiten gab es für mich viel Arbeit und ich hatte große Mühe, mich in diese ungewohnte Aufgabe hineinzufinden, einmal wollte ich Onkel Moltke zufriedenstellen, und dann fühlte ich, wie durch die Arbeit allmählich ein Druck von mir wuchs und ich wieder Freude am Leben hatte. Der Herzog von Friedland kam im Juli 1628 selbst nach Mecklenburg und nahm in Güstrow seine Residenz. Das war für diese Stadt eine Zeit des höchsten Glanzes wie sie nie vorher erlebt hatte, der Herzog führte nicht nur selbst einen höchst glänzenden Hofhalt, glänzender wie der Kaiserhof in Wien, sein Gefolge von Kavalieren bestand aus 20 Grafen und Edelleuten, sein Marstall umfasste über 400 Pferde, sondern zog auch viele Fremde an seinen Hof und in die Stadt.

So weit es nur möglich war, beteiligte ich mich an diesem bunten Leben und Treiben, Onkel Moltke sah dies gern und zog mich, wo er konnte, heran. Aber so schnell wie dies alles geschehen, verschwand es auch wieder über Nacht wie ein Traum. Im Juli 1629 nach einem Jahr verließ Wallenstein Güstrow, ernannte einen Statthalter und lehrte nicht zurück. Ende des Jahres erklärte Onkel Moltke mir, daß er unter diesen veränderten Verhältnissen einer Hilfesleistung nicht mehr bedürfe und auch keine Gelegenheit wieder habe, mich zum Eintritt in den Dienst des Herzogs von Friedland zu empfehlen. Das war nun wieder eine arge Enttäuschung für mich, die sich später aber als ein Glück für mich erwies.

Wie der Herzog Johann Albrecht mit Hilfe der Schweden in sein Land zurückgekehrt war, wurde Onkel Gebhard

Moltke wegen Hochverrats angeklagt, aus dem Lande verbannt, und alle seine Güter eingezogen; von diesem Strafgericht blieb ich verschont.

4. Soldat.

Da war ich nun wieder in Benthen wie ein Jahr zuvor ohne Lebensberuf, aber doch ein anderer Mensch. Ich griff das Leben wieder frisch und tatkräftig an, in Benthen müßig und tatenlos sitzen, das konnte ich nicht mehr ertragen. Jede Aussicht, im Staatsdienst als Beamter angestellt zu werden, war nunmehr geschwunden, unser Landbesitz war zu klein für zwei Herren, so blieb nur noch ein Beruf, ins Heer einzutreten.

Krieg und Beute war ja die allgemeine Lösung, so konnte auch ich hoffen, durch Beuteanteile soviel zu erwerben, um später mein väterliches Erbe Weißn wieder einzulösen zu können. Ich sah mich nun um, in welches Heer ich eintreten wollte und schwankte einige Zeit, ob ich im Wallensteinschen oder protestantischen Heere Dienste nahm, da war 1630 König Gustav Adolf von Schweden in Nügen gelandet und forderte durch einen öffentlichen Aufruf alle Mecklenburger auf zum Eintritt in sein Heer, um den Friedländer zu verjagen und die angestammten Landesherrn Mecklenburgs wieder in ihre Rechte einzusetzen. Nun war mein Entschluß gefaßt; wenn noch Wallenstein unser vom Kaiser eingesetzter Landesherr war, so zog mich doch die durch Jahrhunderte angestammte Liebe zu unserm alten Fürstenhause dahin, möge danach für mich kommen, was woll, die Partei desselben, trotz aller Gefahr für mich, offen zu ergreifen.

(Fortsetzung folgt.)

Stillen un püstern.

Von † † †

(Schluß.)

Bor die Zahnpain:

Sieh bei Vollmond den Mond an und sprich:
„Maan, Maan, iclaag di,
Tähnweihdage plagt mi.
Nimm nien Tähnweihdagean,
Dat hels Christ, dei grote Mann.“

Wenn einer ein Gewächs bekommt:

Wenn solches noch wächst, so soll er unter freiem Himmel, wenn der Mond zunimmt, dreimal sprechen:
„Alles, was ich seh, nehme zu,
Was ich greif und streich, nehme ab.“

Wenn ein Kind beschrien ist:

So sieh mit dem Kind gegen die Morgensonne und sprich:

„Sei willkommen, Sonnenschein,
Mir und meinem Kindlein,
Gott den himmlischen Vater bitte,
Helf mir bitten den heiligen Geist,
Dass er wolle geben meinem Kinde
Sein Blut und Fleisch.“

Für die bösen Kälber:

Man nehme den Mehlsack alle drei heilige Abende und streiche den Kühen auf den Rücken hinaus und spreche folgendes:

„Alp,
Du hast meiner Kuh gemacht ein böses Kalb,
Du hast sie gemacht zur Schand und Laster,
Der liebe Gott helfe, daß sie werden wieder zu Wasser.“

Bor die Warzen:

Folge einem Totenwagen nach, bestreiche dabei kreuzweise die Warzen und sprich: „Nimm mit, nimm mit,“ so werden selbige mit des Toten Leib vergehen.

Bor die Raupen:

Gehe am Churfreitage und am Ostertage früh vor der Sonne Aufgang hinaus und stoße an alle Bäume drei Mal † † † sprich: Im Namen Gottes des Vaters, Gottes des Sohnes und des heiligen Geistes.

Bor Bezauberung des Biehs:

Wenns beim Butterrühren nicht zusammen gehen will: Hole Dir eine Nessel und sprich zu ihr beim Holen:

„Grüß dich Gott, Nesselstrauch,
Hast 50 Schüssel und ein Rauch,
Gib mir den besten, laß mich ausschließen
der Zauberin ihr Schloß,
Dass ich kann rausnehmen Butterkloß.
Das helfe mir Gott! † † †“

Lege nun die Nessel und den Sandwich unter das Rührfaß.

Bor das Neißen:

Diese Buchstaben auf einen Zettel geschrieben, 9 Tage angehängt und ins fließende Wasser getragen, dem Wasser entgegen geworfen. † † † Id SSE Mddv Gdhd NN. aufha N. uv F DfEdu — MmEn W Er Dendo chn J chDA LLE Emederiade Bastia Budwsii Buchsteth Isdond soh Mdr dsh Ehd Wdh GGGd ShG.

Emegeria Bastia

Rubbit † Rubbit † Rubbit †

Vor das Unkraut, wie man es ausschreibt:

Die Worte werden 9 Tage angehängt und in fließendes Wasser getragen:

Apra † Nicolaus † † Alratorum † Aprunt †
Apratur † Aprant † Apral † Alr † a cis

Vor wütendem Hundsbiss:

Werden auf Butterbrot geschrieben und demselben eingegeben:

Saga Maga Baga Saga Baga Saga Maga Bagä.

Andere nehmen uch die Worte:

Satoraeponet Opera Rotas.

Feuer zu versprechen:

Man soll die vier Buchstaben ins Feuer werfen:

A. B. S. B.

Wenn eine Kuh gekalbt hat, so muß man ihr gleich die Worte eingeben:

Sator arepo nennet opera Rotas.

Ein Pulver für das Vieh, wenn es bezaubert ist:

Schreibe an die Tür † † † folgendes:

J.

N. J. R.

J.

und ein Brieschen über der Tür:

Sct. Matthäus, Sct. Marcus, Sct. Lucas,

Sct. Johannes.

Wenn eine Kuh Blut gibt, wie ihr zu helfen:

Schreibe an dem Pfingstag vor Sonnenaufgang an die Stalltür:

„Des Weibes Same soll dir den Kopf vertreten“.

Für Zaubererei:

Man nehme einen Zettel und schreibe und lege ihn über die Tür des Stalles, wo es aus und eingeht:

„Totenkopf, ich verbiete dir mein Haus und Hof, meinen Kuh- und Pferde(ußw.)-Stall, daß du über alle Berge steigest und alle Zaunstecken zählest und über alle Wasser steigest so kommt denn der Tag wieder in dein Haus. † † †

Bei Bauen:

Nimm 99 kleine Zettels, einen Zoll lang und einen Zoll breit, mache auf jeden ein Kreuz † und werfe dieselben stillschweigend in den ersten Zuhaben mit Zement oder Kalk, so angerührt ist. Gut durchröhren. Wird keine Hexe dein Vieh aufhaken.

Gegen Rattenplage:

Schreibe am Abend vor Walpurgisnacht von innen an jede Stalltür:

„Medardurs bleibt zu Haus,

Die Ratten ziehen aus.“

† † †

Der Grenzstein.

Bon Wilhelm Lennemann.

Der Knecht des Bauern Midelschulte kam vom Rübenacker. Vor dem Geräteschuppen traf er den Bauer.

„Der Eggdede will nächstes Frühjahr den Weg umpfügen!“

Der Bauer sah ihn groß an.

„Sein Knecht hat mir's eben zugerufen!“

In dem Bauern wurde etwas grossend lebendig. Der Grimm sprang in die blauen Ädern. „Welchen Weg, Matthes?“

„Wo am Gütersberge läuft zwischen seinen und unsern Feldern!“

Da wußte der Bauer Bescheid. „Da soll . . .“ Das übrige zerlachte er zwischen den Zähnen, ein heißer Zorn flamme in seinen Augen.

Den ganzen Tag ging der Midelschulte unwirsch umher. Nichts war ihm zu recht zu machen. Die Knechte und Mägde kannten das. Sie gingen ihm flüglich aus dem Wege. Gegen Abend erst wurde der Bauer ruhiger. Da war zwischen dem Unkraut seiner wüsten Gedanken scheu und schüchtern ein Rettungsbüschchen aufgeblüht. Anfangs war er erschrocken, als er es gesehen und er hatte schnell darüber hinweggeblickt. Er ging hinter das Haus an den alten Mühlenteich. Mit seinem Hose waren in alten Zeiten die Mühlengerechtsame verbunden gewesen, aber schon sein Vater hatte, da die Dampfmühlen aufflamten, den kleinen Betrieb stillgelegt. Breitspurig, den Kopf vorgebogen, schritt er in langsamem Trott den Weiden entlang, die das Wasser umsäumten. Er arbeitete schwer. Aber wo seine Gedanken sich mühsam einen Weg gebahnt hatten, da stellte er sich auch gleich fest und sicher hin. So kam er Stücklein um Stücklein seinem Ziele näher. Und da er an des Weges Ende gekommen war, lösten sich seine Finger, die krampfhaft zur Faust geballt waren, wieder, seine Miene hellte sich auf, sein Kopf hob sich. Er fuhr sich mit dem roten Taschentuch über die Stirn . . . „Herrgott! — — es

muß!“ Aber kein Wörtlein verriet weiter, was da mußte. Dann schritt er ins Haus, stark und steif, als sei da nichts gewesen, das die Wasser seiner Seele aufgewühlt hätte. Zum Abend ging der Bauer aus. Spät kam er heim, gegen Mitternacht erst. Diese Stille war, kein Sternlein leuchtete über dem schlafenden Hause. Schwer ging der Bauer, als laste ein Kornsack auf seinen Schultern. Und war auch wohl dem Aehnlichen, das er in seiner Kammer ächzend abblud und in einer Kiste verstaute, die er dann vorsichtig verschloß und unter das Bett schob. — Die Tage kamen und gingen, die Ernte ward eingebrocht. Alle Hände hatten vollauf zu tun. Dann aber auch waren die Scheuern voll, und ruhige, winterliche Wochen rückten friedlich ins Land.

An einem Abend trifft der Eggdede den Midelschulte im Krug.

„Daß Du's weißt, zum Frühjahr pfüge ich den Weg um, die neue Chauffee führt oben an meinen Aekern entlang, da hab' ich ihn nicht mehr nötig.“

„Da hätt' ich doch noch ein Wörtlein zu reden, s' ist mein Weg wie deiner, meinft, meine Karren fahren nicht aufs Feld!“

Der Eggdede hatte Feuer im Leib. Seine Faust legt sich schwer auf den Eichentisch. Er braust auf: „Du willst doch nicht etwa sagen . . .“

„Ich will damit sagen,“ „daß wir beide von unsern Aekern einen Streifen zugetan haben zu dem Weg. Da hast Du kein Recht . . .“

„Der Donner soll drein schlagen!“ Der Eggdede kann nicht mehr ruhig sitzen, er steht auf, seine Faust geht wie ein Dreschflegel. „Ja, so hatt' ich's Dir vorgeschlagen vor Jahrer 10, 15; aber, du hast's ja nicht gewollt! Aus Gutheit hab' ich Deine Wagen laufen lassen, und nun willst Du kommen und sagen: s' ist mein Weg so gut wie deiner! Scham di . . . Und umpfügt wird er, so wahr ich

der Eggdede bin!" Seine Faust trumpft auf den Tisch.

Die übrigen Bauern im Krug sind zu den Streitenden getreten. „Das muß der Grenzstein ausweisen!“ sagt ein Besonnener. — „Recht hast!“ schreit der Eggdede. „Der Stein steht auf Deinem Acker, hart am Weg, hab' ich schon drauf gesessen, wenn ich mein Vesper zehrte!“

„Daz ich nicht wüßt!“ sagt gemessen der Midelschulte, „wo er stand, haben wir ihn ausgerissen, sollten wir ihn etwa mitten im Weg stehen lassen!“

In dem Eggdede gährt es gefährlich. Die blauen Adern liegen dick auf der Stirn. „Donner und Doria noch einmal! Hat ein Mensch . . .“

„Da streit euch doch nicht lang, das führt zu mir, da schaut doch zu!“

„Ein Wort, Nachbar, ein Wort!“ schreit der Eggdede.

„He, Krüger, leih mir Deine Sturmlatern', gleich wird geschaut!“

„Mir soll's recht sein!“ sagt gelassen der Midelschulte, „nachher sagst sonst noch, ich hätt' ihn diese Nacht abgeschleppt!“

Durch Nacht und Schnee trotten die Bauern dem Hüdesberge zu. Der Eggdede mit Ungestüm und Hast voran.

„Ich will dir's weisen!“ knurrt er.

Der Midelschulte stampft Schritt für Schritt im ruhigen Gleichmaß dahin, hinter ihm dren die neugierigen Zeugen.

Sie kommen auf dem Hüdesberge an. Da biegt der schmale Ackerweg ab.

Der Eggdede springt auf die eine Seite.

„Hier, hier!“ ruft er und die Lauerne schenkt über den Boden hin, „da schaut . . .“

Aber dann steht er erschrocken, wortlos, als habe ihn ein Hammerschlag vor den Kopf getroffen. Und büdt sich wieder hin, stellt das Licht hin, wühlt mit den Händen im Schnee.

„Einen Eid tät ich leisten!“ schreit er.

„Schwört nicht,“ mahnt der Midelschulte, „das schafft den Stein nicht auf den Fleck!“

Und er wendet sich an die übrigen Bauern: „Da, Nachbarn, schaut aufmerksam hin, da steht kein Stein; ich will hoffen, daß auch morgen keiner da steht. Und nun: ich mag nicht die ganze Nacht hier am Berge stehen; bin keine zwanzig mehr. Ich geh' heim!“

Nun hatte das Dorf wieder sein Geschwätz. Den andern Morgen slog der Streit wie ein Flugfeuer durchs Dorf. Die Bauern verhielten sich abwartend. Wer wollte sagen: Der Eggdede hat recht! Wer wollt' den Midelschulte einen Betrüger heißen!

Der Stein allein konnte zeugen! Und der Stein war nicht da! Mit Schaufel und Hacke hat der Eggdede am Wegrain gewühlt und nichts gefunden!

Er hat auch die Mitte des Weges aufgerissen, aber auch hier fand sich kein Stein!

„Wenn ich's nicht so genau wüßt!“ jammerte er.

„Da hat der Satan seine Hand im Spiele gehabt. Der hat's dem Midelschulte zugestellt, da hat er den Stein bei-zeiten weggeschafft, das ift's!“

Und dabei blieb er. Und da er aus seinem Herzen keine Mördergrube machen konnte und seine ohnmächtige Wut sich irgendwie und irgendwo einen Ausweg schaffen mußte, so wußte bald jedermann im Dorfe: der Midelschulte hat den Grenzstein beiseite geschafft.

Da der davon hörte, bleibt er eine Zeitlang ruhig; dann aber packte er sich eines Tages den Eggdede:

„Hörst, du hast mir genug geschwätz im Dorf; ich dein, Dein Arger ist nun verbrannt; da laß doch jetzt genug sein, sonst weiß ich, wo die Gerichte sind!“

Und die ruhige und besonnene Art des Midelschulte nahm im Dorf für ihn ein; es waren nicht wenige, die im Eggdede sich keine überzeugten Freunde und Anhänger zu schaffen wußte.

Aber der Eggdede ließ keine Ruhe.

„Der Stein! Der Stein!“ schrie er durchs Dorf; „er wird schon wissen, wo der Stein ist, da sind Gruben und Brunnen genug!“

Jetzt machte der Midelschulte Anzeige. „Ich hab' auch meine Chr“ verteidigte er sich, „ich laß mich nicht von jedem Hund anbellen!“

Den Abend ging der Midelschulte in seiner Kammer unruhig auf und ab. Dann ging er über den Hof an den alten Mühlenteich. Da lag ein alter Kahn. Er löste die Kette vom haltenden Pflock, er trat prüfend auf die alten, morschen Bretter. Dann nickte er stumm, und ging wieder ins Haus. Hoch und still wölbte sich die blauschwarze Kuppel über das Dorf; Sternlein glommen auf und glühten in Nacht und Ruhe. Tausend Wünsche und Träume zogen lautlos durch die Gassen und Kammern und warfen ihre goldene Saat. Und die Menschen schritten durch die blühenden Gärten ihrer Sehnsucht und glaubten sich den Göttern nahe.

Und auch Schatten huschten und zogen, und was in den Finsternissen brütete, das blieb Geheimnis der dunklen und bösen Nächte.

Glührot hob sich der Tag. Die Jungmagd stieß an die Kammertür des Bauern, einmal, zweimal, er gab keine Antwort; da sah sie scheu hinein; sie sah das Bett ausgewühlt, den Bauern jedoch nicht in der Kammer. Man glaubte, er habe einen Frühgang gemacht. Da er gegen Mittag nicht heimkehrte, ward auch die Bäuerin unruhig. Man forschte im Dorf, man suchte. Keiner wußte von dem Bauern, niemand hatte ihn gesehen.

Da bemerkte einer den alten Kahn mitten auf dem Mühlenteich. Stumm weist er darauf. Die Bauern verstehen. Mit langen Stangen fühlen sie den Grund des Wassers ab.

„Ich weiß nicht“, mutmaßt einer der Suchenden auf einmal, „mir ist . . . das kommt wohl . . .“

Andere sind schon an die Schleuse gelaufen. In mächtigen Sturze fließt das Wasser ab. In wenigen Stunden ist der Teich bis auf einen kleinen Tümpel und das schmale Rinnal des Bächleins geleert. Und nun zerren sie aus Schlamm und Morast hervor den toten Bauern und eine schwere Kiste, die monatelang unter seinem Bett gestanden. Sie tragen den Toten ins Haus. Mutmaßungen schießen wie Unkraut auf, und schon sind sie zu einer Gewißheit zusammengewachsen.

Der Bauer ist mit der Kiste auf die Mitte des Teiches gefahren, hat sie überkippen wollen, dabei wohl das Gleichgewicht verloren und ist mit in das schwarze, nasse Grab gestürzt. Und was barg denn die Kiste, das aller Welt verheimlicht werden sollte und das nicht einmal mehr unter der Bettlaide in Sicherheit ruhte! Man hebt die Kiste auf, man versucht sie zu öffnen, man schüttelt, stößt an sie. Da, da schlägt ein Bauer mit einem schweren Feldstein gegen das Schloß, daß es springt. Er reißt den Deckel auf. Ein Durchein Augen brennen. Und finden und schauen nichts denn . . . einen alten grauen Grenzstein.

Dei Steinhubel.

Bon ***

Weit ji, wat'n Steinhubel is? Na, jedenfalls is dat Ding ganz bannig swer. Ich will jug mal vertellen woans einer so'n Ding halt hett. Anschietter Steeler sädien wi ümmer tau em; hei was Kopmann un wahnte up ein Enn' von dei Stadt. Dei Melkwagens müßten ümmer an sin' Hus' vörbi, un mennigein führte dor of morgens bi em an, denn kößt sei ehr Vor dor, un dei Kopmann gew 'n Sluck un 'ne Zigarr ut, um sich dei ganze Kundschaft tau erhollen. Mennig Melkführer kößte bi jeden Kopmann wat, un kreg so up 3 bet 4 Stellen sienen Sluck un 'ne Zigarr. Wi hebben eins utreken, dat ein Melkuischer, dei besonders girt einen mücht, in sin fiesundörtig Joch, dei hei führt hadd, allein dörtig (30) Fatt, jedes tau 100 Liter Inhalt voll Bramwien utsapen hett. — Na, des' Melkuischer kem of eins bi Anschietter Steeler, un as hei sien Zigarr weg hett, seggt dei Kopmann tau em: „Friking, büßt Du woll eins so gaud un halst mi dei Steinhubel von meinen Kollegen Plumbüdel, ich heff sei em gestern leihet.“ „Ja, ja,“ seggt Friß, un sett' sich all in Draff, hei wüßt, dor stünn 'n groten Wachtmeister up. Bi Plumbüdel rich hei jo sin Bestellung ut: „Weit, weit Bescheid, hei will woll Essig malen, un dormit dei nich fuer ward, möt hei sei jo brusen!“ Friking hört hoch up. „Ward dei Essig of fuer?“ „Ja, ja,“ seggt Plumbüdel, dei Läberwurst ward doch of fuer!“ Na, hiermit wier Friking taufräden. „Täuf'n Ogenblick, ich hal sei di rin,“ un dormit geiht hei nah

sinen Hoff, halt sic 'n ollen Sac un smitt dor stücke teihn grot Feldstein rini un kümmt dor ganz sachte mit an. Friking harr sic in dei Tied rasch dei Tasch voll Wallnaet steeken, sei stünn' jo of so handgerecht up den Ladendisch. Wat hei nahher woll för'n Gesicht matt heit, as dei Dinger all holl wir'n. Plumbüdel harr sei nämlich all utäten un nahher mit Alister wedder tauhop hakt. — „Na, Friking nehm dei Steinhubel up den Nacken un staehnt, wat sei swer wier. „Du, du dörft sei aeber nich dalsetten, denn kann sei explodieren!“ Un's Friß ward ganz blaß un seggt: „Harr ic dat wüßt, harr ic dat Ding doch nich halt!“ un geiht nu Schritt för Schritt ganz vorsichtig ut dei Dör. Uennerwägs dröppt em noch so'n Spaßvagel dei Bescheid wüßt un fröggt em, wat hei so swet dragen deit. „Ne Steinhubel“ seggt Friß un malt 'n ängstlich Gesicht. „Minisch,“ seggt dei Ainner, „sett blot nich dal, dat is gefährlich!“ Friß kümmt vör Angst halw dod bi Anschietter Steeler an, un dei seggt: „Sett' man up dat Bund Stroh in 'n Durweg, aewer langsam!“ Friß sett' den Sac ganz vorsichtig dal un malt ut Angst furts einen Sprung von drei Meter von dei gefährlich Steinhubel weg. För dei Angst, dei hei utsahn hett, schenkt dei Kopmann em of 'n groten Wachtmeister in. — Ich weit nich, woans dat nahher wieder worden is, ich güng den nächsten Morgen an den Laden vörbi, dunn hört ic blot dat Friking lut seggen det: „Du büßt doch 'n richtigen Anschietter!“

Alt mine Festungstied.

Friß Reuter.

(Fortsetzung.)

Ich sett' mi also dal un schrew en schreven Breif an den Ollen, dat dat Weglopen mi führ taudräglisch sin würd, dat ic dat ungeheuer sin infädeln würd, dat ic en porrichtige Mitsollegen dortau hadd, un dat uns kein Deutwel wedder kriegen süll; ic för min Part wull denn nah Sveden gahn, wull dor Landmann spelen, mi in Schonen en Gaud, wenn 't maeglich, 'ne lütte Grafschaft köpen un wull denn ümmer af un an heimlich nah Meckelnborg raewer samen un em en beten besänken; un tau all dese Herrlichkeit hürte wider nicks tau, as en por Hunnert Daler Geld, de süll hei dortau hergewen, dat Ainner besorgte ic denn nahsten.

W... namm minen Breif un bröchte nah 'n acht Dag' richtig Antwurt. — De Oll wußt nich; ic müßte jo bald fri kamen. — Ich kreg kein Geld un müßte also sitten bliwen.

Den Namen von den Mann, de den Breif besorgt hett, weit ic nich, un doch wir hei bi 'n Hor mit de Näs' an 't Fett kamen, de ganze Geschicht wir an den Dag kamen, wenn min Kraetending von lütt Swester nich en verdeuwelten Insfall hatt hadd. — Ich möt de Geschicht hir inschützen.

Tau de sülwige Tid was B... von den S... barg weglopen, un de Platzmajur dor, wat en Meckelnbörger was, un mit minen Vader sic männigmal Breiw' schrew, slagte em sine Not, wo em dat güng, denn sei wullen em un den General von L... ut B... sin Uritschen 'ne Nahlässigkeit in ehren Deinst nahwisen. Min Oll antwurt' em wedder, hei hadd of en Breif von einen ganz unbekannten Mann kregen, de mi tau 'ne Flucht behülplich wesen wuß, hadd aewer de Sac aflehnt. Desen Breif nimmt nu de Kummendant von den S... barg un schickt em an dat

gottgesegnete preußische Ministerium, wenn 't so los güng, wenn de Lüd' butwärts von 'ne Festung sic all dormit afgehen de Gefangen fri tau maten, denn müggst uns de Düwel möten, hei för sin Part wuß leiwerst Glöhähuden gahn. Dat preußische Ministerium wendte sic nu an de meckelnbörgsche Regirung — denn dumtaumalen hadden wi noch kein Ministerium in Meckelnborg — sei süll doch mal en beten nahhorken, wer woll den Breif an minen Vader schreven hadd, un as min Oll eines Dags bi sin Middageten sitt, kümmt denn of richtig en großherzoglichen Kommissorius an, de nah den Breif fragen ward. Na, nu schütt denn minen armen Ollen dat Blatt, un hei ward gewoahr, dat hei sic in 'ne Daemlichkeit inlatten hett. Aewer hei süll dor noch gaud naug 'rute kamen! Min lütt Kraet von Swester führt, wo de Oll in de Klemm sitt, sei weit wo de dumme Breiw liggt, sei geiht also driwens ut de Dör, söcht em sic, un geiht dormit in de Sac; dor brennt noch just en schönes Koffesier, sei höllt den Breif en beten an dit Fuer, un as hei schön verbrennt is, leggt sei de Asch up en reinen Teller, kümmt 'rin tau den Herrn Kommissorius: „Hier is de Breif!“ Je, wat nu? De Oll wüßt den Namen nich mihr, un min lütt Kraetending von Swester hadd en braven Mann vör 'ne langjöhrige Festungsstraf' reddt. Dit Stück hett mi ümmer führ schön gefallen.

Aewer wo würd dat nu in dat Lazareth tau M...? Ich wüßte jo mi, wo de Glocken lädd'ten, un dat ic för min Part in die Geschicht vollständig utspannt was. Dat Kläntste was mi, ic kümmerte mi nich mihr üm die Sac, un dat ded ic denn of.

Mit de Wil was frischen Nahschubb in dat Lazareth kamen, en por swor franke Kameraden wieren inbröcht worden, de Platz wüßt tau beengt un eines Dags ord-

nirte de Stabsarzt dat an, dat vir von uns, ic of mit, nah 'ne lütte Stuw' in dat zweite Stockwerk bröcht warden füllen. Den sülwigen Abend kamm de Platzmajur, as all tauflaten was, set sich de Dör unnen upsluten un bröchte för Einen en Breif. In sine Gegenwart würd de Dör von den wachhabenden Unteroffzirer wedder tauflaten, un sine Gegenwart würd de Slaetel an den Lazareth-Inspektor aßlvert, un den annern Morgen wiren W... un R... weg.

Wo sei dit farig kregen hewwen, weit ic von eignen Ogenschin nich, un 't wüft of keiner von uns Allen nich; aewer nah un nah hewwen wi uns unner enanner dat befragt, un de Ein' wüft dit, un de Auner dat, un taulest kregen wi of den Breif tau lesen, den sei an den ersten Kommandanten Graf H... schreuen hadden, wo sei em dat utführlich vertellten, woans sei 't malt hadden. 'T was 'ne Ort von niderträglichen Breif, un ic red' dor noch wider aewer. Börlöpig dit.

De lütte Br..., de olle lütte fidèle Br..., hadd ut reine Fründschaft för W... sine Friheit, de hei knapp hadd ge-neiten kunn, wedder wagt, um sinen Fründ fri tau maten. Wat dat heit, kann jedverein inseihn, aewer vollständig kann so 'ne Daht blot Einer faxire, de nah Jöhren mal fri kamen is un weit, wo säut denn de Friheit smect. Hei verletz Vader und Vaderland, würd en Flüchtlings in de Welt, sett'ie sine ganze Täufkunst up 't Spill; aewer hei sett'ie dat dörch, hei matte den Fründ fri. En fall 't gaut gahn sin, hei soll Einer von de beleibtesten Schriftstellers in Wien sin, un dat freut mi recht von Harten, dat hei för gaudie Daht gauden Lohn funnen hett. Hei hadd sich bi sine Anwesenheit de Slaed in Waß asdrückt, hei hadd mit 'ne Waschfrau, de för den einen Kumpani-Gregorius waschte, Bekanntschaft makt un hadd sei dortau bröcht, dat sei unner ehr Wäsch en por Ueiformen un wat dortau hürte, för de Beiden 'rinne smuggeln ded, un an desen Dag, von den ic red', was hei ut Berlin kamen un was just dorbi west, de Dör uptauditrichen, as de Platzmajur för den Einen von uns en Breif bröchte. — Knapp soll hei man Tid hadd hewwen, sick up de Retürad' tau retüriren, un dor fall hei denn so lang' seien hewwen, bet de Lust rein worden is; dat heit buten.

As de Platzmajur weg west is um Allens schön hett taufluten laten, hett hei de Dör wedder upsluten, de annern Beiden hewwen sic fix in 'ne Ueiform smeten, un so sind sei denn ganz gemächlich, de Ein' as Alttoller-Deutnant, de annern Beiden as Kumpani-Gregoriusse ut den Dur 'rute gahn; up den Markt hett 'ne Extrapolst hollen, un dor mit sind sei denn nah Hamborg kutschirt un nahsten tau Water wider nah Helgoland. — Dit allens vertell ic blot von Hürenseggen, un 't kann sic maegliche Wiß' of en beten anners verhullen hewwen; aewerst wat nu kümmt, heww ic wedder sülwist mit anseihn.

Den annern Morgen würd dat unner uns in de grote Stuw' all sihr tildig hellischen lewig, un Ein von uns, de dat Muß nich recht hollen kunn un immer Hans vör allen Haegen was, de Bauhändler Cornelius ut Stralsund, makte unnen dat Finster up un röp nah uns, nah baben 'ruppe. — Wi leken ut: „Wat?“ — „De sind weg?“ röp hei. — „Wer!“ — „W. un R.“ säd hei. — „Na, denn lat sei, Schapskopp. Wat hest Du hier tau raupen?“ säden wi un makten dat Finster wedder tau.

Aewer 't müggt jo doch woll noch wer Anners hört hewwen, denn 't was noch lang' nich Tid tau 'm Upsluten, as de Inspektor all mit de Slaetels lep. Un 't wohrie nich lang', dunn würd dat en Upstand un en Rönnen un Lopen, Wachtmanschaften im Upwohrers un Inspektor un Unteroffzirers, Allens lep dörch enanner, un mit de Wil' kamm denn of de Präses von de Lazareth-Kummischon,

de olle Oberstleutnant von H... ch, wat de öllste Offzirer von de ganze preußische Armee was, denn hei was all Deutnant bi den ollen Fritz west, herannewackelt, un unner uns würd dat nu sihr lud, denn de olle Herr towte för sin Deller nich slicht. As hei unnen farig was, kamm hei nah uns 'ruppe: „Meine Herren, zwei von Ihren Kameraden sind zum Teufel gegangen.“ — „Schön,“ säden wi.

— „Den Teufel schön!“ säd hei. „Wenn ic dat den General Grafen H... sage, denn trampelt er mir ja uf de Bene 'rum.“ — „Ja, säden wi. wi können bi de Sal of wider nicks nich dauhn. — Hei kennte uns, meinte hei, wi wiren eben so, as de, de weglopen wiren, wi wiren mittschüllig. — Dat wiren wi nich, säden wi. Sei fastauhollen, dortau wiren wi nich sett'it, un mittlopen wiren wi jo of nich. Wat uns de ganze Sal angüll? — Nu würd de olle Herr aewersten hellischen kraßböxtig: „Dat Mittlopen will ic Ihnen woll verpuren: hier in de Stube werde ic Ihnen Dag un Nacht 'ne Schildwacht 'rinner setzen.“ — Nu lep mi of de Lus aewer de Leuer. Hei kunn dauhn, säd ic, wotau hei en Recht hadd, hei kunn uns buten Schildwachen hinnen un bören hensetten; aewer in de Stuw' brulten wi sei nich tau siden. — Na, nu aewer de olle Herr! Wo lodderte hei up mi los! Un wer weit, wat noch passirt wir, wenn nich de Stabsarzt kamen wir — of uier Puß im Atem. — De röp em tau: „Herr Oberstleutnant, Herr Oberstleutnant, übereilen Sie sich nicht! Die Sache ist schon in Richtgleit, ich habe eben dem General den Fall mitgeteilt. Alle Gefangenen bis auf drei, bei denen ein Transport lebensgefährlich wäre, werden heute abend ins Inquisitoriat zurückgebracht.“ — Na, nu gaww sic de oll Herr, denn nu brulste hei jo nich mihe tau den General tau gahn un sic up sine ollen ihrwürdigen Beinen 'rümmerirampeln tau laten.

Mit de Wil' was denn nu of de Platzmajur un de Audöhr kamen, un all uns' Kameraden würden tau uns' 'ruppe bröcht, dat de Herren unnen fri Feld behöllen, an Urt um Städ' tau unnersäulen, wo de Kärls dat Stück anfangen hadden. Wi kunnen aewer all ehre Unnerhöllung mit anhören, ja of ehr Hes'wesen mit anseihn, wil de Baehn keinen Windelsbaehn hadd, un de Delenriben wit utenanner summen. Icl will bi dese Gelegenheit vertellen, dat unse drei dodkranten Lüd' up dese Stuw' nahstens blewen, of dunn, as unnen en Choleralazarett inricht' würd, un dat sei Dag un Nacht dat Staehnen, dat Gümphen, de Krämpfen un dat Starwen von de unglücklichen Menschen hewwen mit anseihn un anhören müßt. Of en lütte Stückchen von de Humanität!

Dat Erste- worup sei versöllen, was of dat Einsachste, nämlich sei wiren dörch de Dör gahn, dorgegen stred aewerst de Platzmajur, wil dat hei den Abend vorher sülwist in Person bi 't Taufluten taugegen wesen was; dat Zweite wiren de Finstern, aewer de ollen Finstergardinen wiren noch all vör, un tüschend dörch kunn sic keiner klemmen; dat Drüdd was denn nu natürlich de Schostein. De Herr Auditör gung denn nu sülwist eigenhändig bi un makte den Kamin up, was aewerst dorbi vel ungeschickt as min Fründ H... mann, denn knapp hadd hei em up, dunn schot em of de ganze künstliche Buddelstorm entgegen, un nu würd dat unnen en dull Lachen, blot de oll Oberstleutnant schull mit den Lazareth-Inspektor, wo dat hei so 'ne Unregelmäßigkeit hadd lidn kunn. Aewer of hic smet sich de Stabsarzt tüschend un matte den ollen Herrn begriplich, dat de Buddeln jo all leddig wiren, un dat 'ne ledidge Buddel keinen Schaden bi en Kranken anrichten kunn. Dat müßt de oll Herr denn jo of woll anseihn, un as sei taulest in gauden Frieden utenanner gungen, dunn was en Feder von ehr grad so klauß, as hei west was.

(Fortsetzung folgt.)

1325

Ostmecklenburgische Heimat



Halbmonatsschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erhält am 1. und 3. Sonntag jedes Monats. — Bezugspreis monatlich 30 Pf. zuzüglich Bestellgeld; für die Abonnenten der "Teterower Zeitung" gratis. — Erscheinungsort Teterow. — Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malchiner Straße 15, Fernruf 367. — Verantwortlich für den Inhalt: Albert Ziller, Teterow. Unter Mitarbeit von Dr. Hans W. Barnewitz, Bülow.

Jahrg. 9

Teterow, 6. September 1936

Nr. 17

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
ROSTOCK i. M.

Wie im übrigen Deutschland sind auch aus Mecklenburg seit langem viele Menschen ausgewandert, getrieben durch politische oder schlechte wirtschaftliche Verhältnisse. So wird uns berichtet, daß in den Rotzeiten des 30jährigen Krieges aus Tessin manche Einwohner nach Dänemark, Schweden, Polen und Russland geflohen sind. Als dann im 18. Jahrhundert die Leibeigenschaft immer drückender wurde, wanderten viele Bauern nach Preußen, Polen und Russland aus. Nach Amerika setzte die Auswanderung erst um 1830 in größerem Umfange ein, da man für die Menschen angeblich „kein Hübung“ hatte. Leider sind über diese Zeit keine Listen geführt worden. Man war vielleicht froh, daß man sie los war. Niemand kümmerte sich um ihre Schicksale und so sind sicher viele von ihnen Betrügern und Spekulanten in die Hände gefallen. Es ist jammerschade um dies kostbare, fleißige und tatkräftige Menschenmaterial, das so dem deutschen Volke verloren gegangen ist und nur als Kulturdünger dem fremden Lande diente. Man lese mir, was allein die Vereinigten Staaten dem deutschen Mann zu verdanken haben.

Die Regierungen verstanden nicht, diese Menschen Deutschland zu erhalten. Später fehlten sie und ihre Stellnahmen Schweden und vor allen Polen ein. Die Landwirtschaft und die kleinen Städte konnten nur einen kleinen Teil aufnehmen, eine Industrie besaß Deutschland damals nicht, geeignete Kolonien hatten wir nicht und an Binnensiedlung dachte kein Mensch. So ließ man die Brotsuchenden ziehen, statt die Riesengüter zu besiedeln. Ein Gut konnte nur eine bestimmte Anzahl Arbeiter gebrauchen und so mußten viele warten, bis durch Tod eine Wohnung frei wurde. 10 bis 15 Jahre war mancher Knecht verlobt, ehe er einen Haushalt gründen konnte. Wenn dann Kinder kamen, wetterten manche Prediger und alte Tanten beiderlei Geschlechts gegen die Unsitthlichkeit der „niederen Stände“. (Vgl. die Rede Kunsterjahrabs in Reuters „Hanne Nüte“ oder lese in „Kein Hübung“ nach. Die kleinen Städte konnten oder wollten auch keinen Zugang vom Lande. „Ich muß nach Amerika, ich kann keine Heimat finden.“ Mit dieser erschütternden Klage wandte sich einst ein Weber an Großherzog Friedrich Franz I.)

Auswanderer aus Tessin.

F. Wezel.

Als dann um 1850 eine zweite Welle der Auswanderung einsetzte, kümmerte sich die Regierung wenigstens um ordnungsmäßige Abmeldung, Überfahrt und um Schutz vor Ausbeutung im fremden Lande. Durch Verordnung vom 8. 6. 1852 wurden überall Agenten eingesetzt, die halbjährlich ihre Bücher den Magistraten vorzeigen mußten. In Tessin wurden bestimmt: der Kaufmann H. Nehls, der Protokollist August Schlie, 1861 der Kaufmann L. Dankwart und 1880 der Kaufmann Mährke. Am 21. 2. 1853 wurde die Firma J. J. Mansfeldt von der Beförderung wegen Betrügerei ausgeschlossen.

Am 3. 2. 1854 wurde bestimmt, daß Auswanderer, die sich trauen lassen wollten, dem Prediger beweisen mußten, daß sie aus dem Untertanenverband entlassen waren, den Heimatort aufgegeben, den Fahrpreis bezahlt und 50 Daler besaßen. Am 25. 8. 1875 warnte sie vor der Einwanderung nach Venezuela wegen des dort herrschenden tropischen Klimas.

Am 22. 2. 1853 wies sie auf Betrüger in USA hin. Die Auswanderer sollen sich an die „Deutsche Gesellschaft“ in New York, Neu-Orleans, Baltimore und Philadelphia wenden. Aus demselben Grunde verbot sie die Einwanderung nach Brasilien am 37. 4. 1837 und warnte am 11. 9. 1880 vor einer Schwindelsfirma „Colonisations-Unternehmen“ der Herren: Julius Rossi, Francisco Fritsch und Guilhelmo Tupper, von denen wohl leider der zweite selber ein Deutscher war.

Leider wissen wir wenig über die weiteren Schicksale der Auswanderer. Auch ist die Liste wohl nicht vollständig, da mancher Tessiner von anderen Orten ausgewandert ist und hier geführt wurde.

Liste der Tessiner Auswanderer seit 1865.
(über New York.)

1865: Börn mit Familie, Arbeiter. Schröder mit Familie, Arbeiter.

1866: Groth, unverheiratet, Mädchen. Haenel mit Familie, Sattler. Straßmann, Karl, Sattler.

1867: Wehner, Adolf, Kornhändler. Ballischmiet mit Familie, Maler. Buddenhagen, Johann, Arbeiter.

Schwarz, Wilhelm, mit Familie, Arbeiter. Zechlin, Karoline, unverheiratet, Mädchen. Bernhard, Doris, unverheiratet, Mädchen. Dammann, Schlossgeselle. Karl, Johanna, Mädchen. Brandt, Friedrich, Handlungsgehilfe.

1868: Ahrens mit Familie, Arbeiter.

1869: Tredopp, Paul, Zimmergeselle. Steinmüller, Arbeiter. Schmidt, Mädchen. Lüf, Karl, Maurergeselle. Papen-hagensche Kinder. Groth, Heinrich, unverheiratet, Arbeiter.

1870: Gerwols mit Familie, Zimmergeselle. Lüf, Johann, mit Familie, Arbeiter. Zander mit Familie, Mau-rgeselle. Schröder, Th., mit Familie, Arbeiter.

1871: Niemann, Sophie, unverheiratet, Mädchen. Bauer, Theodor, unverheiratet, Arbeiter.

1872: Gebert, Karl, unverheiratet, Arbeiter. Schmuck, Fritz, unverheiratet, Maurergeselle. Waschow, Johann, unverheiratet, Maurergeselle. Buddenhagen, Sophie, unverheiratet, Mädchen. Nademacher, Füssler, ang. für 2 Jahre. Witt, Lisette, unverheiratet, ang. für 2 Jahre. Dickelmann, Karl, ang. für 2 Jahre.

1873: Paepcke, Fritz, mit Familie, Arbeiter. Möller, Christian, unverheiratet, Knecht.

1874: Kröger, Witwe.

1880: Friemuth, Karl, unverheiratet, Tischlergeselle.

1881: Werner, David, unverheiratet, Kaufmann. Gäd-ding, Fritz, mit Familie, Arbeiter. Boldt, Karl, 17 Jahre, Märlgeselle nach Elgin (Ulli.) Buddenhagen, Witwe. Buddenhagen, Tochter, Mädchen. Keibel, Frau und zwei Töchter.

1882: Pieplow, Frau. Bick, K., und 1 Tochter, Arbeiter. Storm, Karl, unverheiratet, Knecht. Niemann, Joachim, Arbeiter (Frau und 5 Kinder). Schulz, Johann, Arbeiter (Frau und 4 Kinder). Müller, Christine, Mädchen. Karsten, Johann, Arbeiter (Frau und 1 Kind).

1883: Röggelin, Karl, Arbeiter. Strahl, Friederike, Mädchen, 24 Jahre, Ahrens, Friederike, Mädchen, 25 Jahre. Ahrens, Martha, unehel. Tochter, 4 Jahre. Greßmann, Hermann, Kaufmannslehrling, 17 Jahre (Chicago). Mührke, Fritz, Kaufmannslehrling, 19 Jahre. Stahlsberg, Max, Maler, 22 Jahre. Töllner, Friedrich, Wollspinner, 30 Jahre.

1884: Ahrens, Sophie, Mädchen, 20 Jahre. Straß-mann, Karl, Arbeiter, 59 Jahre.

1885: Schwäz, Karl, Arbeiter (Frau und 3 Jungen, 7, 5, $\frac{1}{2}$ Jahre). Mührke, Bernhard, Kommiss, 17 Jahre. Mührke, Helene, Mädchen, 22 Jahre. Jahn, Karl, Hof-gänger, 16 Jahre.

1886: Mührke, Margarete, Mädchen, 17 Jahre. Stahl-berg, Caroline, Wirtschafterin, 25 Jahre. Thiel, Karl, Knecht, 18 Jahre.

1888: Becker, Konditor.

1893: Thiel, Karoline, Mädchen, 20 Jahre.

1904: Jenß, Bernhard, Arbeiter (Frau und 4 Kinder).

1908: Praefke (Buddenhagen) Schlachter, 25 Jahre.

Im Kriege wurden die zwei Kellner Karl Düwel und Hermann Hoffmann (Barnekow) interniert und blieben dort.

Die letzte Garbe.

Eine gute Ernte ist uns in diesem Jahre beschert wor-den, und der Landmann kann nach arbeitschweren Wochen jetzt mit dem Gefühl der Befriedigung und der Freude die letzte Garbe auf dem Felde binden, das ihm so reichen Segen gespendet. Die letzte Garbe ist ja in der deutschen Volkskunde von einem besonderen Zauber umgeben, und die reiche Fülle der Erntebraüche gipfelt gleichsam in den Vorstellungen, die sich mit diesem Schlussakt der Ernte verbinden. So glaubt man, daß die Erntedämonen, die während der Ernte aus dem Korn aufgescheucht werden und vor den Mähern flüchten, ihren letzten Aufenthalt in der Garbe nehmen, die zuletzt gebunden wird, und dort gefangen bleiben. Davon erhält die Garbe ihren Namen; sie heißt nach den verschiedensten Tieren, in denen man Erntegeister verkörpert sieht, bald Bock und bald Stier, bald Hahn oder Wolf, Kater oder Hase. Am häufigsten wird der Hahn, dies Symbol der Fruchtbarkeit, mit der letzten Garbe in Beziehung gebracht; sie erhält die Gestalt eines Hahnes, oder es wird ein Hahn in die Garbe hineingebunden, der dann nachher, als Erinnerung an einen alten Opferbrauch, getötet wird. Doch auch mit den menschlich gedachten Erntegeistern wird die letzte Garbe identifiziert: sie heißt die „Alte“ oder die „große Mutter“, in Erinnerung an die Kornmutter, die eine der bekanntesten deutschen Erntedämonen ist. Auch als „Kornjungfer“ wird die letzte Garbe bezeichnet oder als „Erntekind“. Man schmückt sie mit Blumen und bunten Bändern aus, und weil in ihr aller Fruchtbarkeitszauber gesammelt ist, wird sie recht groß gemacht, um dadurch die Masse und Gewicht des künftigen Erntertrages günstig zu beeinflussen. Ja, man beschwert sie sogar mit einem eingebundenen Stein, um ihr auf diese Weise eine besondere Schwere zu verleihen. Ebenso wird die letzte Garbe mit allerlei guten Sachen ausgestattet, die man so den Erntegeistern opfert. In der Bayerischen Pfalz binden die Erntenden ihr 4-Uhr-Brot in

die letzte Hafergarbe; in anderen Gegenden muß das zuletzt fertiggewordene Mädchen ihr Besperbrot für die letzte Garbe opfern; selbst Flaschen mit gutem Getränk werden hineingebunden. Um die letzte Garbe findet auch häufig eine kleine Feier statt. Man läßt sich in ihrem Schatten zu einem guten Gelage nieder und tanzt dann etwa eine halbe Stunde lang auf den Stoppeln um sie herum. Andererseits wird sie auch „geprügelt“, indem man mit Stöcken den in sie geflüchteten bösen Erntedämon zu vertreiben hofft. Die Vernichtung der bösen Geister bezweckt auch die im Erzgebirge heimische Sitte, die letzte Garbe zu verbrennen, während sie wieder in anderen Gegenden zum Ziel eines Wettlaufes genommen wird. Damit der Fruchtbarkeitszauber der letzten Garbe sich auswirkt, läßt man sie noch einige Zeit auf dem Felde liegen; im Erzgebirge wird sie überhaupt nicht eingefahren, sondern „als Geschenk und Dank“ den unsichtbaren Geistern überlassen. Wird die letzte Garbe eingefahren, so erfolgt dies mit einer gewissen Feierlichkeit. So wird sie in manchen Gegenden von der zuletzt fertig gewordenen Binderin ins Dorf getragen. Vielfach wird sie ans Scheunentor genagelt oder auch im Hause aufgehängt; sie gilt dann als ein glückspendender Grundstock, von dem die neue Ernte ausgehen soll, und bringt Segen und Fruchtbarkeit herbei. In Langenbilau wird die letzte Garbe, die hier der „alte Mann“ heißt, sofort ausgedroschen, gemahlen und aus dem Mehl wird dann ein Brot gebacken, das große Heilwirkung besitzen soll. Dies Brot aus der letzten Garbe wird sorgsam aufbewahrt, und nur die Mitglieder der Familie, denen das Feld gehört, dürfen davon essen. Unterwärts schreibt man dem Stroh der letzten Garbe einen besonderen Segen zu. Man gibt davon dem Nachbarn auf die Tenne, während er noch drischt, und erhält von ihm eine Gegengabe, weil er dadurch eines besonderen Segens teilhaftig geworden ist.

FAD. Scharbow bi Hagenow 1935.

Bon Fredo Westphal.

De Tied is nu dor, dat de FAD. ut Scharbow geiht, wat vör 4 Jöhr siedelt is, üm annen Siedlers to helpen, dei körtens ist anfungen sünd. Dor giwt dat bi uns in Meckelborg naug dorvon, of bi dei würklich Hülp nödig deit, denn siedeln is kein Kimmerspill.

Dat Geld allein deitt nich, dor hürt väle Krash un välen Maut dortau un väl entseggen möten. — Ein gaud' Hülp ward so männigein Siedler to deil dörch den FAD. den freiwilligen Arbeitsdeinst von de jungen Mätens.

Un de Scharbower Siedlers warden sic noch naug ümsieken, wenn de jungen Mätens von'n FAD. nich mihr kommen.

Nich ümmer is de Siedlers dat glied ein Hülp west, wenn 'n jung'n Mäten tau ehr kem, 't was doch of väl Unsrut mang. Aewer Dirns, dei niels dögen deden, sünd vör ehr Tied tomeist wedder aßhaugt. Ein was de Arbeit tau siver, de annen to dredig, wedder annen wullen leiwer rümflerten. Weck wier dat Aeten bi de Siedlers nich sien naug, wecl kunnen dei Lust in'n Kauftall un Swienstall nicht af, un wedd harr'n Liebeskummer.

Dat heit, aewer wecl kreg de Arbeit würklich ümmer, dat wieren liekerst gaudi Dirns.

All de jungen Mätens in'n FAD., dei ut- und dörchhölen un de Ehrennadel von 'n Arbeitsdank anficht kregen: „Strammgestahn vör ehr, dat sünd of Dirns!“

Un wenn sei to ist of niels kunnen, so lierten sei dat; dat Stubenschürn im Aetenkalen un Flickn un Knüttken un Neiden un Kinnerworen un Kinnerhänden, un in'n Stall dat Mellen, Swienafmessan un buten den Gorn trechtmalen un Messmieten un Tüftgenplanten un 't Hacken un Hüpen un in de Wissch dat Heuen, un in de Austritt 't Binnen un Uphoden un Laden un Packen un tau Harst dat Tüffelstracken un Brücken un Räubernutnähmen.

Un wunnern mötn sich, wur de Mätens an de Arbeit rangahn, to mal de meisten Grotstädter sünd: ut Rostock, Hamburg, Kiel, Flensburg, Bremen, Celle, Stuttgart, Dortmund, Breslau un noch wur her, un dortau väle Abiturienten sünd.

Wur sünd mal Ilse Schmeizer, ein lütt Abiturientin ut Hamburg up de Frag, wurüüm sei in'n Arbeitsdienst gahn is: „Wenn ich studieren wollte, müßte ich ein Vierteljahr im Arbeitsdienst sein. Aber studieren will ich nicht, um meinen Vater nicht länger auf der Tasche zu liegen. Mein Vater ist bereits 65 Jahre alt und fährt bis heute in Hamburg ein eigenes Auto. Meine Mutter ist 13 Jahre tot.

Wie lange wird mein Vater aber seinen Posten noch vorstehen können zum Lebenserwerb? Dann will ich ihm beistehen. Das werde ich können, wenn ich mich jetzt für den schönsten Beruf vorbereite, welchen ein Mädchen ergreifen kann, das ist Hausfrau zu sein. Und nirgends besser lernt man dieses, als im Arbeitsdienst. Denn außer der Arbeit beim Siedler wird im Lager viel gelernt auf allen Gebieten einer künftigen Hausfrau. Dann ist das Schönste beim Arbeitsdienst noch das frohe Beieinander mit Sang und Klang und Wanderung. Es sind unvergessliche Stunden, die alle mitreißt. Wir Jugend brauchen solche Stunden und Zeiten um innerlich gefestigter wieder ins Leben zurückzukehren.“

So denkt ein un so denken de meisten. Un wir denken dei Mätens aewer uns Meckelborger un uns' Land? „Ne Rheinländer Abiturentin sünd mal: „Wie ich herkam, wurde ich von Land und Leute angenehm enttäuscht. Fünf Wochen bin ich erst hier, aber es wird mir mal schwer fallen, von hier zu scheiden. Man hat sich so an die ländliche Stille und Einsamkeit gewöhnt und an den ruhigen Umgang der Bewohner, das tut uns Großstädtern so gut.“

Ein annen Abiturentin verliest mal: „Wir Großstädter sind es gewohnt, täglich, ja stündlich was Neues zu sehen und zu erleben. Und nun plötzlich hier für's Auge immer dasselbe, daran gewöhnt man sich zuerst sehr schwer. Allmählich wird einem aber die große Bedeutung der Stille klar und in der ländlichen Einsamkeit findet man sich selber.“

So geiht dat de meisten Mätens, dat wir nich blot in Scharbow so, ne so is dat hüt noch in de FAD.-Lagers in Poggelow un in Wasdow bi Gnoien un in all de annern Lagers in Meckelborg.

In dei Tied, wur de Arbeitsdeinst in Scharbow west is, sünd väle junge Mätens kamen un gahn, un wenn sei gahn sünd, hett ehr of oft 'n jung'n Mensch wehmäßig nahleken. Dem dat verstimmen de von'n FAD. gaud, jung'n Lüd den Kopf 'n beten tau verdreih'n. Un 'n bunt Daal treckt ümmer noch. Weck meinten 't of ihrlich dormit. Wur sünd doch mal ein tau ehren heimlichen Freind bi 'n Abschied: „Es ist sehr schade, daß ich Dich hier so allein zurücklassen muß.“

Un dat was dat of.

Un dat de Arbeitsdeinst von de jungen Mätens ut Scharbow geiht, wur jammerschad.

Zur Scholle zurück.

Karl Büs-Bant.

„Ist Post gekommen?“ „Ja. Auch ein Brief aus Heidhagen.“ „Heidhagen? Was wollen denn —?“ Hastig reiht Achim Wiedow den Umschlag auf, hastig überschlägt sein Blick die wenigen Zeilen, und ärgerlich fliegt das Papier auf den Tisch. „Was ist, Achim?“ „Unflügen Kram! Lies selbst, Erika.“ Die Frau nimmt das von der Ortspolizei unterstempelte Schreiben zur Hand und liest: „Da der größte Teil Ihrer Buten-Huse in Oedland liegt, werden Sie laut Landesgesetzes vom Soundsovielen einmalig aufgefordert, das Unland bis zum Herbst d. J. aufzuforsten, da es andernfalls auf Veranlassung der Behörde geschicht auf Ihre Kosten.“ „Was sagst Du zu diesem Heckmeck?“

„Je, was soll ich sagen —! Das beste ist, wir fahren in den nächsten Tagen selbst nach Heidhagen und nehmen persönlich Rücksprache mit dem Ortschulzen.“ „Nee, nee, meine Liebe! Dem ein gutes Wort gönnen, dem alten Hungerbauern? Er soll mich hier zufrieden lassen, ich tu ihm auch nichts! Aber denen da in dem Sandkaff ärgert bloß meine bessere Stellung! Mein Geld! Das wollen sie in die Wolle! Aber ich heiße Joachim Wiedow und bin nicht aus Dummerstor!“ „Was willst Du man machen?“ „Garnichts!“ „Dann wird die Behörde rabiat und läßt den Adler bepflanzen und das wird teuer!“ „Allerdings. Die Arbeitslosen stehlen dem Herrgott den Tag auf unsere Kosten,

o, o!" „Ich meine doch, wir fahren!“ „Ich will's mir überlegen, Erika.“ Dann geht's an die Erledigung der anderen Eingänge und an die praktische Arbeit auf Hof und Straße.

Jochim Wiedow, erster Spediteur der Mittelstadt, ist ein Sohn der Heide. Die väterliche Halbhuse lag, abgeschlossen von jedem Verkehr, inmitten der Staatsforst und war, von etwa vierzig Morgen Siednis abgesehen, unfruchtbare Sand. Er war zweiter Sohn seiner Eltern, eine jüngere Schwester war als Kind verstorben, und sein älterer Bruder verunglückte während Jochims Kommizzeit in der Ernte. Wenige Tage später entstand auf ungelaute Weise bei Nachtzeit Feuer im elterlichen Hause. Die Familie, vom Tagewerk schwer ermüdet, gewahrte erst das Unglück, als das Haus an allen Ecken und Enden lichterloh brannte: Das dürre Strohdach hatte die Ausbreitung des Elements begünstigt. Hilfe aus dem fernen Dorf war noch nicht da; die beiden Dienstboten retteten mit genauer Not das nackte Leben; der Bauer mit seiner Frau, Bieh und Fahrnis kam in den Flammen um. Vom Hauptmann verurlaubt, eilte der Sohn damals an die Stätte seines zerstörten Glücks, regelte alle schwebenden Fragen, nahm die Auszahlung der Möbelklasse in Empfang, verpachtete die Senke der väterlichen Huse und fuhr dann wieder zurück in die Stadt, mit dem Voratz, nie wieder den Ort zu betreten, wo er nur Arbeit und Not und Leid erfahren hatte. Briefe von Bekannten ließ er unbeantwortet, und die Pachtgelder wurden ihm per Post zugestellt, oder er ließ sie einzahlen.

Während seiner Dienstzeit lernte er die blonde Erika, die einzige Tochter des Spediteurs am Orte kennen und lieben, und da er „Pferdeverstand“ bewies und auch ein Stück Kapital sowie laufende Gelder aus der Pacht dem Gehöft zuführen konnte, war er dem Schwiegervater ein willkommener Sohn. Waren damals sechzehn Pferde vor acht Wagen, die Ultiven des Betriebes, so nennt Jochim Wiedow heute, wo die Schwiegereltern verstorben sind und er alleiniger Inhaber ist, zweihundvierzig Tiere sein Eigen, und vierundzwanzig Arbeiter haben durch ihn ihr Brot. — Diese Dinge gehen ihm wieder durch den Kopf, als er draußen ist und seine Anordnungen erteilt hat, aber einen klaren Entschluß vermag er nicht zu fassen. Und mittags, als er in die Stube tritt und Erika ihn fragt: „Na, hast es Dir überlegt?“ wirft er kurz die Worte hin: „Wir fahren.“

Gleich am nächsten Morgen werfen Jochim und Erika sich in Schic und Schale nach städtischer Mode, und als der Frühzug aus dem Bahnhof pfeift, sitzen beide apart in ihrem Abteil und hängen ihren Gedanken nach. Erst, als das Leben da draußen verstummt ist und grünende Aecker und Weiden durchs Fenster grüßen, wird der Mann gesprächig. „Es hilft ja nichts, Erika, ich muß ja — aber gern fahr' ich nicht!“ „Kann's wohl verstehen, Achim, doch du mußt es überwinden.“ „Das sagst Du so — wenn ich die alte Armut seh', reißen alte Wunden wieder auf.“ „Es ist traurig. Andere Menschen freuen sich auf das Wiedersehn in ihrer Heimat, doch du —! Ich selbst muß sagen, ich mach' die Fahrt sehr gerne.“ „Warum das?“ „Möcht' einmal die Landschaft von Angesicht kennen lernen, welche so prächtige Menschen, wie du einer bist, gesfirmt hat!“ „Willst mich wohl uzen?“ „Durchaus nicht. Du weißt doch, daß jeder Boden sich seine Bewohner formt nach seiner Eigenart.“ „Du nennst mich „prächtig,“ meinst Du, die Heidescholle ist so verlockend gut?“ „Der Begriff „gut“ ist sehr dehnbar, Achim.“ „Weil wir doch davon reden, will ich Dir mal bischen von früher erzählen. Morgens klock vier, oft all um drei, wrangten wir raus aus den Posen. Im Winter wurde Korn abgesegelt bis Klock sieben, im Som-

mer draußen im Feld und Garten herumgemurkt. Mindestens zweimal in der Woche mäusten wir in den Frühstunden Pinnen aus der Staatsforst.“ „Pinnen?“ „Tannennadeln. Waldstreu. Stroh wuchs nimmer genug auf dem Butenhof. Der Roggen blieb kurz und füssig, hatte Kniggähren und gab schlechte Löhning. Magerer Boden verlangt häufige Düngung, und daran haperte es. Uns fehlte das Grünland. Weiden und Wiesen. Wir hatten nie mehr als sechs Haupt Rindvieh. Davon bloß drei Milchkühe. Diese wurden mit Waldstreu betreut, und damit wir möglichst viel Dung bekamen, wurde beim Aussmistnen der Ställe der Dung noch einmal mit Pinnen vermengelt. Infolgedessen konnten wir jedes zweite Jahr das Feld bedüngen. In meinen letzten Jahren haben wir auch Lupinen und Seradelle als Gründünger angebaut: ein Jahr Brache, zwei Jahre Saat. Der Roggen wuchs gut nach dem Zeug. Ich wollte, hatte es Vater schon gesagt, nach meiner Soldatenzeit Kunstdung säen, der soll nämlich auch wirksam sein, aber es war anders über mich bestimmt“ — Der Zug fährt in eine Station ein, wo ein Herr und eine Dame zu dem Paar ins Abteil steigen, so daß Jochim Wiedow den Faden fallen läßt.

Es ist etwas nach neun Uhr, als der Zug in Lülow, der Bahnhofstation von Heidhagen, hält. Wiedow entledigt sich der Fahrkarten und meint draußen vor dem Empfangshaus zu seiner Frau: „Das beste ist, wir gehen von hier die lange Schneise durch die Forst schurstracks nach dem Butenhof und lassen Heidhagen erstmal rechis liegen.“ „Wie Du meinst. Achim. Mit dem Bürgermeister können wir ja nachher noch reden.“ „Dann kommen wir zu mittag ins Dorf und treffen ihn bestimmt zu Hause an.“ Der Morgenmarsch durch den stillen Niesernwald ist für die Frau wie ein Gottesdienst. Der März sendet der armen frierenden Erde den ersten Frühlingstag von den schuldigen neun: warm trostet die Sonne die jungen Fuhren im Bestand. Das ermuntert Goldhähnchen und Tannenmeislein zum Frühkonzert, und als das Menschenpaar durch den hirschenbestandenen Dammgrund schreitet, fällt der Pirol mit wohlautendem Gesäute ein, daß Frau Erika ganz entzückt ist vom Zauber der Landschaft. In der Ferne trommelt der Specht; ein Häher schechert, der Täuber gurrt, und rechtsseitig, wo die Heidhagener Weiden die Forst begrenzen, hubbubbt der Wiedehopf. Der moosgepolsterte Weg ist mit dürrer Heidekraut verbrämt, und an lichten Stellen der Schonung blüht rötlich schon die hellgraue Tellerflechte. Die Tagen wechseln, und die Bestände auch. Bald geht's durch Krüppelam, bald durch Stangenholz, bald durch alten Bestand, und jede Forststrecke atmet eigene Reize aus. So wird der sechs Kilometer lange Weg zu einem erhabenden Spaziergang.

Von unsernem Turm trägt die Morgenluft den Schlag einer Turmuhr herüber. „Halbelf,“ sagt Jochim Wiedow, „wir sind am Ziel.“ Eine weite Lichtung nimmt die beiden auf, durch einen Feldweg in zwei Hälften eingeteilt, die wiederum in einzelne Stücke zerlegt sind. „Hier ist meine Huse. Dies hier ist der Feldweg und zur Rechten und Linken der Ackeracker. Weiter längs wird er ganz sied: da war ehedem unsere Weide und Wiese, und ganz unten etwas Bruch. Ich wollte es urbar machen, aber — —. Dort auf dem Hügel, wo nun der Roggen so grassig blüdet, lag unser Gehöft. Der Pfug geht darüber hin. Rechts und links hinter dem Ackerland — tuck, hin und wieder ist in den Lunkeln ein Ausschnitt bestellt — ohne mein Wissen! Das war unsere Place, das ist hohes Land, und unsere Lurup. Zum Teil hat es sich von selbst besamt. Wir wollen mal den Hufenweg entlanggehen.“ Schweigend verfolgen sie die ausgeschlagenen Spuren der Ackerwagen. Die ehemalige Weide liegt in Umbruch. Die Wiese ist eingekoppelt.

„Das kleine Gehölz war unser Wilsenrad, das heißt, Sumpfland. Es hat sich mit Erlen angesamt. Früher wurde es als Wiese genutzt. Das Futter war aber hart und wenig von Wert. — Laß uns nun über die Place zurückgehen. Ich will mal sehen, wieviel Acker in Schwarzbestellung ist.“ Auf dem Rückweg muß Jochen lächeln. Alle Senken sind nipp ausgesucht und besät. Das höherliegende Brachland ist vom Wind mit jungen Kiefern und Birken spätwähig wild angesamt und verhindert die Übersicht. Wieder am Gehöftshügel angelangt, meint Jochen: „Es können fünfzig Morgen sein, die in Schwarzbestellung sind. Weißt Du was, Erika?“ „Na?“ „Diese Selbstpächter müssen mir den hohen Boden für umsonst ansamen! Sonst bringe ich sie zur Anzeige! — Doch nun laß uns ins Dorf gehen. Es wird bald Essenszeit sein.“

Einige hundert Meter, und sie sind heraus aus der Lahn. Ein mit dicken Birken umsäumter Weg nimmt sie auf. „Dies ist mein alter Schulweg, Erika.“ „Da vorne liegen Häuser. Ist das Heidhagen?“ „Das Schulzengehöft. Körn Kludah sein Besitzer. Der uns geschrieben hat.“ „Bei dem müssen wir ja noch vorsprechen.“ „Nach dem Essen, Erika. Vor halb zwei zieht er nicht zu Hause. Muß ja erst füttern.“ „Das sind aber mehrere Häuser!“ „Nee, bloß eins. Aber drei Nebengebäude. Der Schulzenhof kann

sich sehen lassen.“ „Ist herrlich, wie sie so daliegt unter den alten Eichen!“ „Aber mit Schweiß werden auch dort die Kinder großgeboren.“ Vor dem Hause hantiert ein Mann von reiferem Alter. „N Dag, Körn!“ ruft Wiedow ihm zu. Sachsen dreht der Angerufene bei. „Achim, nu kiel! Jochen, Du? Also mien Schriewen hett doch hulpen!“ „Du bist 'n As!“ „Ja, so'n mütt dat ok gäwen, un oft sünd 't nich dei flechtesten Büd.“ „N Dag, Jochen. N Dag — Dien Trug?“ „Ja,“ „Na, denn kummt man bätten mit rin. Ji äten Middag bi uns.“ „Nana!“ „Na, Jochen, ich hew mi so oft bi Juch dicfräten as Jung, un denn wulst Du —?“ „Ich bi Juch ok, Körn.“ „Un so oft hew'n wi uns awnüscht. Weißt woll noch, eis üm dei beiden groten Augels?“ „As Dien Badder up taukamen un uns dat Ledder losmasken ded?“ „Un as wi dat Bülownest uikunft hadde —?“ „Un dei Schaulmeister uns bi awtangie un ohne Noten versahlte?“ „Un as wi Nahwer Lahn dei Störkerbirn awkrägen hadde?“ „Un hei uns uppazie un beid den Ors voll Striepen sleug?“ „Wie wieren böse Stögendriewers, nich, Jochen?“ „Aber, Herr Kludah, so sieht mein Mann doch gar nicht aus!“ „'t wier Jungheit, un dei verwaht. Becker in dei Jugend keinen Maud hett, ward ok as Kirl sien Däg nich hew'n.“ Damit treten die drei ins Haus.

Fortsetzung folgt.

Karl Heinrich von Welzin.

Ein Lebensbild aus der Zeit des 30jährigen Krieges.

Verfaßt in seinem 80. Lebensjahr von General von Welzin, dem langjährigen Kommandeur der Mecklenburgischen Landesgendarmerie, geb. 1843, gest. 1931.

(Fortsetzung.)

Als Entschluß war diese Entscheidung leicht, aber die Ausführung war sehr schwer. Die Wallensteiner hatten alle Städte Mecklenburgs besetzt und verhinderten jeden Zugang zu den in Pommern lagernden Schweden, es galt also mit großer Vorsicht vorzugehen.

Ich schrieb deshalb an Onkel Gebhard Moltke nach Güstrow und bat ihn, da ich die Verwandten in Wollow besuchen wollte, mir vom Wallenstein'schen Statthalter, dem Obersten Wengersky, einen Passierschein für diese Reise, die ich für mein ferneres Fortkommen unternehmen müsse, zu verschaffen, was er auch tat.

So ausgerüstet konnte ich es schon wagen, mit Georg zur pommerschen Grenze zu reiten, unsere Ausrüstung an Wehr und Waffen fiel nicht weiter auf, ohne diese konnte man sich nicht auf die unsicheren Landstraßen wagen. Mitte Oktober, an einem schönen, klaren Herbsttag ritt ich nun in Begleitung meines treuen Georg meinem neuen Leben und Schicksalsweg entgegen in großer, spannender Erwartung, wie sich jetzt alles für mich gestalten würde. Der Abschied von meinen Eltern war schwer, würden wir uns wiedersehen? Besonders meine Mutter war in Schmerz aufgelöst. Wir wählten denselben Weg, den einst meine Eltern als junges hoffnungreiches Ehepaar gezogen waren, von ausgelassenen Freunden begleitet, was lag alles für unsere Heimat zwischen diesen Zeiten? Die erste Nacht lehrte ich bei Bester Daniel in Sammit ein, den ich bei meiner Mutter in Güstrow so oft getroffen, wir hatten uns viel zu erzählen und viel zu besprechen, der böse Krieg, der nun schon 12 Jahre dauerte, hatte alle Verhältnisse in Land, Stadt, Verwandtschaft und Freundschaft von Grund auf verändert. Dann ging es über Kratow, Teterow, Neukalen, Dargun nach Wollow, wo wir mit Hilfe des Passierscheines auch fast unbelästigt nach einigen Tagen eintrafen,

Ich entdeckte nun den Bruder meiner Mutter, welchem jetzt Wollow gehörte, mein Vorhaben, ins schwedische Heer einzutreten zu wollen. — Mein Onkel billigte meinen Plan, machte mich aber darauf aufmerksam, daß die Mecklenburgische Grenze scharf von den Wallensteinern bewacht würde, es als sehr schwierig und gefährlich sei und großer Vorsicht bedürfe, sie ungehindert zu überschreiten; würde ich dabei betroffen und meine Absicht, ins schwedische Heer einzutreten, zu Tage kommen, so würde man mir seitens der Wallenstein'schen Regierung sicher den Prozeß wegen Hochverrats machen. Also war höchste Vorsicht geboten!

Ich hatte in Erfahrung gebracht, daß die schwedische Armee zwischen Anklam und Stettin lagerte, wenn ich die Peene erst überschritten, dann hatte ich Aussicht, die Schweden sicher erreichen zu können. Wir suchten nun einen der Gegend kundigen Führer, der es übernehmen würde, trotz der großen Gefahr uns in der Nacht über die Grenze und über die Peene zu bringen, und fanden ihn in der Person eines Schäfers aus der Umgegend, der uns nach einem Zögern gestand, er habe sich mit seinem Dienstherrn vereinigt und wollte auch zu den Schweden. Ende Oktober, in einer nebligen, dunklen Nacht brachen wir auf, wir hatten die Huße unserer Pferde mit Zeug umwickelt, um jedes Geräusch möglichst zu vermeiden. Zunächst durchzogen wir einen Wald, der bei Upstis bis an den Fluß reichte, dort sollte es eine seichte Stelle geben, die wir durchwaten könnten, aber im Nebel hatte unser Führer die Richtung verloren, wir fanden die Fuhrt nicht, sondern gerieten in einen Sumpf, in dem wir zu versinken drohten. Georg und ich sprangen von den Pferden und retteten uns mit Mühe und Not auf festen Boden. — Unsere Pferde konnten wir natürlich nicht im Stich lassen, nur mit äußerster Anspannung aller Kräfte brachten wir sie nach mehrstündiger Arbeit aus dem Sumpf, wäre nicht der Nebel so dicht gewesen, hätten uns die Wallensteinen wohl sicher entdeckt. Wir ruhten nun, so gut es ging, einige Stunden, da

wir und die Pferde völlig erschöpft waren, aber die Not gebot wieder, noch in der Nacht aufzubrechen, wir irrten aber wieder im Walde umher, ohne die Furt zu finden, wie der Morgen anfing zu grauen, erklärte ich dem Führer, ich würde jetzt mit Georg zu Pferde die Peene durchschwimmen, er möge tun was er wolle, uns folgen oder zurückbleiben, den hellen Tag wollte ich hier nicht abwarten.

Er riet, wir sollten uns bis zur nächsten Nacht im Walde verstecken, das schlug ich aber ab, der Mann kam mir nicht mehr ganz zuverlässig vor. So ritten nun Georg und ich an einer möglichst schmalen Stelle in den Fluss, der Führer blieb zurück, bald verloren die Pferde den Grund unter den Füßen, jedoch nur für kurze Zeit und alles schien geglättet, aber kurz vorher, bevor wir das jenseitige Ufer erreichten, wieherte Georgs Pferd und machte dadurch den Wachposten auf uns aufmerksam, der sofort auf uns schoß, und Georg an der Schulter leicht streifte. Der Schuß alarmierte auch die Feldwache und es galt jetzt für uns die höchste Eile, das jenseitige Ufer zu erreichen, bevor sie uns folgen konnten. Zum Glück hatten die Pferde schon wieder festen Boden unter den Füßen und wir konnten sie zu größter Eile und äußerster Kraftanstrengung anspornen und entgingen so noch glücklich der Gefangennahme, die hinter uns abgegebenen Schüsse erreichten uns nicht.

Wir waren nun verhältnismäßig in Sicherheit, Georgs Wunde erwies sich zum Glück als unbedeutend, wir verhinderten aber zur Vorsicht die größeren Ortschaften und lehrten in abgelegenen Schenken und einzeln stehenden Gehöften ein, so erreichten wir ohne weitere, besondere Fährlichkeiten nach einigen Tagen das schwedische Lager. Wie wir auf den ersten Wachposten stießen, wurden wir angehalten und zum Vorposten-Kommandanten geführt, der mich eingehend ausfragte, meine Antwort, ich sei ein Mecklenburger von Adel, der in das Kriegsheer eintreten wollte, meldete er weiter. Nach einigen Stunden führte mich ein Offizier in des Königs Zelt, der mich wohlwollend betrachtete, mein Neuzeres schien ihm zu gefallen, meine Absicht, ins schwedische Heer einzutreten, lobte er und fragte, ob nicht bald noch mehr Zugang aus Mecklenburg erfolgen würde, daß er doch von dem Thronenjoch des Friedländers wieder befreien wolle. Ich konnte darauf nur erwidern, daß sicher, sobald es möglich sei, viel Volk aus Mecklenburg dem schwedischen Heere zuziehen würde, aber es sei dies jetzt noch zu schwer und gefahrsvoll wegen der Wallensteinen. — Der König entließ mich darauf sehr gnädig, nachdem er mich zum Leutnant in einem in der Bildung begriffenen deutschen Reiter-Regiment ernannt hatte. Nach einiger Zeit marschierten wir nun mit dem Heere nach Stettin ins Winterquartier, wo wir die weitere Errichtung und Ausbildung des neuen Regiments zu besorgen hatten.

Meine Kompanie stand unter dem Befehl des Rittmeisters von Bülow, auch ein Mecklenburger, der vorher bei den Dänen unter König Christian gesuchten hatte. Es war sehr schwer, Ordnung und Gehorsam in die Truppe hineinzubringen, es war viel widersehliches, wildes Volk dabei, aber der König hielt auf scharfe Manneszucht und jede Ausschreitung wurde unerbittlich streng, ja oft mit dem Tode, bestraft. Mitte Januar 1631 zogen wir durch Pommern nach Mecklenburg und nahmen den Kaiserlichen Neubrandenburg ab, dort blieb nur Besatzung und der König rückte zur Belagerung von Demmin mit dem größten Teil des Heeres ab, wir nahmen diese Stadt und später auch Greifswald.

Während der Belagerung erhielt ich den Befehl, mit der Reiter-Kompanie, der Rittmeister von Bülow war erkrankt, gegen die Mecklenburgische Grenze vorzurücken, über die eine Abteilung Wallensteinen übergetreten war, um in

unserm Rücken durch Plünderung und Brandstiftung Höfe und Dörfer in Pommern zu vernichten, die für die Ernährung des schwedischen Heeres von Wichtigkeit waren, diese Abteilung aufzuheben, oder doch zu vertreiben. — Ich übernahm diesen Auftrag um so lieber, da mir seit dem Übersalle in Benthen durch die Dänen, solche Raubzüge zu verhindern und die Bewohner von diesen Schrecken zu bewahren, eine willkommene Aufgabe war. Ich ritt mit etwa 100 Mann am nächsten Morgen ab, um die Wallensteinen baldmöglichst unschädlich zu machen, ihre Spuren entdeckten wir bald, niedergebrannte Höfe und Dörfer, deren Bewohner erschlagen und geslossen, zeigten den Weg.

Bei der großen Vorsicht, mit der ich mit meiner kleinen Truppe vorgehen mußte, stießen wir aber erst am dritten Tage auf den Feind selbst. Meine vorausgesandten Reiter meldeten, daß die Wallensteinen etwa vor einer Stunde in das Bauerndorf und den adeligen Hof, welche in einiger Entfernung vor uns lagen, eingerückt wären, etwa in der Stärke von 150 Mann, teils Fußvolk, teils Reiter. Es galt also Eile, aber auch Vorsicht, da sie uns an Zahl überlegen, um sie zu überraschen, bevor sie auch diese Ortschaft ausgeraubt und vernichtet hatten. Von einem Walde, der rechts vom Wege lag, konnte ich mit meiner Truppe ungeschen bis auf kurze Entfernung dem Orte nähern, um die Feinde dann plötzlich zu überfallen. Da sie in ihrer Mord- und Raubgier auf diesem Zuge nicht gestört worden waren, so hatten sie keine Posten aufgestellt, ich beauftragte den Wachtmeister, mit 30 Mann das Dorf zu säubern, und ich drang plötzlich mit der Hauptmacht auf den Gutshof ein, da ich merkte, daß dort der größte Teil der Feinde sich befand.

Auf dem Gutshof standen die Pferde nur von wenig Leuten bewacht, diese Wachen wurden schnell beseitigt, und ich drang, nachdem wir abgesessen, mit meinen Leuten in das burgartige Herrenhaus ein, dort entspann sich ein wilder Kampf, Mann gegen Mann, ebenso im Dorf. Da aber die Offiziere wie ein großer Teil der Mannschaften sinnlos betrunken war, so konnten sie trotz Übermacht von uns überwältigt, erschlagen oder gefangen genommen werden, auch ergaben sich viele im ersten Schrecken, da sie keines Übersalles gewarnt waren, so daß ich nach etwa einer Stunde Herr von Hof und Dorf war. Die Wallensteinen hatten sich zuerst über die Speisen und vor allem über die Getränke hergemacht und daher noch verhältnismäßig wenig zerstört, aber die Bewohner, welche Widerstand versuchten, gefesselt und teilweise auch erschlagen. Nachdem ich meine Aufgabe erfüllt, befahl ich, den Gutsherrn zu suchen, ob er noch am Leben sei, und ihn mir dann vorzuführen. Bald darauf öffnete sich eine Tür der Halle, in der ich mich befand, und hinein trat eine große, schöne Frau, offenbar die Gutsherrin und sagte im Eintreten: „Mein Herr, ich danke“ weiter kam sie in ihrer Rede nicht.

„Emerentia“ rief ich.

„Carl Heinrich, du, welches Wiedersehen! Wie soll ich dir danken für unsere Errettung.“

„Emerentia, ich will keinen Dank von dir, hätte ich gewußt, daß dies dein Haus, ich weiß nicht, ob ich dann meiner Pflicht so eifrig nachgekommen wäre! Du hast mich durch deinen Verrat zu schwer ins Herz getroffen.“

„O, Carl Heinrich, höre mich an.“

„Nein! Wie leicht könnte ich jetzt an dir Rache üben, aber dazu habe ich dich zu sehr geliebt.“

„Aber von Herzen danken dürfen Henning und ich dir doch!“

„Emerentia, wir wollen unser Wiedersehen enden, dein Anblick ist mir zu schmerzlich.“

Damit verließ ich tieferschüttert die Halle, sammelte meine Leute und marschierte, ohne dort länger zu verweilen,

len, mit den Gefangenen und den Beutepferden zurück zum schwedischen Heere. Lange zitterte diese Begegnung mit Emerentia noch in meinem Herzen nach.

Im Juni erhielt der General Tott den Auftrag vom König, dessen Heer nun durch Deutsche, darunter viele Mecklenburger, sehr verstärkt war, Mecklenburg dem Herzog von Friedland endgültig zu entreißen; dieser Heeresabteilung wurde mein Regiment zugewiesen. Schon Ende Juni konnten wir, ohne Widerstand zu finden, in Güstrow einziehen. Ich hätte gerne meine Eltern in Benthen besucht, aber das war unmöglich, es ging unaufhaltsam weiter, Mecklenburg sollte in Gewalt der Schweden, und die Herzöge wieder in ihre alten Rechte eingesezt sein, bevor die Wallensteiner neuen Buzug erhielten.

Es galt jetzt zunächst, die Kaiserlichen aus Rostock zu vertreiben, wohin wir sofort abrückten, unterstützt von Herzog Johann Albrecht mit mecklenburgischen Regimentern, bei denen sich auch mein Schwager Curt Bernstorff befand. Auf dem Marsche gegen Rostock trafen wir uns unerwartet in Schwaan. Das war ein freudiges Wiedersehen, das wir in einem dortigen Wirtshause mit einem frohen Trunk feierten und uns die schönen im Rostock verlebten Zeiten in Erinnerung riefen, das wir jetzt belagern sollten. Es war leider ein letztes Wiedersehen, denn bei dieser Belagerung fiel mein Schwager und ließ meine Schwester als 26jährige Witwe mit zwei Kindern nach nur 4jähriger Ehe zurück.

Die weiteren kriegerischen Ereignisse ließen mir aber nicht viel Zeit, traurigen Gedanken nachzuhängen, mein

Regiment blieb nur kurze Zeit vor Rostock, es wurde wieder in Marsch gesetzt zur Belagerung von Wismar, welches die Kaiserlichen jetzt stark befestigt hatten. Während mir die andern Belagerungen, Gefechte und Märsche in ihrer raschen Reihenfolge und ziemlicher Gleichartigkeit nicht mehr recht im Gedächtnis geblieben sind, erinnere ich mich dieses Zuges genau. Wir lagen in Biestow im Quartier wie der Befehl zum Abmarsch eintraf, die auf der Straße über Doberan, Kröpelin, Neubukow nach Wismar endete; so ging unser Marsch am ersten Tage nach dem großen Bauerndorf Satow. Diese Gegend war bisher ziemlich verschont geblieben vom Kriege, so hatten wir gute Verpflegung für Mann und Pferd bei den Bauern, ich hielt stets strenge darauf, wie es der König befohlen, daß meine Leute nichts Unbilliges von den Wirten verlangten und sich jeder Gewalttat enthielten, ich wußte nur zu genau, wie schnell das sonst allgemeine Rauben, Plündern, Brandstiftung, Notzucht und Mord folgten, ich habe mich stets gut dabei gefunden, die Befehle des Königs streng auszuführen, denn sobald die Wirten merkten, daß ich auf Ordnung hielt, gaben sie mir, meinen Leuten und Pferden willig, was zur Ernährung und Unterkommen notwendig war; oft, wenn sie es konnten, darüber hinaus, waren wir doch Freunde. Leider verwischte sich dies bald völlig, Feind und Feind beraubten und mißhandelten die armen Stadtbewohner ganz gleichmäßig, nur noch die Beute war bei den Landsknechten der Grund für den Krieg.

(Fortsetzung folgt.)

Alt mine Festungstied.

Frisch Reuter.

(Fortsetzung.)

Wi, de wi gahn kunnen, würden gegen Abend All wedder int' Inquisitoriat taurügg bröcht, um hir — ach, du leiver Gott, wo hadd sic dat verändert! All unsere Errungenschaften, as sei dat hüt nennen, wiren flauten gahn; de Herr Inspester lei de Uhren hängen, as en begaten Pudel, D... mann triumphire, de Gefängnißknecht &... was wegjagt; denn Sr. Erzellenz, de Herr General Graf H... was in eigene Person kamen un hadd dor 'rümmer pust un towt, as en Dampfwagen, de ut de Schinen gahn is un hadd tauscht an den Gefängnißknecht &... en afschreckend Bispill statewirt. — Nu gung hir Allens up de Lehnen 'rümmer.

Zwei Dag' nah dit Weglopen begaww sic en lustigen Spaß tüschken den Herrn Auditör un den Herrn Platzmajur, den wi nahsten, as de Tiden wedder beter würden, schön warm tau weiten kregen. — De beiden Herren drapen sic bi unsern Inspester, un de Auditör seggt: „Wiederfriegen werden wir sie denn wohl,” womit hei de Utluipers meinte. — „Das ist keine Frage,” seggt de Platzmajur. „Wohin wollen sie groß, die Steckbriefe . . .“ „Ja,” föllt em de Auditör in 't Wurt, „ich wollte Sie schon immer darnach fragen, wie Sie es mit den Steckbriefen eingerichtet haben.“ — „Ich?“ fröggt de Platzmajur. — „Ja, Sie!“ seggt de Auditör. — „Das ich ja Ihre Sache,“ seggt de Platzmajur. — „Den Teufel auch,“ seggt de Auditör, „das müssen Sie besorgen.“ Un as Gott den Schaden besach, wiren dese schönen Infangelsbreiv“ noch gor nich in Kurs sett'.

Nah sös — saeben Dag' hadd wi denn ok all de tröstliche Nachricht, dat uns' gauden Frünn' richtig in Helgoland an kamen wiren; sei hadde dit fröhliche Ereignis den Herren

General in einen ungehener lustigen un widerträglichen Breif persönlich anzeigt, un wi kregen desen Breif den annern Dag all in 'ne saubere Afschrift tau lesen. — Wo dit maeglich was, weit ic nich, un wenn ic 't wüsst, säd ic 't nich. — Wahr is 't aewer! — Erzellenz wiren in helle Wut, un wat em am meisten argern ded, dat was dat, dat sei em vertellten, wo de Schildwachen ehr noch alle maeglichen Honnüs wegen den falschen Altollerie-Offizirer makt hadde, un dat sei unner de brüllischen militärischen Ehren ut dat Lazarett-Dur 'rute gahn wiren.

Dat was eigentlich en beten fatal för unsre Erzellenz — oder Pestilenz, as de Bur bi uns seggt — un fatal wiren em ok de nüdlichen Näsen, de em von Berlin tauscht würden, hei kamm also up den Infall, de ganze Sal unsren braven Stabsarzt in de Schauh tau schuwen: hei hadd gefunne Lüd' in 't Lazarett 'rinne namen. Aewer de Bos was em tau klauk; de Stabsarzt was en Mann, de sicke de Botter nich von 't Brod nemen let; hei verlangte 'ne Kummisschou, de den Gesundheitsstand bi uns unnersäulen süll, un so kemen denn ok eines Dags drei Herren bi uns an, de Generalarzt B., de Regierungsrat A. un de Ingenieur-Majur von C.

Gr... un ic' wiren de Frsten, bi de sei 'rinne kemen, wi wahnten an de Trepp. De Majur met sic dat Lock ut, hei met ok dat Finster, un wo hoch dat von de Frd was. De annern beiden Herren frogten uns, ob wi aewer uns' Gesundheit tau flagen hadde. Gr... säd, hei led an de Lewer, de Generalarzt frog em, wat hei dagegen brufen ded. — Hei drünkt Quastian-Zee, säd hei. — De Regierungsrat frog mi, wat mi fehlen ded; ic' säd, ic' wir wegen swacle Ogen von S. hirher versetzt worden. — Hei sach sic üm, schüddelste den Kopf: „Hierher, wo Sie niemals ein direkter Lichtstrahl treffen kann, wo sie stets nur

ein schwach reflektiertes Licht trifft?" Hei besach mine Ogen un gawro mi den Rath, mi nich bi 't Waschen den Vörkopp so natt tau malen, as ic dat an de Mod' hadd, ic rislirte süss, dat ic den swarten Stor kreg'. — Sei probirten dunn noch uns' Drinkwater un gungen wider.

Up annere Flaeg' hadden sei sich de kostbare Luftheizung ansehn, un tauzeigt wiren sei nah den Hof gahn un hadden sic uns' Enn, Spazirgang befezen. Dor hadden sei denn nu wat Sauberer raken; up unsern Hof wiren zwei Kloaken, wo Allens dat tausam flöt, wat gegen 500 Minjchen, de in 't Inquisitoriat seten, sichtens maken laenen, un links von uns, nah Westen tau, lagg 'ne grote Eisengeiteri, von de wi den Steinkahlsendampf ut de irste Hand fregen. — Dese frische Luft hadd ehr begripliche Wis' nich sähr tausseggt, un as iherliche Lüd', de sei würlich wiren, hadden sei ehr Gaudachten dorhen afgewen: „Den politischen Gefangenen im Inquisitoriat zu M. fehlt es an den drei notwendigsten Lebensbedingungen, an frischer Luft, an Licht und an Wärme; auch ist das Drinkwasser, da es Flusswasser von unterhalb der Stadt ist, nicht zu genießen.“

So! Dat was denn nun nah uns' virjöhriges Glend dat Urthel von drei ihrenwirte, salverstänige Lüd'; dor wiren nu Minister un Generals un Obersten un Upseihers un Schinnerknechts bi herümmer gahn un hadden seihn un hürt un raken, un keinen was infollen, dat wi, wenn wi dörting Jahr assitten süsslen, doch of dörting Jahr lewen müchten.

Ict will nicks wider dorvon seggen, denn up Stunns noch, nah siwunitwintig Jahr, kriuwelt mi de Hut, wenn ic doran denk. Un denn wunnern sicl de Lüd' noch, wo Einer Demokrat warden kann. As wi inspunt würden, wiren wi 't nich, as wi 'rute kemen, wiren wi 't All.

Kapittel 11.

De Bericht von unsere Lag' un unsern Gesundheitsstand was denn nu an de hohe Ministerial-Kummischon in Berlin inschickt, un obschonst de drei Herrn, de in dese Anstalt ehr Wesen bedreven, de hartste Tucht för uns noch för 'ne Gnad' höllen, so müggt bi ehr doch woll in 'ne gaudi Stunn', wo de Ein' von ehr an slimm Ogen, de Unner an ne Postbeklemming, un de Drüdde an solle Fäut led, de Gedank upstigen, dat sicl ahn Licht un Lufi un Warmnis man hellischen gadlich lewen lett, of müggen sei bedenken, dat so 'n laues, flaues un fläumiges Fluswater lang' nich so taudräglich för de Gesundheit is, as dat Gedränk, womit sei sich in ehren Geschäften stärken deden:

Der Herrn Minister Regiment Soll beim Burgunder sein.

Genaug, sei besloten uns annerswo intaumeiden. Ich glöw aewer, dor wir of noch lang' nicks ut worden, wenn sicl nich noch en annern Uemstand begewen hadd: de irste Kummendant, General Graf H . . ., sturw nämlich üm dese Tid, un mit em würd en gaud Deil Haß gegen uns begraben. De zweite Kummendant, Oberst B., folgkte sine Lis, verküllte sicl dägern dorbi, un drei Dag' d'rup folgte hei sinen Börgesekten up den süsswigen Weg. Börher aewer, up sinen Dodenbett hadd hei den Platzmajur tau sicl raupen laten un hadd em dat up de Seel bunnien, dat hei, de Platzmajur, dat utführen süss, wotau hei sülben sein Tid mihr hadd. Hei süss an de Herren in Berlin schriwen, dat, wenn nich bald 'ne Aennerung mit uns vorgüng, wi alltausamen vör de Hunn' gahn müchten. Dat geschach denn nu of, un dat Minister-Regiment müggt jo denn nu woll bedenken, dat wi doch eigentlich of Minjchen wiren, wenn of man swart-rot-goldene; de Herrn makten denn nu also of allmählliche Anstalten.

Dat taegerte sic aewer hellischen hen; denn so wat darw jo doch nich aewerlilt warden, un so kamm dat denn, dat de interimistische Kummendant, de General-Leutnant von Th . . . I., de dat Armeekur kummandiren ded, noch vullup Tid behöll, unsere Bekannschaft tau malen. De Mann kamm sülwst tau uns — sel Graf H . . . is seindag' nich mit keinen Faut bi uns west, hei hett seindag' nich de Kourage hatt, dat Glend antausehn, wat sine Gefühlnungen „mit Gott för König un Vaderland“ anstift hewwen. — Dese Mann kamm also tau uns, un wil dat Gr . . . un ic dicht an de Trepp seten, wiren wi de Irsten, bi de hei vör sprak; hei frog nah Allens: wo wi uns befünnen, wo uns tau Maud' wir, woans wi hollen un behandelt würden, un up all dese Fragen kreg hei ein un de süsswige Antwort: „niderträchtig!“ Un as de Tappen man ißt ut de Tunn treckt was, dunn prust'et dat of bi uns schön herute, un all de Gift un Gall, de de sel Graf in uns upspikert hadd, de kamm tau 'm Börschin. Hei säd nich vel; aewer as wi dorup kemen, dat wi nich mal in den Gottesdeinst gahn dürwten, dunn rögte sicl wat bi em, un hei säd: dat süss wi un dat will hei up sine Kapp nemen; dat Unner müggt aewer so bliwen, bet en nigen Kummendanten instellt wir. Sei sädien dummials, hei hürte unner de Tränen, un wenn hei de Menschlichkeit in unsere Behandlung achter de Frömmigkeit stellte, so will ic den Mann dorüm nich verachten, denn för uns was hei beter as de sel Graf, wat en Weltküken was un die Güter dieser Welt woll tau taxiren verfunning, indem dat hei des Morgens tau 'm Frühstück en ganzen Gauß'braden upet un denn tau sine leive Fru säd: „Mein liebes Kind, eine Gans ist doch ein sonderbarer Vogel, ißt man eine zum Frühstück, so wird man nich fett, ißt man zwei, so verdirst man sich das Mittagbrot.“ — So vertelsten sei sicl wenigstens.

Den Dag dorup fregen wi von den Herrn General-Leutnant Jeder en Gefangbaus un, wat beter was, einen Besäuf von den Divisions-Paster L . . . Dit was en annern Mann, as de Preister, de uns 'ne Homilie up den Waschbaehn lesen will un kein Tid hadd; dese Mann hadd Tid för uns un sett'et dat dörch, dat wi in de Kirch kemen; frisch blot einmal un in de Gesellschaft von velen Schandoren, aewer dit einmal was beter, as süss hunnertmal, un sine Red' klingt mi noch in mine Uhren, un ic will hoffen, dat sei mi bet an min End in 'n Harten klingen ward.

Ict hadd nu all so ungefähr en Jahr in diese Spitzbeuben-Anstalt von Inquisitoriat seten, un dat beten Levenslust, wat sicl noch hen un wenn in dat tausamschräute Mark von de Knaken vörjinnen ded, kunn nich mihr dörch den Jammerkram tau 'm Börschin kamen, as eines Abends in den Februarwoi 1838, wo de Snie vör beiden Dören lagg, un dat buten Stein un Bein frür, de Platzmajur bi uns vör sprak un Lock bi Lock frog, wat sicl nich weck von uns dortau verstahn wullen, sicl den annern Morgen Lock vir up den Wagen tau setten un in Nacht un Küll nah 'ne annen Festung astaureisen. — Wohen? säd hei nich, dürwst hei of nich seggen. — Keiner will. — De Meisten wiren frank, de Unneren hadden bi so 'ne Küll nich recht wat von Tüg up den Liew', un ut all de Wosldahnen, de uns de Herrn Ministers taudacht hadden, wir nicks worden, wenn mi de Snieder nich dunn an den lustigen Dag 'nen nigen Mantel anmieten hadd. Ict aewerlät mi de Sak: en rechten warmen Scheperwohr-di hadd ic, mit mine Gesundheitssünn' gung dat passabel, un im Neuen dacht ic: wat kann dor Grots nacl kamen? En Ossen un en Fäuder Heu möt Einer ut den Weg' gahn. Du büsst nu all up vir, sic Flaeg' west, ball up en gaides, ball up en slichtes, un 't is jo maeglich, dat 't ümschichtig geiht, un slijmer as hic kann 't jo nich kamen.

(Fortsetzung folgt.)

Ostmecklenburgische Heimat



Halbmonatsschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. und 3. Sonntag jedes Monats. — Bezugspreis monatlich 30 Pf. zuzüglich Bestellgeld; für die Abonnenten der „Teterower Zeitung“ gratis. — Erscheinungsort Teterow. — Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malchiner Straße 15, Fernruf 367. — Verantwortlich für den Inhalt: Albert Züller, Teterow. Unter Mitarbeit von Dr. Hans W. Barnewitz, Bülow.

Jahrg. 9

Teterow, 20. September 1936

Nr. 18

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
ROSTOCK

Besuch im Tessiner Heimatmuseum.

Im Jahre 1933 — dem Jahre deutscher Schicksalswende — steht unsere Heimat im Zeichen des „Heimat-treffens aller Mecklenburger“. „Naamt all nah Huus!“ rief die Heimat. War's richtig, daß die Heimat rief? Wir wissen heute, welche Freude dieser Ruf auslöste, wissen um den tiefen Wert jener Tage und Wochen. — Es ist ja eine eigentümliche Eigenschaft des deutschen Menschen, daß er leicht den Blick für das Nächste verliert und sich dem Fernen und Fremden zuwendet. Immer wieder erklangen darum die Mahnungen unserer Dichter und Führer: Löst euch nicht von der Heimat, vergeht sie nicht, versenkt euch in ihre Schönheit, denkt darüber nach, was sie euch gegeben, daß ihr wurzellos im Lebenssturm steht ohne eure Heimat! Denn die Heimat ist ja unsere Segens- und Kraftquelle. Von ihr erhalten wir gleich einem Baume Nahrung und Kraft und Gesundheit. Die Bilder der Heimat füllen unsere Seele. Die Heimat gibt das Erbgut, bildet die Rasse, das Volkstum, formt die Sprache; wahrlich, was wir sind, das verdanken wir unserer Heimat; ohne sie sind wir nicht zu denken. Um so größer die Pflicht, unsere Heimat zu erhalten, sie zu pflegen und zu lieben, sie unseren Kindern zu vererben. Darum immer wieder der Ruf der Heimat!

Und so kamen auch unsere Tessiner Freunde wieder in ihre kleine Stadt im herrlichen Recknitztal, gingen durch die Straßen, fanden den Weg zum Friedhof, schritten durch Wiesen und Wälder und ein heimlich Klingen war in ihnen: Hier war ich Kind! Und sie suchten die „Heimat-ausstellung“ auf: lebhafte und greifbarer wurden die Erinnerungen in diesem Raum. Flachsbreche und Spinnrad, Haubenschachtel und Geldstrumpf, Innungslade und Zinnkrüge, Familien-, Schul- und Stadtbilder zauberten die frühere Zeit herauf, einige vorgeschichtliche Funde lenkten den Blick Jahrtausende zurück. Ein lieber Tessiner, Lehrer Wessel, Parchim, der sich durch die Geschichte der Stadt Tessin sehr um sie verdient gemacht hat, gab die Anregung dazu. Und in der Person eines weiteren Tessiners fand sich der Mann, der mit Heimat und Volkstum aufs innigste verbunden, nun mit großer Liebe, vielem Eifer und Geschick sich dieser Ausstellung widmete. So konnte das Museum im Juli 1933 in Gegenwart der Ver-

treter von Behörde und Partei eröffnet und in die Obhut der Stadt gegeben werden.

Schwierige Raumverhältnisse zwangen zu mehreren Umzügen — die Sammlung wuchs von Tag zu Tag — bis endlich im neuen Rathause, das im vorigen Jahr erbaut wurde, dem Museum schöne, würdige Räume gegeben werden konnten. Hier erst konnte der rührige Leiter des Heimatmuseums seine Pläne verwirklichen: Keine bloße Sammlung von „Altkrümern“, sondern eine lebensvolle, sachlich getrennte Sammlung, in der sich eben das Leben, das tatkräftige Handeln des Menschen der Vergangenheit bis zur Gegenwart zeigt, in der uns der Mensch auf Schritt und Tritt begegnet, wie er gelebt und gearbeitet hat.

So betreten wir denn den schönen Rathausbau und verweilen einen Augenblick in der stimmungsvollen Eingangshalle, in der unserem unvergesslichen Kämpfer „August Brackmann“ eine Gedenktafel gewidmet ist.

Der Aufgang zum Heimatmuseum zeigt dann Bilder, Radierungen, Stiche und Photographien der Stadt und ihrer herrlichen Umgebung.

„Wie erschöpf ich diese Wege,
Wie ergründ ich dieses Tal,
Und die altbetretenen Wege
Röhren neu mich jedesmal!“

Bilder des alten Rathauses, mit Wappen, Fahne usw. leiten dann hinüber in die Vergangenheit.

Wir sind im ersten Raum, der der Vorgeschichte gewidmet ist. „Wie unsere Heimat wurde“, heißt ein kleiner Abschnitt, dessen Darstellungen, Skizzen und Schaustücke zeigen, daß unsere Heimat schon manches wunderliche Erlebnis hinter sich hat. Denn bald lag sie am Grunde eines Weltmeeres, bald glühte über ihr die heiße Wüstenonne, bald trug sie üppig blühenden Urwald, und bald war sie vergraben unter Nacht und Eis. So sehen wir unsere Heimat vor Jahrtausenden und erleben ihre Geschichte.

Einen größeren Raum nimmt dann die eigentliche Vorgeschichte ein. „Die deutsche Geschichte beginnt nicht bei Karl dem Großen, sondern bei den Steinzeitgeräten unserer Ahnen“, lesen wir. Ein Übersichtsblatt zeigt auf, daß unsere Gegend in der Steinzeit reich besiedelt war.

Hier auf den Höhen des wundervollen Recknitztales, namentlich bei Barnewanz und Gnevez, finden wir Hünen- und Hügelgräber in einer Anzahl, wie kaum auf einer Stelle unserer mecklenburgischen Heimat. Allzureichlich sind die Tessiner Funde ja nicht; denn viele waren im Privatbesitz und gingen in andere Sammlungen über, aber sie sind vortrefflich ergänzt durch Stücke aus der Sammlung des Pg. Lohrmann, Prangendorf, der Cammin und Kobrow ausarbeitete.

Die Beile und Axtte, Bohrer und Schaber, Klingen und Dolche, Scherben, Gefäße usw. sind nun nicht tot aneinandergereiht. Hier eine Schäftung durchgeführt, dort ein Bild, wie man mit der Steinart arbeitete oder eine Nachbildung einer steinzeitlichen Säge oder Bohrmaschine zeigen, wie versucht wird, die Dinge viel und möglichst lebendig zu machen. Der Besucher mag auch das Weil in die Hand nehmen, um es praktisch in seiner Wirkung zu erproben. So führen uns diese Gegenstände in die Zeitferne, und wir sehen die Ureinwohner unserer Heimat dahinschreiten und arbeiten, säen und ernten, leben und sterben. Wir bewundern ihre Werkzeuge und die geschickten Hersteller. Die geistige Überhebung schwindet, wir sehen, wie verbildet wir waren, zu glauben, unsere Vorfahren wären Schwachköpfe gewesen, die vielleicht nur die aller-einfachsten Dinge herstellen konnten. Wir werden gehoben in der Selbstachtung und Minderwertigkeitsgefühle, die uns Deutschen ja immer noch anhaften, werden zerstreut.

So schreiten wir durch die Vergangenheit der Heimat über die Wendezzeit zur deutschen Einwanderung und der Stadtwerdung. Stadtpläne aus dem 16., 17., 18. und 19. Jahrhundert zeigen das allmähliche Wachsen des Ortes. Eine hübsche Übersichtstafel bringt die wesentlichen Ereignisse in Erinnerung auf. Die furchtbaren Jahre 1638, Tessin ist tot!, 1728 und 1741, Tessin in Asche! lassen uns die unfähigen Röte und Sorgen der Urväter empfinden. Wir fühlen aber auch etwas von dem starken Selbsterhaltungstrieb unserer Art und „bekommen Antrieb zu neuem gesteigerten Willen zur Erhaltung unseres Volkes, unseres Volkstums und unseres Vaterlandes“.

Die Bedeutung des Handwerks für das innere Leben unserer Stadt erkennen wir an den vielen Stücken, die den zweiten Raum füllen. Schon um 1500 haben wir „im schroder, hacker und becker ampte“ (= im Schneider-, Kaufmanns- und Bäcker-Amte) den durch wirtschaftliche Gründe bedingten Zusammenschluß der Handwerker zu „Aemtern“. Wir sehen Lehrling, Geselle und Meister vor der offenen Lade, bestaunen die alten Schriftstücke, die Amtsrollen, Protokollbücher, betrachten weiter die Zeugen der geselligen Zusammenkünfte: hübsch gesetzte „Röhrchen“, schlank kannen und große Willkomme. Auch in diesem Raum die lebendige Verbindung zur Gegenwart z. B. des Gesellenwanderns vor hundert Jahren. Auf einigen Platten ist der Wanderweg dargestellt, wie der eine hübsch in der Heimat die Runde macht, der andere aber die deutschen Lande um 1830 durchwandert, während ein dritter gar Europa und Übersee aufsucht. Die alte Töpferei mit Mahlgang, Töpferscheibe, Glasurmühle usw. und handwerklichen Erzeugnissen bildet eine hübsche Ecke. So kann auch hier der Handwerker im Museum zeigen, wie die alten Handwerksgeräte praktisch in Gebrauch gehalten wurden. Weiter sind in diesem Raum Meister und Gesellenstücke untergebracht, und an den Wänden hängen die verschiedenen Handwerkszeichen. Ein Eckschrank soll die früher üblichen Gebäck Heidwecken, Hierdsemmel, Swanschen Kaulen usw.) aufnehmen. Alte Innungsfahnen schmücken und beleben den Raum. Ein Spruch faßt noch einmal den Raum zusammen: Ehre, deutsches Volk, und hütte treulich deinen Handwerksstand, als das deutsche Handwerk blühte, blühte auch das deutsche Land!

Der dritte Raum endlich ist der bürgerlichen Wohnkultur gewidmet und, da vorerst noch ein Raum fehlt, mußten auch Gegenstände der Bauernkultur hier untergebracht werden. Die Mitte des Raumes füllt der Webstuhl, der sogenannte „Frugensstuhl“. Um ihn gruppieren sich dann alle Geräte zur Flachsbearbeitung, wie Räpel, Schwingbock, Hechel usw. Auch hier alles zum augenblicklichen Gebrauch bereit. Bei Besichtigungen kann das Spinnrad schnurren und der Webstuhl arbeiten. Immer wieder die Verbundenheit mit dem Ort: Der „Brackeloffen“ stand noch um 1870 gegenüber der Molkerei, Blaudruck wurde noch um 1890 getätig". Der noch freie Platz wird demnächst das Modell eines niedersächsischen Bauernhauses aus der Umgegend erhalten. Schon das Neuziere dieses Hauses zeigt uns, wie die Vorfahren die Wohnstätte im Zeichen der geschnittenen Giebelbretter unter den Schutz höherer Kräfte stellten. Das Haus selbst aber ist uns ja ein Sinnbild echtester Gemeinschaft: Unter einem Dach vereint Mensch und Haustier, Frucht und Gerät; an einem Tisch Bauer und Gesinde, vereint bei Arbeit und Erholung, Freude und Leid teilend! Schon das wenige hier liegende Werkzeug und Hausgerät, das die bürgerliche Familie an langen Winterabenden selbst herstellte, verrät den Sinn für schöne Formen und hübsche Farben. Das einfache Leinen genügt nicht und so werden die manngeschäftigen Muster auf dem Webstuhl eingewebt. Welche Seelentiefe war doch in alles gelegt, was getan und gearbeitet wurde.

Aus Urgroßvätern ist eine Kücheneinrichtung zusammengestellt. Der offene Herd mit Dreifuß, Grapen, Mörser usw., die „Kammburt“ mit altem Töpfer- und Porzellangeschirr und sonstigem Küchengerät machen uns die damalige Wirtschaft wieder lebendig. Eine weitere Ecke läßt uns einen Blick in die alte Wohnstube tun. Neben dem Tisch, der allerlei Schreib- und Familienuntersilien zeigt, hängen Bilder der früheren Geschmacksrichtung und eine besonders wertvolle Uhr. Die erste „Schienlamp“, Pfaffenbrett, Nähtisch, dazu eine heute schon recht einfach anmutende Nähmaschine dürfen nicht fehlen. Bezeichnend für das gemütliche und beschauliche Leben unserer im Biedermeier-Zeitalter lebenden Ahnen sind die vielfachen Arbeiten häuslichen, künstlerischen Fleisches: Stickmusterstücke, die Buchstaben, allerlei Muster und Figuren zu einem hübschen Gesamtbild vereinigen, Ketten und Ringe aus menschlichem Haar geflochten, Gürtel, Taschen, Bänder mit bunten Glasperlen bestickt waren beliebte Geschenkartikel. Erwähnenswert vielleicht auch die Brautschuhe und weiter zwei Trachtenmüthen, die uns so recht das „blank Mübenweder“ andeuten.

Schule und Kirche bilden eine weitere Gruppe. Und hier sind es namentlich die Klassenbilder, die stets das größte Interesse der Besucher erwecken. Aus der alten Apotheke mit dem verschiedensten Gerät erregen die handbemalten Stücke das besondere Interesse. Schließlich ist die alte „Schuttengilde“ mit Waffen, dem dazu gehörenden Hilfsgerät sowie einer kleinen Münzsammlung vereinigt. Zwei Spontons des Regiments von Dohna aus dem siebenjährigen Kriege fassen diese Ecke zu einer Gruppe zusammen.

Lassen wir den Blick nun noch einmal durch den großen Raum schweifen, so wird unser Blick durch die Tür gesellt, und der Tessiner erkennt seine alte, wohl im Stile der Empire gestaltete Rathausstür, die nun hier, vom Architekten äußerst geschickt hineingebaut, keinen würdigeren Platz erhalten konnte.

Dieser kleine Rundgang durch die Heimatstammlung zeigt gewiß, wie man in der kurzen Zeit bemüht war, ein stark heimatgebundenes Museum zu schaffen, das eine würdige Aufstellung der einzelnen Gegenstände und sachlich ge-

tremte Sammlungsgruppen gewährleistet. So ist das Museum ein stiller Werber für sich selbst geworden. Besucher entdecken so manches alte Stück bei sich zu Hause, dessen Wert sie nun erst zu schätzen wissen. Es bedarf wohl kaum noch der Erwähnung, daß das Tessiner Heimatmuseum nur Sachen aus der Stadt und der nächsten Umgebung sammelt, so den Charakter eines Ortsmuseums bewahrt und seine Daseinsberechtigung unter Beweis stellt. Denn aus dem Erlebnis der engeren und engsten Heimat, erwächst das Heimatgefühl, die Grundlage für ein

starkes Nationalgefühl, für die tiefe Liebe zu Volk und Vaterland. „Gerade in der Bereitstellung heimatlichen Anschauungsmaterials aus der Geschichte des heimischen Volksstums, aus Sitte, Tracht, Haussform und Volkskunst erfüllen die Heimatmuseen ihre zeitnotwendige Aufgabe“. Der Einheimische findet hier die Geschichte seiner Heimat anschaulich dargestellt, und der Fremde erhält ein lebendiges Bild der Landschaft. So dürfen auch die Tessiner mit Recht auf ihr Heimatmuseum stolz sein.

Zur Scholle zurück.

Karl Puls-Lanz.

(Fortsetzung.)

Frau Kludaz ist sichtbar erfreut über den unerwarteten Besuch. „Mien Ollsch“, stellt der Schulze vor, „dit is mien Utrieter Jochen Wiedow von dei Butenhauw mit sien Frug.“ „Ut dei Stadi?“ „Ja.“ „Kann 'n sehn an den Bubikopp. Hier is sowat nich Maud' worden. In dei best Stirw is nich inbött, wi blieven in dei Döns. Dewer noch ein Deil: Wann willn Zi wedder föhrn?“ „Mi röppi nix. Billicht ißt morgen. Ich mütt hüt abend noch dei Döplüd tausamenhew.“ „Büst all rutwest nah Dien Land?“ „Ja. Dei Heidhagener fünd nich bang'n.“ „Ich wußt Di 'n nich schriewen. Un von allein wierst jo nich kamen. Ich mein oewer: Recht soll Recht bliewen!“ „Wecker fünd dei Swartbuern?“ „Dien Pächters un Hinnick Buß. Dei hett dei groten Jungs tau Hus, dei soelen Arbeit hew'n.“ „Ah so! Dei Arbeit will ich ehr all gäwen!“ „Woans meinst dat?“ „Sei soelen dorsför mien Brakland upforschten.“ „So ißt recht! Ich hew ehr mal warnt, oewer sei fünd jo kläuler as oll Süd. Dewrigens: Din Hauw is lang'n nich so schlecht, as Du denkst!“ „Namu!“ „Dei Pächters drieben dat mit Künstlichen, um Kurn auften sei — —!“ „Ich günn ehr dat!“ „Dewer Wildschaden hew'n sei oß oft.“ „Dat is ehr eigen Sak.“ „Ich mein nu man, Jochen — woav Gör'n hest Du?“ „Einen Jung.“ „Hett dei kein Lust tau'n Buer?“ „Lust woll sach. Hei mütt man mien Geschäft anfaten.“ „Du hest jo woll 'n Fuhrgeschäft?“ „Dweiunvierzig Tiere.“ „Süh an! Autos oß?“ „Mit dei Stinkwagens hew ich nix in'n Sinn.“ „Wardst Di oewer ümstellen müttten. Ein Auto schafft soval as acht Pierd!“ „Kost oewer oß 'n Barg Geld! Un vör allen: Ich verstah dor nix von. „Müßt noch liern. Uemliern müttin wi all.“ „Dor bün ic bald tau old tau. Un mien Jung — mit sien Lust an dei Pierd — ?“ „Lat Di nich von dei Tied ünnerkriegen, Jochen!“ „Kein Bang'n! Ich bün Herr aller Neuzen! Einzig Geschäft in'n Uri.“ „Ich mein man — “

Am Nahmiddag geht de Schulzenknüppel in Heidhagen rund und ladet alle Pächter der Sandhuse in den Krug. Tau Klock acht stellen sick Wiedow und Kludaz mit ihren Frauen ein, welche beide schon Freundschaft geschlossen haben, ein. Die Gastdöns ist grau von Tabaksrauch. Die Gäste werden etwas schwichtig, als sie Wiedow erkennen. Mit: „'n Abend, Landslüd!“ begrüßt er sie. Ein Gemurmel antwortet uns, von dem Eckstisch her ruft ein Gröhler: „Jochen, läfst oß noch?“ „Ja, Hinnick, Du oß?“ „Is dat Dien Ollsch?“ „Ja.“ „Rottenstierten werden in Heidhagen nich dragen!“ „Ich glöw, Hinnick, In drägen noch mihr Rottenchwänz!“ Der ahnte wohinaus Jochim wollte, und schwieg benutzt. Der Schulze begrüßte die Anwesenden, stellte Jochim Wiedow vor und erteilte ihm das Wort. Jochim räusperte sich und begann:

„Leiven Landslüd! Ich hew'n Amtsbrief krägen, ic soll mien Brakland anplanten laten. Nu bün ic hüt mor-

gen henwest nah mien Hauw' un mütt seggen, dat dei Hälft man mihr brak liggen ded. Dat anner is all siet Jahr un Dag ünner Plaug. Wecker so nett west is un heit dat ahn mien Willen bestellt, dat weit ic tworst nich, oewer dat is all ruttaufliegen. Ich slah vör, dei moegen sic füßen mal messen!“ „Na, Jochen, Du wußt doch woll keinen Strid mit uns malen?“ „Nee, Hinnick Buß, Fuch blot dei Rottenstierten awsnieden!“ „Na, ich bün' west!“ „Woav hest Du?“ „An dörtig Morgen. Uter dat Pachtland.“ „Siet wann?“ „Wat siet acht, wat siet söß, dat lebt siet drei Jahr.“ „So. Un wecker hett füß noch wat ünner Plaug?“ Sechs Mann melden sich. „So, Süd, dat is allerhand. Weitten Zi, wat ic nu will?“ „Doch nich anzeigen?“ „Doch nich anzeigen?“ „Nee, Hinnick, un Geld ol nich hew'n. In'n Gegendeil: Zi soelen dit Jahr gorkein Pacht betahlen!“ „Namu?“ „Dorför planten Zi dat anner hog' Land mit Dännen tau, dei Planten besorgen Zi Fuch up mien Räknung. Jeder aewernimmt soval Land tau Upförfung, as hei heimlich bestellt hett.“ „Denn kriggst oewer noch nich allens tau!“ „Den Rest bringen Zi dei negsten Jahr'n in Bestand för dei Pacht.“ Ein Gemurmel is dei Antwort. „Is dor einer nich mit inverstahn?“ Wieder Gemurmel. „Also is dei Pott awmalt! In'n September kam ic her un seih mi dat an. Wo Planten utgahn fünd, müttin Zi up eigen kosten anner Jahr nachplanten. Inverstahn?“ Übermals Murmeln. „Schön, hett noch einer 'n Wunsch?“ „Ich mügg mit Di allein mal snacken; meldet sich Busse. „In disse Sak?“ „In wat anners.“ „Glick nahher. — So, ich bün flor, Schult.“ Vater Kludaz dankt den Leuten für ihr Erscheinen und schließt die Versammlung.

Nach alter Gewohnheit bleiben die Gäste noch auf ihren Pläcken. „Koloff, ne Dag' Bier för all' up mien Kosten!“ ruft Wiedow. „Bravo Landsmann!“ Buß tritt heran. „'n Abend, Jochen! Ich freu mi doch, dat Du oß Seel — !“ „Fuch mal awiąngt hew nich?“ „Ja, Du, ich hew dei groten Jungs, mit Arbeit wier't schlecht solang'n — .“ „Ich weit, Hinnick, oewer ümmer geiht' nich so!“ „Nee. Ich wußt Di 'n Börsdag maken.“ „Na?“ Busse setzt sich dicht neben ihn und tuschelt ihm heimlich etwas ins Ohr. Wiedow zieht die Schultern. Busse wird eindringlich, erregt. Wiedow schweigt. Immer wieder redet Busse auf ihn ein, bis der Städter sagt: „Schön, Hinnick, ich will mi 't oewerlegen! Binnen acht Dag' hest Du Bescheid!“ Erst gegen Mitternacht geht es heim ins gastliche Schulzenhaus.

Auf der Heimfahrt am nächsten Tag sind Herr und Frau Wiedow zunächst wieder die alleinigen Insassen ihres Abteils. Die Frau ist ganz begeistert von den Heideleuten. „Prächtige Menschen, Achim! Ich bedaure nur, daß ich nicht eher mit ihnen in Verührung kam!“ „Vör allem mit Hinnick Buß, diesem Spitzbuben!“ „Du meinst von wegen der Rattenschwänze? Die Leute sind wohl grob, aber gutmütig und herzlich. Berta hat mich beschworen,

den Herbsturlaub bei ihr zu verleben.“ „Berta und Karl sind ja auch einzigartig! Ich will's Dir nicht abschlagen, aber ganz auf anderer Leute Unkosten leben — als vermögender Städter — !“ „Wenn sie's so haben wollen?“ „Der Bauer liebt das Geld! Wer ihn sich als Freund erhalten will, soll ihn nicht zu oft anzapfen!“ „Wenn wir in den Dorfkrug in Pension gehen würden, dann wäre Berta sicher erzürnt.“ „Ich denke an etwas anderes.“ „Wie denn?“ Heinrich Busse machte mir den Vorschlag, ich möchte mein Gehöft wieder aufbauen — etwas zeitgemäß — dann sollte er es mir mit allem Ackerwerk gegen eine jährliche Pacht abnehmen für seinen zweiten Sohn. Ich hab' mir die Sache in letzter Nacht überlegt — der Plan ist nicht so übel. Geld haben wir genug. Meine Butenhuse bietet die Möglichkeit einer guten Kapital-Anlage. Unser Geschäft geht zwar gut, aber Karl Kludaß hat nicht ganz Unrecht: Die Motorisierung bildet eine Gefahr für unsere Existenz. Ich müßte mich umstellen, ja, aber zu technischen Dingen fehlt mir Geschick und Lust: Der Bauer sieht mir zu tief im Blut. Und unser Junge? Ist dasselbe in Grün! Einer scharfen Auto-Konkurrenz können wir nicht standhalten. Zwar haben wir die Postbeförderung und den Omnibusverkehr nach den beiden Stationen — aber übernächstes Frühjahr läuft der zehnjährige Vertrag mit der Post wieder ab — wer weiß, wie's dann kommen wird!“ „Also Du meinst, der Butenhof soll wieder aufgebaut werden?“ „Ich allein möchte es nicht bestimmen. Das Geschäft ist von Deinem Vater — .“ „Ich habe Heidhagen und seine Bewohner lieb gewonnen, Achim. Mir wäre nichts lieber, ich wollte Dir sogar den Vorschlag machen, wenn Du uns so eine Art Wochenendhaus für den Ferienaufenthalt auf dem Butenhügel erbauen ließest!“ „Kein Wochenendhaus, Achim, ein richtiges, vierstöckiges Bauernhaus mit Scheune und Stallungen. Wenn's darauf ankommt, auch mit Bieh und Fahnris.. Ich möchte bloß wissen, wie Du Dich als Bäuerin vorkommen wirst!“ „Fühle mich ordentlich geliebkost, Achim — — — !“

Die biederer Heidhäger sind seit Wiedows Besuch nicht wieder zur Ruhe gekommen. Fast allwöchentlich gibt es Neues, und immer mehr gibt es zu raten im stillen Heidedorf. „Den heiw ic richtig in'n Arm nahmen,“ seggt eines Abends der alte Busz zu Krüger Roloff, „Stadtluß hew'n oft 'n lütten Ticker, den mütt'n wohnähmen!“ „Wohr iss't? Ich verstah Jochen ok nich!“ „All mien Werk! Heiw ic em all seggt!“ „Dat Gehöft upbugen woll, ja, un dat Inventor anschaffen ok woll, oewer dei Infriedigung von dei ganze Feldmark, von 220 Morgen — dat kost 'n Heidengeld!“ „Hett hei all von mi! Is all för mienens Fritz!“ „Ich weit nich recht hinnick! Disse Eisenstangen in Beton mit zwei Meter hogen Maschendraht dorthüischen — dat kost binal jo ebensoväl as dei ganzen Gebäude!“ „Möt oewer — dat Wild! Sogar dei Kärtickels!“ „Hett hei Di den Hof up Jahren verpacht?“ „Kümmt noch! Kümmt bald. Hei will noch mihr Geld rinräulen. Gornland rajoßen, den Feldweg mit Awtbööm infäten, dei Hauhköppel mit Eisen — hett hei all von mi! Is all för mienens Jung!“ „Wenn 't man nich för sienen is!“ „Dei geiht nich rut ut dei Stadt! Dei kriggt dat grot Geschäft. Dei välen Pierd.“ „Buernblaud tracht irügg nah den Boden!“ „Is kein Buer mihr, is Sadtmensch. Dei Ollsch hett jo Rottenwänz — is kein Buerfrug“ „Willen awtäuwen, Fründ Busz!“ „In'n Harrost will ic den Pachtvertrag dichtmaken. Furts up 25 Jahr. Denn is naug Geld rin nah dei Städ. Den Gorn will hei von'n Gärtner maken laten. Dei fall sien Sommerpark warden. Un dei Olldeitswohnung sien „Wochenend“, as hei dat nennen ded'. Kali un Thoma hett hei mi dissen Frühjahr liefert, Minsch, ic künnt gor nich all up den Boehn dalkriegen! Bloß keinen Stinkstoff. Hei sad, ist müßt Kraft rin nah't Land, ihrer leut sick nix rughalen.

Köpen daa ic of leinen. Dat kann ic ümmer noch. Un dreihundert Zentner Stroh hett hei of liefert. All för mienens Fritz up mienens Vörlag! Stadtluß hew'n jo 'n Ticker.

Was Schulze Kludaß gesagt und Wiedow düster gehakt hatte, das traf ein: Zum 1. April war ihm der Postverkehr gekündigt worden, und zwei Kraftwagen wurden als Autobusse eingestellt. Damit war ihm der feste Verdienst des Pendelverkehrs endgültig genommen. Und nun, am 1. Mai, hat der Maschinenfabrikant Husch zwei Lastautos und einen Möbeltransportwagen eingestellt: ihm die schärfste Konkurrenz. Zwar hängt die Mehrzahl der Geschäftsleute treu an ihm als dem älteren Fuhrmann, aber er merkt doch den Aussfall der Frachten. Außer den zwölf Pferden für den Pendelverkehr sind schon wieder sechs überflüssig geworden und müssen abgeschafft werden. Husch besorgt die Frachten schneller als er und hat genügend Arbeit, ja heute morgen erzählte ihm Kaufmann Basow, Husch hätte schon das dritte Auto gekauft! Sein Junge ist Ostern konfirmiert und sollte Chauffeur lernen, will aber nicht. Will entweder Fuhrmann oder Bauer werden. Sein Herz hängt am Bieh. Was soll er als Vater dabei machen? Den Jungen in einen Beruf hineinzwingen? Dann würde er aus der Lehre laufen oder zum mindesten es zu nichts vernünftig bringen. Jeder Mensch ist zu seinem Beruf geboren. Darum hat er, Vater Wiedow, den Sohn am 1. Mai zu Bauer Buhnke in Beckerow in Stellung gegeben als „jungen Mann“, oder, offen ausgedrückt, als Knecht. Er soll das Bauern praktisch erlernen.

Anfangs August. Frau Doris Busz sitzt in der Wohntüche und schält Kartoffeln. Ihr Mann ist mit den drei Jungen auf der Butenhuse und bringt den letzten Roggen unters Dach. Heute abend noch soll daselbst der Hafer- schlack angemäht und morgen mit der hochmodernen Maschine abgerästelt werden. So 'ne Maschine ist doch ein verdeckeltes Dings: Die zwei Pferde ziehen bloß die Last; das Getriebe läuft durch den kleinen Motor auf dem Maschinenwagen! Im ganzen Umkreis ist dies die erste Maschine dieser Art! Und sie, Biedner Bussen im entlegenen Heidhagen, haben sie in Gebrauch! Ja, man muß es nur verstehen! — Es pocht an die Tür. „Herein!“ „N Morgen, 'n Brief.“ Hastig nimmt die Frau ihn an sich und bricht den Umschlag. Von Frau Wiedow. Und also schreibt sie:

Liebe Frau Busse!

Da etwas Flaute im Geschäft ist, komme ich in diesen Sommer schon etwas eher in Sommerfrische: Am 6. d. M. treffe ich morgens um neun Uhr in Luckow ein. Wegen meines Gepäcks bitte ich, mich per Wagen abholen zu lassen. Ich gedenke, bis Mitte September bei Ihnen zu bleiben, möchte aber kein unnützer Esser sein, sondern Ihnen auf jede Art behülflich werden. Vielleicht zeigen Sie mir, wie das Mellen gemacht wird. Auch im Korn- und Heuladen, im Garbenbinden usw. möchte ich mich versuchen. Ich denke, Sie werden mit mir zufrieden sein.

Mit treuem Gruß!

Ihre Frau Wiedow.

„Denn man tau! Becker utnuht warden will, fall 't all hew'n!“ sagt Mutter Busse und griffslacht in sich hinein. Sie weiß es wohl, daß sie von den Dienstboten gemieden wird, weil die Leute ihr niemals genug Arbeit leisten. Daß sie als „Drachen“ verschrien ist wegen ihres losen Mundwerks. Daß die Leute sie „Nabaster“ nennen, die forscht zapft und ihren Kram gut versteht. Und nun bietet sich so'n Stadtmensch von selber an! „Dewer sinnig,“ spottisiert die Alte, „arbeiten laten, ja, oewer mihr noch blechen laten! Wat sei för den Butenhof springen lett, kümmt mienens Jung taugaud. Denn kann hei in'n November sien Liesbeth heiraten. Dat beste is, ic treck disse Monate nah'n

Butenhof hen — lat dei Ollsch man dei grot Woehnung utmöbeliern, denn Liesbeth kann nich väl mitbringen! — denn kann ic ollig mit ehr warm warden un ehr bät up dat Hemd uittrecken! Liesbeth kann solang'n nah dei Bändnerie herkamen. In ehrn Hüslerkaten is sei oewerflüssig."

Nun geht alles nach Wunsch. Frau Busse ist „gern“ bereit, „aus Liebe zu Sie“ Frau Wiedow anzuleiten, aber sie möchte gern immer um sie sein, „damit es Sie gut bei mich gefallen tut!“ „Das ist ja sehr, sehr lieb von Ihnen, Frau Busse! Vielleicht kann ich Ihnen auch mal einen kleinen Dienst erweisen?“ „Ach, wenn's das man is — ich muß ja bei Sie da buten slafen, aber in mein Bett ahlt sich die Liesbeth, was meine Swiegertochter werden will, können Sie nich bißen von Möbel und Bettwerks reinstellen in die große Wohnung? Das soll ja gern bei die Stelle bleiben, aber da is ja nix —.“ „Aber gern, Frau Busse! Eiche, massiv, poliert — ich werde es heute noch bestellen. Kann Ihr Sohn mich wohl zur Stadt fahren?“ So wird die Wohnung mit ergebundenen, massiven Bauernmöbeln ausstaffiert. Nur die Nebenräume über der Wohnung im Dachgeschoß bleiben leer. Beim Melsen, Buttern, Laden, Binden, Heuen usw. zeigt Frau Wiedow sich sehr geschickt, und immer wieder lobt Frau Busse: „Wie Sie das anstreben tut! As wie 'ne Bauerfrau!“ „Frau Busse, sprechen Sie doch bitte plattdeutsch mit mir! Ich möchte es auch erlernen!“ „Nee, Sie zu Ehren snacke ich hochdeutsch. Merken Sie das nicht?“ — Und sie ist auf dem Draht, die Alte: Der Garten ist wie geleckt. Wo noch etwas fehlt, muß Frau Wiedow es kaufen. Die Zimmer werden gewienert. Das Vieh erhält Kraftfutter und Hafer extra zu der Weidekost; die Pferde sind rippenblank, und drei tragende Jungfrauen westfälischen Schlages sowie einen Eber muß der Gast noch extra bewilligen. Ebenso eine eingetragene Starke. Mitte September trifft ihr Mann ein, um sie heimzuholen, aber einige Tage will auch er sich beurlauben. Will bei der Einbringung der Wintersaat behülflich sein und

die Funktion der neuen Drillmaschine ansehen. Dabei wird es Oktober:

Da, der letzte Roggen ist eingedrillt, kommt am dritten Oktober der Junge Fritz Busse zu Joachim Wiedow: Ob er ihn mal sprechen könne? — Ja, man zu. — Nee, drinnen in der Stube. — Auch das. Was denn los sei? — Von wegen des Pachtvertrages. Er, Fritz Busse, wolle den Butenhof pachten. Möglichst gleich auf zwanzig Jahre oder noch länger. — „Dat glöw ic Di, mien Jung. In Ordnung is hei. Wat wollt Du denn woll gäwen?“ „Wat wollen Sei hew'n?“ „Wat lannst Du gäven? Segg, wat dachst Du woll?“ „Achthunnert Mark.“ „Dat glöw ic di, Fritz. Dewer hür mal: Ich hew dei Gebügde upstellt. Dei hew'n mi 65 000 Mark kost. Ich hew den Tun makt. Dei kost 15 000 Mark. Dat Inventor räken ic blot — 3 Pierd, 8 Melkfäh, 6 Kopp Jungveih, 4 Soegen, 1 Aewer, 40 Häuhner, 8 Gäus' 6 Schap, all dei Maschinen — 20 000 Mt.; dat maken tausamen 100 000 Mark. Disse würden sic im Geschäft mit 8 Prozent, bi jede Bank mit 4 Prozent verzinjen, also bröchten sei ümmer 4000 Mark. Kannst Du dat gäven, Fritz?“ „Nee. Dat bringt dei Städ nich in.“ „Je, fühst Du! Ich heww dat wüxt. Dorüm heww ic mien Geschäft verköfft — mien Jung hadd dor nich Lust tau — un will nu wedder Buer spälen. Dösch Dien Kurn man aw bet tau'n 15. Oktober; dei fetten Swien un Kälver hürn Di, dat anner bliwvit up dei Städ. Wenn Du dat oewer leiver wiss, denn gäw ic Di 2000 Mark för dei Invinnung, un dat Kurn is mien. So, nu weißt Du Bescheid. Nu gah man nah Hus un verdütsch dien Dellen dat ol.“ Eine kleine Stunde später kommt Vater Busse selbst zum Buten-Bauer: „Zochen, wat spälst Du mi förn Streich! Ich denk, ich hew den Hof in Pacht!“ „Du wässt em pachten, Hinnick! Dewer nu will ic nich mihr! Nie mal, mien Trug hett ehr Rottenswätz' wassen laten un Di hew ic 't awsnäden. So sünd wi beiden quitt.“

Karl Heinrich von Welzien.

Ein Lebensbild aus der Zeit des 30jährigen Krieges.

Versaßt in seinem 80. Lebensjahr von General von Welzien, dem langjährigen Kommandeur der Mecklenburgischen Landesgendarmerie, geb. 1843, gest. 1931.

(Fortsetzung.)

Von Satow rückten wir nach Neukloster, wo ich mit meinen Leuten in den Gebäuden des alten Klosters unterkommen fand und von dort nach Hohen-Bicheln an der Nordspitze des Schweriner Sees, wo sich ein höheres schwedisches Lager befand. Wir standen dort in Reserve für die eigentliche Wismarsche Belagerungsarmee, die die Stadt völlig eingeschlossen hatte und jede Zufuhr abschnitt.

Unser Lager lag am See, dessen weite Wasserfläche bei Sonnenschein und Mond zu uns hinüberglänzte. Einige Tage nach unserem Eintreffen erhielt ich den Befehl, drei Mühlen um Wismar abzubrennen, welche sich noch in der Gewalt der Kaiserlichen befanden, eine andere Abteilung, die der Rittmeister von Bülow führte, sollte drei andere Mühlen vernichten, wir machten uns bei der Dunkelheit auf und, da die Einwohner uns führten, so erreichten wir unbekämpft vom Feind unsern Zweck, so daß die Not in Wismar immer mehr um sich griff.

Die Kaiserlichen machten Mitte September einen größeren Ausfall aus Wismar, um sich etwas Lust zu verschaffen und sich mit Nahrung für Mensch und Vieh zu versorgen. Da unsere Vortruppen wichen, so wurde mein Regiment mit andern zur Hilfe gesandt, aber die Kaiserlichen

waren zu stark, wir wurden zerstreut, und uns mehrere Gefangene abgenommen, darunter leider auch der Rittmeister von Bülow. Ich erhielt die Führung der Reiterkompanie. Der General beschloß, am andern Tage die Schlappe wieder gutzumachen und befahl uns einen erneuten Angriff mit frisch herangezogenen Truppen, die Kaiserlichen wurden nun völlig geschlagen und fast gänzlich vernichtet, soweit sie an dem Ausfall beteiligt waren. Leider konnten wir die Gefangenen vom Tage vorher nicht befreien, ich wollte aber alles versuchen, um meinen Rittmeister wieder zu erlangen und so machte ich gegen Abend nochmals einen Angriff gegen die mit den Gefangenen eiligt nach Wismar zurückgehenden Wallensteinen, dies wurde mir zum Verderben. Wie ich auf die Feinde einhielt, erhielt ich aus nächster Nähe einen Schuß, der mein linkes Bein zerschmetterte, und auch mein Pferd wurde getötet, die Feinde zogen nun unbehindert ab, mein treuer Georg hob mich auf sein Pferd, und brachte mich so zu den Meinigen, spät in der Nacht erreichten wir das Lager bei Hohen-Bicheln.

Am andern Morgen kam der Feldscheer, er erklärte, er müsse das Bein abnehmen, sonst würde es brandig und ich müsse sterben. Ich erklärte aber bestimmt, daß ich diese

Aufnahme des Beines nicht wolle. Georg brachte mich nun aus der schlechten Luft des Lazarets, welches in einer Scheune eingerichtet war, in ein Bauernhaus nach Hohen-Wicheln, reinigte und verband mit Hilfe einer alten Bauernfrau nach Möglichkeit meine Wunde und sie legten mir eine Holzschiene an, da sich der Feldscheer nicht mehr um mich kümmern wollte.

Da lag ich nun tagelang in hohem Fieber und ohne Bewußtsein, eines Morgens weckte mich eine bekannte Stimme, in einem lichten Augenblick sah ich, daß mein Vater an meinem Lager stand, Georg hatte es in seiner Sorge und Angst um mich fertig gebracht, Nachricht nach Benthen gelangen zu lassen, darauf war mein Vater sofort zu mir geeilt.

Mein Vater beschloß, mich nach Benthen zu überführen in die sorgsame Pflege meiner Mutter, die schon einmal mein Leben gerettet hatte, er überredete den Bauer, in dessen Haus ich lag, sein Fuhrwerk zu dieser Fahrt zu geben, der Bauer tat es sehr ungern, die Landstraßen, besonders hinter der Armee waren unsicher, er gab aber dem Bitten meines Vaters nach und sah es auch als eine Erleichterung für sich und seine Frau an, wenn der schwerkrank Offizier aus seinem Haus fortgebracht würde.

Im ersten Morgen grauen des nächsten Tages begann die Reise. Ich lag in Stroh gebettet, mein Vater ritt neben dem Wagen, Georg saß beim Bauer, der selbst fuhr. Die Fahrt ging über Brüel, Sternberg und sollte möglichst weit noch an dem Tage fortgesetzt werden, aber die von den Fuhrwerken des Heeres tief ausgesfahrenen Wege und viel unbrauchbar gewordenes Heeresgerät, gefallene Pferde, Nachschub an Mannschaften, Viehherden und sonstige Nahrungsmittel fürs Heer, niedergebrannte und verlassene Dörfer und andere Hindernisse ließen die Fahrt zeitweise nur sehr langsam vor sich gehen.

Durch das Rütteln und Stoßen auf dem Wagen litt ich furchtbare Schmerzen und mein Fieber erreichte eine bedenkliche Höhe. Wie wir am Nachmittag in Sternberg eintrafen, war mein Zustand derartig schlimm geworden, in meinem rasenden Fieber war ich nur mit größter Anstrengung daran zu hindern, vom Wagen zu springen, daß mein Vater einsah, wir könnten jetzt nicht weiter fahren. Wenn ich Benthen lebend erreichen sollte, müßte die Fahrt auf 2 Tage unterbrochen werden, aber wo solange mit mirbleiben? Wir fragten bei den nächsten etwas größerer Häusern in der Stadt an, aber vergeblich und immer wieder vergeblich, bald hieß es, „Wir haben keinen Platz“ oder: „Wir haben selbst einen Kranken im Hause“ oder: Eine solche Last können wir uns nicht ausladen, wir haben schon so viel gelitten“ und dergl. mehr. — So waren wir wohl schon eine Stunde und länger umhergeirrt, da trafen wir zufällig auf das Haus des Bürgermeisters, der lehnte zwar auch mit einiger Verlegenheit meine Aufnahme ab, riet aber meinem Vater, es bei den Pressentins auf deren Ritterbesitz zu versuchen.

Mein Vater hatte hieran auch schon gedacht, er war sogar mit Euno Helmuth von Pressentin, der dort wohnte, verwandt, hatte aber bisher den Gedanken verworfen, weil dessen Ehefrau Elisabeth die Schwester von Emerentia von Wopersnow war, und in seiner Not griff er doch zu diesem letzten Auskunftsmitteil, ohne viel Hoffnung zu haben, daß es glücken würde. — Am Ritterbesitz angekommen, erschien Euno und fragte, wie er meinen Vater erkannte: „Kum, Joachim, was willst du bei mir?“

„Bester, um Christi Barmherzigkeit willen, nimm meinen armen Jungen, dem vor Wismar das Bein zerschmettert wurde, einige Tage bei dir auf, wir können nicht weiter, er stirbt sonst unterwegs.“ Pressentin schwankte sichtlich, die Sache war ihm nicht angenehm, da trat ein junges Mädchen aus dem Hause und sagte: „Aber Onkel, wir

können doch nicht den armen Verwundeten auf der Landstraße sterben lassen, das geht doch nicht. Er hat doch auch Emerentia vor der Plünderung bewahrt! Ich lauf zu Elisabeth und bespreche es mit ihr.“

Nun erschien auch die Hausfrau und nach einem Bögen stimmte sie zu, mich bei sich aufzunehmen, bis ich weiter reisen könnte. Mit vereinten Kräften brachten sie mich ins Haus auf ein Lager, es wurde ein Arzt geholt, der ein Beruhigungsmittel gab, meine Wunde, die stark eiterte, untersuchte und mir einen regelrechten Verband anlegte. Ich verfiel nun in einen totenähnlichen Zustand vor Erschöpfung und Bewußtlosigkeit, wie ich daraus nach einigen Tagen erwachte, saß Georg bei mir und erzählte mir, da ich verwundert fragte: „Wo bin ich und wie komme ich hierher?“ den ganzen Hergang meiner Überführung, von dem ich nichts ahnte.

Mein Vater war wieder nach Benthen zurückgekehrt, das er nicht solange verlassen konnte, und wollte auch dort für mein Eintreffen die erforderlichen Auslasten treffen. Ich erklärte nun dem Bester Pressentin, ich danke ihm sehr für seine Freundlichkeit, aber ich wollte ihn nicht länger belästigen, Georg sollte mich nach Benthen bringen, aber der Arzt — es war inzwischen auch rauhes Herbstwetter geworden, Stürme und Regen hatten eingesetzt — erklärte bestimmt, die Weiterfahrt würde auch jetzt noch mein Leben in Gefahr bringen.

Wie wir hierüber noch verhandelten, und ich eigenständig auf meinen Willen bestand, es war mir ein so niederrückendes Gefühl, die Gastfreundschaft von der Schwester meiner früheren Braut anzunehmen, erschien wieder das junge Mädchen — es war Johanna von Bischwang, eine Nichte des Euno Helmuth von Pressentin — und redete mir mit so freundlichen Worten zu, daß ich meine Bedenken aufgab und um weiteres Verbleiben auf dem Ritterbesitz bat. Es war für mich die Rettung, denn ich lag den ganzen Winter hilflos im Bett, Fieber und starke Schmerzen kehrten immer wieder zurück und zehrten meine Kräfte auf. Leider mußte Georg, der noch im schwedischen Sold stand, mich bald verlassen, da übernahm Johanna hauptsächlich meine Pflege und ich stand mich sehr gut dabei, ihre weichen kleinen Hände konnten so sind und sanft pflegen, wo sie ging und stand, verbreitete sie Sonnenschein und Frohsinn um sich, nie ließ sie den Mut sinken, Tag und Nacht erlahmte sie in ihrem Bienenfleiß, mit dem sie auch der Hausfrau eifrig zur Seite stand, nicht einen Augenblick, trotzdem sie nur mittelgroß und von zierlicher Gestalt, hatte sie große Kraft, wenn sie mit ihrem reichen, braunen Haar und ihren freundlichen braunen Augen an mein Schmerzenslager trat, dann fühlte ich schon Erleichterung und das Leben erschien nicht mehr so entsetzlich trübe. Es war nämlich zu meinem körperlichen Leiden und Schmerzen in diesem Winter noch ein tiefer, tiefer Kummer hinzugekommen. Durch den Krieg waren alle Verbindungen unterbrochen, so hatte ich von meinen Eltern lange keine Nachricht, da schrieb im Januar des Jahres 1632 mein Vater:

„Lieber Sohn! Ich muß Dir die traurige Mitteilung machen, daß deine liebe Mutter Anfang Oktober an der Pest gestorben ist, die furchtbare Krankheit wurde von Lübz hierher eingeschleppt, eine junge Dirne, deren Liebster aus Lübz sie besucht hatte, wurde zuerst befallen, kein Mensch wollte sich ihrer annehmen, da pflegte deine liebe Mutter sie, nach drei Tagen waren beide tot, deine Mutter hat furchterliche Schmerzen aushalten müssen. Nach ihrem Tode flohen alle unsere Leute, nur die alte Sophie, du weißt, die dich damals auch mit pflegte, ist bei mir geblieben und am dritten Tage kam der alte Knecht Christian zurück, er hatte nirgends ein Unterkommen gefunden, mit diesen beiden alten Leuten versuchte ich nun die Wirtschaft

weiter zu führen. Ich bin sehr unglücklich und einsam, deine Schwester kommt in nächster Zeit zu mir, wird aber wohl nicht lange bleiben, die Herzogin Sophie will sie für ihre kleine Enkelin nach Schwerin als Hofmeisterin haben und das kann sie nicht abschlagen.

Nun muß ich dir noch mitteilen, daß deine Mutter heute am 4. Januar noch nicht begraben ist, kein Mensch will Pestleichen bestatten.

Meine liebe, gütige Mutter! Mein armer verlassener Vater! Und ich konnte ihm nicht zur Seite stehen! Da wurde ich an dem Walten eines gerechten Gottes irre. Ich wäre völlig in Verzweiflung geraten, wenn nicht Johanna nun mit meiner körperlichen Pflege auch die Pflege meines Gemütszustandes übernommen hätte. Sie gewann dadurch einen solchen Einfluß auf mich, da ich mir ein Leben ohne Johanna nicht mehr denken konnte, aber ich wagte nicht, einen solchen Gedanken ihr gegenüber zu äußern. Ein armer Mann, vielleicht ein Krüppel, was haite der zu bieten?

So verging langsam der Winter, vom Vater hörte ich nichts mehr, und der Frühling zog, trotz allen Elends und Jammers bei den Menschen, strahlend ins Land.

Ich durfte endlich das Bett verlassen, aber wie? An Krücken, ich war ein Krüppel! Meinen Dienst im schwedischen Heer mußte ich aufgeben. Mit der größten Geduld und Freundlichkeit stand Johanna mir bei, sie führte mich ins Freie, damit die schöne Lust meine vom langen Liegen und Fieber so sehr gesunkenen Körperkräfte wieder heben sollte. Langsam, sehr langsam besserte sich dadurch mein Zustand. Als meine Gesundheit sich hob, konnte ich nach Monaten zu meiner großen Freude die eine Krücke fortlassen, später auch die zweite, und dann mit Hülfe eines Stockes wieder mühsam eine kleine Strecke gehen, auch versuchte ich zu reiten, was, allerdings nur mit großen Schmerzen, gelang auf kleine Strecken. Leider brach meine Wunde öfter wieder auf, es eiterten Knochenstücke heraus, das gab böse Rückschläge.

Nachdem zunächst im Frühjahr schönes Wetter war, wurde es dann wieder kalt und regnerisch, da kam mir zuerst der Gedanke, zu meinem Zeitvertreib die Geschichte meines Lebens niederzuschreiben. So ward es Sommer, ich war schon fast 10 Monate auf dem Ritterstuhl, so sehr ich anfangs gedrängt hatte, fortzugehen, so schwer wurde mir jetzt der Entschluß dazu, aber länger als durchaus erforderlich, durfte ich doch die Gastfreundschaft der Pressentins nicht in Anspruch nehmen, auch wollten sie zur Ernte nach Woitendorf, das ihnen auch gehörte. Auch mußte ich, nachdem ich nun wieder etwas leistungsfähiger war, daran denken, zu meinem verlassenen Vater zurückzukehren, ob meine Schwester jetzt bei ihm war, hatte ich nicht in Erfahrung gebracht. So kam der Tag der Abreise, mir wurde der Abschied von Johanna bitterschwer und ich merkte deutlich, daß sie auch darunter litt, wie gerne hätte ich gesprochen und versucht, sie fest an mich zu binden, aber es gelang mir an Mut und Selbstvertrauen, meine Lebenslage war zu verworren und unsicher.

Wie würde ich Benthen vorfinden? War meine Schwester mit ihren Kindern noch dort, und wenn sie blieb, wir könnten doch nicht sämlich in dem kleinen Haus wohnen

und uns auf dem kleinen Gute ernähren. Geld, um Weisn einzulösen, hatte ich nicht erworben, die nicht sehr erheblichen Beuteteile waren durch Arzt, Medizin usw. aufgezehrt worden.

In letzter Stunde hatte das Ehepaar Pressentin uns allein gelassen, auch sie nahmen wohl an, daß ein entscheidendes Wort zwischen uns fallen werde. Ich dankte Johanna mit Tränen in den Augen für alle Sorge. „Johanna, ich hoffe sicher, wir sehen uns wieder.“

„Carl Heinrich, daß ist auch meine große Hoffnung“, antwortet sie.

Mit diesem Trost zog ich nun einsam meine Straße, für mein letztes Geld hatte ich mir ein Pferd gekauft für mein in der Schlacht erschossenes.

5. Heimkehr.

Mehrere Jahre fehlten mir Zeit und Lust, meine Lebenserinnerungen weiter niederzuschreiben, jetzt 5 Jahre später will ich diese liebe Beschäftigung forsetzen und aufzeichnen, was ich inzwischen erlebt habe.

Wie ich im Sommer des Jahres 1633 hierher zurückkehrte, fand ich Vater und Schwester zwar gesund hier vor, auch die Mutter war inzwischen bestattet, aber wie öde und einsam war das Haus ohne sie und wie fehlte sie mir, um ihren Rat über Johanna und meine Zukunft erbitten zu können. Die Wirtschaft war in der traurigsten Verfassung, von Pferden und Vieh war nur wenig vorhanden, daß andere hatten Soldaten geraubt, kaum das Nötige war bestellt, der Rest diente als Weide für einige Schafe.

Soweit es meine immer noch schwachen Kräfte und mein lamhes Bein gestatteten, half ich nun wieder Ordnung zu schaffen, leider fehlte es Vater an Geld und leihen konnte er nichts mehr, dazu war das Gut schon zu überschuldet, der Krieg hatte Vater immer mehr zu neuen Anleihen gezwungen. Wir quälten uns nun soeben weiter, so gut oder schlecht es ging, arbeiteten mit auf dem Felde, und in Haus und Hof und schränkten uns in jeder Richtung ein.

Im Frühjahr 1634 erhielt meine Schwester ein Schreiben, aus dem sie uns mitteilte, daß jetzt der Vertrag mit dem Schweriner Hof abgeschlossen sei und sie in einigen Wochen dorthin als Hofmeisterin übersiedeln werde.

Nun fehlte uns die Haushfrau, da sprach ich mit meinem Vater über meine Liebe zu Johanna Bischwang, die treu und ungeschwächt in meinem Herzen fortgelebt hatte. Mein Vater hatte keine Bedenken gegen meine Heirat mit Johanna, er kannte den Vater und seine guten Vermögensverhältnisse und hoffte wieder mit Hilfe der Mitgift könne Weisn wieder eingelöst werden.

So hoffnungsvoll in dieser Hinsicht war ich aber nicht, ich war froh, wenn es mir gelang, unseren Anteil Benthen von seinen drückenden Schulden zu lösen. Wir batzen dann die Cousine Anna unter der Hand beim Vater und bei Johanna anzufragen, ob sie einer Werbung von mir keine Bedenken entgegenstellen würden. Da die Antwort zustimmend lautete, so reiste ich darauf nach Körchow wo die Bischwangs wohnten, und brachte meine Werbung an:

(Fortsetzung folgt.)

Alt mine Festungstied.

Fritz Reuter.

(Fortsetzung.)

Ich säd also tau den Blazmajur, ich för min Part wir parat, un hei meinte jo, wenn wi man noch Einen dortau hadden, denn kunn de Reis' losgahn, un dese Eine funn sic denn ol. — Min oll Fründ, de Kaptein, dacht ebenso as

ich, un denn hadd hei ol 'ne Mantel un tworsten ein mit saeben Stockwerk ümmer ein aewer 't anner; sei sach man gris ut, un ol dese Farw' was all en beten verschaten, aewer Fedverein kunn 't ehr ansehn, dat sei unner 'ne unschönliche Butensid en wolwäätig Gemäut hadd, un dat

sei in ehren langen Leven an ehre velen Herrn vel Schutz un vel Warmis veraffolgt hadd. Up dese olle Fründin verset sich de Kaptein, um den annern morgen Klock vir seten wi tausam up den Wagen um führten mit zwei Schandoren in den kollen Wintermorgen herin. Wohen? Dat wüxt blot de leiw' Gott un de allmächtige Ministerial-Kumischon.

Hewwo ic nu eben de Mantel beschrewen, denn möt ic doch of woll en por Würd von den Kirl seggen, de dorinne satt. — De Kapteihn — eigentlich heit hei anners — verdeinte sinen Namen mit Recht, un wat sin militärisches Ufseih abedrapen ded, so hadd hei eigentlich „Oberst“ näamt warden müst, blot dat hei bi de slichte Kost, de wi kregen, sicht nich de paßliche Bülligkeit von so 'n Regimentskummandör up de Ruppen schaffen kunn. Hei was man hellischen drög; aewer schadt em nich, süsswist bi dese wenigen Mittel wüste hei dat Militärische, wat in em satt, so heruite tau kihren, dat de Schildwachen, wenn hei in sinen grisen Mantäng un 'ne olle Soldatenmüst spazieren gung, ümmer nich recht wüsten, jüllen sei 't Ge-wehr antreden, oder nich. Sei hadden 't dahn, sei hadden 't, der Deuvel hal! dahn, wenn hei sinen gelen Smurrbort noch hatt hadd, de em in gauden Tiden, as hei tau Hall as Jüselir sin Jahr afdeinte, ünner de Näs' das hung; aewer den hadd em de sel General Graf H... asscheren laten, nich up Staatskosten, ne! up sine eigenen, grad as uns Lewrigen All. Denn de sel Graf dachteso: kannst du de entfamten Bengels nich an Kopp un Kragen kamen, fast du tau 'm wenigsten mit den Bort vörleiw nemen, un so was denn nu tau de annern Schererienok noch de Bortschererie kamen; aewer man zwei mal up de Woch, weswegen wi siw Dag' up de Woch as de Stachelswin' herümlopen müstzen. Keiner von uns argerte sic! aewer dese Schurigeli düller as min Kaptein, wi Annern verläuren man blot en beten imbedündes Studentenbortwarks un müstzen allerdings dortau noch de Kostnen dragen; aewer hei verfür einen vollständig in einjährigen Friwilligen-Deinst utgebildeten Militär-Bort, un dat will en ganz Stück mihr seggen. Hei smet also tau sinen natürlichen Gefangen-Haß noch en separaten Militär-Haß up den General un säd, achtteihnhunnert drütteihnhunnert vele Lüd' in de Grabens 'rümmer seten, un wat hei noch süs wider för unbedachtsame Anspelungen vörbröchte. Un as hei mal en Breif von de Kummandantur kreg mit de Upschrift: An den Demagogen Sch..., Dunn kreg hei den Ossen bi 't Hürn tau saten un schrew an den Herrn Kummandanten: hei verbed' sic! dat; „Demagog“ wir en Schimpwurt, un dat wull hei nich för sin Bull hewwen. Un de General schrew em wedder hei wir en „Demagog“, un hei würd em ümmer so nennen; un de Kaptein antwurt' em wedder: hei wir kein Demagog, un de General schrew tau-rügg: hei wir doch en Demagog, un so schreven sei sicl 'ne Hand voll Breiw' mit allerlei Andüdungen un Upklärungen, de Kaptein noch uteerdem mit Spizen, un de General mit Grownwheiten, bet des' tauulezt' sicl de ganze Schriweri verbed. Dunn gung min oll gaud Kapteih an sinen Kussert un halt en tausamgewickeltes Poppir heruite un läd dat up den Disch un sett' sicl dorvör un folgt dat utenanner un sek lang' dat an, wat dorinne wickelt was, bet de hellen Thranen em in de Ogen stünnen un herinne föllen in den Bort, denn sin Friwilligen-Militär-Bort was in dat Poppir wickelt un lagg vör em up den Disch, un hei hadd troz sine Kriegsdeinsten ein hellisch rührsam Hart behollen. Un ut Rührsamkeit aewer den Verlust von den horigen Fründ, den hei in betern Tiden, wenn of nich an't Hart, doch unner de Näs' dragen hadd, kann hei in helle Wut aewer de Rüdertracht, de em irst in Schaden von wegen den Bort, un Dunn in Schimp von wegen den Demagogen bröcht hadd, un hei swur en sworen Eid, hei wull jede Ge-

legenheit benuhen un all sin Kraft tausam nemen, dat hei mitdewil wedder wat unner de Näs' un de Herr General wat in de Näs' kreg'. Dat Irste gung nu nich so up en Slump, so 'n Bort wull Tid hewwen tau wassen, vörnemlich up so 'n jung' Rad'land, un wenn hei of mal einen Balbirdag 'ne lütte Schonung glücklich dörchbröcht, dat negste Mal müst sei doch wedder reglementsmäßig fallen, un hei kunn nich dorför sorgen, dat sin Näs' wedder unnerwärts mit militärische Ihren ümgewen würd, hei müst mit den zweiten Deil von sinen Swur begnügen, nemlich dat den Herrn General sin Näs' ehr Recht geschach. Hei sett' sicl also hen un schrew en dicken Breif an dat Kammergericht un schicte sinen ganzen schriftlichen Schornüzel mit den Herrn General mit in un verlangte stats „Demago“ den Titel, de em von Rechtswegen taukamm. Richtig! hei sett' sicl also dat dörch, den Herrn General würd von babenwärts 'ne lütte nüdliche Pris' in de Näs' rewen, un min gaud Kaptein kamm dat negste Mal up den Hof sprung'n un höll in grote Freuden en Breif von den Herrn General in de Höcht, worin de em schrew, von jetzt an würd hei sine Breiw' nich mihr an den Herrn Demagogen Sch... adressiren, sümern an, den Herrn politischen Verbrecher Sch..., wat ogenschönlich en groten Unnerscheid is, denn en politischen Verbreker is vel mihr, as en gewöhnlichen Demagog'. — De Kaptein hadd 't dörchsett', nich allein för sicl, ne, of för uns, un wi freu'ten uns denn führ tau desen langen Titel un bedankten uns bi den Kaptein un höllen en langen Rat, wat wi nich dorüm inkamen wullen, dat sei uns of noch den Titel „geheime politische Verbrecher“ verstatten wullen, wil dat wi doch nu of all Johre lang in 't Geheime seten; dor würd aewer nihs mihr ut, denn de Herr General sturw glik nahher.

Dit hadd de Kaptein richtig dörchsett', aewer sinen Militär-Bort sett' sicl nich dörch, un dit was eigentlich de Grund, weswegen hei sicl versetzen let. Dat Alma in M... säd sine Bort-Constitution nich tau.

Ut dese lütte Vertellung kann Einer ungefähr utnehmen, wat för 'ne Ort Mensch min oll Kaptein eigentlich was. Von butroennig was hei en staatschen Kirl mit gele Hor un en gelen Smurrbort — dat hei jetzt noch nich, ist nahsten — voll militärische Anstalten un in 'ne grise Mantel mit saeben Kragen; aewer man mager; von binnen was hei en braven Mann voll Ihr un voll Redlichkeit, mit dor tau führsam Hart un mit 'ne Inbillung belast; Se ümmer up Tensid von de Festungswäll spazieren gung dor „die Eine“ söcht, de hei sicl för 't Leven tauleggen woll, ball was 't 'ne Blonde, ball was 't 'ne Brune, ball was 't 'ne Schwarze, süsswist de Röden let hei nich. — Na, wi warden 't jo ball seihn. —

III. Berlin un de Husvagtei.

(Nich tau'm irsten, ne! tau 'm annern Mal.)

Kapittel 12.

Wedderseih! Wedderseih! Wer kennt nich dit leive, truge Wurt? Wer kennt nich dese handgripliche Gewißheit, von de uns de Hoffnung Johre lang vertellt hett, up de sei uns vertröst't hett? Wer hett nich sine Brut mal wedder seihn, wer nich sine ollen Delleren, wer hett nich sinen Fründ ut jungen Jahren (Karl Kräuger, Fritz Peters) an 't Hart drückt? — Un wenn sicl 't Einer of nich so marken leit, wil dat hei mit de Tid of oltfränisch worden is — warm ward 't em doch üm 't Hart, denn de, de em de ollen frugen Gesichter vör de Ogen rückt — uns' Herrgott — de steht denn ganz dicht bi em up de Neg', un hett sei noch an sinen Faden: „Süh dor! Freu Di!

(Fortsetzung folgt.)

Ostmecklenburgische Heimat



Halbmonatsschrift für oltmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. und 3. Sonntag jedes Monats. — Bezugspreis monatlich 30 Pf. zuzüglich Bestellgeld; für die Abonnenten der „Teterower Zeitung“ gratis. — Erscheinungsort Teterow. — Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malchiner Straße 15, Fernruf 367. — Verantwortlich für den Inhalt: Albert Ziller, Teterow. Unter Mitarbeit von Dr. Hans W. Barnewitz, Bülow.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
ROSTOCK i. M.

Jahrg. 9

Teterow, 4. Oktober 1936

Nr. 19

Zauberei und Hexenprozesse in Ostmecklenburg.

Von G. Beyer.

Die folgenden Aussführungen sind den „Austurgeschichtlichen Bildern aus Mecklenburg“ des verstorbenen Laager Pastors, des bekannten Verfassers der mecklenburgischen geschichtlichen Romane, entnommen. Für die Abdrucksgenehmigung danken wir auch an dieser Stelle dem Sohne des Verstorbenen, Herrn Studienrat Dr. Beyer, Friedland, ganz besonders.

Die Schriftleitung.

Gnoien, den 8. September 1610. Magistrat klagt, daß das Zauberumwesen dort so stark eingewurzelt, so daß man Greifswald überlaufen muß (nämlich um Universitätsgutachten zu erhalten). Eine Zauberin, Anna Varentins, ist 1608 gerichtet, und nunmehr steht man davor, zwei Weiber, die Barnekesche und die Berndesche, zu rechtsferigen. Diese beiden haben nun noch vorher freiwillig auf zwei andere Weiber, die Klutesche und Ilse Albrechts, ausgesagt, auch in der Konfrontation (Gegenüberstellung). Die Klutesche ist aber auch schon von obiger Anna Varentins besagt. Beide nunmehr belasteten sind schon früher viele Jahre verdächtig gewesen. Ilse Albrechts ist von vielen Leuten hier und in Malchow, wo sie gebürtig, öffentlich als Zauberin gescholten, ohne sich dagegen zu defendieren. Man könnte andere Indicia gegen beide genug schaffen, wenn man sich nicht scheute, die Fakultät mit weitläufigen Alten und die dürfte Gemeinde alshier mit großen Unlusten zu beschweren. Bitten um Rechtsbelehrung, ob man gegen die beiden Weiber mit Tortur vorgehen kann.

Erkenntnis: Alle Aussagen sind den beiden Angeklagten mitzuteilen, ihre Antwort darauf ist zu hören und in Gegenwart glaubwürdiger Zeugen zu verzeichnen, worauf ferner zu ergehen hat, was recht ist.

Neukalen, den 20. November 1610. An die Greifswalder juristische Fakultät werden Alten übersandt mit Bitte um Rechtsbelehrung über folgende Punkte:

1. Cheill Peters hat seine Zauberei bekannt, Urgicht und Bekenntnis, auf welche er leben und sterben will, belasten ihn. Es steht zur Frage, was weiter mit ihm zu geschehen hat.

2. Die Eggebrechtsche ist gerichtet worden. Diese hat ihrer Urgicht nach auf Frau Duvesche als Zauberin ausgesagt. Man hat weiter nachgeforscht und Zeugenaussagen aufgenommen.

Cheill Peters hat auf seine eigene Schwester, Jochim Weidepennings Hausfrau, ausgesagt, daß er sie die Zauberei gelehrt. Ueber diese sind auch Nachforschungen angestellt und Zeugenaufnahmen vollzogen. Beide Frauen sind nach geschehener Konfrontation eingezogen. Es fragt sich, ob man nicht gegen beide mit der Tortur vorgehen soll.

3. Cheill Peters und die Eggebrechtsche haben beide auf die Chefrau des Cheill Peters ausgesagt, daß sie in Zauberei unterrichtet sei. Es ist bekannt, daß sie den Leuten viel Schaden getan, sie ist sehr berüchtigt. — Sie sieht ständig ihrer Entbindung entgegen.

Cheill Peters hat auch seine Mutter als Zauberin bekannt. Nach aufgenommener Zeugenschaft ist sie wegen Zauberei lange in bösem Geschrei gewesen, hat nun aber schon etliche Jahre meistens zu Bett gelegen und ist vor Alter fast in Kindheit verfallen.

Es fragt sich, was mit diesen beiden zu beginnen sei.

Erkenntnis: Da aus Cheill Peters Urgicht sich ergibt, daß er sich gegen seine Taufe und seinen christlichen Glauben dem Teufel abscheulich ergeben hat, Leuten Schaden durch jenen zugefügt und da er bei solchem Bekenntnis beharrte, ist er mit dem Feuertode zu bestrafen.

Ueber die Duvesche und Weidepenningsche sind noch Erkundigungen einzuziehen, dann später, falls sie nicht befreien wollen, sind sie mit der scharfen Frage zu belegen (zu foltern).

Die Mutter ist gütlich zu befragen. — Wenn die Petersche wieder zu ihren vollen Kräften gekommen ist, so soll dieselbe gleichfalls gütlich befragt werden, ob sie mit der Zauberei Leuten Schaden zugefügt habe. Wenn solches geschehen, ergehe ferner, was recht ist.

Laage 1671. Im Jahre 1671 wurde in Laage ein Mann namens Michel Moses, offenbar ein Fremder, vielleicht ein Jude, aufgegriffen und der Zauberei angelagt. Bald war sein Urteil beim Hofgericht fertig. Im Mai kam

der Befehl vom Herzog Gustav Adolf zu Güstrow, daß der Pastor allen Fleiß anwende, damit der Angeklagte zur wahren Reue und Buße über seine Sünde gebracht würde, und darauf wurde derselbe in Laage verbrannt. Im Juli 1671 wurde Anna Holzmann, Jochim Voets Witwe, dem Pastor Gräsmus zur „Seelenkur“ überwiesen und dann verbrannt. Im Oktober waren zwei Weibspersonen, die Schrödersche und die Heikendorffsche, wegen des abschulichen Lasters der Zauberei in gefängliche Haft geraten. „Wann denn dieselben solche Nebelstaten umständlich bekannt und zugestanden, und dessfalls nunmehr dem Recht nach abgestraft werden sollen,“ so werden sie dem Pastor Gräsmus „zur Seelenkur“ überwiesen. Im November traf das Votum der Justizkanzlei über die Elisabeth Moltke (auch die Bülowische) genannt ein, im Dezember wurde Samuel Mellendorfs Witwe, Anna Wille, in Laage, wegen Zauberei vom Leben zum Tode gebracht.

Wie mit diesen armen Frauen umgegangen wurde, wie das ungeheuerliche Urteil zu Stande kam, und wie die Angeklagten zum Geständnis ihrer Schuld gebracht wurden, beweist uns am besten der Fall der Anna Rohde, Peter Schmidts Witwe, die den Richtern von Mitte 1671 bis ins Jahr 1672 hinein zu schaffen machte, vielleicht nur, weil sie von etwas besserer Konstitution war. Wegen

Hererei verdächtig wird sie eingezogen, hat die Tortur bis zum dritten Grad bestanden und erklärt, daß sie von der Langeschen, als der Lehrmeisterin das Hexen gelernt habe; am folgenden Tage widerruft sie und nennt statt der Lange einen Lehrmeister Jakob Rogge in Kavelstorf auch bezichtigt sie die Bülowische (vgl. oben) anfänglich, widerruft, als sie ihr gegenübergestellt wird, und sagt, sie habe sie auf dem Blocksberg nicht gesehen. Als sie ohne Tortur befragt wird, lacht sie viel, und es fragt sich, ob infolge geistiger Störung oder aus Spötterei oder Frechheit. Sie sagt, sie habe in Güte und gegen den Prediger nichts befehligen wollen, weil sie den Prediger nicht verstanden habe. Man beschließt sie noch einmal durch geistliches Zureden stärken zu lassen, und zwar durch zwei Pastoren, Gräsmus und sein Freund Hane in Recknitz beginnen ihre Seelenkur. Jetzt antwortet sie, sie habe von jenen drei früher bezeichneten Anstiftern, und zwar zu verschiedenen Zeiten gelernt: „die Mellendorffsche (s. oben) hätte ja von ihr gewußt, aber sie selbst wußte nicht, ob sie heren könne, obwohl sie einen Haufen böser Geister unter ihrem Bett in der Zeit ihres Gefängnisses gesehen habe. Sie wußte nicht, ob sie gelacht hätte.“ lacht aber den Pastoren noch einmal ins Gesicht, „unzweifelhaft auf des Satans Antrieb“.

Die Peene, ein norddeutscher Strom zwischen Wiesen.

Was geographische Schriftsteller darüber berichten.

Von Karl Demmel.

Pommern ist ohne seine Peene überhaupt nicht zu denken. Sie gehört für immer zu diesem Lande, wenn auch ihre Wiege in Mecklenburg zu finden ist. Und über diesen Strom ist im Laufe deutscher Geschichte und vor allen Dingen geographischer Wissenschaft sehr viel zusammenge schrieben worden, was im einzelnen sehr interessant zu lesen ist. Wenn man aber nur einige dieser Weisheiten über die Peene einander gegenüberstellt, dann wird einem sehr klar, wie abweichend voneinander diese geographischen Weisheiten sind, wofür allein schon die verschieden angegebene Länge des Stroms ein Beispiel ist. Daneben sind es aber auch noch andere Dinge, die in den Quellen manchmal ganz entgegengesetzt lauten. Wir wollen nun hier mit verschiedenen Schriftstellern von der Peene sprechen, und zwar vom Rokoko bis auf unsere heutige Zeit, was heimatgeschichtlich von einem besonderen Wert sein dürfte.

Da befragen wir zunächst mal den Magister Caspar Abel, der 1735 zu Leipzig und Gardelegen eine „Preußische und Brandenburgische Reichs- und Staats-Geographie“ herausbrachte, heute ein vertrockneter Bergamentwälzer, die nur noch sehr selten herangezogen wird. Und was weiß Herr Abel von unserer heimatlichen Peene zu sagen? Dieses: „Die Peene, welche gemeinschaftlich mit den Schweden und die Gränze beider Länder macht, wird durch die Tollense und Trebel verstärkt, vereinigt sich mit einem Arm der Oder, behält aber ihren Nahmen, bis sie in die Ostsee fällt“.

In Basel kam 1740 das heute ebenfalls nicht mehr benutzte „Historisch und Geographisches Lexikon“, dessen Herausgeber J. Iselin war, der auch unsere Peene darin nicht vergaß, wenngleich seine Weisheit darüber nicht sehr groß ist. Wir lesen da: „Die Peene, lateinisch Panis, ist ein Fluss, welcher in dem Mecklenburgischen Gebiethe entspringet, sich mit dem westlichen Arm der Oder, welcher den Nahmen Peene annimmt, vereinigt, und unweit Wolgast in die Ostsee fällt“.

Das ist alles noch sehr wenig, was diese alten Geographen wissen und genügt unseren heutigen Ansprüchen nicht. Eine winzige Kleinigkeit mehr berichtet dann im Jahre 1780 das „Reale Staats-, Zeitungs- und Conversationslexikon“ von Johannes Hübner über unser Gewässer, zugleich auch etwas über die Peenemünderschanze, was hierbei mit aufgenommen sein soll. Zunächst also die Peene: „Die Peene ist ein ziemlich großer Fluss, welcher im mecklenburgischen Fürstenthume Wenden, nicht weit von Grubenhagen, entspringt, durch den malchinischen und cumerowischen See geht, und endlich bei der Peenemünderschanze in die Ostsee fällt“. Und weiter lesen wir dann: „Die Peenemünderschanze ist eine gute Fortresse auf der Insel Usedom, im preußischen Vorpommern, am Ausfluß der Peene. Sie ward 1711 von den Sachsen mit Sturm erobert, darauf von dem König von Preußen 1713 sequestriert, 1715 von Schweden recuperiret, in selbigem Jahr aber von dem König von Preußen wieder eingenommen, welchem sie auch im Friedensschluß 1720 abgetreten worden. Im Jahr 1757 wurde sie von den Schweden, und 1758 von den Preußen erobert, welche den dabei befindlichen Hasen, zum Nachtheil der Handlung des schwedischen Vorpommerns versenkten“.

Bisher wissen wir noch nichts über die Länge des Stroms, worüber auch Professor Dr. Stein in seinem Post-, Zeitungs- und Comptoirlexikon“ (Leipzig, 1811) nichts sagt, sondern nur diese wenigen Zeilen schreibt: „Die Peene ist ein Fluss in Pommern, entspringt in Mecklenburg, macht die Gränze von Schwedisch- und Preußisch-Pommern, wird von Demmin an schiffbar, durchfließt das frische Haff und ergiebt sich beim Dorfe Peenemünde in die Ostsee“.

In der Biedermeierzeit ist dann Dr. Eugen Huhn in der seinem „Lexikon von Deutschland“ (Hildburghausen, 1845) beigefügten Landeskunde schon wieder eine Kleinigkeit ausführlicher, und zwar weiß er folgendes über dieses Gewässer zu berichten: „Die Peene tritt nach kurzem Laufe

in den schönen malchiner See, welcher sich in Richtung von Südwest nach Nordost $\frac{5}{4}$ Meilen lang erstreckt und $\frac{1}{2}$ Meile breit ist. Am nordöstlichen Ende verläßt die Peene diesen See, fließt $\frac{5}{4}$ Meilen in breiter Wiesenniederung und tritt in das südwestliche Ende des $1\frac{1}{2}$ Meilen langen und $\frac{1}{2}$ Meilen breiten Kummerowsees, welchen sie am nordöstlichen Ende verläßt. Von hier bis zur Mündung gleitet die beträchtlich breite, von Demmin abwärts für Seeschiffe fahrbare Peene zwischen Wiesen hin und ergiebt sich in das Haff. Die Peene ist sehr fischreich.

Es ist sehr ausschlußreich, aus den noch folgenden Angaben über die Peene zu beachten, wie die Schriftsteller immer ausführlicher werden und den Lauf des Stroms immer eingehender schildern, wovon die „Statistik des Zollvereinten und nördlichen Deutschlands“ (Berlin, 1858, bei Georg Reimer) ein sehr gutes Beispiel in diesen Zeilen gibt: „Die Peene kommt aus dem Malchinschen See, am nördlichen Abhange des Mecklenburgischen Landrückens, fließt durch den Kummerow-See bis Loitz gegen Nordost, wendet sich alsdann ganz gegen Ost und mündet so in zwei Armen in einem ungemein breiten Thale in den Peene-Strom, den westlichen Ausfluß des Haffs unterhalb Anklam beim Jahnendorf. Die Peene nimmt auf ihrer rechten Seite bei Demmin die Tollensee auf. Diese kommt von dem mecklenburgischen Landrücken oberhalb Brüssow herab, durchfließt den Tollensee-See, hat erst eine nördliche Richtung und wendet sich dann mehr gegen Westen bis zu ihrer Mündung. Bei Klempenow mündet der Landgraben in dieselbe ein, welcher die Verbindung mit der Barow herstellt. Von der linken Seite mündet die große Trebel nahe unterhalb Demmin ein, in südlichem Lauf, und mit der kleinen Trebel vereinigt. Von dieser aus findet nochmals eine Verbindung mit der Recknitz statt, welche bei Damgarten nach nordwestlichem Laufe in den Binnensee einmündet.“

Die „Geographie des Preußischen Staates“ von Gustav Neumann (Eberswalde, 1868) hat auch einige neue Weisheiten zu verkünden, und zwar lesen wir neben der schon bekannten Tatsache, daß die Peene durch ein breites, sumpfiges Wiesenthal fließt, daß diese auch sehr tief, $11\frac{3}{4}$ Meilen schiffbar (mit kleinen See- und Dampfschiffen bis Demmin und mit Flußfähnen bis Malchin) sei, ferner, daß eine Sandbank vor der Mündung großen Schiffen das Einlaufen nicht gestatte und daß weiterhin das Gefälle der Peene nur schwach sei. Als weiterer Nebenfluß der Peene wird hier noch die Biese genannt.

Aus dem Jahre 1868 haben wir noch eine weitere Quelle, und zwar die „Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände“, die uns hier als die ausführlichste Quelle begegnet, und die wir deshalb auch ganz zitieren wollen, da uns da wirklich allerlei über unsere liebe alte Peene verraten wird. Hören wir:

„Die Peene ist ein linker Nebenfluß der Oder oder vielmehr des Stettiner Haffs, dessen westliche Mündung gleichfalls Peene benannt wird, entwickelt sich aus zwei diesen Namen tragenden Bächen, Abflüssen kleiner Seen, in der Nähe von Grubenhagen im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin. Nur erst $\frac{3}{4}$ Meilen lang, tritt der Fluß in den $5\frac{1}{4}$ Meilen langen und $\frac{1}{2}$ Meilen breiten Malchiner See, dessen malerische Umgebungen als Mecklenburger Schweiz gerühmt werden, vereinigt nahe unterhalb Malchin, wo er fahrbar wird, von der rechten Seite her eine dritte Peene mit sich und ergiebt sich dann in den $1\frac{3}{8}$ Meilen langen und $\frac{1}{2}$ Meilen breiten Kummerowsee oder Berchen-Kummerower See, in den er erst 1309 durch Herzog Otto I. geleitet wurde, und der von Westen her eine vierte, mit dem Teterower See in Verbindung

stehende Peene aufnimmt. Aus dem Kummerowsee tritt die Peene als 100 Fuß breiter Fluß bei der sogenannten Alabude weit Verchen hervor. Nach einem weiteren Laufe von $1\frac{1}{2}$ Meilen und nachdem sie schon vom Kummerowsee an die Grenze zwischen Mecklenburg und der preußischen Provinz Pommern gebildet, wendet sich der Fluß ganz nach Pommern und strömt hier, den stettiner von dem greifswalder Regierungsbezirk oder dem ehemaligen schwedischen Vorpommern trennend, über Demmin und Loitz, von da an aber nicht mehr, wie bisher, gegen Nordosten, sondern ostwärts über Tarmen und Anklam. Etwa eine Meile unterhalb Anklam, nach einem, die kleinern Windungen ungerechnet, 15 Meilen langen Laufe, verbindet sich die Peene mit dem westlichen Mündungsarme des Haffs, welcher, ursprünglich der Hauptarm, zwischen dem Festlande und der Insel Usedom sich $5\frac{1}{2}$ Meil enweit gegen Norden wendet, nach kurzer Verengung in der Peenestraße sich bald meerbusenartig ausdehnt, das tief in Usedom einschneidende, $2\frac{1}{2}$ Meilen lange und bis $\frac{1}{2}$ Meile breite, durch die beiden Halbinseln Gnis und Lieper-Winkel theilweise zu einem Binnentwasser abgeschlossene, sehr fischreiche Achterwasser, dann noch die Krumminsche Wiese und den Großen Strummin bildet und bei dem Dorfe Peenemünde auf Usedom und der ehemals berühmten, 1763 geschleiften Peenemünder Schanze sich, der kleinen Insel Ruden gegenüber, in die Ostsee, am Eingange in den Greifswalder Bodden, ergießt. Nachdem die Peene nahe oberhalb Demmin recht die aus dem Tollensee oder Tollensee bei Neubrandenburg in Mecklenburg-Strelitz kommende, in nassen Jahren sehr wasserreiche und wegen ihres theils sehr starken, theils außerordentlich geringen Gefälles interessante Tollensee und nahe unterhalb Demmin von links her die Trebel aufgenommen, die mit dem in den Ribnitzer Bodden einmündenden schiffbaren Küstenflusses Recknitz in Verbindung steht, verändert sie völlig ihre bisherige Beschaffenheit. Ihr oberhalb Demmin noch rascher Lauf wird unterhalb dieser Stadt langsam und schleichend. Der Fluß ist so entschieden in das Tiefland eingetreten, daß er bis zum Haff hin kaum einige Fuß Gefälle hat und schon bei mäßigen Nordostwinden durch den Rückstaub aus dem Haff nicht unbedeutend ansteigt. Auf preußischem Gebiet ist die Peene, abgesehen von dem Mündungsarme des Haffs, $11\frac{1}{2}$ Meilen weit und schiffbar. Bis Demmin wird sie mit großen Oderfähnen und kleinen Seeschiffen, bis Anklam von solchen befahren, die 7–10 Meter Tiefgang haben.“

Da hat uns die „Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände“ wirklich allerlei über unsere heimatische Peene zu berichten gewußt! Die heutigen Handbücher dieser Art können in solcher Ausführlichkeit nicht mehr auf die einzeln zu behandelnden Gegenstände eingehen, was wir nachher an den Beispielen aus „Meyers Lexikon“ und dem „Großen Brockhaus“ noch ersehen werden.

Für die Verkehrsverhältnisse der Vorkriegszeit macht das „Orts- und Verkehrs-Lexikon des Deutschen Reiches“ von Dr. E. Netrech (Leipzig, 1913; Bibliographisches Institut) auch einige Angaben über die Peene, die wir an dieser Stelle einschalten wollen, und zwar: Die Peene ist ein Fluß in Mecklenburg und Pommern, entspringt bei Grubenhagen, durchfließt den Malchiner- und Kummerowsee und mündet in den Oderarm Peene bald nach dessen Austritt aus dem Haff. Von 130 Kilometer Länge sind schiffbar (Schleppdampfer, Segler, Kanalschiffe) ab Malchin 104, für Seeschiffe von Demmin ab 76 Kilometer. Bei Malchin mündet, die Riepeene benutzend der Dahmensche Kanal (6,5 Kilometer bis Malchiner See schiffbar), ferner rechts die kleine- oder Ost-Peene, im

Kummerowsee die vom Teterowsee kommende, 2,3 Kilometer schiffbare Kanal-Peene (später, ab Neukalen) Neukalenscher Kanal genannt, weiterhin der Darguner Kanal 2 Kilometer, bei Demmin rechts die Tollense (11 Kilometer lang, ab Welzin 43 Kilometer für Zillen schiffbar und flößbar) und links die Trebel (entsteht aus Kleiner und Großer Trebel, nimmt den von der Necknitz kommenden Brahmgraben auf, ist auf 40 Kilometer Länge schiffbar und mündet bei Demmin). Flößerei ist auf der Peene nur vereinzelt.

„Meyers Lexikon“ (Band 9, 1928) gibt die Länge des Peenestroms mit 156 Kilometer an, wovon 104 Kilometer schiffbar sind. „Der Kleine Herder“, der einige Jahre vorher herauskam, verzeichnet eine Länge von 130 Kilometer. „Kürschners Universal-Lexikon“ wieder eine solche von 180 und endlich gibt auch noch der „Große Brockhaus“ eine andere Zahl innerhalb dieses Absatzes: „Die Peene ist ein Fluss in Norddeutschland, entsteht in Mecklenburg nordöstlich von Waren, durchfließt den Kummerower See, der vom Teterower See her die Kleine Peene empfängt, nimmt

bei Demmin die Tollense und links die Trebel auf und mündet 112 Kilometer lang, 7 Kilometer unterhalb von Anklam in den gleichnamigen Mündungsarm der Oder“. Und über diesen Mündungsarm hat das gleiche Handbuch auch noch eine entsprechende Notiz, die so lautet: „Die Peene ist der westliche Mündungsarm der Oder, fließt zwischen dem Festland und der Insel Usedom 40 Kilometer weit nach Norden, bildet nach kurzer Verengung das 16 Kilometer lange und bis 3 Kilometer breite, sehr fischreiche Achterwasser und mündet bei dem Dorfe Peenemünde (auf Usedom), der kleinen Insel Rügen gegenüber, in die Ostsee“.

Damit haben wir unseren kleinen Exkurs über die Peene von der Rokokozeit bis auf unsere Tage abgeschlossen, der uns mancherlei Verschiedenheiten der Angaben über unseren heimatlichen Strom deutlich werden ließ, und der uns hier und da auf Dinge aufmerksam gemacht und hingewiesen hat, die man sonst weniger beachtet, da die Leute der Heimat sich ja bekanntlich alle weniger mit den Dingen der eigenen Heimat beschäftigen!

Karl Heinrich von Welzin.

Ein Lebensbild aus der Zeit des 30jährigen Krieges.

Verfaßt in seinem 80. Lebensjahr von General von Welzin, dem langjährigen Kommandeur der Mecklenburgischen Landesgendarmerie, geb. 1843, gest. 1931.

(Fortsetzung.)

„Carl Heinrich, du törichter Mann, hast du denn damals nicht gemerkt, wie ich dich liebe?“ war Johannas Antwort.

„Johanna, was konnte ich dir bieten, ich durfte doch nicht fragen.“

Wir batén den Vater, die Mutter lebte nicht mehr, die Hochzeit bald feiern zu dürfen, da habe ich meine innig geliebte Johanna im Sommer 1634 als meine Hausfrau nach Benthen gebracht. — Wie atmete ich auf von all dem Leid der früheren Jahre, wie Johanna mit ihrem heiteren Sinn, großem Fleiß und Umsicht in mein Haus eingezogen war. Mein Vater, wohl im Hinblick auf seine eigenen Erfahrungen als junger Chemann, verließ Benthen gleich nach der Hochzeit und ging nach Gottesgabe, indem er äußerte: „Zwei Hähne taugen nicht auf einem Mist, vorläufig gehe ich zum Better, um mir von dort eine andere Tätigkeit zu suchen.“ Johanna und ich griffen nun die Wirtschaft kräftig an, es wurden wieder genügend Pferde und Vieh beschafft, Gefinde angenommen, und alles gedieh sichtlich unter Johannas Händen, die stets bei aller Arbeit mit gutem Beispiel voranging und dadurch zu höchster Anstrengung anspornte, der Acker konnte wieder richtig bestellt werden, zwar erlitten wir öfters Rückschläge durch schwere Einquartierung, die nicht allemal sanft mit uns verfuhr, aber trotz aller Kriegsnöt, schwerer Arbeit, ja selbst Zeiten des höchsten Mangels fühlte ich mich wohl und zufrieden, denn in meinem Hause herrschte Frieden und Sonnenschein. Vollkommen wurde unser Glück, wie uns eine Tochter geboren wurde, die wir nach meiner lieben verstorbenen Mutter Elisabeth nannten. Bei seinem Glückwunsch zur Geburt der Enkelin teilte mir mein Vater brieflich mit:

Endlich ist es mir gegückt, eine Kompagnie beim Regiment des Oberst Dörwaldt zu erhalten, nun habe ich begründete Aussicht, Weisin wieder einzulösen zu können, nur der Soldat gewinnt heute Geld und Reichtum.“

Mir erschien es etwas bedenklich, daß mein Vater in seinem Alter noch Kriegsdienst nahm, ich hielt es nicht für möglich, daß er die Beschwerden derselben noch aushalten würde und hatte nur zu richtig geurteilt, denn nach einem Jahr kehrte er zu uns zurück, franz, niedergedrückt. Meine liebe Johanna pflegte nun mit unermüdlicher Sorgfalt meinen Vater, er blieb einige Monate bei uns, sobald er wieder kräftig, erklärte er eines Tages: „Ich muß Geld schaffen, um Weisin wieder einzulösen.“ Dieser Gedanke wurde zum Verhängnis seines Lebens. Gewiß, es wäre gut gewesen, wenn die Einlösung möglich, denn inzwischen war auch unser lieber kleiner Joachim geboren, aber für den Preis des Lebens und der Gesundheit meines Vaters wollte ich es nicht wieder bestehen.

Es kam noch trauriger wie wir gedacht, wir hörten vom Vater nach seinem Fortgange von Benthen nichts ob er noch lebt, ob er im Kriege gefallen, wann, wo und wie er gestorben, wir haben es nicht erfahren, aber tot ist er sicher, wir hätten sonst irgend ein Lebenszeichen von ihm erhalten.

Fortsetzung 1638.

Ich habe wieder längere Zeit nicht meine Lebenserinnerungen aufgezeichnet, unsere Tage verließen in Arbeit und Sorge ums tägliche Brot, aber trotz Kriegsnöt und schwerer Zeiten doch glücklich für uns, unsere beiden lieben Kinder gedeihen und werden sicher einst die Freude und der Trost unseres Alters sein. Die Gräte ist in diesem Jahre glücklich beschafft, sie war viel lohnender, als wir erwarteten, das wird uns gut weiterhelfen, wir sind keine reichen, aber glückliche Menschen, möge Gott uns weiter seinen Schutz verleihen, dann wollen wir dankbar und zufrieden sein und fleißig und getrost weiterarbeiten.

Wer Liebe und Frieden im Hause hat, der überwindet alles Schwere leicht.

Zwei Monate später standen Johanna und ich eines Morgens am Fenster, es war ein trüber nebeliger No-

vember tag, da packte mich Johanna in höchster Erregung beim Arm: „Carl Heinrich, was tauchen da im Nebel für Gestalten auf?“ „Mein Gott, da kommt schon wieder so eine Rotten verlumpter Landsknechte, wir müssen schnell das Viech bergen!“

Es war zu spät, sie drangen schon ins Haus, wohl 50 Mann und mehr. — „Verfluchte Hunde, gebt heraus was ihr habt“, schrie der Anführer, „ihr sitzt hier ja noch schön im Bett und wir hungern.“ — Damit begannen sie die Speiseflammer zu erbrechen, ich wollte ihnen Widerstand leisten, da setzten sie mir eine Pistole auf die Brust und drohten mich zu erschießen. Johanna flehte mich an:

„Carl Heinrich, es hilft nichts, sie sind zu sehr in der Übermacht, schone dein Leben.“

Der Anführer befahl, sie sollten uns in unserer Schlafkammer, vor deren Fenster Eisengitter waren, einsperren. Wohl ein Dutzend Kerle fielen nun über mich und meine Frau her und zerrten uns gewaltsam unter Stößen und Schlägen in dies Zimmer, stießen die kleine Elisabeth dann auch hinein, und schlossen ab, Joachim lag in seinem Bettchen und schlief. Wir mußten nun mit ansehen, wie sie alles ausplünderten. — Vor unsern Augen trieben sie unser Viech aus den Ställen, holten die Pferde, der alte Knecht Christoph wollte dies nicht leiden, da stach ihn ein Landsknecht nieder, sie spannten unsere Pferde vor unsere Wagen, und beluden sie mit unserm Korn und sonstigen Vorräten.

Da drang ein lästiges Geschrei um Hilfe an unser Ohr: „Carl Heinrich, sieh, da schleppen sie Marie, unser junges Kindermädchen in den Stall, mein Gott wie sie schreit!“ „Johanna, ich muß hinaus, ich kann den Greuel nicht mehr ruhig mit ansehen.“

Ich versuchte die Tür zu erbrechen, aber vergeblich! „Johanna, wo bleiben unsere Knechte, will uns denn keiner helfen?“ „Die haben sie alle gebunden, sieh' nur.“

„Das Mädchen ist nun still.“ — „Da, nun werfen sie sie auf den beladenen Kornwagen, sie haben ihr den Mund verstopft.“ Nach Stunden höchster Angst und Qual für uns zog das Raubgesindel endlich ab. Viech, Pferde, Ernte, Vorräte, an Speise und Trank, alles war dahin!

Ein Junge, der sich verkrochen hatte, löste den Knechten die Stricke und so wurden auch wir aus unserer Gefangenschaft befreit und übersahen nun die Größe des Verderbens. Den alten Christoph hatte die Liebe zu seinen Pferden den Tod gebracht, das Kindermädchen war geraubt, und alles war zerstört.

„Johanna, Johanna, wie soll das nun im Winter werden?“ „Carl Heinrich, wir beide und unsere lieben Kinder sind unverletzt geblieben, vielleicht helfen uns unsere Nachbarn durch den Winter, wir wollen nicht alle Hoffnung sinken lassen, Gott wird uns schon weiter beistehen. Vielleicht hilft uns, wie früher schon einmal, der Bette Daniel mit Geld aus.“ „Ja, Johanna, wir wollen in Liebe miteinander aushalten, dieser furchtbare Krieg muß doch endlich ein Ende nehmen, dann wird für uns und unsere Kinder hoffentlich eine bessere Zeit eintreten.“

Jetzt galt es, sich vom Unglück nicht niederdücken zu lassen, sondern der Lage klar und ruhig ins Auge zu schauen und durch Arbeit meine Familie dem drohenden Hunger zu entreißen.

Johanna und ich besichtigten nun die Reste der uns verbliebenen Habe, es fand sich doch eine ziemliche Menge ungedroschenes Korn in den Scheunen, Gemüse und Obst in den Kellern, und einige Schafe, die während der Plünderung auf dem Felde gewesen waren. Am dringendsten war es, Milch für die Kinder zu beschaffen. Ich machte mich also schon am nächsten Tage mit einem Knecht auf den Weg nach Weism zum Erbjungsernhof, während die anderen Arbeiter Korn dreschen mußten, dort wohnte jetzt

Tante Anna Sophie mit ihrem Gemahl Vicko von Barner. Die Verwandten schenkten mir für meine Kinder 2 Ziegen, die ich sofort nach Benthen schaffen ließ und liehen mir ein Pferd zur Fortsetzung meiner Reise, die mich zunächst nach Daschow zum Hofmeister von Dessen führte, der mir zwei Ochsen und etwas Korn lieh, damit ich die Saatbestellung weiter beschaffen könne. Meine Haupthoffnung und Hilfe setzte ich jedoch auf eine Anleihe beim Bette Daniel Welthien auf Sammit, dessen glänzende Vermögenslage dies gestattete.

Ich ritt also am folgenden Tage zu ihm und freute mich trotz aller Not und Trübsal, den lieben Bette, von dem ich lange nichts gehört, wiederzusehen, auch war ich sicher, daß er mir beistehen würde. Wie ich in Sammit eintraf, hatte ich einen furchtbaren Anblick! Das Dorf war niedergebrannt, fast ausgestorben oder doch verlassen. Die Kirche durchwühlt. Die Burg zerstört und ausgeplündert.

Ein alter Mann, der verzweifelt unter den Trümmern umherirrte, sagte mir, daß der Bette Daniel nach Pommern zu den Verwandten seiner Frau vor den plündernden und mordenden Schweden geflohen sei.

Welches Elend! Welche Enttäuschung! Wie sollte ich nun Geld beschaffen? Diesen Gedanken wälzte ich unaufhörlich in meinem Kopf umher auf meinem Heimritt nach Benthen. Bei meinem Eintreffen kam mit Johanna aufgeregter und weinend entgegen: „Carl Heinrich, denke dir, Elisabeth ist krank, sie fiebert und weint über Schmerzen, ich fürchte, sie wird ernstlich leiden.“

Das war eine doppelt traurige Rückkehr, selbst Johanna wurde jetzt mutlos, wie ich sie mit den Zuständen in Sammit bekannt machte.

*

3 Tage später.

Was sind das für Beulen auf dem kleinen Körper von Elisabeth?

*

Johanna bringt Joachim zu Eunibertus, wir können jetzt so wenig für ihn sorgen.

*

Elisabeth's Zustand wird immer schlimmer, sie windet sich in Krämpfen.

*

Die Pastorin bringt Joachim wieder, er weint Tag und Nacht, sie können ihn nicht behalten.

*

Elisabeth ist tot! Es ist kein Zweifel mehr, die Landsknechte haben uns die Pest gebracht, Gott stehe uns bei!

*

Nun windet sich Joachim auch in Krämpfen.

*

Joachims Zustand wird immer schlimmer.

*

Joachim ist tot! Gott erhalte mir nur meine Johanna.

*

Gott hat mein Flehen nicht erhört! Die furchtbare Krankheit raubte mir auch das Glück und den Sonnenschein meines Lebens, meine Johanna. Womit habe ich das verdient?!

*

Das ist Karl Heinrichs letzte Aufzeichnung!

*

Mit dem Erbe Karl Heinrichs wurde im Mai 1639 sein Onkel Balihasar belehnt.

*

50 Jahre später steht in einer Eingabe an den Herzog: „Carl Heinrichs Haus ist verödet und verfallen. Seine Äcker sind wüst und leer!“ —

*

Mein Mecklenburg.

Gedenk ich dein, so rollt das Blut mir schneller,
Land meiner Väter, du mein Mecklenburg!
Bei deinem Namen glänzt mein Auge heller,
Dir bleib ich treu mein ganzes Leben durch. —
Wohl hab' ich manch Gebirge froh durchmessen,
Wohl stieg mein Fuß an manchen fernen Strand,
Doch, wo ich war, nie hab ich dein vergessen.
Du meiner Kindheit Hort, du mein Heimatland!

Wie dämmert's grün in deinen Buchenwäldern,
Die bald das Meer, bald leis' ein See bespült,

Wie wogt die Saat auf deinen weiten Feldern
Von feuchtbeschwingten Winden sanft gefühlt,
Wie lacht, umrahmt von leichtgewelten Hügeln,
Aus schwankem Schilf hervor der Seen Blau,
Der Flüsse Silberstreif, die widerspiegeln
Wehrhafter Städte türmerreichen Bau.

Dortwohn, wie auf den Dörfern, auf den Schlössern
Ein starkes, zähes, troziges Geschlecht,
Dem Alten treu, nicht rasch geneigt dem Bessern,
Doch fest im Wollen, im Empfinden echt!

(Ende.)

„Familien-Nachrichten“

gesammelt von Joachim Christian Friedrich Baeder, Doctor der Rechte und Canzlei-Advokat.

Erster Theil.

Rostock 1886.

Euphrosyna Sibrand.

Tochter des Landessyndicus Heinrich Sibrand und der Catharina Deutschen (siehe Seite 169) ward am 8. März 1641 zu Rostock geboren. Sie wurde am 25. Sept. 1660 an den Doctor juris Johann Bueck (siehe Seite) verheirathet, welchem sie folgende Kinder gebaß:

1. Johann Heinrich, geboren am 9. August 1663, welcher als Fahnenträger in Kaiserlichen Diensten bei der Eroberung einer Stadt in Ungarn blieb.

2. Georg Friedrich, geboren am 12. September 1664, welcher am 29. April 1700 Anna Catharina Jonassen geheirathet hat, Advocat wurde und einen Sohn hatte Namens Johann Christoph. Er starb am 18. Januar 1774.

Euphrosyna Christina, geboren 24. Dezember 1665, welche Habichthorst in seinem Rostochium literarum Seite 231 die Sonne der Jungfrauen nennt. Sie wurde im Hause des Bürgermeisters Liebeherr erzogen (siehe Seite 149) und in den §§ 8, 12 und 14 seines Testamentes bedacht. Verheirathet ward sie am 18. April 1695 an den Doctor der Medecin Jacob Bartholomai, (siehe Seite 187) und starb im Monat 1705 mit ihrem einzigen Sohne in Dresden.

4. Joachim Christian, geboren am 27. October 1668, gestorben zu Rostock am 19. Februar 1729 als Kaiserlich Russischer wirklicher Generalmajor und General-Kriegskommissarius in Mecklenburg, als die Russische Armee mit den Dänen und Chursachsen in Pommern gestanden und den Krieg gegen Schweden fortgesetzt. Er war verheirathet mit Regina Rebecca von Wesemann mit der er zwei Kinder hatte, von denen das Älteste früh verstarb. Er war Besitzer der Güter Kleinen Kussewitz und Finkenberg im Jahre 1716, die er für 12 500 Taler gekauft hatte. Seine Creditoren aber, unter denen die Witwe des Professors Georg Radow mit 3000 Taler, erwirkten 1716 bei der Justiz-Canzlei zu Rostock, weil er sich Schulden halber absentieret hatte, daß sie in den Besitz der Güter gesetzt wurden.

5. Anna Catharina, geboren am 12. Juni 1667, gestorben 1667.

6. Catharina Elisabeth, geboren am 22. Juni 1670, verheirathet an den großen Materialisten Jacob Christian Weiß in Danzig. Nachdem derselbe ihr im Tode vorangegangen, starb sie in Rostock am 27. April 1741. Sie wurde im Bürgermeisters Liebeherr Hause erzogen (siehe Seite 149) und hatte einen Sohn Namens Johann Jacob Weiß.

7. Anna Barbara, geboren am 11. April 1672, gestorben am 21. April 1672. — Euphrosyna Sibrand starb im

Kindbett am 12. April 1672 und wurde am 22. April mit ihrem Kinde zusammen begraben. Siehe St. Jürgen Kanzel und Kirchenbuch Seite 119. Ihr Leichenprogramm schrieb Hermann Becker.

Johann Christian Bueck hat das später unter der Firma C. J. Bueck geführte Geschäft gegründet. Nach einem großen Brande, dem das ganze Viertel, worauf das Buecksche Haus steht, zum Opfer fiel, wohnte angeblich ein Schmied in dem neu erbauten Hause. Bei diesem mietete Johann Christian eine Stube für 30 Taler und richtete diese zu einem Laden ein. Einige rohe Bretter dienten anfangs als Ladentisch.

Johann Christian verheirathete sich am 11. Oktober 1799 mit Demoiselle Sophie Catharine Odel, Tochter des wail. Pastors Nicolaus Andreas Odel zu Hohen-Mistorf und ist anscheinend auch in Hohen-Mistorf getraut worden. Er starb am 19. 1. 1808 an Schlagfluss auf dem Wege von Schorssow nach Carlshof. Nach Ausweis des Sterberegisters des Bülow Kirchenbuches des Jahres 1808 ist:

„Der Kaufmann Johann Christian Bueck aus Teterow, einige 40 Jahre alt, am 19. Januar des Jahres 1808 in Schorssow gestorben und am 22. desselben Monats beerdigt worden.“

Als Ursache des Todes wird nach angestellter gerichtlicher Untersuchung Schlagfluss angegeben und bemerkt der damalige Prediger hinsichtlich der näheren Umstände dieses Todes noch folgendes:

„War tags zuvor in Schorssow auf der retour von Grubenhagen gewesen, geht um 7 Uhr abends gesund weiter; erst andern Tages um Mittag wird er zwischen Schorssow und Carlshof gefunden — nach Schorssow gebracht erstarrt; ohngeachtet erst angescheineter Hoffnung doch verstorben. (Schriftstück vom 15. Dezember 1881, unterzeichnet W. Erich. P. (Siegel der Kirche zu Bülow). Johann Christian ist in Bülow beerdigt worden.

Johann Christian hat bei Herrn Jacob Caspar Ahrends, Kaufmann und Handelsmann in Wismar, gelernt. Sein Lehrkontrakt lautet wörtlich:

„Im Rahmen der Hochgelobten Drey Einigkeit. Amen“ Dennoch untergesetzten dato, ein unwiederruflicher Lehr-Contract zwischen Herr Jacob Caspar Ahrends, Kaufmann und Handelsmann zu Wismar einem Theil, und Herr Joachim Hinrich Bueck zu Rostock anderem Theile, wegen seines Sohnes geschlossen worden, folgender gestalt: Es verspricht Johann Christian Bueck, als Bursche, Sieben nacheinander folgende Jahre, welche sich auf Ostern dieses

1781 Jahres anfangen und 1788 endigen, bey Herr Jacob Caspar Ahrends zu dienen, gelobet und verspricht, während seiner Lehr-Jahre, Gottesfürchtig, Getreu, willig, gehorsam, verschwiegen und redlich sich zu erweisen, und mit unermüdeten Fleiß seines Herrn Handlung und Bestes, nach äußerstem Vermögen zu befördern, es sei in oder außerhalb der Stadt, seines Herrn Handlung und Correspondenz in allen verschwiegen zu halten, und keinen etwas davon zu offenbaren, auch verspricht er gleichfalls, während seiner Dienstjahre keine eigene Handlung noch Comission sich anzumaßen, in diesem Fall, bey Betreffung derselben er gleich bestraft werde. Zugleich auch in so ferne er von anderen bey sich habenden Bedienten im Treulosigkeit ersiehet, oder gewahr wird, solches, verpflichtetermaßen getreulich seinen Herrn anzeigen oder davor, gewihermaßen als Selbstschuldner hafte. Auch nicht während seiner Lehr-Jahre ohne seines Herrn Wissen und Willen aus dem Hause zu gehen, auch kein Geld bey sich zu tragen, so das, in so ferne ihm Etwas von Jemand, er sei wer er wolle, verehret oder geschenkt wird, solches gleich seinen Herren in Verwahrung zu geben schuldig ist, damit kein Verdacht auf ihn komme, alles fogleich anzeigen. Ueberhaupt muß er von seinen, von ihm sich verbindlich gemachten Versprechens während seiner Lehr-Jahre nicht abweichen, es sey unter welcher Gestalt es wolle. Für einige Untreue, so Gott in Gnaden verhüten wolle, des ihm überführt werden könnte — da der Lehrbursche keine Rauktion stellen kann — wird er fogleich ohne alle Vorbitte von seinem Lehr-Herren gelassen, und was ihn von selbigem während der Zeit gegeben, daß er bey ihm gewesen, wieder zurück genommen. Alles Fluchen und Schieren muß er sich möglichst enthalten und seine Rede Ja und Nein seyn lassen.

Hingegen verspricht Herr Jacob Caspar Ahrends während der Burschen-Lehr-Jahre, ihm in seiner Handlung, so er führet, getreulich zu weisen und Unterricht zu geben, auf ihm zu Gottesfurcht anzuhalten, und stets an seinem Tische speisen zu lassen, damit er aller Verführung, so Gott in Gnaden verhüte, seine Herrschaft nicht zur Last legen könne, und zwar daß ihm Gelegenheit zu dergleichen Bösen gegeben worden sei. Auch verspreche und gelobe, für mich, meinen Erben und Erbnehmern ihm während der Lehr-Jahre mit allen nöthigen Kleidungsstück und Wäsche zu unterhalten und nach geendigten Lehr-Jahren, gewöhnlichermaßen, ihm das Gesellen-Kleid pp. zu geben.

Auch ist noch anzumerken, wenn des Burschen Lehr-Jahre verflossen, und er sodann anderwärtig zu dienen Lust findet, solches seinen Lehr-Herren $\frac{1}{2}$ Jahr vorher anzugeben verbunden, ein gleiches sein Herr ihm anzugeben verspricht, daferne ihm als Gesell nicht behalten will, da er aber sodann, nach seinem besten Vermögend ihm zu recommandieren schuldig ist.

Zu mehrerer Versicherung und Festhaltung ist dieser Lehr-Contract in dublo ausgefertigt, und von Gehörigen eigenhändig unterschrieben und von Jeden ein Exemplar zu sich genommen. So geschehen Rostock und Wismar Ostern 1781.

Christian Friedrich Bueck, geb. 10. Dezember 1779 in Rostock, gest. 22. Mai 1838 in Teterow, verheiratet mit Elisabeth Amalie Henriette Beutell, geboren in Malchin 6. November 1784, gestorben in Teterow 29. September 1842, Tochter des Pastor Beutell (in Mistorf Cantor copuliert) 19. Februar 1784 verheiratet, gestorben 6821 in Malchin und dessen Chefrau geb. Dorothea Hotter (anderswo (?) genannt Sophie Dorothea Elisabeth) gestorben 1805 in Malchin. Dorothea Hotter war die Tochter des Rector Hotter, gestorben 1798 in Malchin und dessen Frau, geb. Michelsen, gestorben 177 in Malchin.

Kinder des Christian Friedrich Bueck und Elisabeth Amalie Henriette Beutell. 1 Sohn Otto Paul Christian Beatus Bueck, geb. 27. August 1817; 1 Sohn August Johann Wilhelm, geb. 26. März 1819; 1 Sohn Ludwig Heinrich Friedrich, geb. 13. Sept. 1820; 1 Tochter Lisette, geb. 9. Oktober 1823.

Christian Friedrich Bueck hat bei C. F. Lüth u. Evers in Schwerin gelernt. Sein Lehrzeugnis lautet:

„Vorzeiger dieses, Meoussieur Christian und Friedrich Bueck aus Rostock gebürtig, hat bey uns seine Contractmäig bestimmen Lehrjahre geendiget, so daß wir uns, durch seine treue Rechtschaffenheit und Diensteifer bewogen gefunden, ihm das noch fehlende Ein Jahr zu schenken, mithin Meoussieur C. F. Bueck seines Lehrstandes zu entbinden. Diesem zu folgen, ergehet unsre ergebenste Bitte an alle Handlungsfreunde und Genossen, dem Vorzeiger dieses, alle erspriessliche Dienstleistungen angedeihen zu lassen indem wie es zugleich versichern; bey ähnlichen Gelegenheiten solche auß reelleste zu erwidern.

Zu mehrerer Gewissheit haben wir obiges durch unsere Firma Unterschrift, und dem dabei gewöhnlichen Pett-schaft besiegt.

So geschehen: Schwerin, d. 1. Oktober 1799.

C. F. Lüth u. Evers.

Christian Friedrich hatte außer dem Geschäft noch eine Landwirtschaft. Es wurden gewöhnlich 10 Kühe gehalten, 12—16 Gänse wurden fett gemacht und eingeschlachtet. Ebenso 2 Schweine. 2 Pferde. Er kümmerte sich hauptsächlich um die Landwirtschaft und vernachlässigte mehr und mehr das Geschäft. Seine Kinder, hauptsächlich Ludwig Bueck, mußten sehr viel im Acker helfen. Eggen, pflügen, stanzen, harren. Zu Hause Häckelschneiden usw. Mit den Knechten war meistens Streit. Oft wurde der Knecht mitten in der Ernte fortgejagt und dann mußte die ganze Arbeit alleine bewältigt werden.

Zu seinen Kindern war er sehr streng. Er war in Teterow als ein durchaus rechtschaffener braver Mann bekannt und geachtet und galt für ziemlich reich.

Vor seinem Tode lag er noch $\frac{1}{2}$ Jahr auf dem Krankenbett.

Lisette Bueck starb nach einem Besuch bei Albertine, wo sie unreise Psalmen gegessen, an der Ruhr nach längigem Krankenlager.

Otto Paul Christian Beatus Bueck, geb. 27. August 1817, gestorben 9. Juni 1888, verheiratet am 30. Juni 1842 mit Lucie Anna Charlotte Schliemann, geb. 12. Juli 1813, gestorben 16. April 1872.

Otto Bueck lernte ebenfalls Kaufmann.

Zeugnis:

Auf Verlangen des Herrn Otto Bueck, Teterow, bezeuge ich denselben, daß er während seines engagements als Handlungshilfe bey mir in den Zeitraum von Michaelis 1835 bis Ostern 1838 Treu, Fleiß und Aufmerksamkeit bewiesen, wie es einem jungen Mann seines Standes gebühret und Ehre macht, so daß ich ihm dies Zeugnis mit der Versicherung meiner Freundschaft überreiche und ihm Glück zu seinem ferneren Unternehmen wünsche.

Malchin, den 18. April 1838.

H. C. Scherzer.

Während des Krankenlagers seines Vaters kam Otto Bueck als Geschäftsführer nach Teterow. Nach dem Tode von Christian Friedrich wurde alles, wie Acker, Wiesen,

Scheune, Pferde und Gerätschaften auf öffentlicher Auktion verkauft. Lisette Buel übernahm Haus und Geschäft und Otto blieb Geschäftsführer. Kurz vor dem Ableben seiner Mutter übernahm Otto, der sich damals gerade mit Charlotte Schliemann verlobt hatte, das Geschäft.

Am 6. Oktober 1851 wurde das Haus 43 mit 2675 Thaler, der Speicher mit 2000 Thaler, Stall etc. 150 und der

Hausanbau mit 625 Thaler bei der Brand-Asssekurations-Gesellschaft der Medl. Städte versichert.

Infolge des so überaus günstigen Geschäfts am Königshüf 48, in welchen Tagen in der Bude 18 Mann bedienten, wurde der Speicherbau in Angriff genommen. 1. Aug.) Das Weingut etc. war zu dem Nachbar Neppert verlegt worden. Am 4. Oktober schon wurde der Speicher gerichtet.

Alt mine Festungstied.

Friß Reuter.

(Fortsetzung.)

Wer hett nich de Städen wedder seihn, wo mal en großes Glück, en gros Hartled em bedrapen? — Ach, de Städen! — Worüm stigen ut dese Städen, ut Busch un Wald, ut Gras un Blaumen, ut Läuwen un Gräver so vole stille, schöne Wesen up un lachen uns an un weinen in unjere grisen Hor ehre Thranen, un wi kaenen sei nich se i h n! — Ja, schön is dat Wedderseihn, of bi de Städen; aewer wenn einer up en Flag künnt, wo fin Hart mal mit Fäuten peddt is, wo nicks, rein gor nicks von Gottes-Segen un Menschen-Fründlichkeit up em fallen is, denn krempf sich fin Hart üm, un denn is dat Wedderseihn Gift, un de Wesen, de dor upstigen, sind bleike, grise Späukels, de in ehre Hänn' Rad un Galgen dragen un en unverständlich Bauk; Preußisches Landrecht; Titel: Conat des Hochverrats.

Oh, ich heuw Di velmals wedderseihn, Du olles grises Hus up den Schinkenplatz tau Berlin. Dat letzte Mal was 't verleden Sommer, as ut ganz Deutschland de frischen Grisjacken un Widbüren tau 't Turnerfest in Berlin tau samen kemen, as de swart-roth-gollnen Fahnen ut alle Finstern weihten, un füllwst de wirklichen Herrn geheime Räte „Gut Heil“ ut dat Finster röpen. — „Kumm mit, Friß!“ röp mi en ollen Fründ an den ersten Dag tau, „wi führen hüt All nah Spandau. De Stadt Spandau spandirt hüt, de Magistrat hett virhunnert Daler tau uns“ Bewillkommung utsett' t.“ — „Ich dank velsmal!“ säd ic, „de Weg von Swart-roth-gold nah Spandau is mi gaud naug bekannt.“ un gung nah Hus un namm min gaude Fru unner den Arm un säd: „Dat kaenen wi neger heuwien.“ Un ic bröcht ehr nah den Schinkenplatz vör dat olle trurige Hus un säd: „Süh, dor heuwien sei mal um min Lewensglück spelt, un sei heuwien gewunnen.“ — Un schreg aewer weihte 'ne swart-roth-gollene Fahne ut en Finster 'rut, un ic namm mine leive Fru faster in den Arm un säd: „Ich heuw 't betahlt, mihr as betahlen kann de Misch nich; ward of nich von em verlangt.“ — Un as sei so fründlich un still tau mi tau Höchten sel, säd ic: „Min leiw“ Döchting, Einer soll Gott für Allens danken. Wenn ic hir nich seten hadd, wer weit, wat ic Di denn kregen hadd.“

Den ammern Dag sett' ic mi up de Iserbahn un führte tau Hus, set Turnerfest Turnerfest sin, dat Wedderseihn hadd mi 't Hart ümkrempf.

Aewer mine Geschicht!

De Kapteihu un ic seten also in en Wagen un führten mit zwei Schandoren, de Slot un Neden in ehre Patronentaschen as nothwennige „Bedürfnisse“ för uns mit sicführten, nah — Berlin. — Hir kemen wi in de negste Nacht, Klock halvo twölven, bi dat lütte, unscheinliche grise Hus up den Schinkenplatz, de Husvagtei, wedder an, von wo wi uns'n nigen Lewenslop hadden antreden müht, un wo de Herr Kriminalrat Dambach, uns' würdige Unsel, inwahnen ded, aewer mit en högern Titel, denn hei was föorre de Tid Kriminaldirektor un Husvagt worden, will em dat so schön gelungen was, ut uns dummen Jungs de

swönnsten politischen Verbrekers herute tau unnersäufen, de allseindag' den preußischen Staat un den leiven Bundesdag bei dicht an den Afgrund bröcht heuwien.

As wi vör de Dör fürt wiren un flingelt hadden, kamm de Herr Entspelster mit dat füllwige droge Knakengerüst un den füllwigen fettigen Schappelz tau Rum', mit den hei uns vör zwö Jahren alle Morgen un Abend de Ihr andahn hadd, sic nah uns ümtauseihn. Hei was führ in Verlegenheit, wat hei mit uns upstellen füll, wil wi — as hei säd — em nich ordnungsmäßig anmeldt wiren, un hei kein Lock för uns in dei Reih' hadd. Wi mühten also ut de bitterliche füll in de Wachtstuw' herinne un dor in Qualm un Dunst un 'ne Hitt von 24 Grad (unnerdem deicht datlein preußische Wachtstuw' bet gegen Klock zweit sitzen. Nem dese Tid kamm de Herr Entspelster tausrügg un melle uns: „nun wäre Alles fertig,“ un wi füllen kamen.

As wi aewer den ollen bekannten Hof gungen, wo ic so männigen Tritt liggen hadd, de en vulles Jahr hendorch mine ganze Welt utmaken ded, schot mi jo allerlei durch den Sinn, ic müht stahn bliwen. — Dunnimals un jist! — Dunnimals, herute reten, ut dat schöne, junge, frische Studentenlewen, um achter Bleckkasten, Slott un Riegel jeden Sümmenstrahl von Leiw' tau vermissen, um as 'ne Dreihörge, de dagdäglich mit twölv Gröschen in Bust un in Gang hollen würd, de Melodie uptauspelen, de de Herr Kriminalrat Dambach vör 't hochpreußliche Krammergericht singen wull, dormit hadd hei sin beter Turtkamen finnen wull. Hei hadd 't dörchsett', hei was up de Kosten von uns, von aewer dusend junge Lüd', de erste Kriminalbeamte in Preußen worden, hei hadd 't farig kregen, ut uns, de wi in de unschülligste Uprichtigkeit nich blot säden, wat wi dahn, ne, of wat wi dacht un wat wi fühlst hadden, sic Ledderramen tau sniden, dat hei doran tau sine jizige höchste Stellung heruppe klattern kunn. — Dunnimals! — Wir de Leiw' of nich begäng', blem de Hoffnung doch bi uns. Hadd hei doch füllwst tau mi seggt — den Kriminaldirektor mein ic —: „lassen Sie sich immerhin auf die Festung abführen, Sie müssen entschieden in Ihr Vaterland ausgeliefert werden,“ un nu? Tif Jahr binah hadd ic seten un keinen Schritt vörwaris!

Den Herrn Kriminaldirektor hadd ic von früher her kennen lührt, un ic dacht so bi mi: 't is en legen Kiel, ic füll em aewer doch noch beter kennen lühren; hei was nich leg, hei was niederträchtig! De por Dag', de wi ditmal in Berlin bleuen, heuwien mi dat utwift'. Na, ic will 't vertellen. —

De Entspelster bröcht uns in en Gesängnis 'rin. Merkwürdig! in dat füllwige, wo ic früher mal setten hadd. Dor was de füllwigen Bleckkasten vör 't Finster, de füllwigen Riken in de Wand, up de ic so oft minen Blick richt' hadd, de füllwigen Delen, wo ic so oft in unrauhige Qual herümmer gahn was, dor was de Städ' noch, wo ic mi mal heimlich en Keinspohn ut de Delen sneden hadd. Ut desen Keinspohn hadd ic mi 'ne Schinwsedder makt, versteht sic von füllwst, heimlich!

(Fortsetzung folgt.)

Ostmecklenburgische Heimat



Halbmonatsschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erhebt am 1. und 3. Sonntag jedes Monats. — Bezugspreis monatlich 30 Pf. zuzüglich Bestellgeld; für die Abonnenten der „Teterower Zeitung“ gratis. — Erhebungsort Teterow. — Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malziner Straße 15, Fernruf 367. — Verantwortlich für den Inhalt: Albert Ziller, Teterow.

Jahrg. 9

Teterow, 18. Oktober 1936

Nr. 20

Pferdezucht in Mecklenburg.

Etwas über die in Mecklenburg eingeführten Wettrennen und die damit in Verbindung stehende Zucht der Vollblutpferde, als Förderungsmittel der besseren Pferdezucht.

Den vorliegenden Artikel „Pferdezucht in Mecklenburg“ haben wir der Nr. 25 des Dritten Jahrganges der „Zeitung für Pferdeliebhaber“ aus dem Jahre 1828 entnommen, er vermittelt uns ein interessantes und lehrwertes Bild über den Stand der mecklenburgischen Pferdezucht vor hundert Jahren.

(Eingesandt.)

Wo etwas Neues, bisher noch nicht gesehenes entsteht, oder von auswärts eingeführt wird, da finden sich sowohl Tadler, welche ohne genaue Erwägung der Umstände, unter welchen eine Sache relativ, nicht nützlich oder schädlich seyn kann, ein absprechendes Urtheil fällen, als auch exaltierte Lobredner, welche auf der andern Seite wiederum einseitig dieselbe Sache beurtheilen, und durch Leidenschaft aufgeregt, selten im Stande sind ein ruhiges, unbefangenes, den Gegenstand ergreifendes Urtheil zu fällen; das ist etwas gewöhnliches, und darf nicht Wunder nehmen. Dies ist nun auch der Fall mit den seit einigen Jahren in Mecklenburg eingeführten Wettrennen, die von Manchem bitter getadelt, von Anderen wiederum bis in die Wolken erhoben worden sind. Da nun Ihr geschätztes Blatt der Hauptschauplatz ist, auf dem diese verschiedenen Ansichten zum Vorschein kommen, oder ihrer doch Erwähnung geschieht, so erlaube ich mir, Ihnen auch meine Ansichten darüber mitzuteilen, mit dem Bemerk, daß wenn Sie es der Mühe werth halten, es Ihnen frei steht, das Ihnen Mitgetheilte in Ihrer Zeitung für Pferdeliebhaber aufzunehmen.

England, das Land, wo das Pferd für jeglichen Gebrauch des Menschen am leichtesten und vollkommensten erzogen und gebildet wird, hat hierbei zum Muster gedient, und den Engländern hat man sowohl die Wettrennen, als die damit in Verbindung stehende Zucht der Vollblutpferde nachgemacht. Gegen diese Maßregel nun sind verschiedene Schriftsteller aufgetreten und haben es bitter getadelt, daß man den Engländern dieses nachgeahmt, wobei sie ihre Meinung mehr oder minder durch Gründe unterstützten. — Wenn man die verschiedenen Aussagen der-

jenigen, die in neuerer Zeit England besucht haben vergleicht, so scheint es kaum zweifelhaft, daß in der letztern Zeit die Zucht der Pferde in England, nicht die Resultate mehr geliefert, wie in früheren Zeiten und, daß namentlich Vollblutpferde nicht mehr, im allgemeinen, so stark, groß und fehlerfrei sind wie früher, obgleich wir von andern Seiten wieder hören, daß dem bei weitem nicht so sey, wie es von manchen Schriftstellern vorgestellt worden. Ledig ist die Zucht des Vollblutpferdes in England nicht allein in den Händen der eigentlichen Pferdezüchter, denn angezogen durch die großen Gewinne, welche durch einen einzigen glücklichen Lauf zu erringen sind — größere Summen als bei uns ein Pferdezüchter in einer Reihe von Jahren kaum mit Fleiß, Mühe und Glück gewinnen kann — beschäftigen sich gar viele Personen mit Zucht der Vollblutpferde, die nicht mehr von der Pferdezucht verstehen, als der Esel vom Lautenschlagen; ja, Leute jedes Standes halten eine, oder mehrere Vollblutstuten, lassen diese von berühmten Rennern decken, die sie nur dem Namen nach kennen, in der Hoffnung ein eminent schnelles Pferd zu ziehen und mit diesem eine große Summe zu gewinnen; unbekümmert übrigens, ob der Beschäler zu der Stute passe oder nicht. Daß durch eine solche Operation sonderbare Produkte zum Vorschein kommen können, will ich nicht in Abrede stellen, und daß diese, wenn sie auf den verschiedenen Rennplätzen erscheinen, keine vortheilhafte Ansicht von englischen Pferden gewähren, kann ich mir denken. Ich glaube indeß, man muß in England, so gut wie überall, einen Unterschied zwischen verständigen und unverständigen Leuten machen, und diese Art von Speculationszucht von der eigentlichen Pferdezucht wesentlich unterscheiden, die gewiß größtentheils von verständigen Leuten geleitet wird; denn wie sollte es kommen, daß die Engländer, die von allen Nationen gewiß den am meisten praktischen Sinn haben, und ihre Vortheile genau — auch auf die Zukunft — zu berechnen wissen, so gegen ihren eigenen Nutzen handeln und im Allgemeinen mit Grundsatz Thiere erziehen sollten, von denen sie einsehen müssen, daß sie am Ende zu nichts mehr brauchbar sind. Zu glauben, daß die Verschlechterung der englischen Pferderassen,

und vorzüglich der Vollblutpferde nicht in dem Maße statt findet, wie von vielen versichert wird, kann ich um so weniger anstehen, da die Engländer bekanntlich ihre Vollblutpferde nicht allein zum Rennen und zur Zucht von Rennpferden, sondern auch zur Zucht ihrer übrigen Gebrauchspferde, Jagd- und Wagenpferde benutzen, und die Leistungen der ersten, auch in neuerer Zeit, nach dem was man darüber erfährt, nicht unbedeutend, und denen der früheren Zeit nicht nachstehend, angenommen werden können. Wenn man auch wirklich zugestehen wollte, daß in England jetzt Individuen von der Vollblutrasse vorgefunden werden, die den Anforderungen, welche der Kenner an ihnen macht, nicht entsprechen, und mehr solche Individuen als früher, so muß man bedenken, daß in der letzteren Zeit sich die Zucht dieser Pferde sehr vermehrt hat, und — was freilich zu bedauern — oft von Leuten betrieben wird, die der Natur der Sache nach nicht die Kenntniß davon haben können, die allerdings unerlässlich dazu erforderlich wird. Daß indeß die ganze Vollblutrasse verderbt, und so voller Fehler seyn sollte, wie man uns von manchen Seiten glauben machen will, ist kaum glaublich, und beweisen das Gegentheil zum Theil, die in neuester Zeit aufs Continent gekommenen vortrefflichen Vollblutpferde von denen namentlich eine nicht unbedeutende Zahl, in Mecklenburg eingeführt ist, auch von welchen die Königl. Preußische Gestütsdirektion sehr ausgezeichnete erhielt.

Sollte nun auch wirklich die englische Pferdezucht in dem Grade zurück geschritten seyn, wie behauptet wird, so müssen wir uns dennoch mit dem Gedanken trösten, daß zur vervollkommenung unserer Pferdezucht, uns kein anderes Mittel übrig bleibt, als die Züchtung mit englischen Vollblutpferden; denn was auch manche Schriftsteller über die Züchtung mit arabischen Pferden sagen mögen, so bleibt dabei noch immer manches zu bedenken. — Wenn es möglich wäre einen arabischen Hengst, dessen ganze edle Abkunft (Röhchli) zu erweisen wäre, aus dem Morgenlande zu bekommen, und man diesen mit großen, starken und leichten englischen Vollblutstuten paarte, so will ich nicht in Abrede stellen, daß etwas Vorzügliches hieraus hervorgehen könnte. Indeß wie schwierig, ja, ich möchte sagen, fast unmöglich dies ist, wird mir jeder eingestehen, der nur einiger Maßen mit der Geschichte der arabischen Pferde, die aus dem Morgenlande zu uns gekommen, bekannt ist. Von denen in neuerer Zeit ins nördliche Deutschland gekommenen Arabern, ist die edle Abkunft von keinem, soviel mir bekannt ist, nachzuweisen; selbst nicht einmal von dem, gewiß ausgezeichnetesten, den wir je in dieser Gegend bekommen, dem Turemainatti. Bei dem betrügerischen Sinn, den die Araber, besonders im Pferdehandel anwenden, ist es auch, bei einem Stammregister sehr gewagt, ein solches für richtig anzunehmen. Der beste Beweis, wie schwierig es ist, wirklich edle Araber zu bekommen, bleibt immer der, daß nach England sowohl als nach dem Continente, so wenig Araber gekommen sind, die eine ausgezeichnete Nachkommenchaft hinterlassen haben. Viel Rühmens wird von einigen arabischen Hengsten gemacht, die in neuerer Zeit in das südlische Deutschland und Ungarn eingeführt sind, indeß habe ich bis jetzt keinen Pferdekenner, der sie gesehen, darüber vernommen, und wird die Folge lehren, was ihre Zucht leisten wird. Selbst über die nubischen Pferde, welche neuerdings ins Königreich Württemberg eingeführt sind, und von denen man sich Großes versprach — da das nubische Pferd, nach Aussagen der Reisenden, die uns darauf aufmerksam machten, mit dem Typus des Adels des arabischen Pferdes, Größe des Körpers und Stärke der Knochen verbinden sollte — hört man doch auch jetzt ganz verschiedene Urtheile, und sollen sie sich doch bei weitem nicht so edel gezeigt haben, als man den Beschreibungen der Reisenden nach, hätte glauben sol-

len, die sich leicht auf andere Dinge besser, als auf edle Pferde verstanden haben mögen.

Wenn es nun auch wirklich möglich seyn sollte, arabische Hengste und Stuten edler Abkunft aus dem Oriente zu bekommen, so ist dennoch mit solchen Schwierigkeiten und Kosten verbunden, daß diese von Privatpersonen nicht leicht beseitigt und bestritten werden dürften, und die Anschaffung dieser Thiere, würde nur Aufgabe einer Landesregierung seyn. Die Erfahrung hat uns aber gelehrt, daß sowohl das arabische Pferd selbst, als auch dessen Nachzucht der ersten Generationen, selten für unsern Dienst tauglich ist. Der Araber von kleinerem und schmächtigerem Körperbau braucht nicht ein so großes, starkes Pferd zum Reiten, als der größere, und schwerere Nordländer — Wagenpferde gar nicht. Wenn nun das englische Vollblutpferd von eben so edler Abkunft als das arabische Pferd, da es von diesem abstammt, durch Auswahl, Klima und Behandlung größer und stärker gebildet als das arabische Pferd ist, so möchte es sich für Privatgestüte namentlich wohl besser zur Veredelung und Verbesserung der Pferdezucht eignen, als das arabische. Ich will keineswegs hierdurch in Abrede stellen, als ob es auch uns nicht gelingen könnte, wie es den Engländern gelungen ist, wenn wir eben so zu Werke gehen wie diese, durch Fleiß und fortgesetzte richtige Paarung, vermittelst arabischer Pferde, auch solche Pferde zu züchten, als sie für unsern Gebrauch passend sind, d. h. große, starke und leichte Reit- und Wagenpferde. Indeß ist hierzu eine längere Reihe von Jahren erforderlich, als wie ein Privatmann, der gewöhnlichen Dauer eines Menschenlebens nach, daran seien kann; nicht zu gedenken der großen pecuniaire Mittel, die dazu erforderlich werden, und nicht allemal zur Disposition des Privaten stehen. Landesherrliche Gestüte dürfen dem oben gesagten zu Folge, die Zucht mit arabischen Pferden, können sie auf irgend eine Weise in Besitz ausgezeichneter Individuen dieser Rasse kommen, eher unternehmen jedoch dieselbe mehr Versuchsweise betreiben, die Zucht mit englischen Vollblutpferden nicht verschmähten. Warum sollen wir nicht die Vorarbeiten benutzen, die andere schon gemacht, warum nicht das englische Vollblutpferd lieber zur Zucht verwendend wie das arabische Pferd, welches offenbar dem Dienst, wozu wir unsere Pferde gebrauchen ferner steht? So wie wir jetzt wohl schwerlich Schafböcke aus Spanien werden kommen lassen, um durch Zeit und Fleiß das jetzt offenbar feinere und sanftwolligere Electoralschaaf zu züchten, obgleich dieses von jenem abstammt; da es uns frei steht dasselbe aus Sachsen usw. in seinen eigenhümlichen Eigenschaften selbst zu erhalten, so scheint es mir allerdings zweitmäßig, das englische Vollblutpferd vorzugsweise zur Veredlung und Verbesserung unserer Pferde zu verwenden; indem dies als der kürzere Weg zum Zielle erscheint. Wer kann zum Beispiel bei einem Gewichte von zweihundert und mehreren Pfunden ein arabisches Pferd auf die Dauer reiten. Welcher Kürassier- und Ulanenoffizier, würde sich zur Parade und zum Exerzieren auf ein kleines, noch so edles arabisches Pferd 4^c11" bis 5^c setzen? Wo findet man die Nachkommen erster Generation von dieser Pferderasse — einzelner Ausnahmen nicht zu erwähnen — die zu diesem Gebrauch verwendet werden könnten? Eben so wenig möchten zu den edlen Wagenpferden, für den Dienst wie wir ihn von ihnen verlangen, taugliche Individuen darunter gefunden werden.

Von vielen Seiten, und den Gegnern des englischen Vollblutpferdes wird behauptet, daß dasselbe sich nicht zum Reitpferde eigne. Indeß glaube ich ohne Grund. — Daß ein Pferd, welches mit dem dritten oft zweitem Jahre auf die Rennbahn gekommen ist, und hier bis zum vierten, fünften Jahre gelaufen hat, nicht mehr die Gewandheit und Biegsamkeit hat, die wir von einem Reitpferd ver-

langen, gebe ich zu, denn ein Reitpferd muß ganz anders hinsichtlich der Reiterei behandelt werden, als ein Reitpferd. Hierzu kommt noch die Art der Reiterei wie sie in England ziemlich allgemein ist; indem der Engländer, auf seinem Rosse sitzend, meist gerade ausreitet und seine Seitenbewegungen und schnelle Wendungen von seinem Pferde fordert. Daß man also wenige nach unsren Begriffen gut dressierte Vollblut- oder andere Pferde, in England findet, ist wohl gewiß; sehr gewagt ist es aber auf der andern Seite, dem englischen Vollblutpferde die Fähigkeit ein gutes Reitpferd werden zu können, abzusprechen. Ich selbst habe Vollblutpferde gesehen und besessen, die sich sehr gut ritten. Indes sind sie oft difficile im Reiten, und es gehört eine stete Hand, ein ruhiger Sitz dazu, sich recht angenehm auf ihnen zu befinden, wie dies aber bei allen kräftigen, lebhaften Pferden der Fall ist. Dafür haben sie aber auch Eigenhümlichkeiten und Unannehmlich-

keiten im Reitdienst welche augenblickliche Unannehmlichkeiten, die, ich wage es zu behaupten, oft Schuld des Reiters sind, aufzuwiegen. Wenn ein guter Reiter ein noch nicht verdorbenes Vollblutpferd zur Dressur bekommt, so glaube ich, daß er daraus ein eben so gutes Reitpferd bilden kann, wie aus jedem anderen, wenn gleich diese Dressur vielleicht später beendigt wird, als bei einem minder kräftigen Pferde; dafür ist aber hernach dies dressierte Vollblutpferd, durch seine Kraft und Ausdauer, für den Reiter angenehmer und dienstfähiger wie jedes andere. Ob das englische Vollblutpferd sich vorzugsweise zum Schul- oder Bahnenpferd eignet, will ich dahin gestellt seyn lassen, diese Leistungen sind aber auch nicht die allgemein nützlichen, und können also bei Beurtheilung eines Pferdes, als nur einseitig, nicht in Betracht kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen auf einer Reise durch Mecklenburg, über Landstraßen usw.

Entnommen dem Jahrgang 1821 des „Freimüthigen Abendblattes“ in Schwerin.

Im Monat August dieses Jahres machte ich mit eigenem Wagen und Postpferden eine Reise durch Mecklenburg, und berührte die Städte Schwerin, Wittenburg, Gadebusch, Grevismühlen, Wismar, Neubukow, Kröpelin, Rostock, Bülow und Sternberg. Da ich diese Reise schnell zurücklegen mußte, so erlaubte meine Zeit nicht, ausführliche Beobachtungen anzustellen, und beschrankte ich mich daher nur auf einzelne Bemerkungen über die Wege, weil gegenwärtig das Bestreben der Landesregierung sowohl als der Mitter- und Landschaft dahin geht, den vielen Beschwerden über die Unvollkommenheit derselben wesentlich abzuhelfen, auch schon auf mehreren Stellen der Anfang dazu gemacht worden.

In früheren Zeiten habe ich, sowohl auf der Mecklenburgischen ordinären Post, als mit Extrapost, die vielen Variationen der Postbedienten und Postillons sattsam kennen gelernt, um so überraschender war es mir nun, die Postanstalten wesentlich verbessert zu finden. Ich wurde mit solcher Schnelligkeit befördert, daß ich oft, obgleich es in der Gründzeit war, keine halbe Stunde auf Pferde warten durfte, dabei waren Fuhrgeld und Nebenkosten möglichst billig und genau bestimmt, auch hatte ich das Glück größtentheils vernünftige Postillons zu erhalten, die selten anders als in der Mitte der Station ankehrten. Nur einmal, und zwar auf der Station von Sternberg bis Schwerin, hatte ich Ursache auf meinen Postillon zu zürnen, indem es mir der übeln Folgen wegen bedenklich schien, diesem noch jungen Menschen, der schon beim ersten Krug ankehrte, auch beim zweiten die Brauntweins-Zeche zu bezahlen. Bald bemerkte ich indes, daß grade das, was ich durch meine Vorsicht verhindern wollte, eher befördert wurde, denn aus dem Jahren ward es mir ersichtlich, daß der Postillon die Stärke meines Wagens auf die Probe stellen wollte. Da die Achsen aber neu und der Wagen unbelaetzt war, so widerstand er jedem Versuch bis zur Fähre, vor Schwerin; hier verließ der Postillon den zu einem solchen Probefuß sonst auch wohl tauglichen Damm, wodurch bei mir einige Hoffnung entstand, unbeschadet durchzukommen, nun aber jagte er ohne auf mein Zurufen zu hören, so lange unter den überhängenden Weiden fort, bis er seinen Zweck erreichte, und eine davon in den Chaisekästen griff, ihn zurückbog, das Holz zerbrach und das Leder zerriss. Das Benehmen dieses Menschen, der zu seiner Entschuldigung nichts zu sagen wußte, als daß er

nicht daran gedacht, einen Chaise-Wagen hinter sich zu haben, überzeugte mich vollends, daß er vorsätzlich gefehlt habe. Gegen Malice der Art kann ein Reisender nur durch gute Auswahl der Fuhrleute oder strenge Vorschriften geschützt werden. Alle Postillons legten übrigens in der bestimmten Zeit ihre Meilen zurück, und sie würden noch schneller gefahren haben, wenn es die Wege oder vielmehr die noch in denselben umherliegenden Steine und Felsen erlaubt hätten. Es ist mir unbegreiflich, wie man diesem so fühlbaren Uebel stets so ruhig hat zusehen können, daß dessen Abstellung doch nur mit wenigen Schwierigkeiten verknüpft seyn kann. Man sollte denken, daß jeder, der einen Weg zu erhalten hat, aus Menschenliebe und zu seinem eignen Nutzen bemühet seyn würde, die in demselben einzeln und ohne allen Nutzen umherliegenden Feldsteine an die Seite zu schaffen; allein ich muß es zur Steuer der Wahrheit gestehen, daß ich auf meiner Reise keinen einzigen, von diesem Uebel völlig freien Weg antraf; selbst auf den von Schwerin nach Hamburg neu angelegten, sind mit der Erde einzelne Steine hingeworfen. Ist es denn wirklich so schwer, diese Steine fortzuschaffen? Ich möchte behaupten, daß im Durchschnitt die Reinigung einer Meile von diesen einzelnen Steinen, nicht über fünf Pfthlr. zu stehen kommen kann. Viele Steine sind von beträchtlicher Größe, ragen mit den Spitzen nur hervor und müßten gesprengt werden. Die mehrsten aber sind von der Art, daß sie auf einen Wagen, Schiebkarren oder eine Schleife geladen, transportirt werden können. Nun ist aber die zweite Frage, wo bleibt man mit den Steinen? auf den Ueler darf man sie nicht werfen, und soll man sie weit transportieren, so wird die Arbeit zu kostbar. Ich erwiedere man kann die Steine in die Borte der Seitengräben einlassen; dies hat den Nutzen, daß die Gräben besser stehen und daß die Steine wieder zu erhalten sind, wenn man sie zu bessern Zwecken verwenden möchte. Fehlt es den Begen aber an Gräben, so bilde man längst denselben eine kleine Mauer, wenn auch nur eine Reihe von Steinen, wie damit an einigen Stellen der Anfang gemacht ist, nur muß man keine halbe Arbeit machen, sondern die Steine sämmtlich, groß und klein, aussuchen und an die Seite schaffen.

Bei dieser Gelegenheit muß ich einer vermeintlichen Wegebesserung erwähnen, die darin besteht, daß man in Pfählen und sumpfige Stellen die Felssteine Füderweise

schüttet, und es alsdann den Reisenden überläßt, sie fest zu fahren. Dies ist keine Begebsicherung, sondern eine Verschlechterung. Soll diese gutgemeinte Arbeit zweckmäßig gemacht werden, so muß man die sumpfigen Stellen in der trocknen Jahreszeit einige Fuß tief aufgraben, die Steine einschütten, sie eben ausbreiten, ihnen durch größere Steine an den Seiten eine feste Stellung geben und sie fest stoßen, alsdann aber einige Fuß hoch mit Sand und Kies bedecken. Hierzu darf man aber, bis auf die Seitensteine, nur kleine nehmen. Die Engländer legen ihre Landstraßen auf ähnliche Art an, und indem sie denselben durch kleine Steine eine feste Unterlage geben, veranlassen sießt, daß der Thonboden überträgt und man zu jeder Jahreszeit rasch überfahren kann. Wenn diese Wege zweckmäßig angelegt werden, so sind sie den Stein-Chausseen vorzuziehen, und in Mecklenburg fehlt es an Steinen zu einer festen Unterlage nicht, denn alle Aecker sind damit, wenn auch nur mit Feuersteinen, reichlich versehen. Allein auf der Oberfläche des Weges, so weit die Räder eindringen, dürfen keine Steine geduldet werden. Zu einer schnellen Beförderung der Posten und der Reisenden gehört auch ein guter Weg.

Ein anderes Uebel unserer Landstraßen entspringt aus der übertriebenen Breite derselben. Es ist nämlich zuweilen die Fläche an der einen Seite hoch, an der andern niedrig gelegen, gewöhnlich sind es zwei Gleise, zwischen denen ein Absatz ist; fährt man in der Mitte, so muß man ohne Gnade umwirsen. Wie gefährlich für einen Reisenden mit eigenem Fuhrwerk bei Nacht! Auf diese Weise bilden sich oft in einem Wege zwei, drei andre, oder man fährt in derselben Landstraße hin und her, in schlängelnden Biegungen, um den Hügeln, Löchern und Felsen in der Straße bequem ausweichen zu können. Wozu nützt eine solche Verschwendung von Grund und Boden? Ich habe Stellen gefunden wo 4, 5, ja mehrere Ruten der Breite dem Spielraum der Wagen frei gelassen waren, da doch zwei Ruten für einen Landweg, und anderthalb für einen Kommunikations-Weg genügen.

Der Unfall mit meinem Wagen beweiset, wie nachtheilig die unmittelbar am Wege stehenden Weiden für den Reisenden seyn können, und muß man daher öfter gute Sommerwege vermeiden und den schlechten Steindamm in der Mitte vorziehen, wie z. G. zwischen Doberan und Rostock.

Ich halte mich überzeugt, daß die Mecklenburgischen Wege ohne zu große Kosten in guten Zustand gesetzt werden können, wenn man nur die Hindernisse an die Seite räumt, und die kleinen Fehler, die sich erzeugen, sogleich verbessert. Hierzu gehört eine gute Aufsicht; und es leidet wohl keinen Zweifel, daß, wenn die Kosten der Besserung und Unterhaltung der Wege aus einer Generalkasse bezogen würden, als wenn diese den Besitzern der Grundstücke überlassen bleiben. Die Wege gehören zu den öffentlichen Anstalten, und haben sich große Herrscher dadurch Ruhm zu erwerben gewußt, daß sie gute Landstraßen anlegen ließen. Dies einzelnen Grundbesitzern aufzubürden zu wollen, scheint mit der Willigkeit in Widerspruch zu stehen.

Auf meiner Reise bemerkte ich ferner, daß in mehreren Gegenden große Tannenkämpe an beiden Seiten der Landstraße angelegt sind. So lobenswerth die Holzbesamungen auch seyn mögen, so bleibt es doch für den Reisenden eine ängstliche Sache, dergleichen Dickte zu passiren, aus welchen er so leicht überschlagen werden kann. Weniger gefährlich sind die an den Wegen befindlichen lebendigen Hecken.

— Die Sicherheit auf den Landstraßen in Mecklenburg verdient übrigens alles Lob. — Eine große Verbesserung haben die Landstraßen durch die Wegweiser erhalten. Es wäre nur zu wünschen, daß man sie nicht bloß an den Landstraßen, sondern auch an den Kommunikationswegen aufstelle. Die Namen fand ich überall mit Oelfarbe geschrieben, da diese aber in wenig Jahren erlischt, so möchte das Einschneiden der Namen ins Holz, vor dem Anstreichen, wie dies zwischen Rostock und Ribnitz zum Theil geschehen ist, um so mehr vorzuziehen seyn, als man so dann auch im Dunkeln vermögend wäre, den Namen zu fühlen. Auf mehreren Wegweisern fand ich nur den Namen des nächsten Dorfes — es fehlte die entfernte Stadt. (Vielleicht waren es nur Nebenwege, die nicht weiter führten.) — Durch diese Wegweiser ist der Anfang gemacht, den Reisenden das Reisen zu erleichtern; die Bereitwilligkeit, womit sie überall errichtet seyn sollen, läßt hoffen, daß man ernstlich fortfahren werde, die Straßen selbst zu bessern.

Die Steindämme bei und in den Städten und Dörfern sind größtentheils schlecht erhalten und übel angelegt, doch findet man auch sehr gute Dämme; wie zum Beispiel bei Wismar, Rostock, Schwaan &c. Im Sommer sind sie gewöhnlich zu entbehren, im Winter aber unentbehrlich, weshalb man an den Stellen, wo sie erforderlich sind, einen Sommerweg neben dem Damm lassen müßte. Wenn die Steindämme gut gelegt werden sollen, so muß man zuerst den Boden in einem flachen Bogen abrunden und die Erde recht fest stampfen, alsdann senkt man an beiden Seiten große Steine ein, um eine feste Biderlage zu erhalten, den innern Raum dämmt man aber nur mit Steinen mittler Art aus und zerschlägt die größern. Wenn auf diese Art die Wölbung so dicht wie möglich mit Steinen auf der hohen Kante ausgeführt ist, werden sie mit einer Handramme, die ein Mensch heben kann, gelinde gestampft, und dadurch dem Ganzen die gehörige Form gegeben, alsdann kann man die Zwischenlöcher mit Gussfand ausfüllen und nun den Damm mit einer großen Ramme für vier Menschen völlig feststoßen.

Wenn man nun für Reisende, die Pferde und Wagen haben und bezahlen können, durch gute Wegeforget, so möchte es wünschenswerth seyn, auch für die größere Menge Menschen, die zu Fuß gehen muß, gute Fußsteige anzulegen, die durch den Auswurf zweier Gräben die nöthige Erhöhung erhalten und an den Seiten mit Bäumen bepflanzt werden könnten. Hiedurch würden alle Klassen der Einwohner begünstigt und es wäre auch für diejenigen gesorgt, deren Arme und Kräfte zur Verbesserung der Wege unentbehrlich sind, und die jetzt durch Dick und Dünne wandern müssen.

Aleber die Not geringer Leute, eine Wohnung zu erhalten.

Wohnungsnot der armen Bevölkerung vor 100 Jahren.

Die Konstitution vom 21. Juli 1821 verpflichtet jeden Ort, seine Armen zu ernähren, und deshalb sucht jedes Domänenamt, jeder Gutsbesitzer und jede Stadt zu vermeiden, daß nicht ein Einwohner aufgenommen werde, der vielleicht in der Folge unterstützt oder gar ernährt werden muß. Daraus sind mancherlei Nachtheile entstan-

den, die ich aufzuzählen mich bemühen und dann einen Vorschlag versuchen werde, wie ihnen möchte vorgebengt werden können. Zu den nachtheiligen Folgen rechne ich:

1.) Wenn jemand heitrathen will, so muß er durch einen Schein der Obrigkeit beweisen, daß er einen Wohnort sich verschafft habe. Diesen Schein zu verweigern hängt ganz

von der Willkür der Obrigkeit ab, denn die Fälle sind gewiß höchst selten, wo die höchste Landesregierung den obrigkeitslichen Konsens supplirt hätte, und der Klägende hat also noch eine Menge Kosten, die für den geringen Mann oft sehr drückend sind.

2.) Daraus folgt häufig Immoralität mit allem, was sie in ihrem Gefolge hat; namentlich verfrühter Beischlaf, uneheliche Kinder, die nun niemand ernähren kann und will, und das wilde Leben der Brautleute, die sich gern heirathen wollten, aber nicht durften. Daher die traurige Wahrheit, die der Staatskalender ergiebt, daß unehelich geboren sind 1821 — 1367, 1822 — 1448, 1823 — 1535, 1824 — 1489, 1825 — 1573, 1826 — 1593, 1827 — 1613, 1828 — 1600, 1829 — 1589, 1830 — 1627. Das 9te Kind ist also ein uneheliches, und da es bekannt ist, wie wenig Sorgfalt für dergleichen Kinder verwendet wird, so ist es nicht zu verwundern, daß im Jahre 1821 nur 7749 Menschen, im Jahre 1830 aber schon 9266 gestorben sind. In den Jahren 1827, 1828 und 1829 war die Sterblichkeit noch größer, aber wir haben auch wieder den Trost, daß diese Sterblichkeit aus der unehelichen Geburt allein nicht abzuleiten ist, sondern aus der größeren Volkszahl von selbst folgt.

3.) Wer auf dem Lande oder gar im Auslande geboren ist und ein Handwerk erlernt hat, der wird — mit Ausnahme höchst seltener Fälle — in keiner der kleineren Landstädte angenommen, eben weil er nicht darin geboren ist. (Die beiden Seestädte denken darin liberaler.) Einzelne dieser Städte, z. B. die hiesige, nehmen doch noch darauf Rücksicht, daß sie denjenigen annehmen, der die Tochter eines Einwohners aus der Stadt heirathet. Andere kümmern sich aber auch um diese ihre weiblichen Gingebornen gar nicht, und so macht jede Stadt einen Staat im Staate. Wenn also auch ein Ausländer, z. B. ein Berliner, wo die Gewerbe rationeller, mit Benutzung neuer chemischer und mechanischer Erfindungen, betrieben werden, sich hier etablieren wollte; wenn das Gewerbe durch einen solchen Mann in größern Flor kommen, und das Publikum sein Fabrikat viel besser und wohlfeiler erhalten; wenn der Besitzer eines Hauses seine Wohnung an einen solchen Mann besser vermieten und die arbeitende Klasse besseren Verdienst durch ihn haben könnte: so hilft dies alles nicht. Der Grundsatz: *Ein Auswärts wird aufgenommen!* muß festgehalten werden, mag auch das Gewerbe nie in Flor kommen, mag das Publikum schlechte Fabrikate theurer bezahlen müssen, mögen Miethswohnungen leer, möge der Tagelöhner ohne Arbeit bleiben, die Regel bleibt ohne Ausnahme! — Und wer gar auf dem Lande geboren ist, wer also selbst den Reiz eines Ausländers nicht einmal hat, kann nie und nie in einer kleinen Landstadt sich etablieren. Wo bleibt er denn am Ende? Das weiß Gott! Ich kenne mehrere solcher Handwerker, die auf dem Lande geboren sind und den Ruf großer Geschicklichkeit haben; aber vergebens haben sie durch alle Instanzen in mehreren Städten ihre Aufnahme zu bewirken gesucht und nur Kosten von ihren Bemühungen gehabt.

4.) Wenn Handwerker in den Domänen heirathen wollen, so erhalten sie ohne Schwierigkeit zwar den Wohnortschein; aber sie können da nicht wohnen, wo schon ein anderer desselben Handwerks ist, können wenigstens ihr Handwerk nicht treiben, und die Pächter nehmen in der Regel einen solchen Handwerker gar nicht ein, weil ihnen mehr um Tagelöhner zu thun ist. Ihr Bestreben um einen Wohnort hat also schon gleich Anfangs große Schwierigkeiten. Hat ein solcher Handwerker aber auch auf einem Dorfe eine Wohnung gefunden, so wird diese dem einen oder andern doch endlich einmal gekündigt, und nun ist seine Verlegenheit noch weit größer, weil schon Frau und Kinder hinzugekommen sind, und weil eben die geschehene

Kündigung den Angwohn erregt, der Mensch müsse doch wohl einen Makel haben, denn warum wäre er sonst gekündigt. Der Kündigte versäumt seine Arbeit und läuft Tag und Nacht hier hin und dort hin, um eine andere Wohnung wieder zu erlangen. Vergebens. Er will so gern in der Nähe bleiben, weil er einmal seine Kunden dort hat, die er in der Ferne vielleicht nicht wiederfindet; aber diese Mühe ist noch mehr vergebens. Keine Stadt, kein ritterschaftliches Gut, kein Hof in den Domänen, kein anderes Domänenamt, kein Dorf, wo schon einer seines Handwerks wohnt, will oder kann ihn aufnehmen, und in der Ferne geschieht dies am allerwenigsten, weil man ihn nicht kennt, und weil man argwöhnt, daß doch etwas dahinter stecken möge. Unterdessen kommt die Umzugszeit heran, der Vermieter muß die Räumungszeit anstellen, das Gericht wird den Miethsmann auf dessen Kosten aus und die Obrigkeit bringt ihn in eine Wohnung wieder ein. Aber was heißt das? Es ist ein heizbares Zimmer, zuweilen ein schnell zur Stube noch im späten Herbste abpirter Stall, ohne Gatten, ohne Stallraum, ohne Feuermaterial, ohne Futter und Weide für eine Kuh, die ohnehin vielleicht schon für die Kosten weggeht oder doch nun aus Noth wohlfeil verkauft werden muß, und so sind Frau und Kinder schon dadurch ohne Nahrung. Sie finden es aber noch mehr, weil der Mann nun gesetzlich Tagelöhnerarbeiten thun muß, wozu er das Geräthe, die Uebung und die durch Uebung entstehende Kräfte nicht hat. Vielleicht ist er gar noch mit einer andern, in gleicher Lage befindlichen Familie zusammengestellt, und so entstehen in einem feuchten Lokale Feindseligkeiten, Unreinlichkeiten oder gar ansteckende Krankheiten! — O möchten doch die, welche helfen könnten, den kummervollen Blick sehen, womit ein solcher Mann seine Leidensgefährtin betrachtet! Möchten sie die Jammerthränen sehen, die beide Eltern über ihre Kinder vergießen! — Der Mann will sich gern ernähren, kann sich auch ernähren, aber er darf nicht!

Man glaube nicht, daß ich zu grelle Farben auftrage; ich kann alles mit Alten beweisen. Darum glaube ich auch, daß es Pflicht ist, dies in einem einheimischen Blatte zu sagen, damit die gesetzgebende Gewalt, die hier im Lande gewiß so väterlich gesinnt ist, als irgendwo, die schon vorsichtig gewünschte Abänderung dieses Zustandes desto eher zu Stande bringen und die Thräne so manches Unglüdlichen abwischen könne.

5.) Doch nicht bloß die Handwerker allein, sondern auch die Tagelöhner auf dem Lande sind in gleicher Bedrängniß. Sie lassen sich manche Beschränkung ihres sauren Verdienstes gefallen, wenn gleich ich rühmend erwähnen muß, daß sie auf manchem ritterschaftlichen und Domänen-Gute sehr wohlwollend behandelt werden. Ihre Kuh wird gut geweidet und gefüttert, sie haben hinreichend Kartoffel- und Flachsland, und kurz, die Menschenfreundlichkeit ihrer Herrschaft begegnet ihnen auf allen Schritten; aber es ist nicht allenthalben so, und wo es nicht so ist, da sind häufig auch die schlechtesten Leute.

Wird an einem guten Orte ein Tagelöhner gekündigt, so ist die Vermuthung gegen ihn, und wäre die Ursache der Kündigung auch nur, daß er alt oder kränklich ist. Und ist die Kündigung an einem Orte geschehen, wo die Leute nicht so gut gehalten werden; so ist die Furcht, daß er schon arm sei oder sonst nicht-tauge, noch größer. Mag er aber auch seyn an welchem Orte er will, so ist jeder außerordentlich vorsichtig bei der Aufnahme eines Menschen, und mancher läßt lieber die Wohnung leer stehen, als daß er einen Menschen aufnehmen sollte, den er vielleicht nicht wieder los werden kann, sondern früh oder spät ernähren muß. Erhält aber ein Tagelöhner keine Wohnung wieder, so ist sein trauriges Los zur Umzugszeit dasselbe, wie ich unter Nr. 4.) bei den Handwerkern

geschildert habe, nur daß er sich doch noch eher mit Handarbeiten helfen kann, wenn er vielleicht alt, kränklich oder mit vielen kleinen Kindern gesegnet ist.

6.) Am aller traurigsten aber ist das Schicksal der Holländer, Müller, Schmiede und verheiratheten Schäfer, die keine Pachtung wieder bekommen. Sind sie auch nicht arm, so zehren sie doch ein und werden allmählich arm; daher diese Leute am allerwenigsten eine Wohnung wieder erhalten können. Man denke sich die unglückliche Lage dieser Menschen, die an ein besseres Leben gewöhnt und zu Tagelöhnerarbeiten durchaus unbrauchbar sind. Ich habe einen Müller gekannt, der mutig mit den Tagelöhnern in die Mergelgrube ging. Sein starker Körper magerte bald ab, aber zugleich schwanden die Kräfte so, daß die andern ihn nicht mehr in ihren Altkord aufnehmen wollten, und in weniger als 2 Jahren schlug seine bessere Stunde; er hatte sich buchstäblich zu Tode gearbeitet.

Was ist denn aber nun zu thun?

Es würde mich sehr freuen, wenn ich ein ausführbares Mittel anzugeben so glücklich wäre; aber ich will auch recht gern zufrieden seyn, nur den guten Willen gehabt zu haben, wenn ich nur veranlassen kann, daß ein Anderer ein besseres Mittel vorbringt. Die hauptsächlichste Furcht eines jeden besteht darin, daß er den angenommenen Miethsmann nicht wieder los wird. Und das beste Mittel muß also seyn, diese Besorgniß wegzuräumen. Sehen wir die Konstitution vom 21. Juli 1821 an, so enthält sie im § 3 die Bestimmung, daß rücksichtlich der Versorgung jeder Verheirathete dem Orte angehören soll, wo er mit obrigkeitslicher Erlaubnis wohnt, oder ohne diese 2 Jahre gewohnt hat. Frühere Gesetze enthielten andere Bestimmungen dieses Anrechts, namentlich den Geburtsort. Theils aber schienen die früheren Gesetze nicht deutlich, und daher entstanden manche Streitigkeiten, theils aber war der Ort im Laufe der Jahre nicht leicht auszumitteln, und das gab abermals gerichtliche Weiterungen. Die jetzige Bestimmung beruhet also nicht sowohl auf Nothwendigkeit, als vielmehr auf Abkürzung des Verfahrens, wenn man den pflichtigen Ort ausmitteln will. Man kann also eben so gut einen andern Ort, als zur Unterstützung verpflichtet, gesetzlich bestimmen, wenn er nur eben so leicht auszumitteln ist. Deswegen erlaube ich mir noch einige Worte, theils über den verpflichteten Ort, theils über die Art, ihn auszumitteln, hinzuzufügen.

A. Den zur Unterstützung verpflichteten Ort betreffend, so schrekt die Gefahr nicht, die entfernt und deren Eintreffen nicht wahrscheinlich ist, und wenn man also auch nicht den Geburtsort eines verheiratheten Menschen als denjenigen annehmen will, der zu seiner Hülfe verpflichtet seyn soll, wenn er vereinst Hülfe bedürfen sollte, so kann man doch ganz füglich denjenigen dafür erklären, wo er sich verheirathet hat. Es ist offenbar gleichgültig, welchen Ort man im Gesetze annehmen will, denn frühere Gesetze hatten ja auch einen andern Ort bestimmt, und etwaige Inkonvenienzen gleichen sich überdies im Laufe der Zeit immer von selbst wieder aus. Es ist also durchaus kein Nachteil damit verbunden, wenn man den Verheirathungsort des Mannes als denjenigen bestimmt, von dem er und seine Witwe, oder seine unverheiratheten Kinder — in sofern der § 6 der Konstitution auf sie paßt — sollen Hülfe erwarten können, wenn sie dergleichen in der Folge nothig hätten. Heirathet die Witwe einen Andern, so wird der zweite Verheirathungsort nunmehr der Verpflichtete.

B. Aber wie soll man diesen Ort finden? — Nach meiner Meinung ohne Schwierigkeit, wenn Dienstbotenbücher eingeführt werden. Das ist ein Buch wie das Wanderbuch eines Gesellen, welches jeder Dienstbote, männlich oder weiblich, erhalten muß, sobald er nach der Konfirmation zuerst in Dienst tritt, und das in der Regel bei dem Brotherrn in Verwahrung seyn muß. Hierin wird die Vermietung, Auflösung, anderweitige Vermietung schriftlich vom Brotherrn bemerkt. Verheirathet sich ein Mädchen, so schreibt die Obrigkeit oder der Prediger in dessen Buch, wann, wo und an wen dies geschehen ist, und dann bleibt dies Buch bei dem ihres Mannes, bis endlich ihr Witwenstand oder der Tod wieder darin von dem Prediger oder der Obrigkeit bemerkt wird. Auch in des Mannes Buch wird dessen Verheirathung und Tod von dem Prediger oder der Obrigkeit geschrieben, welcher erstere es im Todesfalle aufbewahrt. Die Geburt und der Tod der Kinder würde darin von dem Prediger zu bemerkten seyn. Solche Dienstbotenbücher würden nicht nur den zur Unterstützung verpflichteten Ort nachweisen, sondern auch bei etwaigen Untersuchungen den ganzen Lebenslauf; und sie würden Pässe, Mieths- und Kündigungsscheine überflüssig machen. Alles Uebrige der Konstitution vom 21. Juli 1821 bliebe in seinem Bestande. Die Verheirathung aber müßte auf keinen Fall erschwert werden dürfen.

Neubukow.

C. F. Michel sen.

Alt mine Festungstied.

Frik Reuter.

(Fortsetzung.)

Tau Wihnachten hadd ic en por Wallnaet fregen, ic hadd de Raetschellen brennt um mi dorut 'ne Ort Tusch makt, mit de hadd ic schreven, natürlich heimlich! Nijs Böses hadd ic schreven, nijs wat gegen de Husordnung was, blot Gedichte — slichte Gedichte, worin de Wut ubrol, worin de ganze Bitterlichkeit von mine Lag' ludhals' schreg, worin ic dat beten Welt in Grus um Mus tausamslagen um mi demnahsten as Herrgott der zweite up desen Schutt etabliren wull. Tau 'm Glück för de Welt is dit Allens verluren gahn, un tau 'm Glück för mi Uingen dese Gedichte in minen Harten nich mähr wedder, sülwst de Fedder, de Reinspohn, mit de ic dit Allens schreven heww, un de ic Jöhre lang as Andenken uphegt heww, is von Mariken Gramows in Treptow mal as en gewöhnlichen Spohn tau 'm Anbauten in en Aben vernutzt worden. — Wenn mi aewer Einer mal besäuken süss, denn kann ic

em doch wat Schriftliches ut dese Tid wisen: „die Tochter Zephtas“ von Byron, de ic ut den Gedächtniß dal schreven heww. — Byron was tau dummalen min Mann.

In dit Gefängnis lemen wi in dese bitterkolle Nachherin. Allens noch as süss, aewer kolt, kolt, bitterkolt! Allens was noch so as süss; aewer up dat Beddgeste, hadd en Strohsack legen, de fehlte dimal. — „Na, Kapteihn, denn helpt dat nich!“ — Wi läden uns up de Delen, en Stück Dings unner den Kopp, mit den Mantel taugedeckt, un stats tau slapen, früren wi de Nacht hendorch, denn dat Looch was lang' nich dörchwarmt. Den annern Morgen slot de Entspelster de Dör up im frog recht fründlich, woans wi slapen hadden, wi deden, as wenn wi sine spöttische Reden nich markten, un verlangten för den Fall, dat wi noch 'ne Nacht hir bliven sullen, en Bedd, tau 'm wenigsten doch en Strohsack. Doraewer, meint hei, kunn hei nich bestimmen, hei wußt 't aewer den Herrn Kriminaldirektor Dam-

bach seggen; im Aewrigen hadden wi däglich siw Sülvergrösch' tau verteihen. — Ich antwurit' em, wi wiren doch up de Reis', un unner so 'ne Uemstänn' wir dat doch Sach, dat wi twintig Sülvergrösch' kregen. — Dat hadd de Herr Kriminaldirekter so bestimmt, säd hei un gung dormit ut de Dör. —

As hei weg was, lam denn de Slüuter un frog, wat wi geneiten wullen. Wi wiren dörchfroren bet up de Akanen, un lepen in unsen Kasten 'rümmer, as de willen Dir, blot üm warm tau warden; wat was denn nu natürlicher, as dat uns nah 'ne warme Tasch' Koffe verlangen ded? Also zwei Potschonen Koffe! — Wi fregen den Koffe, aewer de Potschon kost' vir Sülvergrösch', uns bleu noch en Sülvergrösch' för den ganzen aewrigen Dag. Wat füllen wi dorfür köpen? Natürlich Brod. Also en Brod tau 'm Sülvergrösch' för Jeden, un wi wiren mit uns' siw Sülvergrösch' dörch.

As wi gegen Abend ol mit uns' drög' Brod dörch wiren un in 'n Düstern herümme hukten, famm de Herr Entspel-ter wedder, üm uns' gaude Nacht tau wünschen. — Dat was denn nu nicks wider, as de nichtswürdigste Spott, icf sei mi dat aewer nich marken, wo ingrimmig dat in mi towte, un frog em, ob wi denn of dese Nacht noch ahn Bedd oder Strohsack slapen füllen; wenn uns von wegen de Husvagtei-Berwaltung kein Lager gewen warden künne, so hadd ih noch 26 Thlr. un de Kapteihn noch 21 Thlr. Provat-Geld, wat de beiden Schandoren ut M... mitbröcht un hir asliwet hadden, un dorvon künne jo de Kosten för en Bedd bezahlt warden. — De Entspelter malte mi en höflichen Diner un säd, dat wir Allens recht gaud, aewer de Herr Kriminaldirekter hadd bestimmt, wi füllen uns irst von uns' siw Sülvergrösch' so vel tausam-sporen, dat wi uns' en Bedd meiden künne. —

Dat was denn nu doch averbore Riderträchtigkeit, wenn wi däglich von uns' erbärmlich Traktement einen Sülvergrösch' astödden, denn müchten wi dörtig Dag' up de blanken Delen liggen von des Abends Aloc siwen bet des Morgens Alock achten in 'n Düstern, ihre wi den Daler tausam hadden, den dat Bedd för 't Monat kost' ded, müchten Hunger un Kummer liden, un weswegen? Hadden wi up't Frisch denn wedder wat verbraken, dat sei so mit uns in 't Gericht gahn künne? — Ich verlangte denn also den Herrn Kriminaldirekter persönlich tau spreken. — De Antwort was, de Herr Kriminaldirekter sei sicl üm dese Tid nich spreken, un dormit würd de Dör wedder tau-siaten, un wi legen de Nacht wedder up den Haubodden un früren.

Den annern Morgen dat Südwige; wedder warmen Koffe un en Sülvergrösch' Brod. — Ich wull nu den Herrn Kriminaldirekter spreken, as Husvagt was dat sine amtliche Schülligkeit, Klagen von de Gefangenen antaunemen, un wi hadden tau klagen. De Antwort was: de Herr Kriminaldirekter wull uns aewerall gor nich spreken. Ich sett' mi also das un schrew an em, ich verlangte einen Protokollführer, wil dat ich mi aewer em bi 't Kammergericht besweren wull. — Ich kreg kein Antwort. — Den Abend wedder den fründlichen Gaude-Nacht-Wunsch von den Entspeltern un dat harte Lager up de Delen.

De drüdde Morgen kamm un bröchte dat Südwige, aewer hei bröchte einen Dag, an den ward ich titlewens denken, denn ute dat annen Ungemach, wat uns all so mör makt hadd, bröchte hei 'ne nige Angst un en niges Glend. Min oss Kapteihn würd kraut. 'Ne grote Unrauh, 'ne jagige Hast kamm aewer em, hei grep hir hen un dor hen. 'Ne Bibel lagg in uns' Gefängnis, hei namm sei, hei les' hei smet sei weg, hei les' wedder, hei smet sei wedder weg un lep in 't Gefängnis 'rümmer, roth, blauroth, in 't Ge-licht, un smet sicl denn wedder up de harten klossen Delen

dal. — Ich weit 't, hir hett hei den Grund tau en por swere Lungenkrankheiten leggt, de em nahsten in ein Jahr up de nige Festung besöllen. —

'Ne Bibel in en Gefängnis is 'ne schöne, menschenfründliche Sach, un de Mann, de tauirst dorfür sorgt hett, hürt tau jenne utewahlten Menschen, de nich allein dat swacke Menschenhart, ne, of unsren Herrgott siw alsbarmherzige Absichten richtig verstaht heuwien. Männig steinern Hart mag weis worden sin vör Gottswurt; männig Verbreker mag dordörch tau de richtige Insicht un tau Gott kamen sin; aewer wi wiren keine Verbreker, wi wiren Sünder alltaumal, eben so 'ne Lumpenhunn' as de, de up ehre zwei Beinen fri herümmerlepen, aewer in unsen Fall hadden wi nicks verbraken, un dorin stunden wi rein vör Gott, un nich uns' Herrgott drop uns' hir mit Jammer un Glend, ne! de Riderträchtigkeit von Menschen, de ehr grausam Gelüst an uns utsaten wullen, de nicks mit unsen Herrgott, desto mihr aewer mit den Düwel tau dauhn hadden.

„Lat dat Bauk liggen, Kapteihn, uns' Herrgott drop Di nich, sin lichtes Asbild hir up de Ird' hett Di blot en por Stein' in den Weg smeten! Lat dat Bauk liggen, Kapteihn, mas Di nich tau 'm Mitschuldigen von de Gotteslästerer, de mauthwillig Glend aewer de Lüd' bringen un denn Gottswurt tau 'm Trost dosför henlegen!“

Ich lloppie an de Dör un würd up den Gang herute laten; dor drop icf en ollen Kammergerichtsboden, de mi ut frühere Tiden bekannt was, Heubold heit de Kirl, hei soll nahsten wegen Unnersleif up de Festung kamen sin, wat icf aewer nich verbürgen kann. Wenn hei dorhen kamen is, denn hett 't de Hallunk allein all för den Hohn verdeint, den hei mi mit sin grinsiges Gesicht entgegensmet, as icf em frog: „Heubold, wissen Sie nicht, wie lange wir hier noch bleiben müssen?“ — Dor stunn hei vör mi mit dat olle weise, witte, upgedunsene Gesicht, it dat olle flappe Lachen üm dat breide Mus, mit de olle vossige Perück, un langsam kamm de Antwort herute: „Sie bleiben immer hier. Glauben Sie, daß der König alle diese großen Gebäude hier leer stehen lassen will? Nein, Sie bleiben hier und Ihre Kameraden kommen alle nach.“

De Schuft wüxt dat beter: hei wüxt recht gaud, dat wi wider reis'ten, hei wüxt recht gaud, wo elendiglich wi hir hollen würden, hei wüxt recht gaud, wo voll Sorgen uns tau Maud was; aewer 't fettelte den Hallunk doch, uns of noch en Fautritt mit up den Weg tau gewen; Einer kunn em de entfamtige Lust von 't Gesicht herunner lesen, mit de hei sprot: „Nein, Sie bleiben hier.“

Ich kamm 't un will 't nich striden, dat icf mi von de gründliche Gemeinheit von desen Kirl in 't Buckshurn jagen sei — so 'n Gefangen ist gor tau zug, un drei Dag' Water un Brod, dat Liggen up den Haubodden un de bittere Küll malen grad of nich vel Kurasch' — icf glöwte, hei redete de Wahrheit un icf verfürte mi dägern doraewer, vel mihr as dummials, as sei mi min Dodsurteil spraken hadden. Dat was en Ogenblick Sach, un dit was 'ne lange, allmäßliche Dodquäleri. 'T giwvit man wenig Menschen in de Welt, de en Begriff dorvon heuwien, wat dat heit, wenn Einer up Staatskosten langsam tau Dod' quält ward. Maeglich was 't, de Anfang was jo all matt, un worüm füllen sei de Sach nich wider bedriwen. — Ach! mi was slicht tau Sinn; aewer dat vulle Unglück füll irst losgahn: min olle leiwe Kapteihn hadd de ganze Geschicht anhürt, un wat för mi 'ne jammervolle Qual was, kunn för em tau en tödlich Gift warden.

As wi wedder inslaten wiren, felen wi uns' einanner in de Arm, un lang' maegen wi woll so stahn un Schuh un Trost an einanner söcht heuwien — wo lang' weit icf nich mihr — aewer dat weit icf noch as hüt, dat min oss brav' Kapteihn strack un stramm in dat Lock herümmer

gung un sine Krankheit aewerwunnen hadd, un dat in mi en allmächtigen Troz upbegehrte: De Düwel müßt mit den Düwel verdrewen warden.

Ict sloppie an de Dör; ic wull en Protokollführer hewwen! Ict wull mi bi 't Kammergericht besweren! — Richtig! nah en por Stunn'n kamm en Kärl herinner, so 'n oll binnen un buten smeriges Worm von Referendorius, von de Ort, de ehr Richterexamens nich farig frigen laenen un ehr Leuen lang as Schauhputzer bi de höhern Gerichte vernüft warden.

„Sie wollen sich beim Kammergericht beschweren? — „Ja!“ — „Am besten wäre es denn wohl, wenn Sie selbst Ihre Beschwerde ausschützen.“ — „Ne, säd ic, dat wull ic nich, hei wir dortau sett' t, un hei müßt dat, hei müßt mi dat of betügen, dat wi all drei Nacht up de blanken Delen legen un den Dag aewer von Water un Brod lewt hadden. Mit Hängen un Wörgen kamm hei dortau; aewer de Kedensorten, de ic aewer den Herrn Kriminaldirektor makte — sin wieren sei just nich — de wull hei nich in sin Protokoll upnemmen.

Natürlich müßten wi dese Nacht noch wedder up den Fautbodden slapen; wi legen tausam, min oll brav' Kapteihns lagg in minen, ic in sinen Arm; dat Unglück smäd't de Minischen hellischen dicht tausam.

Den annern, d' virten Morgen ümmer dat Sülwige! Min oll Kapteihns blev still up sin hart Lager liggen, ic gung up un dal un stellt mi endlich vör den Blecktafeln hen, wo de grage Wintermorgen zwei Häm' breit von baben herinne sach. — Leiwert Gott! un hit noch siw un twintig Johr!

Min oll Kapteihns was upstahn, hei grep wedder nah dat Bibelbauf. „Lat dat Bauf liggen, Kapteihns! Un's Herrgott helpt blot den, de sic fülvun helpt. — Wi will'n uns wehren, Kapteihns!“

Ach, du leiwert Gott! wi stummen tausamen in en halbdüster Loel, inslaten, nids up un nids in den Lüw', un wullen uns gegen de Welt wehren!

Maeglich, dat mi Einer von de sogenannten Framen deswegen verachten deit, dat ic dat Bibelbauf taurügg smeten heuw, ic kann ehr aewer de Versicherung gewen, dat en helles, frisches Gottvertruen ahn Bibellesen un Beden aewer mi kamen was, un tau 'm Pris un Ruhm von unjen Herrgott will ic 't hir seggen: „Dat hett mi nich bedrangen!“

De Dör würd upslaten, un in de Dör stumm de Schandor Neß, de mi vör siw Jöhren so oft tau 'm Verhür bi den Herrn Kriminalrat bröcht hadd. Hei was en ollen, langen, drögen Mann, sin Gesicht was von Pockenmoren terreten un von Sommersprutten bemalt, en kümmerlich griß' Hor hung em von haben dal, un ut jeden Näs' loch hung em „Friedrich Wilhelm der Dritte“ as en grises Talglicht herute — hübsch was hei nich, aewer dennoch! — wenn mi einmal un's Herrgott in mine Doddstunn en Erlösungsengel schicken will, denn soll hei mi den ollen Schandoren Neß schicken.

Dor stumm hei in de Dör in sine königlich preußische Engelsuniform un röp herinne in un's Jammerloch: „Meine Herren, machen Sie sich bereit; in einer halben Stunde reisen wir.“

Ach, Kapteihns! Charles douze! Wat was 't för 'ne Freud! — Weg! — Weg! Wohen? — Wi wüßten 't nich; aewer man weg! Weg von den Kärl, de sine Freud doran hatt hadd, uns ahn Ursak bet up 't Blaud tau quälen!

Aewer, ward Männigein seggen, dat hewwen doch anner un bel beter Lüd' noch düller uthollen müßt. — Denkt doch an de Landwehren von achtteihnhundertdrüttteihns! — Ja, 't is wahr, aewer de Lüd' hewwen nich blot ledien, sei hewwen nich blot ledien, sei hewwen of wat dahin.

Un dat is de Sa! — Wi jungen Lüd', in de jede Athentog von Dauhn un Wirken redete, wi sullen blot von Liden un von Dulden reden; wi sullen uns von so 'n Graf h... un en Kriminaldirektor Dambach nah Gefallen tau Water rideen laten? —

Ja, Schandor Neß un uns Herrgott erlösten uns dunnmals ut dese Qual, un ic will den Herrn Kriminaldirektor Dambach dat nich anreten, eben so as ic aewer sine ammern Quälerien, de hei in den Unnersäufungsarrest gegen mi ut-dürt hett, ol en dicke Strich maken will; aewer in eine Hinsicht soll hei mi Ned' stahn — hei is all dod, up dese Frd' kann hei 't nich mihr — aewer up Jenid soll hei sich verantwurten, worüm hei minen ollen Bader, de grad in desen Dagen in sine hartliche Leiw' för sinen einzigsten Saehn nah Berlin kamen was, um wat för sin Fräkamen tau dauhn — worüm hei minen ollen Bader de twintig Schritt tau min Gefängnis nich wi'st hett, dat de Saehn doch an Baders Post sic mal utweinen kann. — Dorfür last Du mi Ned' stahn!

Kapittel 13.

„Meine Herren, machen Sie sich bereit, in einer halben Stunde reisen wir.“ — Je, wat was dor grot bereit tau maken! Un's Kufferts wren pact, de Mäntel legen noch von dat Taudecken aewer Nacht up de Delen, un Afschid brukt wi, Gott sei Dank! norends tau nemen; de Kapteihns namm also sin grotes Burken mit de Karmallen-vaegelhef unner 'n Arm, de hei mit up Reisen namm, un de hei bi de Küll ümmer sorglicher mit sinen Grisen tau-deckt hadd, as sin eigen arm Knie- un Beinwarks. — Wat satt sin oll lütt Volk dor plüstrig! Keinen Ton hadd 't wilien de ganze Tid tau 'm Besten gewen. — Ict söcht uns' Pipengeschirr ut de vir Ecken tausam, stet dat halwe an-anbraken Bund Toback in de Tasch — un nu kann 't los-gahn, Schandor Neß! — Aewer Neß' kamm nich.

Wenn Einer up en Wagen luren möt, dat hei gern nah en anner Flag hen kamen müggt, so is dat all 'ne häßliche Unrauh; aewer vel düller is 't, wenn Einer luren möt, dat hei man von en Flag wegkamen müggt.

Na, 't müßt jo doch of en Enn' nemen, un 't namm jo of en Enn'. Schandor Neß' kamm mit en annern Kammeraden — hei heit Brüz un was en lüttien frischen, fründlichen Kärl — un halte uns af; un's Safen würden upladen, wi of, un nu vör ümmer Adjüs, Husbagtei! Ict heuw Di woll von buten wedder seihn, aewer nah Din Binnensid verlangt mi nich wedder!

‘T was midewil Däuweder worden, ‘t hadd zwei Dag' regent, un de Snel was weg; de erste leitwe Frühjahrssünn schinte hell up de düstere Frd un hell in un's düster Hart, un wenn sei of noch nich warmen kunn, denn versprof sei dat doch, un sei hett ehr Wurt hollen; de slimmsten Tiden legen achter mi, un von nu an füllt beter warden.

De Kapteihns slog de Slipp von sinen Grisen von dat Burken taurügg un setzte sine Baegel in de Sünn, un in de ollen plüstrigen Dinger würden lütte schöne, glatte Baegel, de lustig hen- un hersprungen un pipten, wenn s' of grad nich jungen.

Ach, wat was dat anners worden förr 'ne Stunn'? Min oll Kapteihns was ebenso updäut, as ic; oll Batter Neß' vertellte Geschichten von den Unnersäufungs-Arrest her un röp uns de ollen Frünn' in 't Gedächtniß; de lütt Brüz sorgte as 'ne Mutter' för uns: „Täuwen S', hei is noch 'ne Deck, de will'n wi uns aew'r Häut leggen. — Stelen S' Ehr Beinen doch hir dörch, denn sitten Sei bequemer.“

Un Allens wir gaud west, wenn ni nich zwei Ding' in den Magen legen hadden, irstens de Ungewissheit, wo wi henkemen, un zweitens en ganz entfamten Hunger. — Aewer of hirsör full Rath warden.

(Fortsetzung folgt.)

Ostmecklenburgische Heimat



POSTSTOCK I. M.
BIBLIOTHEK

Halbmonatsschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erheint am 1. und 3. Sonntag jedes Monats. — Bezugspreis monatlich 30 Pf. zuzüglich Bestellgeld; für die Abonnenten der „Teterower Zeitung“ gratis. — Erscheinungsort Teterow. — Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Wallstraße 15, Herrnruh 367. — Verantwortlich für den Inhalt: Albert Ziller, Teterow.

Jahrg. 9

Teterow, 1. November 1936

Nr. 21

Pferdezucht in Mecklenburg.

Etwas über die in Mecklenburg eingeführten Wettrennen und die damit in Verbindung stehende Zucht der Vollblutpferde, als Beförderungsmittel der besseren Pferdezucht.

(Fortsetzung.)

Dass übrigens die Engländer, denen im Allgemeinen die Kunst der Reiterei, nach unsern Begriffen, frem seyn mag, ihre Pferde sehr zweckmäßig zu behandeln wissen, davon hat mir die englische Cavallerie mehrere Male Beweise gegeben. Ich erinnere mich eines Vorfalls den ich, da er etwas charakteristisches an sich trägt, bei dieser Gelegenheit nicht unerwähnt lassen will. Als ich noch bei der in Frankreich nach dem Frieden von 1815 zurückgelassenen alliierten Armee diente, sollte eine große Revue der englischen Cavallerie bei Cambrai unter dem Herzog v. Wellington, der jene Armee in Frankreich befehligte, stattfinden. Da es jedem Offizier freigestellt war, selbige mit anzusehen, so begab auch ich mich, aus besonderem Interesse für diese Waffengattung dahin. Am Tage der Revue, der ein großes Manöuvre folgen sollte, sah ich 1 bis 1½ Stunde vor der bestimmten Zeit schon einzelne Cavalleriechen ausrücken und zum Tore hinausreiten. Auf mein Befragen, in der Meinung, dass vielleicht die Stunde des Manövres verändert sey, sagten mir mehrere englische Offiziere, dass dies nicht der Fall, diese Cavalleristen ritten nur ihre Pferde erst ab, um sie zur Revue und dem Manöuvre thätiger zu machen, und hiezu habe ein jeder Cavallerist die Erlaubniß, wenn er ein Pferd habe, welchem diese kleine Vorübung nötig sey. Wenn gleich ich nun hierüber etwas staunte, und mir dies Verfahren keinen großen Begriff von der einzelnen Dressur der englischen Cavallerie beibrachte, so sah ich dennoch von ihr hernach, mit der größten Präzision und Ruhe, die schwierigsten Manövren ausführen, und zwar in so raschen Tempos und so anhaltend dass freilich hierin sich so leicht keine Cavallerie mit der englischen dürfte messen können. Leider konnte ich nun einzelne Reiterey der englischen Cavallerie nicht beurtheilen, da sich mir hiezu keine Gelegenheit darbot, allein aus den Leistungen, die ich von derselben im Ganzen auf dem Exercierplatz gesehen hatte, müsste ich schließen, dass auch diese nicht vernachlässigt sey.

Wenn nun die Engländer ihre Vollblutpferde auch auf der Jagd reiten, wie dies außer Zweifel ist, und worüber uns in Nr. 5 Jahrgang 3 der Zeitung für Pferdeliebhaber

von Jemand Belehrung gegeben wird, der gewiss nicht ohne Kenntniß von der Sache schrieb, und wir berücksichtigen, was von einem englischen Jagdpferde gefordert wird, so können wir gewiss nicht mit Grund behaupten, dass das englische Vollblutpferd nicht zum Reitpferde zu gebrauchen sey. Ich bitte doch einen jeden deutschen Reiter auf seinem nicht englischen Pferde, das den Engländern gleich zu thun, was sie auf der Jagd im Reiten mit ihren Pferden leisten. Obgleich nun auch nicht alle Jagdpferde in England Vollblutpferde sind, so sind sie doch unbedingt alle von Vollbluthengsten gefallen, und beweist auch dies schon, dünnst mich, dass sie nicht so fern vom guten Reitpferde seyn können als wie behauptet wird.

Sollten nun alle Vollblutpferde wirklich so schlecht, oder vielmehr verschlechtert seyn, als man hört, so würde uns dies allerdings eine traurige Perspective in die Zukunft eröffnen, und man müsste es vorziehen, lieber Maultiere als Pferde zu ziehen. Indez kann man sich vorläufig bei dem Gedanken beruhigen, dass wir doch bei allen dem kein besseres Pferd kennen als das englische; und es ist doch nicht anzunehmen, dass die Engländer uns das Beste geben, das Schlechte hingegen für sich behalten werden, da eigentlich wohl das Gegenteil anzunehmen, und es natürlich bekannt, dass von guten Jagdpferden gar keine zu uns kommen, theils weil wir sie nicht bezahlen können, theils weil die Engländer sich auch nicht von ihnen trennen.

Ich frage jeden Reiter und Pferdeliebhaber, ob das beste Pferd, dessen Besitzes oder Gebrauchs er sich erinnert, nicht, mit wenigen Ausnahmen, ein englisches Pferd gewesen ist.

Gegner der Vollblutpferde haben angeführt, dassnamlich in den Mecklenburgischen Gestüten, so viele der gleichen auch früher eingeführet worden, diese dennoch nicht die erwarteten Resultate geliefert hätten. Dies ist indeß keineswegs wunderbar, im Gegenteil würde es mir so erscheinen, hätten diese angeführten Vollblutpferde wirklich bedeutende Resultate gegeben. Die ersten englischen, damals Racepferde genannt, wurden in größerer Anzahl und für Mecklenburgs allgemeine Pferdezucht, durch den Herrn von Kleist auf Spriehusen nach Mecklenburg ein-

geführt, und ist es unzweifelhaft, daß unter vielem Mittelmäßigen er auch gewiß manches Gute aus England brachte. Der Name, den man damals diesen, zum Theil gewiß von edlen Eltern und Voreltern abstammenden Pferden beilegte — „Racepferd“ — war eben so vague als die Begriffe darüber. Ein Pferd mit feinen Beinen, schönen äußern Formen ward damals als das non plus ultra der Vollkommenheit angesehen, ohne daß man auf Abstammung, Reinheit des Blutes und ob es sich in England auf der Rennbahn schlecht oder gut genommen, Rücksicht nahm. Ein englisches Pferd, war ein englisches Pferd, gleichviel in welchem Grade es von edlen oder unedlen Voreltern abstammte. Man glaubte genug gethan zu haben, es nur hinsichtlich seiner äußern Formen zu beurtheilen, und leider war der Geschmack der damaligen Zeit auf feine und hochbeinige verfallen.

Von diesen Pferden nun wurden, vor dem Kriege des Jahres 1806, der eine totale Störung und Stockung in Mecklenburgs Pferdezucht hervorbrachte, wozu unter andern Ursachen, die ein so langwieriger und verheerender Krieg stets mit sich bringt, die Hinwegführung des Zwecknachter Gestüts durch die Franzosen vieles beitrug, in nicht unbedeutender Zahl in Mecklenburg durch den Herrn von Kleist eingeführt. Derselbe verkaufte sie an Pferdezüchter dieses Landes, die sie in ihren zum Theil nicht unbedeutenden Gestüten anwandten. Indes im Allgemeinen, einige Ausnahmen natürlich ungerechnet, kann man wohl annehmen, daß diese Verwendung nicht mit Geschick und Glück geschah, denn die eigentliche Züchtungskunde — die Paarung passender Individuen um ein vorgestocktes Ziel zu erreichen, die Reinerhaltung der Race, ohne welche die edelste zurück schreitet — diese Lehre, worin die Engländer so große Meister sind, und durch welche sie große Resultate erreicht haben, war damals eigentlich gar nicht unter Mecklenburgs Pferdezüchtern bekannt. Wenn auch mancher einiger Maassen eine Ahnung hiervon hatte, so waren die Begriffe darüber nicht ins Reine gebracht und konnten deshalb keine nachhaltige, günstige Resultate gewähren. Den so sehr einsichtsvollen und klar vorgetragenen Ideen und Grundsätzen des Staatsrath Thaer (besonders über Schafszüchtung) und der praktischen Anleitung der Herren von Biel, welche sich außerdem das große Verdienst erwarben, daß sie eine große Anzahl ausgezeichneter Vollblutpferde aus England kommen ließen; verdanken wir es, daß, im Allgemeinen, in der Thierzüchtungskunde ungewöhnliche Fortschritte gemacht worden sind. Es ward früher dem Zufall überlassen, was für ein Product aus der Paarung zweier, oft ganz verschiedener Individuen entstand. Mancher Pferdezüchter der, indem er einen englischen Hengst, unbekümmert ob er von edler oder unedler Abkunft sei, und auch wohl einige dergleichen Stuten, für oft große Summen kaufte, sein Gestüt für wohlbegründet hielt, mag sich freilich sehr gewundert haben, daß seine Nachzucht keiner seiner Erwartungen entsprach, nicht bedenkend, daß theils die zur Fortpflanzung verwendeten Thiere gar nicht diejenigen Eigenschaften besaßen, um ein Product, wie er es sich in seiner Phantasie vorgestellt, herzorzubringen, theils daß, um nicht Rückschläge der unedlen Voreltern zu erwarten, diese von unzweifelhaft edler Abkunft sehn müssen. Endlich kam zu allen diesem noch eine ganz unrichtige Behandlung der allerdings oft edlen Pferde hinzu. Man glaubte nemlich, daß das eigentliche Wesen dieser Behandlung darin bestände, daß man die jungen Thiere recht hungern ließ. Dadurch entstanden nun freilich jene feinen, spärligen, oft fehlerhaften Thiere, die trotzdem, besonders in der ersten Generation, den Adel ihrer Abkunft nicht verläugnen konnten, und hieraus schloß man, freilich irriger Weise, daß alle Racepferde und deren Nachkommen durchaus eben so fein, spärlig und fehlerhaft seyn

müssten, und verwarf die Zucht derselben als ganz unbrauchbar. Ich erinnere mich aus jener Zeit, daß in einem Gestüte, in dem unzweifelhaft viel edles Blut war, und aus welchen manches gute Pferd hervorgegangen ist, in einem Frühjahr, wo das Stroh etwas knapp war, die Dächer abgedeckt, und die Füllen mit diesem Stroh gefüttert wurden, welches natürlich die Folge hatte, daß die meisten davon starben.

Aus dem eben Gesagten und besonders aus dem Umstände, daß man gar nicht darauf sah, das empfangene edle Blut in seiner Reinheit zu erhalten, sondern rücksichtslos Vollblut mit Halbblut und Landpferden paarte, und deren Nachkommen wieder zur Zucht nahm, kann es nun nicht wunderbar erscheinen, daß die Zucht mit Vollblutpferden, wie sie früher getrieben, keine großen Resultate gegeben hat, und daß das edle Blut, welches wirklich ursprünglich vorhanden, am Ende ganz verschwinden mußte; obgleich sich, trotz dem, dennoch manches Edle und Vortreffliche aus jener Zeit erhalten hat, was aber allerdings rein zufällig ist.

Ich komme nun auf einen andern Punkt, dessen in der Ueberschrift dieses Aufsatzes Erwähnung geschehen, nämlich auf die Pferderennen.

Ohne mich auf Discussionen über den Nutzen oder Schaden der Rennen, sowohl in Hinsicht auf die Pferdezucht als auch auf die Moralität der Menschen weiter einzulassen, indem ich andern Erfahrenen und Geübteren dieselben pro und contra auszumachen überlassen will, sey es mir nur erlaubt, einige Worte darüber zu sagen.

Englands Wettrennen wurden eingeführt, ursprünglich wie uns berichtet wird, um dem unruhigen Volke unter der Regierung Carls II. Berstreuung zu geben, und seine Aufmerksamkeit auf andere als politische Gegenstände zu leiten. Wäre dies der einzige Zweck gewesen, so würde dieser mit der Ursache dazu aufgehört haben; indes sah man ein, daß diese Wettrennen, als wesentliches Besförderungsmittel der Pferdezucht auch noch andern Nutzen als den der bloßen Volks-Befülligung und Beschäftigung hatten, und statt sie wieder eingehen zu lassen, wurden sie immer allgemeiner, wie dies hinlänglich bekannt. Daß nun Englands Pferdezucht ihren blühenden Zustand hauptsächlich den Pferderennen zu danken hat, kann wohl nicht geleugnet werden. Ihnen allein hat es die Reinerhaltung seiner Vollblutpferde und alle die glücklichen Resultate zu danken, die hieraus hervor gegangen sind. Um hierüber nur kurz zu sehn, so stelle man den Zustand von Englands Pferdezucht gegen den aller übrigen Länder, in denen nicht auf diese Weise zu Werke gegangen, und man kann, ohne partheisch sehn zu wollen, nicht leugnen, daß dieser Vergleich zum Vortheil der englischen Pferdezucht ausfallen wird. Ohne Wettrennen scheint es mir nicht möglich, die edle Pferderace dauernd in ihrer Reinheit zu erhalten. Denn wie leicht könnte nicht ein Pferdezüchter, im Besitz einer reinen Vollblutrace, aus Laune oder aus Geschmack, dieselbe mit Unedlen paaren, diese nun für Vollblutpferde verkaufen und so den Käufer, dessen Absicht es war, reines Blut zu kaufen, hintergehen. Sehen wir indes die Leistungen dieser Nachkommen auf der Rennbahn, so werden wir leicht den Unterschied gewahr werden. Denn man mag nun sagen was man will, zu einem Lauf auf längerer Distance mit nicht zu leichtem Gewicht, gehört Kraft und Ausdauer, und beides sind entschiedene Vorzüglich des edlen, vom orientalischen Pferde abstammenden Vollblutpferdes. Deshalb wird, so lange man keinen bessern Kraftmesser angegeben hat, die Rennbahn, unter obigen Bedingungen, immer noch der richtigste bleiben, wie dies auch von den Engländern seit Jahrhunderten erprobt und bewährt gefunden ist. Alle bis hieher vorgeschlagene Mittel, die Kraftmessung mit der

Fähigkeit des Pferdes, ein gutes Reitpferd abzugeben, zu verbinden, scheint mir nicht genügend. Hieher gehören, Caroussel, Quadrille, Oschirittspiel und dergleichen. Ich bin überzeugt, daß deutsche oder selbst holsteinische Pferde, die Bewegungen im Caroussel und in der Quadrille, auf nicht zu lange Dauer und nur nicht in zu raschem Tempo, besser machen werden, wie ein englisches Vollblutpferd, und daß die Dressur dazu ungleich leichter sehn wird, ohne ihnen deshalb einen Vorzug in Kraft und Dauer einzuräumen. Daß zum Oschirittspiel nicht kraftvolle Pferde erforderlich sind, davon hat mir ein mit dem letzten Transport Araber angelommener Hengst in Neustadt, der, wenn ich nicht irre, Nischty hieß, den deutlichsten Beweis gegeben. Dieser Hengst — ein Schimmel — mit übrigens sehr edler Vorhand, war das fabelbeinigste Pferd was ich je gesehen, und glaube ich sehr wohl, daß er mit diesen von der Natur oder durch Anstrengung sehr gebogenen Beinen, die Paraden und kurzen Wendungen in diesem Spiel mit Leichtigkeit und Agrement für den Reiter ausgeführt hat, ohne daß er hiervon große Kraft verrathen hätte und als Beschäler sehr ausgezeichnet gewesen wäre. Die Gestütsdirection erkannte das Nichtvorzüglichste dieses Hengstes, trotz seiner Gewandtheit im Oschirittspiel, auch dadurch an, daß sie ihn baldmöglichst los zu werden suchte. Finden vergleichen Übungen unter Umständen, z. B. unter Offizieren in den Garnisonen statt, um die Gewandheit

ihrer Dienstpferde zu üben und zu probiren, so läßt sich dagegen nichts einwenden, und es ist gewiß sehr lobenswerth und zweckmäßig; indeß die Kraft und Ausdauer eines Pferdes zu beurkunden und daraus dessen Befähigung zur Zucht verwendet werden zu können, zu beweisen, dazu sind sie nicht ausreichend, indem sie diesen Beweis nicht liefern. Parforcejagden, bei denen das Pferd oft mehrere Stunden im raschen Tempo weg laufen, über Gräben und Zäunen wegsehen, schnell parieren, Terrain-Hindernisse durch rasche Wendungen vermeiden muß, und alles dies mit Sicherheit, und Unmöglichkeit für den Reiter, sind schon eher geeignet die Kraft und Ausdauer eines Pferdes zu erproben; indeß können sie auch nicht statt der Wettrennen hiezu als Beweis dienen, indem das Halten einer Parforcejagd nur Sache reicher Leute ist, und sie mitzureiten, nur jungen, gewandten Reitern Vergnügen gewährt, weshalb der Anteil an selbiger hiervon bedingt wird, dem Pferdezüchter, als solchem, also öfters benommen würde daran Theil zu nehmen, und die Eigenschaften seiner Pferde zu erproben. Richtig ist es wohl, wenn beides neben einander besteht, und wo, wie in England, in beiden so vorzügliches geleistet wird, kann man wohl nicht umhin auf einen hohen Grad von Vollkommenheit zu schließen, auf welchem sich die Pferdezucht befinden muß.

(Fortsetzung folgt.)

Woans dei Düvel den Engel befehrt hett.

Ein lustig Kraugvertelles ut Mälsborg.

Dor wiern eins in 'n Buurdörp zwei Kräugers, dei lävien as Katt un Hund. Dei ein von dei beiden, dei den hübschen Namen Engel dröög, kunn nich sehn, wenn sien Konkurrent Alm dei Stuvv voll Gäst harr. Wenn dat aever doch öfters so wier, söch hei sit finen Arger mit „Polenblaut“, as hei sien Spezial-Mischung von Rostocker Käem un Kirschwater döfft harr, daaltauspäulen. Un wenn hei nu von dit Gedränk ierst'n ollig poor achter dat Halsdaufgaten harr, argerte hei sit nich blots mehr aever finen Kräugerkollegen allein, ne, denn harr hei sit mit dei ganze Welt, vör allen aever mit all dei Lüüd, dei dat nah sien Meinung bäter güng, as em sülfst, vertürnt, un Wür, as „Bradenfräters“, „Dicbül“ usw. flögen man so rümm.

In dissen Zustand aever keem hei denn meistens bi den annern Kräuger, wo hei sit sük aeverhaupt nich sehn leet, an un möök Larm in dei Käaf.

Dei aever wier ut ganz anner Holt. Alm rög keinen Sluct an un schimp up all dei Lüd, dei Käem un Bier drünken, obgleik hei doch dorvon läven wull. Hei wier 'n Philosoph mit 'n Hasensaut in dei Tasch.

Wenn in 'n Frühjahr dei Gärtner langs dei Straat führte un Kohlplanten utröp, mök hei lies dat Finster up un sünd nah buten: „Laat dat man ierst Rägen warn!“ Un as einmal Schauwen Badder, dei sük ümmer bi Engel löff, bi em in dei Stuvv keem un 'n Paket Preistertabat hebben wull, keek hei em smusig von dei Siet an un sär: „Zühmal an, dor is einer verbistert, hei hett nah den Engel wullst un is nah den Düvel lamen!“

Dormit aever harr hei finen Namen weg. Hei hett tietslavens as Düvel in dei Welt rümlopen mößt.

Doch nu tam dei Belehrungsgeschicht.

Eines Avends seet Düvel, as wi em nu ok mal titulieren willn, mit den Reiseunkel Heisterbach un finen Kutscher in dei lütt Stuvv, dei nävt dei groot Gaststuvv leeg, bi 'n Skaat, as dat in dei Gaststuvv, wo sien Fru bedeinte,

'n groden Larm geew.

Dei Engel wier wedder mal in drapen.

Läuv, dents dei Düvel, hüt abend fall em dat doch mal begriesmulen. Hei tuschelt 'n Ogenblick mit Heisterbachen un den Kutscher, un denn geiht hei nah dei Gaststuvv rinn.

Engel harr dei Schimperien up den Düvel all in sien eigen Lokal achter sit bröcht un wier nu bi dei „Bradenfräters“ un Dicbül“ anklamen. Dor aever bröch dei Düvel em nu ierst richtig in den Togg. Hei geew feste mit up un hülp em nu up dei „regirenden Häupter“, as dei Engel ümmer sär. Dat aever wier Water up den sien Maehl.

Hei schimp gottjämmerlich up dei „Hoheiten“ un „Hooch- un Wohlgeburen“, as dei Stuvendorp upgung un en Kierl in Offiziersuniform vör den verbaasten Engel stünn, dei jüstement so utseeg, as wenn dei Grootherzog in eigen Person in drapen wier. Achter em aever stünn 'n Wachtmeister mit Helm un Sävel.

Kein Minch in dei ganze Stuvv kunn ein Wurt seggen, blots dei Düvel mök 'n deipen Büdling un stamerte: „„Ho—heit, Ho—heit.“ Wider aever keem hei nich, dor güng dei „Hoheit“ up den Engel tau un sär mit Dunnerstimme:

„Sei sünd jo ein ganz gottvergötter Kierl. If heff mi Sei Ehr Beleidigungen all von buten ne tietslang mit anhürt un mütt seggen, dat mi so'n Räden noch ni nich tau Ohren kamen sünd. Wat daun Sei noch ünner dei anständigen Minchen! Sei gehüren in 't Tuchthuus. Wachtmeister,“ un dormit leek hei achter sit, „verhaftens den Kierl. Dormit hei aever ierst sien Brand uitdaest, sparrens em för disse Nacht in dat Sprüttenhuus. Morgen warrn wi wider sehn!“

Dor kunn sit dei Engel, dei von den Schreck all drei vier tel nüchtern worn wier, nich länger hollen. Hei füng fürchterlich an tau jammern von wägen sien Fru un Kinner.

Never dei „Hoheit“ harr för so'n Gewinsel kein Verstahn. Dei Wachtmeister möß den Zammerlappen bi 'n Kragen kriegen un nah dat Sprüttenhuus bringen.

Dei annern Gäst aever harrn silt bissüttien all ut dei Stuuw drückt, so ehrlich harrn Heisterbach un sien Kutscher ehr Rullen in den Düvel sien Theaterkledajen spält.

Sei seten nah dat Spillwerk wedder mit den Düvel in dei lütt Stuuw un griffslachten silt bi ehren Staat aever den gelungen Streich.

„Nu ward hei mi, dei Bradenfräters un dat Polenblaut woll in Nauh laten,“ meint taufräden dei Düvel un späl 'n Grand mit Biren.

Dei Engel in dat Sprüttenhuus is, as hei ganz nüchtern worden wier, bissüttien doch achter den Swinnel kamen. Hei is ut dat Finster flattert un as 'n begaten Budel nah Huus fläten.

Siet dei Nacht aever hett hei Raem un Bier nich wedder aever dei Lippen bröcht, un dei Düvel un dei Bradenfräters hebbent ni nich wedder aever em tau klagen hatt. R. G.

Die Feiern auf dem Dorfe.

Wenn auf dem Lande nach der arbeitsreichen Zeit des Sommers die stille Jahreszeit beginnt und die Arbeit auf dem Felde nicht mehr so drängt, kann man daran denken, durch gemeinschaftliche Veranstaltungen — sei es in Gestalt von Dorfabenden oder Festen größerer Maßes, — einige Stunden in froher und auch ernster Gemeinschaft zu verbringen, um durch echte und wahre Freude wieder Kraft zu neuem Schaffen zu gewinnen.

Die Durchführung eines Dorffestes ist heute durch die Mitwirkung der nationalsozialistischen Gliederungen um viele Möglichkeiten reicher geworden. Bei der praktischen Vorbereitung des Dorffestes muß zu allererst Klarheit darüber sein, was man will. Besonders bedächtig muß man in der Auswahl des zu biedenden Stoffes sein. Jede Darstellung muß erstens dem bürgerlichen Kulturrempfinden entsprechen und zweitens im Dorfe echt wirken. Eine gute Gelegenheit ist hier, den Talenten im Dorf

ans Licht zu helfen, damit sie da ihr können entfalten, sei es durch Musik, Tanz oder durch Lieder, und vielleicht kann sogar ein größeres Spiel aufgeführt werden. Wichtig ist aber vor allen Dingen das Mäzhalten. Es soll nicht zu wenig, aber auch nicht zu viel gebracht werden.

Nicht die Fülle der Darbietungen soll den Ausschlag geben. Eine Veranstaltung auf dem Lande soll Abwechslung bringen und keine Überfütterung sein. Es soll immer eine gut abgestimmte Mischung von Ernst und Heiterkeit werden und jeder, ob Mitspieler oder Zuschauer, soll bestrebt sein, durch sein Benehmen beizutragen zum Gelingen des Festes, das Erholung bringen soll. Dazu ist vor allem notwendig, seine Alltagssorgen daheim zu lassen und sich ganz der Erwartung an die schönen Stunden hinzugeben, die das gemeinsame Feiern im Kreise des Dorfes mit sich bringt. Dann wird es zu frohem Erleben und jeder wünscht immer dabei zu sein.

Wünsche für Rostock am Schlusse des Jahres 1830.

Aus dem „Freimüthigen Abendblatt“, Jahrgang 1831 entnehmen wir folgende recht interessante Schilderung der Wünsche für Rostock am Schlusse des Jahres 1831.

Irrthum verläßt uns nie, doch zieht ein höher Bedürfniß immer den strebenden Geist leise zur Wahrheit hinan. Goethe.

Welch ein merkwürdiges Jahr nahet sich seinem Ende! Mit welchen ernsten Gefühlen blickt der Menschenfreund auf die nächste Vergangenheit, wie auf die nahe Zukunft, die die Gegenwart im Keime trägt! Die außerordentlichsten Begebenheiten häufen sich mit jedem Tage; das nie Geglaukte, das nie Gehahnte tritt ins wirkliche Leben, und nicht bloß in politischer und moralischer, nein, auch in physischer Hinsicht sehen wir die größten Ereignisse in unserm so viel bewegten Europa. Die schreckliche morgän-ländische Brechruhr (Cholera morbus), furchterlicher als die Pest und das gelbe Fieber, die seit 1817 fast ununterbrochen in Decan und Hindostan wütete, ursprünglich erzeugt in den südlichen Küstengegenden Indiens, Persiens und Chinas, hat sich allmählich über die ganze Südhälfte von Asien, von China bis Arabien, von den Molukken bis zum Himalajagebirge verbreitet, und ist in der merkwürdigen Richtung von Südost nach Nordwest uns immer näher, nach Archangel, Tiflis, Orenburg, Simbirsk und Moskau gekommen, um einen bedeutenden Theil des Menschengeschlechts zu vernichten (in Ostindien raffte sie 1824 und 1825 über 4 Millionen Menschen hinweg); und da das Uebel durch die Lust, wie Hufeland bewiesen, fortgepflanzt wird, so steht zu befürchten, daß sie, was Gott

verhüten wolle, auch uns heimsuchen werde. — Welch zahlreiche Opfer sind im Kampfe für Freiheit und Recht gefallen, und wie viele Tausende wird das Schwert nach der Wahrscheinlichkeit und bei den trüben Aussichten noch dahin raffen, ehe wieder ein neuer Jahresring sich schließt?

Was bleibt uns bei solchen traurigen Aussichten zu thun übrig? Wir wollen auf Gott vertrauen, uns in den Schutz des Himmels begeben, Recht und Wahrheit lieben, und, um alle Realitionen bei uns zu verhüten, durch Aufdeckung der Mängel und Gebrechen jeder Art, durch Weleuchtung der Zeitbedürfnisse dazu beitragen, daß allmählich vorgenommene weise Reformen jene so traurigen Reaktionen im Keime ersticken und überflüssig machen. — Referent will hier nur einige Wenige jener Wünsche, Verbesserungen und Abänderungen, die eine Menge der achtbarsten Männer unserer Stadt hie und da öffentlich laut werden läßt, mittheilen, hoffend, daß nicht allein die, denen die Gewalt in die Hände gegeben, sie mit Bereitwilligkeit ändern, sondern daß auch andere Referenten Rostocks alle uns unbekannten Wünsche zu gleichem Zwecke im fr. Abendblatte bekannt machen werden.

1) Unser Zeitalter und seine Tendenz neigt sich — es ist ein erfreuliches Zeichen — bedeutend zum Religiösen. Über unsere pietistischen Zirkel schweigt Referent, so wie über die frivolen Lieder, die schadenfrohe Menschen darüber auf einzelne, gewiß sehr achtbare Mitglieder gereimt haben. Man lasse doch jedem Menschen seine Freiheit, urtheile nicht lieblos über Dinge, die man nicht genau kennt, sondern sehe lieber auf die Handlungen der Menschen und sei tolerant — Das aber die Kirchen jetzt fleißiger als sonst bei uns besucht werden, ist Thatssache. Da nun unsere St. Johannis Kirche nächstens abgebrochen werden soll, so

ist es ein zeitgemäßer Wunsch, daß, besonders für die immer zahlreicher werdenden Vorstädter des Stein- und Kröplinerthors, auf dem St. Georg eine zweckmäßig große Kirche erbauet werde, weil unsere übrig gebliebenen vier Hauptkirchen die jährlich zunehmende Zahl unserer Einwohner, vorzüglich bei außerordentlichen Gelegenheiten und an hohen Festtagen, nicht mehr fassen kann, wovon wiederum die hohe Miethe der Kirchenstühle (man zahlt z. B. jährlich für einen zweiflügigen in der St. Jakobikirche 8 Gulden) die Folge ist.

2) Allgemein ist der Wunsch um Wiederherstellung der Frühpredigten an Sonn- und Festtagen in unsern vier Hauptkirchen; ihn spricht besonders die beträchtlich große Zahl unserer armen Einwohner aus, die wegen ihrer dürftigen Kleidung sich enthält, die Hauptpredigt zu besuchen, und nun gewissermaßen ausgeschlossen bleibt. Referent hat deshalb bei frommen Gemüthern unserer in Dürftigkeit Lebenden schon manche Thräne fließen sehen.

3) Sehr mißfällig wird auch die nur in der Nikolai- und Petrikirche seit mehreren Jahren vernachlässigte Haltung des Wochengottesdienstes bemerkt, welcher doch während der Amtsführung unserer unvergleichlichen, im schönen Andenken gebliebenen Prediger Stever und Genzen so rühmlichst besucht wurde. — Die Herren Prediger werden sich der Verpflichtung No. 2 und 3 um so bereitwilliger unterziehen können, da in neuern Zeiten ihre Einnahme durch bedeutende Gehaltszulagen äußerst angenehm erhöhet worden ist.

4) In der Nikolai-Gemeinde beklagt man sich sehr laut über den Geiz, der bei der Feier des heil. Abendmahls mit dem Weine getrieben wird, da doch bekanntlich das Blut Christi für seine Erlösten reichlich geslossen ist.

5) Gerechten Unwillen erregt die polizeiwidrige Benutzung des ohnehin kleinen Kirchhofs bei unserer St. Nikolaikirche, wo unsere Freunde, Verwandte und Brüder im Grabe schlummern, zum Bau- und Arbeitsplatz für die Zimmerleute. Fast immer ist derselbe mit Bauholz belegt und der Boden wird dadurch so fest gestampft, daß die Todtenträger Mühe haben, mit ihrem Spaten in die Erde einzudringen, sobald einer dieser Gemeinde das Zeitliche gesegnet hat.

6) In polizeilicher Hinsicht wäre zu wünschen, daß bei dem häufig zu sehr beengten Raume auf dem Neuenmarkt, einem Theile der Wagen, welche die Lebensbedürfnisse zur Stadt bringen, besonders die, welche mit Holz, Butter und Garten- und Feldfrüchten beladen, das Mühlen- und Petrithor passiren, der alte Markt zum Aufenthalte angewiesen würde, desgleichen auch den Fischwagen, welche, vorzugsweise im Herbst und Winter, auf der sogenannten Fischbank in der Nähe der Hofapotheke, zu nicht unbegründeter lebensgefährlicher Besorgniß der Käufer in dieser nur mittelmäßig breiten Straße bei gleichzeitig starken Kornzufuhren halten, auch im Sommer mit ihrer Waare zuweilen einen sehr unangenehmen Geruch verbreiten, der

dem Apothekergeruch weit überlegen ist. — Durch diese neue Einrichtung würde den Bewohnern des alten Markts, namentlich den Gastwirthen daselbst, welche außer dem Michaelis Jahrmarkt keinen sonderlichen Verdienst haben, ein sehr zu gönndernder Vortheil erwachsen, so wie allen Einwohnern der Altstadt durch den kürzern Weg zum alten Markte. Hat doch manche kleinere Stadt Deutschlands, die weniger als 19 000 Einwohner zählt, mehr als einen Holz-, Gemüse- und Buttermarkt. Schade ist's, daß der schönste und größte Platz Rostocks, der alte Markt, auf welchem wenigstens 15 000 Mann manövriren können, noch immer durch eine Niederlage von Bauholz verunziert wird.

7) Rostock hat keinen öffentlichen Holzhof, kein solches Holzmagazin — wahrlich etwas Unerhörtes! — Unser Eigenthum ist eine große Waldung: die Rostocker Heide. Hier verfault mancher schöne Stamm; ja es geht so weit, daß einer der Forstinspektoren, nachdem er fruchtlos angezeigt, daß viele Stämme, sollen sie nicht verlieren, gefällt werden müßten, sich jüngst einen Revers hat ausspielen lassen, daß er nicht verantwortlich für den daraus entspringenden Schaden seyn wolle. — Und dennoch haben wir in jüngster Zeit 14 Rthlr. schreibe vierzehn Thaler, für einen Faden Holz auf unserm Markte dem Bauer zahlen müssen. O unerhörter Mangel bei unerhörtem Überfluß! — Wen trifft die Schuld, wenn hier noch kein Holzhof ist, wo mehrere Tausend Faden des abgängigen Holzes unsers Eigenthumes im Sommer und bei guten Wegen billig angefahren und successive billig verlaufen werden, so daß nie wieder der unerhörte Preis des Fadens von 14 Rthlr. eintreten kann? — Menschen! greift in euer Gewissen, und es wird mit uns und mit euch besser werden! —

8) Obgleich man in unserer Stadt mit der Verbesserung des Straßenpflasters bald hier, bald da beschäftigt ist, und der Steinbrücker, gleich dem ewigen Juden, fortwährend bald in dieser, bald in jener Straße umherkriecht, so bemerkt man doch in vielen Straßen nicht wenig Roth und Tiefe, was nicht sowohl in dem anhaltenden Thauwetter, als vielmehr darin seinen Grund hat, daß nach der publizirten Polizeiordnung nicht zur gehörigen Zeit — gewöhnlich in der Abend- und Morgenzeit — gefegt wird und die Wagen zum Abholen des Kehrichts erst alsdann eintreffen, wenn alles durch Fußgänger und Wagenpferde schon auseinander getreten ist. Sehr zu mißbilligen ist auch das Füttern der Pferde unserer Landleute auf den Straßen; denn kaum ist eben die Gasse gefegt, so lassen diese Thiere mehr Schmutz zurück als da gewesen ist.

Referent schließt diesen langen Bericht mit den Inschriften an unserm Steinhore. Die eine bezieht sich auf einen schlechten Hutmacher und heißt „Periculum ex aliis facito, quod ex usu fit“ — die andere findet auf uns Alle Anwendung; sie ruft uns die schönen Worte zu: „Sit intra te concordia et publica felicitas.“ Gott gebe dies!

Ein Wort über das Turnen.

Veranlaßt durch eine Korrespondenz-Nachricht aus Rostock.

In einer Korrespondenz-Nachricht aus Rostock vom 28. Julius (No. 762 d. Vl.) läßt sich ein Quidam über das Turnen auf eine Weise vernehmen, die in der That nur geeignet ist, die engherzigen und einseitigen Ansichten des Verfassers jener Inventionen im grellsten Lichte zu zeitigen, nicht aber, „wohlwollenden und vernünftigen Eltern“ das Unzweckmäßige, Gefährliche und Standeslose der Turnübungen begreiflich zu machen.

Schreiber dieses versichert, daß er wenig erfahren ist in der Turnkunst, noch weniger aber zu jenen Ultas gehört, die dem Turnen etwa darum das Wort reden, weil es an die Zeiten erinnert, wo auf deutschen Hochschulen die Burischenhaften blühten und der Wahlspruch: „frisch, frei, fröhlich, fromm“ bis zum Schwindel die Köpfe der Jugend eingenommen hatte; — wohl aber ist er, und gewiß mit seinem geringen Theile „wohlwollender und ver-

nünftiger" Eltern und ruhiger Bürger dahin einverstanden, daß Reiten und Tanzen im Allgemeinen nicht die Aequivalente sind, welche man der Jugend für die, nach des Rostocker Hrn. Korrespondenten Meinung, einzustellenden Turnübungen bieten und — anpreisen möge. Sonderbar! Also weil ein Student und ein Schüler auf dem Turnplatz Gelegenheit finden, sich einander zu insultiren, so folgt daraus der Schluß: daß Turnübungen in die Reihe der Scandala zu stellen seien. Ei, ei, welch' ein Fehlschluß! Wahrhaftig, man weiß nicht, was man von der Logik eines Mannes halten soll, der mit der abgenutzten Phrase: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht; wozu also solchen Skandals oder wenigstens solcher Dinge, die zu solchem Skandal führen können?“ — sämtliche Turner ad inferos zu spiediren sich abquält. Heißt dies doch, um ein Beispiel statt vieler anzuführen, nichts anderes als: auf Schulen und Universitäten haben sich gar häufig schon Schüler und Studenten mit Faust und Schwert die Köpfe gewaschen, drum zum Henker mit allen Universitäten, zum Henker mit allen Anstalten, wo Scandala der Art sich ereignen können! Mit nichten! aber hören wir von allen Seiten rufen, und so rufen auch wir: turne du immer fort, rüstige Jugend, und lasz dich nicht irren durch das Geschwätz eines engherzigen Korrespondenten, der sich vielleicht gar „anständig“ ausnehmen mag auf dem trottirenden Rappen oder gar „schön“ und voll Grazie auf eignen Beinen zu galoppiren versteht.

Freilich sind Reit- und Tanzkunst, unier gewissen Modifikationen geübt, nicht zu verwerfen, in soferne sie als Mittel zur Kräftigung und Ausbildung des Körpers der Jugend anempfohlen werden. Aber, möchte man fragen, steht denn jedem Knaben, jedem Jüngling ein wohlgezäumtes Ross zu Gebot, daß er an dessen Bändigung seine Kräfte versuchen möchte, oder gibt es denn so gar häufig Fälle

und tanzende Thees, an denen die Jugend auf Schulen und Universitäten Theil nehmen könnte? Ueberdies, hat denn der Hr. Korrespondent noch niemals gehört, oder liegt es ihm so ferne, sich selber es zu abstrahiren, daß gerade auf Bällen und in Tanzgesellschaften, wo der jungen Leute Köpfe durch Tanz und Wein zugleich nicht selten erhöht werden, am ehesten Anlaß zu Streitigkeiten gefunden werden kann, weit eher wenigstens, als auf dem Turnplatz, wo die Jugend zwar nicht so „anständig“ und „schön“, d. h. nicht in Stiefel und Sporen und nicht in Kravatte und Schniepel, sondern in leinenen Turnjacken, nüchtern und fröhlich sich umher tummelt?

Die Zeiten, wo man Verlehung der „Bürgerpflicht“ in den Turnübungen fand, gehören Gottlob! zu den verklungenen, und das rege Leben, was gerade in der neuesten Zeit auf den Turnplätzen deutscher Schulen und Universitäten sich zeigt, bestätigt zur Genüge, daß obere und untere Behörden, öffentliche und Privatanstalten erkannt haben, wie heilbringend in vielfacher Hinsicht das Turnen für die Jugend und wie wahr der alte Grundsatz sei: mens sana in corpore sano! In der That, um zu sehen, wie der lecke Muth eines Einzelnen oft übersprudelt, darf man nicht erst, und gerade vorzugsweise, auf den Turnplatz gehen; dazu wird man auch anderwo oft genug Gelegenheit finden. „Indessen“ sagt Goethe in seinem Buche Wahrheit und Dichtung sc. Bd. I., „indessen darf man die Jugend nur gewähren lassen; nicht sehr lange haftet sie an falschen Marimen; das Leben reißt oder lockt sie bald davon wieder los.“ Und gewiß, Jeder, der vorurtheilsfrei und mit kritischem Blick in das Leben, und vorzüglich in das Leben der Jugend schaut, wird diesen Ausspruch des größten unserer Dichter willig unterschreiben. Sapienti sat!

G—g.

C. F. S.

Schicket das Eurige nicht Eurem Feind!

Wie der Friedländer die Seestadt Rostock überrumpelte.

Nach der Schlacht bei Lutter am Barenberge vom Jahre 1626, wo Tilly den Dänenkönig Christian entscheidend geschlagen hatte, wurde Mecklenburg Kriegsschauplatz, auf dem sich die zurückweichenden Dänen und zwei kaiserliche Heere, Tilly von Südwesten und Wallenstein von Südosten, ein bedenkliches Stelldichein gaben. Die Herzöge wollten versuchen, mit Waffengewalt ihr Land vor jeder Besetzung zu bewahren, die Städte dagegen, neutral zu bleiben. Eins war so verkehrt wie das andere: In solchen Fällen muß man sich für eine der beiden Parteien entscheiden. Wenn aber noch gar Uneinigkeit herrscht, ist das Land verloren. Deshalb fiel auch Mecklenburg schließlich nach Vertreibung der rechtmäßigen Herzöge an Wallenstein, der sich zum „General des oceanischen und baltischen Meeres“ hatte ernennen lassen und von hier aus seine Seemacht begründen wollte.

Dazu brauchte er in erster Linie die Seestädte. Stralsund hatte sich mit den Schweden verbündet und hing mit den bekannten Ketten selbst für den Friedländer zu hoch; Wismar und Rostock wollten klüger sein und neutral bleiben, mußten aber die Beute bezahlen. Zwei Jahre lang gingen die Verhandlungen hin und her. Wallenstein wünschte, als Freund und Verbündeter natürlich, Besetzung in die Städte gegen Dänen und Schweden zu legen: die Städte versicherten, sie seien allein stark genug.

Das wollte der „oceanische General“ um so weniger glauben, als er den Instrukteur der Rostocker, den holländischen Kapitän Karls, in seinen Diensten hatte, den der Rat diesem bei seiner Arbeit um die Aufrüstung nicht genug unterstützt und dadurch verjagt hatte. Schließlich riß Wallenstein die Geduld, und er beschloß, sich Rostocks mit List oder Gewalt zu bemächtigen. Er ließ vor Stralsund nur geringe Kräfte zurück und erschien, unter dem Vorwande eines Marsches nach Holstein, überraschend vor der Stadt.

Die Aufforderung, nun endgültig eine Besetzung aufzunehmen, widrigensfalls gestürmt werden sollte, stieß bei den Handwerkern auf entschlossenen Widerstandswillen, aber der Rat gab nach und wurde von den Bürgern später des Verrats bezichtigt. Der aber war nur bei dem Kapitän Karls im Spiel gewesen, der die Kaiserlichen durch die Außenwerke dicht bis an die Stadt geführt hatte; allerdings hatte der Rat selbst zum Feind geschickt.

Die Hansestädte nahmen sich den Fall zum warnenden Exempel: „Schicket das Eurige nicht, Euren Feind zu stärken, hinaus, wie die getan! Trauet doch derowegen nicht schönen und betrüglichen Friedensworten! Um Euch ist's nun zu tun! Ueber Euch geht's her! Ueber Euch sind Herodes und Pilatus neuerlicher Zeit Freunde geworden. Ihr habt's Leberlein gefressen,“ d. h. Ihr seid nachher der Sünderbock, gegen den sich alle Welt verbündet! Dr. W.

Alt mine Festungstied.

Friß Reuter.

(Fortsetzung.)

As wi en Enn' lang führt wieren, kamm mi de Gegend so bekannt vör, ic was de Strat als einmal führt, un seiung nah Ostn. — „Mein Gott,” säd ic, „dit geiht jo woll nah M... barg hentau? — „Ja woll,” säd Ref, „un dor maken wi Middag.“ — „Un nahsten?” frog ic wider. — „Oh, denn geiht t ümmer so wider nah Gr... hentau,” säd Badder Ref in sine unschüllige Gaudmäigkeit, denn ic glöw' noch hüt dat hei dor, hellischen unverwohrens mit 'rute kamm, denn Badder Ref was man en beten düsig. — Mit de Ungewissheit was dat nu vörbi, aewer den Barg wieren wi glücklich 'raewer, un wat achter den Barg lagg, dat füll uns för 't Frste noch nich kummern. Aewer mit den Hunger. — Na, dat füll sicl of stüren.

As wi en zwei Milen müggten führt sin, namm de lütt Schandor Brüz, de mi gegenaeuer satt, sien Schacko af — denn dunn hadden sei noch keine Helms — un suerte dat Unnerfutter up un halte en blagwörpelten Snuwdauf herute. Na, ic denk, hei wull sicl de Räf' usnuwen, aewer dat kamm anners as mit de sel Fru. — Hei halte ut den Snuwdauf en Stück gelaktes Kalbfleisch 'rute un ut de Tasch en schönen Anaggen Brod un en Mez un fung an recht nührig tau frühstücken. As Badder Ref dit sach, namm hei of sien Turaesch'kasten von den Kopp un läd sicl of dwasslings vör sine Gottsgaw', un dor seten sei nu vör uns un eten as de Engel in 'n Himmel, un de Kapteih un ic segen andächtig tau.

Unsere Andacht müggt aewerst woll en beten tau utdrücklich warden un sicl up uns' Gesicht afmalen, genaug, Brüz markte Müs' un säd, sin Snuwdauf wir ganz rein, un wenn wi Appitit hadden ... un Badder Ref' verswur sicl, sine Wust wir von den rendlichsten Slachter in ganz Berlin, hei höll dorup un of sine leive Fru, un wenn wi Lust hadden ... un somit würd dat Damast-Gedeck von blagwörpelten Snuwdauf aewer de acht Knei deckt, un de Wust gung in de Rumm', un dat Kalbfleisch un de Mehers gungen ümschichtig un taulekt eten de Kapteih un ic noch as de Engel in 'n Himmel, un Brüz un Ref' segen andächtig tau. —

Sörredem ward mi ümmer ungeheuer dankbor tau Sinn, wenn ic en preußischen Schandoren un en blagwörpelten Snuwdauf tau seihn frig'. De Schandorren möt ic nemen, as sei kamen; aewer von de blagwörpelten Snuwdauler heww ic mi en por anschafft, nich tau den gewöhnlichen Gebruk, ne, as Dischdäuser, un de warden denn blot updeckt, wenn ic en beten Besonners heww, as en rechten fetten Kalbfleischen un 'ne schöne meckelbörgsche Mettwurst, un denn frag ic mi ümmer: „je, smect Di dat woll so as dunn?“ un ümmer is de Antwort: „ne, Brüzen sin utsaktes Kalbfleisch un Resen sin Slackwurst, dat was doch en annern Snac.“

Aewer lang' höll dat nich vör, wi wieren tau führ utheert un as wi gegen hentau zweien nah M... barg kemen, was dor 'ne grote Tafel deckt för de Postgäst mit witt Linnen, nich mit blagwörpelt. Sörre en Jöhr hadd ic nich an en Disch mit witt Linnen eten, un 't kamm mi gefährlich appititlich vör; wi hadden in M... of alle Middag updeckt, aewer man mit gris' Löschpoppir, dat de blank Disch nich smerig warden füll, un nu ordentlich mit witt Linn'n! — „Vir Potschonen!“ säd ic tau en jung' Mäten, de dor stunn un ehr Mulapen verlöft, un uns anset, as wieren wi Apen un Boren, de för Geld in 'n Lann' rümmerledd't würden. — „Ne,“ säd Badder Ref, „man zwei Potschonen! —

Brüz un ic hewwen all eten, wi eten nich mit.“ „Na, dat wir nett! — Ne, dat Brüden geiht üm, seggt Trohls. — So Du mi, so ic Di; hewwen wi Sei dat Frühstück vertehren helspen müsst, saelen Sei uns bi 't Middag bistahn.“ — „Ja, dat is All recht schön; dat Geld langt man nich. Sei hewwen tausam en Daler un acht Gröschen tau vertehren, un wenn wi dat hir verpuzen, denn hewwen Sei up de Nacht nicks. Bi führen de Nacht dörch, un de Nacht is lang.“ — „Herr Ref, wi hewwen jo uns' Provat-Geld noch.“ — „Je, dat Provat-Geld ...“ — Aewer hei würd mit sine Inwendungen nich mihr prat; de vir Potschonen Supp wieren bröcht, de lütt Brüz sett' te sicl dal: „Na, denn helpt dat nich!“ Bi seten ok all, un Badder Ref' wull de Supp doch nich fol warden laten, hei sett' te sicl also dor achter. — „Oh, bringen Sei doch 'ne Buddel Win!“ röp ic. — „Ulem Gotteswillen, wi kamen jo hit All in Schulden!“ röp Badder Ref. — „Laten Sei dat man, wi hewwen jo dat Provat-Geld noch!“ — „Ach, du leinwer Gott! Dat is jo aewerst insiegelt un dat möt ic jo an de Kummendantur tau Gr... aßlivern.“ — „Laten Sei man, dat treckt sicl All nah 'n Liw', as de Snider seggt.“ — De Win de kamm, wi drunken, un Badder Ref' drunk mit. — „Oh, min Kind, noch 'ne Buddel; aewer en beten betern!“ — „Herr, du meines Lewens! Dit geiht jo doch allmeindag' nich!“ — „Badder Ref, wi hewwen jo dat Provat-Geld noch.“ — Un wi drunken noch ein, un noch ein, un as up Gedwer-einen en Bagel kamen was, dunn säd ic tau den Ollen: „So, Badder Ref, nu malen S' mal min Schätzlästlein up un halen S' mal en Teihndalerschin herute, un Sei, min Döchting, bringen S' mal Dint un Fedder her; sett' te mi dal un schrew den ollen Herrn Ref 'ne schöne Quittung, worin stunn, dat hei teihn Dahler von min Provat-Geld in minen Nutzen verurtagwt hadd, un betahlte de Rechnung un sicl dat Geld, wat ic wedder 'rut kreg, in mine eigen Tasch, denn wat füll Ref' sicl dor noch vel mit dragen. Un wi ic nu just be 't Schriwen was, schrew ic noch en Breif an meinen Fründ Gr... in M... worin ic em meldte, dat ic min Teikenbrett dor vergeten hadd, dat füll hei an sicl nemen. — Nu paßte aewer Badder Ref' ellig up un frog, wat ic dor schriwen ded. — „En Breif,“ säd ic. — Dat kunn hei nich liden, säd hei. — Je, ic hadd in M... wat vergeten. — Dat wir em ganz egal, hei led 't nich. — Hei füll den Breif doch sülwst lesen. — Dat wir em ganz egal, hei led 't nich. — Na, säd ic taulekt, denn füll hei sicl sülwst hensetten, un füll de Upschrift sülwst an de Kummendantur in M... machen, denn kem de Breif doch gewiß in unverdächtige Hänn' — un Badder Ref' ded 't. — Badder Ref, dor heww ic Di schön anführ!“

Ic hadd mi nämlich mit minen Fründ Gr... veraredt, wenn ic em schrew, dat ic en por Strümp vergeten hadd, denn güng 't mit uns nah Pillau, un en Bauk füll Glaz bedüden, un en Hemd Kolbarg un en Teikenbrett G..., dat sei doch wüxt, wo wi henkamen wieren, un wohen sei uns wohrschinchlich nahfolgen würden. Un dit slog mi richtig in, un nah en beten seten wi up den Wagen un führten in den Abend herin, un seindag' mag woll keine Schandoren- un Verbreker-Gesellschaft so lustig in den preußischen Staat herümmerschift sin, as wi; blot dat Badder Ref' bi jeden Schossestein utröp: „Na, Sei warden uns doch in keine Ungelegenheiten bringen?!“ — Dor dachten wi gor nich an, wi wieren tau froh, dat wi vergnügt wieren, aewerst dat Quittungsschriwen hadd uns doch führ geflossen, dat sett' ten wi nah, un as Badder Ref' nahsten in Gr... uns' Provat-Geld aßlivern füll, dunn hadd hei nicks as Quittungen. — Na, 't was jo ganz

einerlei, ob hei 't hadd, oder ob wi't hadden: Gi is en Gi, säd de Röster, hei langt aewer nah 't Gauſei.

So lemen wi denn nah zwei Dag' un zwei Nacht gegen Gr . . . 'ranne, aewer tüschen uns un unje nige Festung gung en groten Strom, un de höll nich un brölk nich un was up de beiden Siden all updäut, blot in de Midd stunn dat Is noch; dor füllen wi 'raewer. — „Badder Res“, säd ic, „in de Gefohr gew ic mi nich; de preußsche Staat kann von mi as Utländer nich verlangen, dat ic en groten Heldenmauth upwenn‘, blot üm en por Dag' ihre wedder up ein' von sine Festungen tau kamen; mit den Kapteihen is dat anners, hei is en Landeskind, un hei will jo absolut ol 'raewer. Ich will Sei en Börslag malen, gahn Sei mit den Kapteihen aewer dat Is, ich will mit Brühen hir up dese Sid in den Gasthof so lang' liggen bliwen, bet dat Water fri is.“

So uneben was min Börslag grad nich, un Brüh hadd ol Lust dortau, un wer weit, wat ic dormit nich dörchfammen wir, hadd ic mi Badder Resen för den Gasthof wähli; denn hei stunn dor un kraſte sic den Kopp un säd: slimm wir 't un hei hadd ol von lütt up en groten Grugel vör't Water hatt, aewer wat sin müßt, müßt sin, um 'raewer müßten wi. Un so hülp dat denn nich; as sei All gegen mi wieren, müßt ic mit un müßt min jung' Lewen wagen, as en Stint, un de Fohrt gung los.

Des Morgens gegen Klock achten würden wi mit de beiden Schandoren un uns' Salen in en Boot laden, un föß Schappelzen, in de föß Pollacken seten, flötterten uns dörch dat frie Water, wat 'ne virtel Mil' lang de Wischen aewerwemmt hadd, bet an dat Is 'ranne. Dor müßten wi utstigen, de beiden Schandoren nemen ehr Gewehr in den Arm, de Kapteihen namm dat Bagelburken, un ic uns' Pipengedriw', un so gung 't ümmer bet an de Enkel in 't Water 'raewer aewer dat Is, un von baben fuchte un uns' Herrgott mit en sachten Fesselregen an; de föß Schappelzen gungen in de Folg' un trekten uns' Salen up en Sleden nah. — De Uptog was nich sicht, aewer dor fehlte kein Timmermannshor an, denn wir de ganze Uptog mit Schandoren un Bagelburken un all de schönen Pipen för ümmer flauten gahn, un nicks wir aewrig blewen, wat dorvon Nahricht gewen kunn, as maeglicher Wis' de föß Schappelzen.

Wi müggten woll dreiviertel 'raewer sin, as up Jensiid en Raupen würd un en Winken mit Däuler un Dinger, un as wi uns doraewer verstuchen deden, durn segen wi denn ol, dat wi up den besten Weg wieren, in dat blante Water 'rinne tau lopen, denn wer Deubel kann dor nipp sehn, wenn Einer dörch fauthoges Water waden möt, un de Regen Einen in 't Gesicht fleikt. Badder Res' kommandirte denn ol glif: „Rehrt!“ un nah 'ne Wil lemen wi denn ol mit nauer Noth tüschen de velen Löcker dörch, de sicke de Strom all dörch dat Is freten hadd, bet an en Flag, wo sei Bred' leggt hadden, un von dor up 'ne Ort Lopplank, de bet an 't Neuwer upricht was.

Dormit was denn nu dese elliche Geschichte verwunnen; aewer nu füll ein' kamen, de was noch en ganz Deil ellichter, un dat was en pohl'sches Wirtshus.

Wi müßten in dat Fährhus 'rinne. Dor hadd nu de ganze Nacht de Thranlamp brennt, un in den dicken Dunst streden sicke mi Hiring, ollen Res' un Fuselbranwin, wer am dülfsten stinken wull; middwarts von de Stuw stunn en Aben, mit gräune Schacheln, so grot as bi uns en Backaben, un üm em 'rummer lep 'ne Bänk, dor legen drei Bootsknecht up un slepen as de Rotten, un haben up den Aben legen saeben Schappelzen tau 'm Drögen.

As wi de Dör upmachten, stunn uns de Athen still, un wi zupften beid' taurügg; aewer Badder Resen sine Räf' was all in de verschidentlichen Wachtstuwen up so wat in-

äuwt, hei meinte, wenn 't ol nich grad nah Maesch rüken ded, denn wir 't doch warm, un 't wir ol dröger as buten in 'n Regen. Dat hülp also nich, wi müßten dor mit herin un füllen dor nu so lang' sitzen, bet Brüh en Wagen besorgt hadd. — Dat wohnte aewer nich lang', dunn führte sic bi mi in 'n Liw' Allens üm un dünum, ic müßtherute, un de Kapteihen kamm mi nah, un ol de oll Herr müßt uns folgen. Aewer, wir dat nu, dat hei sic tau gaud Lebt noch en beten in de Bost smiten wull, oder frür em würllich so, fortüm, hei verlangte von uns, wi füllen uns wedder, stats mit frische Lust, mit Res' un Hiring un Thran begnügen. Tauleht un tauleht, nah velen Prelademen gawin hei nah, dat wi up de Del bestahn blewen, bet Brüh kamm.

Na, de kamm jo denn nu ol, wi setzten uns up den Wagen un führten up de Festung.

De Festung Gr . . .

Wenn en Minisch blot von unsen Herrgott afhängt un von dat, wat de em schickt, denn möt hei sic bescheiden, wat em drapen deicht, un wenn hei en framen Sinn hett, denn ward hei seggen möten: wat de mi schickt, dat is gaud. Anners is 't aewer, wenn Glück un Unglück von einen Menschen in de Hand von einen annern Menschen leggt is. In jo en Fall aewerkummt Einen en bang' Gesäuhl, denn Jedverein weit ut sinen eigen Verstand un ut sinen eigen Gewissen, wo swac dat mit menschliche Instichen un mit menschliche Gaudheit bestellt is. — Nu lagg wedder unsere ganze Taufkunst in de Hand von einen einzigen Mann, von den Kommandantien von Gr . . . , un wotau dat führen kann, wieren wi bi 'n Grafen S . . . tau M . . . all woahr worden.

De Festung liggt en Enn' lang assid von de Stadt up en Neuwer an den Strom, un ehre Muren un Wäll segen von butwennig eben so trostlos un langwiliig ut as all de annern; wenigstens in de Ogen von en Gefangenen; ehre Durweg' wieren eben so düster, un ehre Dogbrücken rummelten eben so holl, as wi doraewer führten, aewer von inwennigtau kreg dat doch en anner Ansehn. Feilich wieren dor ol ringsum luter Kasematten, un de kennte ic von S . . . her, aewer sei wieren sauber aspuzt, un von buten seien sei recht schön, un denn gung dörch de ganze Festung 'ne Reih Hüser entlang, so dat Einer sehn kunn, dat hic ol anner Lüd wahnen deden, as blot Soldaten un Gefangen, un ol Allein wieren dor von Linden un von Pöppeln; fort, de irste Aufblick was nich sicht, as Adam säd, as hei Eva tau sehn kreg.

Vör dat grösste von de Hüser führten wi vör, dat was de Kommandantur, un as wi assiegen wieren, gung Badder Res' mit uns' Poppiren tau den General von T . . . herinne un wi lurtten up den Börsaal. — Nah en beten gung de Dör up, un de General kamm herute, en groten, staatschen Mann mit en slohwitten Snurrbort un slohwittes Hor — nahsten sädien sei, dat wir man 'ne Prül, aewer de Prül, de klett em mal! un säd tau uns mit 'ne dültiche westphälische Utred': „Ich seh' aus Ihnen Papieren, daß Sie ordentliche Leute sind, und Sie sollen's hier auch gut haben, denn meine Sache ist es nicht, Leute, die im Unglück sind, noch mehr hinunter zu treten. Sie sind von Ihnen Kameraden, die mir angemeldet sind, hier zuerst angekommen, ich will Ihnen deshalb die Erlaubnis geben, von den Kasematten, die für Sie bestimmt sind, sich die anzusuchen, die Ihnen am besten scheint. Haben Sie aber eine gewählt, dann müssen Sie sie auch behalten; denn für Ziezfackereien bin ich nicht.“ Dat wieren — ic weiß 't noch ganz genau — sine eigenen Würd'.

(Fortsetzung folgt.)

Ostmecklenburgische Heimat



Halbmonatsschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. und 3. Sonntag jedes Monats. — Bezugspreis monatlich 30 Pf. zuzüglich Bestellgeld; für die Abonnenten der „Teterower Zeitung“ gratis. — Erscheinungsort Teterow. — Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malchiner Straße 15, Fernruf 367. — Verantwortlich für den Inhalt: Albert Ziller, Teterow.

Jahrg. 9

Teterow, 15. November 1936

Nr. 22

Pferdezucht in Mecklenburg.

Etwas über die in Mecklenburg eingesührten Wettrennen und die damit in Verbindung stehende Zucht der Vollblutpferde, als Beförderungsmittel der besseren Pferdezucht.

(Schluß.)

Wenn nicht zu leugnen ist, daß England den Wettrennen hauptsächlich den hohen Standpunkt zu danken hat, auf welchen dessen Pferdezucht gekommen, und gewiß auch im Vergleich mit andern Ländern noch steht, so will ich keineswegs ableugnen, daß sich nicht in der neuesten Zeit Mißbräuche eingeschlichen haben, die dem Wesen der Sache sehr nachtheilig werden können und zum Theil schon geworden sind. Indez der Mißbrauch einer Sache, hebt den Nutzen derselben bei richtigem Gebrauch nicht auf, und es ist leider mit allen menschlichen Institutionen der Fall daß, lange bestehend, sie oft ausarten.

Zu diesen Mißbräuchen ist vor allen zu rechnen daß, was im allgemeinen wohl nicht zu leugnen ist, die Wettrennen in England Wettspiele geworden sind, wobei der Gewinn mit einem glücklichen Renner zu machen, reizender ist, als nachhaltige Resultate für die Pferdezucht zu erreichen, welches allerdings ein großer Fehler ist; indes bemerke ich hiebei, daß dies wohl nicht sowohl Fehler derjenigen ist, die eigentlich Pferdezüchter von Metier und Beruf sind, als derjenigen, welche die Zucht der Vollblutpferde nur um des Gewinnstes willen treiben, den sie durch die Leistungen ihrer Pferde auf der Rennbahn zu erwarten haben; und ist es wohl nicht ohne Grund zu vermuthen, daß die Engländer, das Unrichtige dieses Verfahrens ein sehend, auch hiervon wieder zurück kommen werden, freilich gewiß zu ihrem großen Nutzen, wenn nur nicht zu spät.

Ferner, daß die Engländer in der neuesten Zeit angefangen haben, kürzere Distanzen mit leichterem Gewicht rennen zu lassen. Denn nur eine angemessene Entfernung, um die Kräfte eines Pferdes in Anspruch zu nehmen, mit dem verhältnismäßigen Gewichte des menschlichen Körpers, können den Kraftmesser für unser Bedürfnis abgeben, denn auch schwache Pferde können, meiner Überzeugung nach, auf kurze Distanzen schnell seyn, auf längere aber nicht, und das zu leichte Gewicht ist etwas erzwungenes, ich möchte sagen theoretisches, was in der Praxis keine Anwendung findet; denn was hilft es einem Reiter der 180 Pfund und mehr wiegt, wenn sein Pferd mit 100

und 120 Pfund schnell gelaufen, und mit ihm im Stoß stecken bleibt? Unmöglich kann doch verlangt werden, daß ein solcher Reiter sein Gewicht bis zum Normalgewicht herunter schwingen soll, wie dies bei den englischen Jockeys der Fall. Nein, er verlangt, daß das Pferd mit seinem Gewicht schnell, ausdauernd und sicher sey. Uebrigens hat auch niemand Vortheil aus dieser Aenderung, wenn das schwere Gewicht nur für den einen wie den andern gleich bestimmt ist; und scheint die Minderung des Gewichts nur aus der Manie herborgegangen zu seyn, die gegebene Distance in möglichst kurzer Zeit zurücklegen zu können.

Endlich rechne ich noch das Rennen der zu jungen Pferde zu den großen Mißbräuchen der englischen Wettrennen. Wenn es gewiß zweitmäßig ist, daß junge Pferd frühzeitig, d. h. nach zurückgelegten 3. Jahre — wenn es nicht ausnahmsweise zurück oder unentwickelt für sein Alter ist, mäßig und stufenweise zu üben und in Thätigkeit zu bringen, weil es dadurch sich früher entwickelt und leichter biegbar wird, so muß dies dennoch mit großer Vorsicht und sehr allmählig geschehen. Die Anstrengungen des Trainierens und der Rennbahn sind aber allerdings viel zu heftig und gewaltsam, und können einem unausbildeten Pferde nie zum Nutzen gereichen, im Gegentheil, auf seinen Organismus und seine Entwicklung nur störend einwirken. Meiner Ansicht nach, müßte ein Pferd vor dem zurückgelegten 4. Jahre nie auf der Rennbahn erscheinen, dann nur kurze Distanzen laufen, und nach vollendetem 5. Jahre erst seine ganzen Course mit vollem Gewicht machen. Bewährt es sich alsdann als ein schnelles Pferd, so kann man gewiß sehn, daß ihm Kraft und Ausdauer nicht fehlen, und daß es auch in späteren Jahren nicht an den Folgen dieser Anstrengungen leiden wird: denn einem in solchem Alter stehenden Pferde schadet, bei gehöriger Wartung und Pflege im Stalle, das Laufen gewiß nicht, im Gegentheil trägt es zur Ausbildung der hiezu erforderlichen Kräfte und Eigenschaften gewiß vieles bei. Wenn nun die Vertheidiger des frühen Rennens der jungen Füllen sagen, daß man das in die Pferdezucht gesetzte Geld als ein Kapital betrachten müsse, welches man nicht schnell genug umsehen könne, so erlaube ich mir die

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
ROSTOCK i. M.

Bemerkung dagegen, daß man dieses Kapital doch nicht durchs Rennen allein umsetzen will, sondern auch durch den nachhaltigen Verkauf starker, brauchbarer Pferde; daß aber, wenn durch das zu frühe Rennen die Race der Pferde von Generation zu Generation schwächer wird, dieser Vortheil am Ende aufhört und Kapital mit Zinsen verloren geht.

Wenn ich nun das oben Gesagte kurz zusammenfaße, so ist es meine Meinung: daß die Wettrennen allerdings nach dem Beispiel der Engländer ein wesentliches Förderungsmittel der Pferdezucht sehn können, indeß rathe ich sehr folgendes zu beobachten:

1.) Sich zu hüten, daß nicht, wie in England in neuester Zeit, die Wettrennen Wettspiele werden und damit der Hauptzweck, Verbesserung der Pferdezucht verloren geht; obgleich es nicht, des damit verbundenen Geldinteresses wegen, ganz ohne Wetten abgehen kann. Sed est modus in rebus.

2.) Nicht auf zu kurze Distanzen mit zu leichtem Gewicht laufen zu lassen, damit die Rennen, was sie eigentlich sehn sollen, wirkliche Kraftmesser bleiben.

3.) Die Pferde nicht zu jung auf die Rennbahn zu bringen, und nicht um des momentanen Gewinnstes willen, die Vortheile der Zukunft aufzugeben.

Bei Vermeidung dieser angeführten Punkte bin ich der unmaßgeblichen Meinung, daß die Wettrennen ein großer

Hebel unserer vaterländischen Pferdezucht sehn wird, daß die Vollblutrace wirklich rein erhalten, ohne welche wir doch niemals, wie uns die Erfahrung früherer Zeiten lehrt hat, etwas so Ausgezeichnetes züchten werden, als man jetzt verlangt. Wird diese aber zweckmäßig benutzt, mit gehöriger Erwägung derjenigen Erfahrungen, die uns die Züchtungskunde lehrt, in der wir, Dank sei es den Männern die uns darin aufgeklärt, gewiß nicht unbedeutende Fortschritte seit kurzem gemacht, so bin ich überzeugt, daß etwas Ausgezeichnetes in der Pferdezucht geleistet werden wird. Zum Theil haben wir die Resultate davon schon gesehen, denn man braucht nur die Rennbahnen von Dobrzan und Güstrow, so wie die Thierschau an letztem Orte gesehen zu haben, um sich zu überzeugen, welcher neuer Schwung in Mecklenburgs Pferdezucht gekommen und wie dies allerdings zu noch größeren Erwartungen berechtigt, wenn man weiß wie die Ansichten und Grundsätze, welche dies hervor gebracht, immer mehr Eingang finden, welch ein reger Sinn hiedurch bei allen Pferdezüchtern entstanden, und wie dies alles, bei der in Mecklenburg herrschenden Liebhaberei für Pferde, welche gleichsam durch Jahrhunderte sanktioniert, gewiß von heilbringenden Folgen sehn wird.

Leppin im Januar 1828.

v. Dreyen.

Die Entstehung der mecklenburgischen Familiennamen.

Unsere germanischen und altdutschen Vorfahren trugen nur einen Namen, der unseren heutigen Vornamen entspricht. Mit der stärkeren Vermehrung des Volkes und der Entwicklung eines größeren Verkehrs genügte dieser eine Name nicht mehr. Dazu kam, daß die Zahl der Vornamen auf eine kleine Anzahl besonders beliebter zurückgegangen war. Vom Jahre 1000 ab bildete sich daher, beim Adel beginnend, der Brauch aus, dem Menschen einen zweiten Namen, den Zuname, beizulegen. Bis zum Jahre 1500 war die Annahme von Familiennamen auch bei uns in Norddeutschland beendet.

Bei der Namengebung griff man einmal auf den Wohnort zurück. So entstanden bei uns z. B. die Namen wie Haal (von Hag, Hecke), Steen (Stein) u. ä. Weiter wurde auch vielfach die Herkunft zum Familiennamen. So finden wir in Mecklenburg Familien, die den Namen des Ortes tragen, der später das ganze Land bezeichnete: Mecklenburg (Mechlenburg). Ja, es gibt wohl kaum ein Dorf unserer Heimat, nach dem nicht eine Familie benannt wurde. Dieses Verfahren war meist vom Adel entlehnt. Am gebräuchlichsten wurde die Benennung der ganzen Familie nach dem Beruf eines Vorfahren. So hießen die Söhne eines Schmiedes auch weiter Schmidt, wenn sie vielleicht gar nicht mehr Schmiede, sondern etwa Bäcker oder Tischler geworden waren. Fast alle Gewerbe des Mittelalters sind uns noch in den Familiennamen enthalten, vielfach auch in der plattdeutschen Form des Bühr (Bauer), Burmeister, Schomann (Schuhmacher), Schmedemann (Schmied), Kopper (Käufers) u. ä. Ebenso leben auch

die mittelalterlichen Kurzformen der Vornamen als Familiennamen bei uns fort, wie Dieb, Dirl, Türl, Tiehl, Tillmann, alles abgeleitet von Dietrich; oder Hintz, Hinrich von Heinz=Heinrich; Jens, Jenzen, Janzen, Janhen von Johannes, wobei häufig der Sohn des Jan als Janisohn, Janssen oder Jenßen bezeichnet wurde. Die niederdeutsche Form hat sich auch in vielen gebräuchlichen Pflanzen- und Tiernamen erhalten. So wurde aus dem Fuchs die Familie Voß, aus der Blume die Blohmz usw. Körperlich auffallende Eigenschaften führten zu Namen wie Klein und Groß.

Es ist erklärlich, daß die meisten Namen bürgerlicher Art sind, stammen hier doch fast alle von bürgerlichen Ahnen ab. Eigentümlich für das Fischland sind die beiden Familiennamen Brathering und Frettwurst. Die Seefahrer erhielten den Spitznamen der Bratherings, und die bürgerlichen Menschen wurden die Frettwurts. Zu diesen eigentlich mecklenburgischen Familiennamen kamen dann später durch Zuwanderung von Osten und Westen her slavische oder hugenottisch-französische Namen, deren Träger aber vielleicht schon Jahrhunderte lang bei uns wohnen.

Für die Seßhaftigkeit der mecklenburgischen Bevölkerung spricht, daß wir die Namen, die im frühen Mittelalter aufkamen, bei den meisten Familien auch heute noch finden. Waren die meisten Kirchenbücher nicht später einmal durch Krieg oder Brand vernichtet worden, so könnte vielleicht manche alte mecklenburgische Familie einen Ahnennachweis führen, der bis in diese Zeit zurückreicht.

Mittelalterliches Hakenkreuz als Hausmarke.

Mit Staunen und Ehrfurcht stehen wir Menschen des schnellebigen 20. Jahrhunderts bisweilen bei einem Gang durch unsere alten mecklenburgischen Städte vor den großen Bauten unserer mittelalterlichen Vorfahren, jenen Gemeinschaftsleistungen, wie sie uns in unseren Backstein-

kirchen, in Schlössern und Burgen und den festen Toren und Türmen überliefert sind.

Eine rechte persönliche Beziehung zu diesen steinernen Denkmälern aus Mecklenburgs Geschichte bekommen wir aber erst, wenn wir plötzlich auf den alten ehemaligen

Friedhöfen unserer Städte rings um die Kirchen Grabplatten finden, die die gleichen Namen tragen, wie wir sie auch heute noch in Stadt und Land finden. Meist sind sie heute zum Pflaster der Wege rings um die Kirche erniedrigt, und gleichgültig schreitet der Fuß der Kirchenbesucher über sie hinweg. Überall in Mecklenburg finden wir sie, die mächtigen Steine aus schwedischem Granit, die einst die hanfischen Seefahrer herüberbrachten aus Wissby und Malmö. Da sehen wir die ältesten gotischen Inschriften aus d:ca 13. Jahrhundert, abgeschliffen und kaum noch zu entziffern. Aber darüber ist noch manche andere Inschrift lesbar. Die Steine waren ja einst viel zu kostbar und haltbar, als daß sie eine Generation „verbrauchen“ konnte. Sie wechselten daher ihren Eigentümer und wurden mit einer neuen Beschriftung versehen. Mancher Stein, der einst einem Patriziergeschlecht gedient hatte, ging jetzt an einen Händler über, der seinen Namen in den barocken For-

men seiner Zeit einmeißeln ließ. Aber auch sein Geschlecht konnte den kostbaren Besitz nicht lange halten, sein Name wurde durchgestrichen und ein anderer daruntergesetzt. Zur Verstärkung des Besitzrechtes an einem solchen Grabstein wurde dann vielfach noch die alte Hausmarke oder das Handzeichen hinzugesetzt. So finden wir hier und da die Gewerbezeichen der Bootsbauer, der Fleischer und anderer Gewerbe. Auf einer Grabplatte an der Nikolaikirche in Rostock finden wir, augenscheinlich aus dem 17. Jahrhundert, sogar das altgermanische Heilszeichen des Halbkreuzes wieder, das sicher damals als Hausmarke des biederem Handwerkergeschlechtes gedient haben mag.

Ein kunstlos eingeschnittenes Zeichen, und doch verrät es uns, daß in der mecklenburgischen Bevölkerung zu allen Zeiten der gleiche Kern steckte, der unter derselben Rune heute wieder zu neuem Leben erwacht worden ist.

Wahrsagerinnen.

Skizze von Adolf August Käffau.

Ein Trupp Zigeuner war schon früh am Morgen vor dem Dorfe angekommen. Vier klappige Wagen mit kleinen, struppigen Pferden hielten auf dem Anger am Sprizenhause, und bald kribbelte es auf dem Platz von großen und kleinen schwarzaarigen, blaßbraunen Gestalten. Nun strömten von allen Seiten die Kinder herbei und bestaunten das seltsame Treiben der fremden Gäste. Auf einmal erstarrte das unruhige Hin und Her und verstummte das Stimmengewirr. Der Ortsschulze war auf den Platz getreten. Er ließ den Führer des Trupps kommen und eröffnete ihm, daß seine Gewerbetreibenden, die Kesselflicker, Drahthandwerker und Händler, nur in der Mittagspause von 12 bis 1 von Haus zu Haus gehen dürften und sich während der übrigen Zeit bei ihren Wagen aufzuhalten hätten, ferner, daß das Betreten der Höfe, Gärten, Wirtschaftshöfe und des Friedhofes strengstens verboten sei. Dann trieb der Gestrengste die Kinder auseinander, so daß sie nach allen Richtungen davonstoben.

Um die Mittagszeit strichen plundrige Zigeunerweiber bettelnd und wahrsagend von Tür zu Tür. Aus den Handlinien prophezeiten sie den mehr aus der Gutmäßigkeit als aus Neugierde ihre Hände schmunzelnd hinreichenden Frauen und Mädchen Glück über Glück, Glück an allen Ecken und Enden, mehr, als die Erde zu bieten vermag und die Menschen zu ertragen fähig sind. Nun klopfte es auch an unsere Tür, und gleich darauf huschte eine funkeläugige Hexe herein und trat plappernd auf die Mutter zu. „Ei, gute Frau, schöne Frau, bin ich Bote des Glücks, bring ich Glück für Estant, Glück für Vieh und Feld. Glück für Kinder und Kindeskinder in Ewigkeit, Amen. Kann ich lesen aus Linien der Hand, wie Buchstaben stehen im Buche, was der Gott der Welt darin hat aufgezeichnet für alle Zeit bis an Tod bei hundert Jahr.“ Kann ich lesen aus der Hand die künftigen Tag, wie ein Lehrer liest seinen Schülern vor aus dem Buch des Lebens.“ Dann ergriff sie der Mutter Hand, drehte die Innenfläche nach oben und — zuckte erschreckend zusammen, trat einen halben Schritt zurück, sah starr bald auf die offene Hand, bald der Mutter in die Augen, schüttelte den Kopf und platzte endlich heraus: „Hab' ich noch mein Lebtag nicht gesehen solche Hand! Hab' ich in meiner Hand gehalten viertausend Händ' und aus ihren Linien verkündet viel Geld und Glück, aber keine Linien in der Hand, das feh-

ich erstesmal heut“. Ist eine Hand ohne Glückslinien darin! Ist eine Hand wie Sohlen am Schuh!“

Da zog die Mutter die Hand zurück, hob sie ein wenig und sagte: „Das ist eine Arbeitshand, Frau, gleich ihrer Schwester hier zur Linken. Dieses Schwesternpaar hat von Klein auf gearbeitet, immer hart gearbeitet, Sommers und Winters, Tag für Tag und oft die halbe Nacht und zuweilen auch die ganze. In diesen harten Arbeitssohlen liegen die Glückslinien tief eingebettet. Es bedurfte ihrer nicht mehr, der Glückslinien; denn sie haben sich in lauter Glück verwandelt, in lauter Arbeitssegen. Seht, Frau, unser Vater und ich waren arm, als wir beide miteinander anfingen, arm an Geld und Gut, aber reich an Arbeitskraft und Arbeitslust. Da haben wir an stillen Abenden oft nebeneinander gesessen und in unsere Hände gestarrt, als ob wir aus ihren Linien unsere Zukunft lesen könnten. Und was haben uns die Linien geweissagt? Sie haben uns lautlos, aber wohlvernehmbar zugerufen: „Arbeitet! Arbeitet immerfort ohne zu ermüden, bis wir verschwinden, bis ihr nichts mehr von uns seht! Dann werden wir Glückslinien uns in Eitel Glück und Segen verwandeln.“ Und das haben wir getan, mein Mann und ich; ein ganzes Menschenleben lang haben wir gearbeitet, und die Linien haben sich unserem Glück zum Opfer gebracht. So ist es gekommen, daß wir den fünf Kindern, die der Himmel uns von acht gelassen hat, ein gesichertes und wohliges Heim bereiten konnten. So ist es gekommen, daß unser Ältester auf geachtetem Posten sein Brot verdient, der Zweite an unsere Stelle treten, der Dritte in nächster Zeit in ein Bauerngut einheiraten, der Vierte auf höherer Schule auch ein wackerer Mann werden wird und unser Blondzopf hier alle Gewähr bietet, einmal eine tüchtige Bauersfrau zu sein. Und alle fünf werden Glücks genug haben und Freude am Leben, da sie uns, ihren Eltern, das Arbeiten abgeguckt und abgelernt haben. Und das alles haben wir unseren linienlosen, sohlenharten Arbeitshänden zu danken. Seht, nun bin ich selber unter die Wahrsagerinnen gegangen und habe aus den Händen prophezeit, wenn auch nicht aus ihren Glückslinien, so doch aus ihren Glückssohlen. Und ich glaube, Frau, meine Weissagungen treffen eher ein, als eure, da der Herrgott, bei dem es liegt, Menschenhoffen zu erfüllen oder zunichte zu machen, wenig auf die plappernden Mäuler, aber genau auf die schaffenden

Hände achten wird. Und darum vergeht in Zukunft bei eurem Wahrsagen nicht unsren Bauersleuten zu sagen, daß sie, solange die Linien in ihren Händen sich allzu deutlich und sein gezogen ausnehmen, keine Aussicht auf Segen und Glück und Segen haben werden. So, nun wißt Ihr,

wie ich's meine! Hier habt Ihr zwei Eier für Euren guten Willen! Nun geht."

Die Alte knickte dankend und wischte, verschämt die Augen niederschlagend, zur Tür hinaus.

Die ländliche Verfassung Niedersachsens im 18. Jahrhundert.

Unsere niedersächsischen Agrarverhältnisse führen geschichtlich ins 18. Jahrhundert zurück. Damals kam der lange Entwicklungsprozeß der nordwestdeutschen Grundherrschaft, deren Ergebnisse noch heute dem Bauernhum Niedersachsens das charakteristische Gepräge verleihen, vorläufig zum Abschluß. Die privatrechtliche Gebundenheit bestimmte ehemals des Bauern Wohl und Wehe. Nirgends konnte er weder über seine Arbeit selbständig entscheiden und deren Früchte ungeschmälert genießen, noch stand ihm gewöhnlich über seine Person das freie Verfügungrecht zu. Trotz der unübersehbaren Fülle unterschiedlicher Momente, wie sie sich naturgemäß aus landschaftlichen und örtlichen Differenzierungen ergaben, wurde doch im wesentlichen das bäuerliche Abhängigkeitsverhältnis durch den großen politischen und kulturellen Gegensatz zwischen dem alten westlichen Deutschland und dem östlichen, slawisch durchsetzten Kolonisationsgebiet bestimmt. Rechts der Elbe hatte der adelige Gutsherr mit Aufsaugung des bäuerlichen Kleinbetriebes alle obrigkeitlichen Gerechtsame in seiner eisernen Faust vereinigt, den besitz- und rechtslos gewordenen Bauern auf hörigen, theoretisch wenigstens jederzeit fündbaren Grund und Boden angesezt und die bäuerliche Arbeitsleistung zur Basis des guisherrlichen Großbetriebes gemacht.

Anders lagen jedoch die Dinge links der Elbe. Hier standen die Fürsten in dem Bestreben, ihre Landeshoheit möglichst zu steigern, von jeher im Kampf mit allen privatrechtlichen Sondergewalten und hatten sie entweder völlig unterdrückt oder doch dem eigenen Vorteile dienstbar gemacht. Zwischen Landesherren und Bauern schob sich nicht die guisherrliche Autorität, sondern der Staat hielt sich unmittelbar am Bauern selbst, dessen wirtschaftliche Kräftigung und Förderung dadurch zum Gebot des politischen Interesses wurde.

Zwar fehlte auch in Niedersachsen keineswegs der herrschaftliche Besitz. Ritter- und Klostergüter verfügten über bedeutende Privilegien, aber so weit diese den Bauern betrafen, wurden sie durch staatliche Gesetzgebung eingeschränkt, und da sie immer nur an den einzelnen Höfen hafteten, war es nicht zur Bildung gefährlicher autokratischer Machtbezirke gekommen.

Ritter- und Klostergüter übten über den Bauern die Grundherrschaft aus nach dem niedersächsischen Meierrecht, das schon im 17. Jahrhundert aus einer rumbaren Zeitpacht zum gesetzlich anerkannten erblichen Nutzungsrecht erhoben war. Nur noch bei völliger wirtschaftlicher Untuchtigkeit durste der Bauer von Haus und Hof verjagt werden. In allen rein ökonomischen Angelegenheiten war er unbehindert, aber er durste am Grundbesitz eigenmächtig keine äußereren Veränderungen vornehmen. Verpachtungen und Verpfändungen unterlagen der ausdrücklichen Genehmigung des Grundherren, während ein Verkauf im ganzen und in Teilen durch die Landesgesetze überhaupt unmöglich war, diesem Grundsatz entsprachen auch die Erbgesetze. Bis zum 60. Lebensjahr pflegte der Meier selbst die Wirtschaft zu führen. Dann übertrug er den Gesamtbesitz dem Anerben und zog aufs Altenteil. Die Geschwister hatten am Gut keine Ansprüche. Nur ihre An-

teile am Privateigentum zahlte ihnen der Anerbe bei eingetretender Volljährigkeit oder Verheiratung aus, und ohne seine Zustimmung durften sie dann nicht mehr auf dem Hofe bleiben. Für den unmündigen Anerben übernahm bis zu seiner Volljährigkeit die Witwe alle Rechte und Pflichten, mußte aber im Falle ihrer Wiederverheiratung spätestens in seinem 30. Jahre mit ihrem Manne den Hof verlassen. So wurde die vollständig gesetzliche Verstückerung des Grundbesitzes verhindert und Niedersachsen vor ähnlichen Agrarkrisen weise bewahrt, wie sie Süddeutschland infolge regeloser Erbteilung wiederholt erlebte.

Für die Nutzung des Gutes war der Bauer seinem Grundherrn zu Leistungen verpflichtet, die im „Meierhof“ gesetzlich vor jeder willkürlichen Beigerung geschützt waren. Obenan standen die Naturalabgaben, alljährlich um Martini zu liefern, daneben traten in nördlichen Landesteilen Geldleistungen und überall fanden sich kleinere Gebühren. Im Norden stand dem Grundherrn auch der Frondienst zu, der aber nur auf einigen großen Lüneburgischen Gütern eine wirkliche Belastung der Bauern bedeutete. Spuren alter Leibeigenschaft hatten sich noch in einigen geistlichen Landesteilen des Südens erhalten, praktische Bedeutung kam aber nur der westfälischen Eigenbehörigkeit zu. Im wesentlichen war also die Grundherrschaft für den niedersächsischen Edelmann eine Rentenquelle.

Diese durchaus günstige Lage des niedersächsischen Bauern erhielt aber eine bedeutende Beeinträchtigung durch seine gerichtliche Untertänigkeit. Zwar hatte auch hier der Staat scharf in die alten Privilegien eingegriffen, aber nur um sie selbst auszunutzen. Träger der tatsächlichen Rechtsprechung in Niedersachsen waren die staatlichen Aemter, die mit den unterstellten Vogteien geschlossene grund- und gerichtsherrliche Bezirke von zehn bis zwanzig Dörfern darstellten und durch ihre gleichzeitige Verwaltungstätigkeit eine besonders überragende Bedeutung erhielten. Nur im Süden des Landes kamen neben den Aemtern völlig gleichberechtigte sogenannte geschlossene adelige Gerichte vor. Überall wurden diese höheren Gerichtsherrschaften von der Patrimonialgerichtsbarkeit der Grundherren durchkreuzt, die sich jedoch auf niedere Zivil- und Strafgerichtsbarkeit beschränkte und auch hierin einer strengen Kontrolle unterstand. Tief schnitt die geschlossene Gerichtsherrschaft in das bäuerliche Wirtschaftsleben ein, weil Amt und adliges Gericht immer mit großen landwirtschaftlichen Betrieben in Verbindung standen, die lediglich auf dem Wege des Frondienstes durch die amtseingesessenen Bauern bewirtschaftet wurden. Amtmann und Amtsschreiber bezogen stets als Pächter aus den betreffenden Domänen und Vorwerken ihre Einkünfte, und da diese Herren nicht über eigene Arbeitskräfte verfügten, wurde ihnen regelmäßig der Frondienst der Amtsbauern mitverpachtet. Nur gegen freie Verköstigung leisteten die Meier wöchentlich einen Tag Spanndienste mit vier Pferden; die Kötter und Häuslinge entsprechende Handdienste. Der Vogt sagte dem dienstpflichtigen Bauern rechtzeitig den Dienst an, der von sechs bis sechs Uhr dauerte. Die meisten Dienste beanspruchten Bestellung und Überwaltung der Felder, dazu kamen Korn-, Holz- und Baufuhren, während der Hand-

dienst als Ernte-, Bau- und Botendienst verbraucht wurde. Natürlich richtete sich das Maß dieser Verpflichtungen immer nach dem Umfang des Domänenbetriebes.

Den Amtmännern unterstand die gesamte nicht privilegierte ländliche Bevölkerung. Allwochenlich hielt der Amtmann im Amtsgebäude einen Gerichtstag zur Aburteilung von Kriminalfällen und Entscheidung von Prozessen ab. Die täglichen polizeilichen Geschäfte blieben den subalternen Börgern überlassen. Die adeligen geschlossenen Gerichte wurden gewöhnlich im Auftrage des Gerichtsherren von einem Gerichtsverwalter geführt, der aber nach Beweisaufnahme die Urteilsfindung den Gerichten zweiter Instanz oder der Fakultät in Göttingen anheimstelle. Neben der strengen Überwachung des Meierrechts bildete das ländliche Steuerwesen die vornehmlichste Verwaltungstätigkeit der Amtmänner. Wie überall war auch in Niedersachsen für Adel und Geistlichkeit völlige Steuerfreiheit das erste Privileg, außer dem Bürger zahlte nur der Bauer zur Tilgung der Staatschulden und Unterhaltung des Heeres Steuern. Mit besonderer Sorgfalt überwachten die Amtmänner die bäuerlichen Naturalleistungen zur Verpflegung des Heeres in Friedens- und Kriegszeiten.

Alle niedersächsischen Bauern wohnten in geschlossenen Dörfern und waren zu Landgemeinden vereinigt. Aber nur

die Klassen der Meier und Röter waren gemeindeberechtigt; Anbauer und Häuslinge, die ihren Lebensunterhalt nur zum Teil aus landwirtschaftlicher Tätigkeit bestritten, mußten sich den Beschlüssen der Gemeindeversammlung widerspruchlos fügen. Meier und Röter wählten alljährlich aus ihrer Mitte den Bauermeister. Ihm unterstand die Regelung der gemeinsamen wirtschaftlichen Angelegenheiten, wie sie sich regelmäßig aus Dreifelderwirtschaft und Flurzwang ergaben.

Gegenüber den neuzeitlichen Ideen konnte diese feudale Grundherrschaft sich nicht behaupten. Unter der französischen Herrschaft wurde jede privatrechtliche Gebundenheit aufgehoben, und als man sie nach 1815 wieder einzuführen wagte, konnte ihre Lebensdauer nur noch eine Frage der Zeit sein. Endgültig verhalfen die Revolutionsjahre gegen Mitte des 19. Jahrhunderts dem niedersächsischen Bauer zu seiner unbeschränkten persönlichen und wirtschaftlichen Freiheit. Aber das alte Meierrecht lebt fort in manchen ländlichen Verfassungseinrichtungen und Erbschaftsgebräuchen, vor allem hat es aber das dörfliche Siedlungsbild Niedersachsens bestimmt, die großbäuerliche Wirtschaftsform neben selbständigen Kleinbetrieben. Dr. W. Fischer.

Stammrollen des Schillschen Korps.

Es wird wohl in Mecklenburg noch manchen geben, dessen Vorfahr wie „Schill-Sommer“ aus Stavenhagen „dunntaumalen mit Schillen gahn is“. Aber es wird kaum jemandem bekannt sein, daß er diesen Ahn unter Umständen noch in den alten Stammrollen feststellen kann.

Das Heeresarchiv der alten preußischen Armee im Geheimen Staatsarchiv in Berlin besitzt einen Aktenband „das von Schillsche Corps betreffend“, der auch Stammrollen des 2. Brandenburgischen Husaren-Regiments von Schill, das den Stamm des Reiterkorps gebildet hat, und Listen der Mannschaften enthält, die nach dem Tode Schills vor dem preußischen Generalgouverneur der Provinz Pommern und Neumark kapitulierten. Dieser war niemand anders als der „General von der Kavallerie“ v. Blücher. Es sind die Alten seines Stabes, die uns erhalten sind. Bekanntlich hat Schill am 28. April 1809 mit seinem Regiment Berlin verlassen und sich zunächst nach Wittenberg, dann ins Anhaltische gewandt. Nach der „Affaire“ bei Dodendorf, wo er ein westfälisches Regiment des Königs Jerome schlug, suchte er dann das Meer zu erreichen und fand in Stralsund im Kampf gegen die in französischen Diensten stehenden Holländer und Dänen am 31. Mai den Helden Tod.

Der Rest seiner Leute, soweit sie nicht im Lande umherirrten, hatte sich auf 14 Schiffe auf der Reede von Swinemünde gerettet und unterhandelte von dort aus mit Blü-

cher. Nach Weisung des Königs sollten die freiwillig zurückkehrenden Leute an der Grenze entwaffnet und in das 4. Ostpr. Inf.-Regt. nach Graudenz oder das Westpr. Ulanen-Regt. nach Könitz eingereiht werden. Pferde und Waffen sollten nach Berlin gebracht und bei der Neuauflistung eines neuen Ulanenregimentes verwendet werden.

Alle geborenen Mecklenburger wurden mit Pässen in ihr Vaterland entlassen. Von denen aber, die wieder preußische Dienste nehmen wollten, und deren waren nicht wenige, finden sich in den aufgestellten Listen die üblichen militärischen Personalien über Charge, Namen, Größe Vaterland, Geburtsort, Religion, Profession, Verheiratung und Kinderzahl. Vom Musketier Wilhelm Bandow z. B. ist angegeben, daß er 5 Fuß 2 Zoll groß, 27 Jahre alt, aus Bismarck in Mecklenburg, lutherisch, von Beruf Maurer, unbewaffnet und ohne Kinder war. Verheiratet waren überhaupt nur die wenigsten, selten einer über 35 Jahre alt, viele erst 16 oder 17. Sie sind aber nicht alle später im Felde geblieben. Viele werden nach Mecklenburg zurückgeführt sein und eine Familie gegründet haben.

Auch die Offiziere werden genannt, allerdings nicht jene tapferen elf, die in französische Gefangenschaft geraten waren und in Wesel erschossen wurden. Unter denen aber, die in preußische Dienste zurücktraten, finden sich Namen wie Leutnant v. Blomberg, Leutnant v. Bismarck, Leutnant Graf v. Moltske und Regimentsauditeur Trich.

Geschichtsvereine und Heimatmuseen.

Auf einer Tagung der Geschichtsvereine hielt Dr. Hävernig, Gotha, einen lehrreichen Vortrag über das Thema „Geschichtsvereine und Heimatmuseen“, dem allgemeine Bedeutung zukommt. Er führte u. a. aus: Die Möglichkeiten einer Mitarbeit der Geschichtsvereine an dem Ausbau der Heimatmuseen müssen untersucht werden. Es ist unbedingt erforderlich, daß die Mitglieder der Geschichtsvereine einen großen Teil der archivalischen Vorarbeiten

zu leisten haben. Vor allem wird diese Arbeit den Altertümern des Staates, des Heer- und des Verkehrswesens zugute kommen. Ferner kann nur durch solche sorgfältigen Vorarbeiten ein Ziel erreicht werden: die Erlangung aller Typen von Altertümern, die es innerhalb einer bestimmten Gruppe einmal gegeben hat. Nur so können wir uns von der Kulturhöhe unserer Vorfahren ein richtiges Bild machen und den so notwendigen altertums-

lündlichen Untersuchungen ein richtiges Material bereitstellen. Wie oft können nur durch archivalische Vorarbeiten alte Namen ermittelt werden. Durch Sammeln altertümlicher Dinge allein leistet der Altertums- und Volkskunde keinerlei Dienste. Hier kann die Mitarbeit der Geschichtsvereine gewinnbringend angesehen werden. Die archivalischen Vorarbeiten verlangen von unseren Heimatfreunden rege Kleinarbeit. Dafür bieten die Heimatmuseen den Geschichtsfreunden den großen Vorteil, daß sie hier die Ergebnisse ihrer Forschungen, die bisher nur in Form von Veröffentlichungen fachlicher Art allein den Geschichtsforschern zugänglich waren, allen interessierten Kreisen vorlegen können.

Wenn man an eine Vervollkommnung der museumstechnischen Methoden auch in den kleineren Heimatmuseen herangeht, werden sich die Forschungsergebnisse auch solcher Gebiete, die bisher in diesen Museen fast gar nicht gepflegt worden sind, darstellen lassen. Auch die durch mühevolle Untersuchungen erreichten Feststellungen über Staat und Territorium in ihrer Entwicklung gehören

hierher, während der Staat und seine hervorragendsten Persönlichkeiten durch Urkunden, Hoheitsabzeichen, Siegel, Münzen und Bildnisse verständlich und dargestellt werden. Wenn dabei zuweilen archivalisches Material zur Ausstellung erforderlich ist, so soll zur Vermeidung von Missverständnissen betont werden, daß darum eine Einnahme der Heimatmuseen in das Gebiet der Archive nicht stattzufinden braucht.

Mögen den Geschichtsvereinen auch neue und schwierige Aufgaben erwachsen, so bietet sich ihnen doch andererseits die Gelegenheit, sich erfolgreich in die Arbeit der Volksbildung einzuschalten und dazu beizutragen, daß sich das deutsche Volk des reichen Schatzes seines Volksstums mehr und mehr bewußt wird. Um das zu erreichen, müssen aber Geschichtsvereine und Heimatmuseen das bequeme und wahllose Sammeln altertümlicher Dinge durch einen planmäßigen, nach pädagogischen Gesichtspunkten vorzunehmenden Ausbau der Heimatmuseen ersetzen.

Homer hinter dem Ladentisch.

100 griechische Verse für drei Gläser Branntwein.

Es ist jetzt gerade 100 Jahre her, daß ein Krämer in dem mecklenburgischen Städtchen Fürstenberg einen neuen vierzehnjährigen Lehrjungen einstellte, der Butter, Milch und Kaffee, Salz und Zucker, Heringe, Öl, Talglichter, Branntwein und noch manches andere verkaufen mußte. Und war im Laden gerade einmal nichts zu tun, dann mußte er Kartoffeln für die Brennerei mahlen oder mit Besen und Wischtuch hantieren. Denn von früh bis spät gab es zu schaffen, und Stillschien liebte der streng Lehrherr nicht. Da kam eines Abends einmal ein Müllerjunge, der ein Gymnasium besucht hatte und mit seiner Weisheit vor dem kleinen Lehrjungen glänzen wollte: Er sagte ihm mehr als 100 Verse aus dem Homer auf. Der angehende Kaufmann verstand zwar nichts davon,

doch er sandte „göttlichen Verse“ so schön, daß er sie sich dreimal wiederholen ließ und den Müllerjungen mit drei Gläsern Branntwein belohnte, für die er seine letzten Pfennige opferte. Fünfeinhalb Jahre blieb er in der Stellung und sparte, um einmal Griechisch lernen zu können. Dann ging er zu Fuß nach Hamburg und ließ sich als Schiffsjunge auf der Brigg „Dorothea“ nach Venezuela anwerben. In Holland fand die Reise durch Schiffbruch ein jähes Ende. Hier aber wurde der kleine Fürstenberger Krämerlehrling zu dem großen Kaufmann, der mit seinem Reichtum den Traum der Kindheit verwirklichen konnte: Es war Heinrich Schleemann, der der Kulturwelt das Troja Homers wiederschenkte.

Alt mine Festungstied.

Fritz Reuter.

(Fortsetzung.)

Wi bedankten uns, un wullen gahn, dunn röp hei uns noch mal taurügg un säd: „Und denn ist hier noch Einer von Ihnen Kameraden, er heißt Schr . . . — Sie mögen ihn wohl kennen — der hat hier den dummen Streich gemacht, daß er sich mit einem Mädchen verlobt hat — ein ordentlich Mädchen und ordentlich verlobt — dem habe ich die Erlaubnis gegeben, daß ihn seine Braut und deren Bruder wöchentlich dreimal besuchen kann. Darauf werden Sie sich nicht berufen, denn die Erlaubnis kann ich Ihnen nicht geben.“ — Wi säden denn, up so ‘ne Saken wullen wi uns nich inslau, un för unsernitwegen kimm Schr . . . sgor ümmer frigen, wenn ‘t de Herr General för gaud inseihm ded. — „Solche Antwort habe ich von Ihnen erwartet,“ säd hei, un wi gungen.

Hei hadd uns den Kummandantur-Schrivver mitgewen, dat de uns Bescheid wisen full; de ded dat ok, un nu hadden wi tau wählen. Tau ‘m Glücken wüst ic mit den Krempel all Bescheid, ic hadd all Jöhrelang in Kasematten seten; „Kapteihn,“ säd ic, „wi nemen ein in ‘t zweite Stock, ‘t führt fröhlich gruglich ut, as wenn Einer in en groten Reißkuffert inspunt is, von wegen dat runne Gewölv

haben; aewer ‘t is ümmer beter, wenn Einer anner Lüd’ up den Kopp peddt, as wenn hei sic föhlen up den Kopp pedden laten fall, denn tüschend de beiden Stockwark sind keine Windelbaehns, blot Bred‘, un in den Frühjohr, in den irsten Andäu, denn fangen de allen Dinger an tau lecken, un de Wann‘, de driwen, un de unnen wahnt, kriggt Allens duwwelt.“

Wi wählten uns also dat zweite Stock von ‘ne Kasematt; de Kummandantur-Schrivver sorgte för ‘ne Upwohrfrau, de sorgte för en Bedd; uns‘ Saken würden ‘ruppe bröcht, un Watter Ref’ un Brütz sädien adjü! — Wo ‘t woll mit Badder Refen sine velen, schönen Quittungen aflopen was? — Iek frog den Kummandantur-Schrivver dornah, un de säd mi: „Um so etwas bekümmert der General sich nicht, das ist Sache des Platzmajors, und der wird morgen wohl zu Ihnen kommen und mit Ihnen darüber verhandeln.“ — De Mann was en beten niglich, Einer funn em dat anmarken, denn hei bleuw tau lang‘ bi uns, ahn dat hei dor wat tau dauhn hadd; na, ic was ok niglich un frog em denn also, woans dat Schr . . . en hir güng, ic kennie em all von Jena her un von den Unnersäufungsarrest. De Antwort was: „Sehr gut!“ — ein Wurt gaww dat anner,

un hei vertelste denn tauleht, as Schr . . . hir ankamen was, un de General sinen Namen lesen hadd, hadd hei em fragt, wer sin Vader wir. — Dat wir de Regimentsarzt Schr . . . tau Gl . . . Dunn hadd de olle brave General de Hänn tausam slagen un hadd utraupen: „Und den Sohn des Mannes, der mir bei Waterloo das Leben gerettet hat, soll ich hier mit solcher Strenge behandeln!“ — hei hadd ‘t aewerst intaurichten wüxt, un Schr . . . hadd ‘t gaud hatt, hadd aewerst vel dumm Tüg bedrewen.

Je, so geiht dat in de Welt, dese Burz hadd dat gaud hatt, wil dat annere un betere Lüd' bitter ledern, un wek von ehr gänzlich tau Grunn' gahn wiren. hei was in unsere Verbindung in Jena west, un dörch sin grotes Mul hadd hei dor de irste Wigelin' mitspelt, aewer as de Sak tau 'm Klappen kamm, as em Uncle Dambach de Klemm upsetten ded, un as em Uncle Dambach üm den Bort gung un em vörpredigte, hei wir „ein philosophischer Kopf, er könnte das Objekt der Untersuchung in seiner ganzen Totalität umfassen und übersehen,“ Dunn kamm de erbärmlichste Eitelkeit un de jämmelichste Schwälichkeit bi em tau Rum', un hei gestunn nich blot — dat heuwelen wi Annern all dahn — ne, hei fung an tau denunzieren, un wull sic leiw Kind maken un set sic bi Nacht un bi Dag' bi den Herrn Kriminalrath mellen, wenn em so 'n arme Paster in Sachsen, oder so 'n arme Dolter in Schlesingen ut olle Tiden inföll, de of einmal „Burschenschaft“ spelt hadd un nu mit Fru un Kinner dor satt, dormit dat sei doch ol dat Vergnügen hadden, sin vergrietjes Angesicht bi 'ne Confrontation mal wedder tau seihn. — Un de Knaw' hadd dat hir gaud hatt! — De Herr Kriminalrat Dambach kunn of dankbor sin, denn hei hadd em nah 'ne Festung sett', wo hei alle iñ was, un wi annern em de Höll nich heit maken funnen, un nu hadd de Taufall mit den ollen General noch en Aewriges dahn. Wil deß, dat wi knapp unner 'n anner spreken dürwten, hadd hei mit gebildie Lüd' ümgahn dürwt, un hadd 'ne Brut up den Schot un herzte un künste sic dormit, un de armen Frügens un Kinner von de Lüd', de hei angewen hadd, hadden wildeß in Jammer de Arm nah den Mann un den Bädder utrecht. — So geiht 't in de Welt.

Hieraewer redien wi, de Kapteihm un ic, as de Kummandantur-Schrivver gahn was, un ic was vör Allen up em falsch, denn mi hadd hei of ümmer unnödige Wif' in sine friwilligen Bichten mit herinne stigt, un glik den irsten Dag hadd hei mi verraden un hadd angezeigt, dat ic em en Erkennungssteifen makt hadd; aewer 't was jo nu all so lang' her, allentwegen, wo wi west wiren, hadden wi unner enanner in Freden lewt, wat fullen wi hir olle Geschichten uprühren? Un de Kapteihm un ic besloten, wi wullen mit em in Freden lewen, un dat, meinten wi, full uns so swor nich warden, denn wi fullen man in de Friestunn'n mit em tausam kamen, wil dat hei up dat anner Enn' von de Festung wahnend ded; aewer hei makte uns hir of so velen Spermang, dat ut de gause Afficht nich recht wat würd. —

As dat Abend was, set de wachhabend Unteroffzirer den General sinen Bedeinten bi uns 'rin, un de bröcht uns en Kow: „Ne Empfehlung von den Herrn General un hei schickte uns hir en beien tau 'm Abendbrot, denn wi wiren woll nich vüllig inrichtt.“ — Dat kamm uns schön tau Paß, un ut de brunen Bradiüsten un dat heite Gierbir leken allerlei schöne Hoffnungen för de Laufkunst herute, un de Kapteihm säd: „Charles, ic glöw, wi sind hir beter dran, as bi den seligen Grafen.“ — „Ic glöw of, Kapteihm; aewer nu will'n wi tau Bedd gahn, ic bin hundsvötschen mäud'. Aewer noch eins! Wenn Du tau Bedd gehist, denn darwist Du nich steidel herinne stigen, Du möst Di up de Bettlad' setten un ganz duikerig 'rinne krupen, süss wardst Du Di an dat olle Tunnengewöltw' häßlich den

Kopp stöten. Süh! so malt Ein dat in de Kasematten.“ Ic trop herin un hei pusselt un kramt dor noch wat, un as ic all binah inslapen was — bauß! — knallte dor wat up de ollen Breddelen dal. Min oll Kapteihm hadd mine Warnung vergeten, was mit den Kopp gegen den Swibbagen rönnt un nu rücklings ut dat Bedd 'rute schaten. Ja, ehre Unbequemlichkeiten heuwelen de ollen Kasematten of. —

Den annern Morgen kamm de Platzmajur tau uns, hei was en ollen gaudmärdigen Draehnbartel un vertelste sic mit uns von allerlei, blot nich von Schandor Resen sine Quittungen, un as hei unsere königlich preußischen Staats-Traktementen mit fiv Silbergröschen täglich blank un vor up den Disch tellen ded, Dunn segen wi, dat wi von jetzt an wollhabende Lüd' warden fullen, de bi passende Gelegenheit doch of mal in de Tasch rümklippern kunnen. — Nu müßten wi tau den General, müßten uns aewer vörher doch balbiren laten, denn de Bort stunn uns as de Heekelinnen in 't Gesicht. En studirten Balbirer kunn sic up de Festung nich hollen, 't was also en Soldat, de dat Horsniden un Balbiren bedrew, wenn hei just kein Holt tau hau'n hadd. Sei sädien All, hei hett keine lichte Hand, un dat heuwic ic of spört, un dortau hadd hei bloi en Söhlingsmeh; un dat hadd em just den Damp nich dahn, de arm Schelm hadd aewerst dat Unglück hatt un hadd den General sine schöne Prüel för natürlich Hor ansehn, un as hei em de por wirkliche Locken ut den Nacken hadd sniden fullt, hadd hei sine Sak recht gaud maken wullt un hadd em de schöne Prüel hinnenwärts ganz kahl schert. Dorüm was hei denn nu bi Allen un Jeden in en recht leges Verhältniß geraden, un ahn grote Noth let sic Keiner von em sniden un scheren. — Na, wi wiren in grote Noth, un ic sett' te mi also dal; aewer so lang, as ic bi dit Geschäft worden bin, bin ic vördem un förredem meindag' nich west, un lütt Lüd' fullen sic ümmer von en preußischen Füselir un mit en Söhlingsmeh balbiren laten. — Nah mi kamm de Kapteihm, hei höll of drist ut; aewer as em de Kirl den Snurrbort insmeren wull — denn hei balbire nich in 'n Ganzen, blot stückwif' — Dunn säd de Kapteihm: Holt! dat wir sine Sak, hei hadd sine Schonung nu aewer 'ne Woch glücklich dörchbröcht, ut den Graewsten wir sei nu, un hadd hei de Last dorvon hatt, wull hei nu of sin Vergnügen doran heuwelen. Un förredem hett hei of sin Vergnügen doran hatt, un so 'n Bort, as hei sic anbändigen ded, heuwic ic meindag' nich wedder tau seihn kregen. hei krüßle em nich, hei klisterre em nich, hei smerte em nich, ne! hei treckte em ganz einfach an an 'ne Spaljeh, blot nah unnerwärts, stats süss nah habenwärts, un gel un unschüllig hung hei em aewer sine beiden Lippen dal, as en niges Strohdack aewer de beiden haliven Dören von en Kathen, in den Taufredenheit un Gaudhartigkeit wählen. — Ic heuwic mi nahsten of wat wassen laten; aewer 't würd of tornah.

Wi kemen tau den General; hei stellte uns einen Herrn vör, de full up uns uppassen un full uns bewohren un bewachten, dat wi nich von den vörschreven Spazirgang up Afweg' geröden; dat was de Herr Unteroffzirer Bartels. Herr Bartels gung nu jo mit uns af, un as wi in de Lindenallee kemen, säd hei: „Sehn Sie, meine Herrn, von diese kleine Linde an bis an 's Niederthor können Sie nun 's Morgens zwei Stunden lang immer in der frischen Luft auf und nieder gehen, und 's Nachmittags wieder, d. h. reden dürfen Sie nicht mit keinem Menschen, als bloß mit Ihnen und mit mir.“

So wüxten wi jo denn Bescheid, un wil wi 't so gaud noch meindag' nich hatt hadden un von den Esel up 't Pird kemen wiren, so lewten wi uns bald in de Verhältnissen in.

Kapittel 15.

Nu wir dat woll nich mihr as billig west, dat wi uns dankbor un taufreden mit dat begnägt hadden, wat uns de oll Herr General un dat Glück so schön in den Schot 'rinnesmeten hadd; aewer de Mensch is nu einmal so, hei rückt un rögt an 'ne gaudi' Lag' ebenso, as an 'ne slichte, hei will 't ümmer noch anners un noch beter hewirken, un wenn nah buten tau nich vel tau rücken un tau rögen is, as in unsen Fall, denn fangt hei binnen an mit allerlei Wünsch' un Hoffnungen un Afsichten sin Hart tau aewerlasten, un wir de Utführung von de Hoffnung of so wid af, as Auks von 't Saebenstirn.

Na, ich bün of allmeindag en unrauhigen Gast west; aewer ditmal was icf 't nich, de den Surdeig in den Balzeltrog smet, ditmal was dat min oll Kapteihn.

Wi wiren nu all an de virteihn Dag an Urt un Städ' un gungen regelmäzig Morgens un Nahmiddags bet an de lütte Lind' spazieren, ein achter 'n anner, as de Gäus' in den Gasten, denn dat was führ deip tau gahn un ut de Allee dürwten wi nich 'rute; Herr Bartels satz denn middwegs von unsen Spazirgang an 't Wagenhus up en Kugelhopen — un wenn 't Beder dornah was — in 'n Sünneschin, un fel uns nah de Beinen un spelte mit de Quast von sin Kurzgewehr. — Schr . . . en hadden wi all den zweiten Dag wedder tau seihn kregen, un hei gung of mit uns im wüxt vel tau vertellen, denn ut den philosophischen Kopp von den Unnersäulkungsarrest her hadd sic up de Festung en poeschen 'rute puppt, hei hadd en grotes Helden gedicht schrewen „Paulus“, un dat wüxt hei unglücklicher Wis' utwennig un deflamirt uns de schönsten Stellen dorut vör; sei sullen nah de Melodie von den ollen Homer gahn, sei gungen aewer meistendeils nah de Melodie von Johann Hinrich Vossen, as hei sic den Spaß maken ded un de Hexameters von Goethen un Schillern en lütten Lied anhänge:

„In Weimar und in Jena macht man Hexameter,
wie die da;

Aber die Pentameier sind noch viel schlechterer.

Schr . . . en sin „Paulus“ was för mi un den Kapteihn all stimm, denn wi hadden nicks dorgegen uptauwisen, womit wi em wedder traktiren un dat Mül stoppen kunnen; aewer slimmer was 't noch, wenn hei uns mit sine Brut kamm, denn von de Ort hadden wi ist recht nicks uptauwisen. hei läd dat ordentlich dorup an, uns den Mund wätern tau maken, hei beschrem uns sine Leitoste von Kopp bet tau Fäuten, hei wi'ste sei uns ut de Zirn' un tau leht of in de Neg' — un sei was för en philosophischen Kopp of allerihrenwirth — hei malte uns dat so sänt vör, wenn sei dreimal in de Woch so bi em set, un hei ehr ut de Bäuler Bildung vibröcht, denn sei wir — as hei säd — „noch nicht auf der Höhe seiner Bildung angelangt“. Rortüm! Schr . . . stek uns allerlei Sticken, un strigelse uns' Fleisch mit allerlei Durn- un Kettelwark.

De Kapteihn un icf, wi argerten uns, un wi deilten uns ihslich in den Ärger; icf argerte mi aewer Paulussen, un hei argerte sicf aewer de Brut.

Nu müßt sicf dat eines Dags drapen, dat uns 'ne öllerhafte Dam' mit en jung', slank Mäten begegen ded, un wil dat mi de Faustig so small was von wegen de Deipigkeit von den Weg, schrammten wi ein achter 'n anner an de beiden Frügenslüd' vörbi. Mit de jung' Dam' gung dat noch handlich, aewer mit de olle Dam', de en beten stark vüllig was, gung dat man swack, un de Kapteihn, de sin Lewsdag' ümmer führ ritterlich gegen Damen west was un hüt taufällige Wis' sine Stäweln anhadd, wo de Bodden so tämlich 'rute was, läd up militärisch de Hand an de Mütz, säd en por verbindliche Würd' un peddte mit

beide unverselerte Beinen in den deipen Dreck, icf ströpte noch so knappemang vörbi, denn sei hadden dunntaumalen noch keine Kreolinen.

As wi en por Schritt wider gahn wiren, kamm de Herr Unteroffizier Bartels pil up den Kapteihn los un säd: „Sie haben eben mit die Dam' geredt, das dürfen Sie nicht.“ — De Kapteihn säd, hei hadd blot 'ne Höflichkeit tau ehr seggt. — „Höflichkeit oder Grobheit.“ säd Bartels, „is ganz engal; Sie sollen überall nich mit seinem reden, un wenn Ihnen Einer entgegenkommen thut, so sollen Sie auch nicht grüßen, denn sie kennen Ihnen nich.“ — Wer dat denn west wir? frog icf. — „Das darf ich Ihnen nicht sagen.“ säd Herr Bartels. — „Na, denn will ich es Dir sagen.“ säd Schr . . . „das ist die Frau des Proviantmeisters Ecke, und die junge Dame ist ihre Tochter aus erster Ehe und heißt Aurelia Schönborn, und sie wohnen in der Kasematte, in die sie jetzt hineingehen.“ — „Herr Schr . . .“ säd Bartels, „ich weiß recht gut, Sie kennen hier die ganze Menschheit auf der Festung; aber das muß ich dem Herrn General mellen, daß Sie hier Instrukschonen for die beiden fremden Herrn ausgeben.“

Nu was aewer de Kasematte, wo de beiden Damen 'rinne gahn wiren, grad aewer de lütte Lind', bet wo wid wi man gahn dürwten, un as wi bet an de gahn wiren, stellte sicf de Kapteihn an de lütte Lind', slog den Grisen mit de saeben Krägen dichter um sicf un fel nah de Kasematte 'raewer. — Schr . . . un icf gungen wedder taurügg, un Herr Bartels was tau 'm erstenmal in grote Verlegenheit: süss hei den Kapteihn dor stahn helpen, oder süss hei mit uns den Weg entlang gahn? Tauleht wähle hei den Middelweg, hei sett' sicf wedder up den Kugelhopen un spelte mit den Quast, sicf aewer nihr den Kapteihn, as uns an. — Wi lemen wedder taurügg, de Kapteihn stunn an de Lind', wi gungen un lemen wedder, de Kapteihn stunn ümmer noch an sine Lind', blot dat hei sicf dat bequemer makt un sicf an den Pahl lehnt hadd. — „Kapteihn, kumm doch mit!“ — „Laßt mich!“ säd hei, strek mit de Hand aewer dat gele Stopfesfeld, wat nu unner sine Näs' all gadlich begäng würd un läd sicf noch drifter an den Pahl.

De Fristunn' was tau Enn', wi würden inslaten, un de Kapteihn gung mit groten Schritten in de Kasematte up un dal: „Ein dummer Kerl!“ säd hei, „ein sehr dummer Kerl!“ „Bartels?“ frog icf. — „Nein, Schr . . .“ säd hei, „der Hansiwurst renommiri ordentlich damit, daß er eine Braut hat. Ist das eine Kunst, sich eine Braut anzuschaffen, wenn Einer mit der ganzen Welt verkehren kann?“ Dormit gung hei noch forscher up un dal. — „Kapteihn,“ säd icf, „heute war er im Ganzen doch recht freundlich. Er hat mir seinen Paulus mitgegeben; sieh einmal hier, er hat gleich Bilder dazu gezeichnet.“ — „So? das will er auch können? — Ja, er weiß Alles, er hat Alles. — Sein Dickhun ist unausstehlich! — Und welcher anständige Mensch thut wohl mit seiner Braut dick? Charles, ich betrachte ein solches Verhältniß als das zarteste und heiligste, welches selbst den vertrautesten Freunden verschlossen bleiben muß; und der alberne Mensch bringt gestern sogar einen Schuh seiner Braut mit auf die Promenade, um uns zu zeigen, was für einen kleinen Fuß sie hat!“

Wohr was 't, wat de Kapteihn säd; aewer wat argerte hei sicf denn so führ doraewer? icf hadd doraeuer ümmer von Harten lacht. Nu las icf in Paulussen; aewer icf fung mi of allmählich an tau argern; jede Satz fung so breitspurig an, as wenn de Weisheit jülvien Einen bi den Kranthalen kregt, un wenn 't dicl Enn' nahlamen süss, denn snappte dat af, as wenn Einer mit 'ne Fleigenklapp nah 'ne Fleig' vörbi sleiht.

(Fortsetzung folgt.)

Ostmecklenburgische Heimat



Halbmonatsschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. und 3. Sonntag jedes Monats. — Bezugspreis monatlich 30 Pf. zuzüglich Bestellgeld; für die Abonnenten der „Teterower Zeitung“ gratis. — Erscheinungsort Teterow. — Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malchiner Straße 15, Fernruf 367. — Verantwortlich für den Inhalt: Albert Züller, Teterow.

Jahrg. 9

Teterow, 6. Dezember 1936

Nr. 23

Der Lebensraum der Stadt Teterow.

Beitrag zur nationalpolitischen Heimatkunde Mecklenburg.

Von Studienrat Dr. Gerhard Böhmer, Teterow.

UNIVERSITÄTIS-BIBLIOTHEK
P. COELHO

Zum Geleit:

Obgleich diese Zeilen sich nur mit einem Teile von Mecklenburg befassen, wenden sie sich doch an die Allgemeinheit:
Sie möchten der Jugend dienen, auf daß sie in der Heimat den ewigen Nährboden des Volkes erleben kann . . .
Sie möchten den heutigen und künftigen Gestaltern des Landschaftsbildes Richtlinien für ihre Landschaftspflegenden Werke geben . . .
Sie möchten die fremden Besucher begleiten durch die Jahrtausende der Geschichte dieser Landschaft; nur aus dem Werden ist das Gewordene zu würdigen . . .
Sie möchten der Lehrerschaft eine Hülfe sein für den heimatkundlichen Unterricht, der ja künftig zugleich das Hohelied der Heimatliebe sein soll . . .
Sie möchten schließlich allen, die Anteil haben an der geheiligen Erde, das Herz öffnen für diese Gottesgabe . . .

„Haltet das Reich nie für gesichert, wenn es nicht in der Lage ist, jedem Sprossen unseres Volkes sein eigenes Stück Grund und Boden zu geben.“ Adolf Hitler.

I. Nährströme des Bodens durchbluten die Stadt:

1.) Ein verhältnismäßig großer Teil von Ostmecklenburg bildet den Lebensraum der Stadt Teterow. Jede Siedlung städtischen Charakters ist Zentralort und Marktort für wirtschaftliches Vereichsareal. Da die Landbewohner mit ihren täglichen Einkäufen, mit dem Absatz ihrer Erzeugnisse, mit Geldverkehr und Tauschhandel auf die benachbarte Stadt angewiesen sind, besteht zwischen jeder Stadt und den sie umgebenden Dörfern und ländlichen Siedlungen eine innige Wechselwirkung und gegenseitige Abhängigkeit. Aerzte und Krankenhaus, Anwälte und Amtsgericht, Post und Bahn, Krankenkasse, Apotheke, Schulen und Behörden dienen dem Landbewohner ebenso wie dem in der Stadt. Andererseits wird sich die Geschäftswelt in der Stadt auf die Bedürfnisse der Landbewohner einstellen. Lieferwagen fahren tagtäglich von der Stadt über Land, andere vom Lande in

die Stadt. Nirgends bewahrheitet sich das volkstümliche Sprichwort: „Stadt und Land Hand in Hand!“ so wie bei den echten Markorten, von denen Mecklenburg mehrere Dutzend besitzt. Und zu den größeren des östlichen Mecklenburgs zählt auch Teterow.

Wie weit nun die ländlichen Siedlungen als Bereichsiedlungen eines Markortes zu bewerten sind, kann nur nach längerer Prüfung festgestellt werden. Exakte Grenzen wird es nicht geben können, da die Bewohner des Grenzraumes mal hier, mal dort ihre Beziehungen anknüpfen werden. Die Größe des Marktbereichs hängt in erster Linie von der Entfernung der Nachbarstädte und von deren Bedeutung ab; sodann spielt die Erreichbarkeit des Markortes eine große Rolle, wobei im 20. Jahrhundert die Chausseen nach Zahl und Qualität am wichtigsten zu bewerten sind. Und gerade hierbei schneidet Teterow mit seinem Bereichsareal sehr gut ab; denn nicht weniger als zwölf Chausseen durchqueren den Teterower Lebensraum und haben dabei den Markort direkt oder indirekt zum Ziel, wovon später noch ausführlich die Rede sein wird. Zieht man indessen alle wirtschaftlichen Einzelheiten Ostmecklenburgs objektiv in Betracht, so ergibt sich für Teterow ein Markortareal von etwa 500 qkm mit ca. 160 Be-

reichssiedlungen darin. In einer früheren Berechnung ist bereits dargetan worden, daß Teterow mit diesen Zahlen in Mecklenburg als Marktort die achte Stelle einnimmt. Es würde hier zu weit führen, auf diese Statistik einzugehen. Ueberdies wäre es gegenwärtig wertlos, solange noch für Teterow rein äußerlich die Verhältnisse nicht den historisch-geographischen Impulsen entsprechen. Normale Verhältnisse werden auch bald für Teterow wieder eintreten, und die über 500 qkm seines Markttoreals werden sich wieder wie früher auswirken. Diese Größe bedeutet eine Reichweite von durchschnittlich 13 bis 14 km. Das entspricht auch den wirklichen Tatsachen; denn die Reichweite ist nach Osten 7 km, nach Süden 16 km, nach Westen, und zwar der unglückseligen Amtsgrenze 13 bis 15 km und nach Norden sogar 18 bis 20 km. Hierbei handelt es sich zwar nicht um Grenzlinien sondern um Grenzsäume, weshalb alle obigen Zahlen der Objektivität wegen nach unten abgerundet wurden. Wir können somit Remplin, Dahmen, Bolzrathsruhe, Langhagen, Warnenhagen, Belitz, Schrödershof, Groß-Markow usw. als Orte des Grenzsäumes einwandfrei angeben.

Für sich allein bedeuten diese Zahlen noch nicht allzu viel. Aber das von obigem Grenzsäum umschlossene Areal gehört zu den fruchtbaren des Landes und steht in der Bewertung gleich hoch mit dem von Gnoien, Stavenhagen und Grevesmühlen. Nach der Versandstatistik der Reichsbahn standen bisher diese vier Gebiete prozentual in Mecklenburg an erster Stelle. Und die amtlichen Erhebungen über den Bodenwert und Ertrag, sowie die Statistiken des Reichsnährstandes bestätigen es. Nicht umsonst ist gerade bei Teterow, Gnoien und Stavenhagen am meisten gestellt worden. Am augenfälligsten war es in der Vorkriegszeit und ebenso augenfällig wird es in einigen Jahren wieder werden, wenn die Landwirtschaft einmal die Krankheiten des Interregnum überstanden haben wird. Eine Stadt, die in so hohem Maße wie Teterow von den erdhaften Nährströmen ihres Umlandes durchblutet wird, fällt und steigt mit ihrer Landwirtschaft, wie es das Auf und Ab der drei vergangenen Jahrzehnte nicht klarer belegen konnte.

2.) Eine weitere Abhängigkeit Teterows von seinem Lebensraum gesellt sich zu der des Markttorzes hinzu. Griebens Reiseführer Bd. 104 nennt Teterow den geographischen und touristischen Mittelpunkt der Mecklenburgischen Schweiz. Und nichts dürfte die Lage der Stadt besser charakterisieren als dieses objektive Urteil des Verlagsreferenten, umso mehr, als es sich dabei nicht um irgend eine Propagandaschrift handelt. Wenn auch ein Blick auf die Landkarte Norddeutschlands zeigt, daß die Mecklenburgische Schweiz keine Sonderlandschaft im geographischen Sinne ist, so stellt sie doch einen geschlossenen Wandergau unserer Heimat dar, dessen ästhetische Werte der Stadt Teterow als dem Zentralort voll zugute kommen. Diese ihr eigenen Landschaftswerte gründen sich alle auf dem überaus lebhaften Bodenrelief. Letzteres wirkt umso thypischer, als das Bodenbild der Nachbargebiete höchst einfarbig erscheint. Die Mecklenburgische Schweiz ist der Lebensraum der Städte Teterow, Malchin und Neukalen und deckt sich größtenteils mit den Markttorbezirken derselben. Landschaftlich gliedert sie sich in fünf Teile. Ihr Kernstück ist ein Landrücken, der von Bolzrathsruhe über Burg Schlitz-Glasow-Hagensruhm bis Neukalen reicht. Er wird beiderseits von glazialen Jungenbecken eingefasst, an die sich die Bajedorfer und die Schieffenberger Flanke anschließen. (Man vergleiche hierzu die Karte in Hinstorffs Monatsshefte 1929 V S. oben). Vorle drei Viertel der Landschaft, die vom Rümme-

rower bis zum Krälower See reicht, umschließt Teterow konzentrisch, das dadurch zu einem Hauptwegestern und touristischen Mittelpunkt Ostmecklenburgs wurde. Es ist dies ein ganz besonderes Gnaden geschenk der Natur, die den Lebensraum der Stadt Teterow so überaus reich ausgestattet hat. Trauliche Geborgenheit, Herzlichkeit und ein tiefes Heimatgefühl nehmen den Wanderer in Empfang, wenn er von den Randhöhen ins Teterower Tal hinabsteigt. Der Lebensraum wird hier im besten Sinne des Wortes zur Heimat für alle, die irgendwie an ihm Anteil haben. Und wie Teterow in diesem Grunde, wohin mit natürlichem Gefälle die schönsten Wanderwege strahlenförmig führen . . . , so liegt die Fülle der Dörlein zu Füßen des Rötelberges bei Burg Schlitz und im Peeneoberlauf. In die ungezählten Zickzacsäume der Wälder dringen die Kornfelder vor. Malerisch wird die Linienführung in der Pflanzendecke. Und zu solcher Fülle von Herzenslyrik kommt weiter als charakteristisch die erlebnisreiche Romantik der vielen Schlösser mit ihren geheimnisvollen Parks, ihren Eichendorffgärten und einem vielfarbigem Zierrat. Zu den wirtschaftlichen Nährströmen des großen und fruchtbaren Markttoreals gesellen sich die ästhetischen der Landschaft, die Herz und Seele durchflutet und obendrein bei richtiger Auswertung auch der Wirtschaft größten Gewinn bringen können, wovon noch die Rede sein wird. Teterow ist dabei, diese Auswertung nach besten Kräften vorzunehmen und wird dadurch noch einmal später dem mecklenburgischen Binnenland die größten Dienste erweisen. Die biogenetische Verankerung in der Landschaft legt Verpflichtungen auf, in wirklichen Besitz umzugestalten, was an gnadenreichen Gaben von der Natur geschenkt wurde. Wie die Neuordnung des Vaterlandes von historischen Erkenntnissen geleitet wird, so kann auch nur alles das zu einer dauerhaften Gesundung Teterows beitragen, was wirklich bodenständig und lebensraumgebunden ist. Fremdkörper in der Landschaft werden sich später rächen, umso mehr, als sie den nordischen Charakter derselben überaus gefährden. Unverfälscht ist hier noch das Geschenk des nordischen Gleischers. Nachteile, die sich daraus ergeben, müssen eben ertragen werden. Im ganzen gesehen ist es eine unverdiente Bevorzugung, wenn eine Stadt den größten Teil einer Mecklenburgischen Schweiz als ihren Lebensraum besitzen darf.

3.) Die Feldmark ist der eigentliche Nährboden und Lebensraum der Stadt; hier liegen ihre stärksten Quellen. Die Teterower Feldmark ist nur klein, aber dafür ist sie das Herzstück der Mecklenburgischen Schweiz und das Kerngebiet jenes großen und wertvollen Markttorbezirk, der zu Anfang bereits ausführlich beschrieben wurde. Je kleiner eine Stadt ist, desto mehr gewinnt ihre Feldmark an lokaler Bedeutung. Teterow ist eine echte Landstadt nach Stil, Größe, Lage und Gesamtkarakter. Zwar sind Schemen, Ställe und landwirtschaftliche Plätze nur noch an wenigen besonderen, abseitigen Stellen anzutreffen und aus den Hauptstraßen verschwunden; dennoch fühlt und erlebt man überall die Erdgebundenheit und Ländlichkeit des Ortes. Ziegen und Schafe werden allsommersabend in die Stadt getrieben, große Küherden weiden nach drei Seiten vor den Toren und heimkehrende Feldwagen fahren durch die vielbenutzte Schwemme am Teich. Wenn auch viel landwirtschaftliches Treiben durch die Fülle der Gärten, die die Stadt rings einhüllen, den forschenden Blicken entzogen wird, so ist doch die innige Verbundenheit zwischen Stadt und Feldmark überall und zu jeder Jahreszeit ein augenfälliges Erlebnis. Ja, gerade von der Feldmark gilt zuerst das Wort: Nährströme des Bodens durchblutet die Stadt.

(Fortsetzung folgt.)

Kindessterben.

Karl Pulss-Lant.

„Schlafen die kleinen noch?“ fragt Opa Pagel am Morgen, derweil er sich niedersezt am Kaffeetisch. „Es ist früher heut' morgen,“ entgegnet ihm die Bäuerin, „ihr wolltet ja den letzten Haser säen.“ „Ja, ja, ich meine bloß. Franz hat mich heut' morgen garnicht geweckt.“ „Weckt der Junge Dich sonst?“ fragt der Bauer. „Allmorgentlich kommt der Bub' an mein Bett gepuddelt und ruft so lange: „Opa, 'n Morgen,“ bis ich den Gruß erwidere. Hab' ihn heut' morgen ordentlich vermisst!“ „Sie sind noch müde, die beiden Jungs, vom Spielen. Gestern war Konfirmation beim Nachbar und große Gesellschaft im Dorf.“ „Davon wohl weniger, Mutting, aber vom arbeiten. Sie haben mir beim Viehfüttern geholfen. Als ich die Brettkarre voll Rüben holte, schwengten sie sich ihren Handwagen voll und spannten sich vor. Und nachher, weiledessen ich die Futterstrippen reinsegte und Kaff vom Boden holte, hatten sie schon drei volle Kiepen durchgemahlen. Karli am Dreher, Franz stakte mit seiner kleinen Forke in den Trichter. S sind fixe Jungs, die beiden, und schwere Arbeit ist ihnen Spiel!“ „Vor allem der Karli,“ lobt Opa den älteren, „wie der anpackt, das hat Schick und Nid!“ „Franz tut ihn fast bescheiden mit seinen zweieinviertel Jahren! Er ist fast stämmiger, aber noch ein wenig unbeholfen. Karli hat mehr Kraft. Und ich mag ihn auch lieber. Der zweite ist fünsch.“ „Er ist nicht nachträglich. Er lässt sich nur nicht an den Wagen fahren. Das braucht er auch nicht!“ „Er schlägt Karli oft, und der ist der Erstgeborene.“ „Dafür steht er ihm auch bei, wenn er sich von den älteren Jungs prügeln lässt.“ „Hohoho, der Buttje und bei stehen!“ „Doch, Opa,“ sagt die Mutter, „hab's selbst geschen gestern. Der zehn Jahre alte Schulsten Karl hatte ihm eins angepuhlt wegen nichts, Franz heulte 'n bisschen, und als die Jungs sich weiledessen ins Stroh gesetzt hatten, er leise hin und bis dem Karl Schult ins Bein, der plärrte sofort nach Hause.“ „Ja, Franz wird mal gut,“ lobt der Bauer und freut sich seiner Sprößlinge.

Nach der Morgenkost spannen die Männer die Pferde vor den Saatwagen und fahren auf Pagels Trift feldwärts. Noch sind sie nicht neben der Gartenpforte, wo der Hauptsteig ausmündet, da kommen die Jungs den Steig längstgescheistert: Karli in Hemd und Hose, Franz nur mit dem Hemd bekleidet, steigen auf den breiten unteren Riegel und winken dem Vater und Großvater nach. „So nackend am frühen Morgen schon draußen — sie können sich erkälten,“ meint besorgt der Alte. „Nein, Opa. Die Jungs sind abgehärtet. Und warm ist es heute morgen auch.“ Der Vater gibt lächelnd das „Winke“ zurück, bis das Gefährt bei der Eiche um die Ecke biegt.

Die Frühstückspause ist vorüber. Opa hat den einen Schlag übergesetzt und ist beim andern angefangen; der Bauer egte den Haser ein. Aber merkwürdig: eine lähmende Unruhe griet ihn heute; er grübelte, was es sein könnte — schlechte Post? aber woher? — kann sich aber keinen Vers daraus machen. Sonst arbeitet er ohne Peitsche, ohne Rötigung; heute geht es ihm viel zu langsam, und alle Augenblick fliegt den Pferden der Hoeker vors Hinterteil. Im halben trab wünscht er den Acker fertig. — Fertig? Nein, noch nicht ganz, da hält er schon ab und spannt vor den Wagen: er will ja vor ein Uhr auf die Bank und für die Zwillingssöchter den Versicherungsbeitrag einzahlen.

An der Börn gleich hinter dem Garten kommt ihm die Frau, die gute, entgegen mit besorgter Miene. „Na, Mutting?“ „Franz ist weg!“ „O, Mutting, wohin sollte der wohl sein!“ „Vielleicht in die Börn gefallen. Will

mal nachschauen.“ Der Vater sieht über den schlammgrauen Wasserspiegel hinweg und sagt: „Nein, tuch, ist nirgends was zu sehn! Und Franz ist ja so' n Jung, der geht keinem brüllenden Bullen aus dem Wege — was sollte dem zustoßen? Er wird beim Nachbar sein. Komm nur mit heim.“ Die Mutter höct mit aufs Bodenbrett, und im Weiterfahren berichtet sie: „Liesbeth und ich, wir zogen die Zwillinge an, da kam Karli rein und sagte: „Franz wascht.“ Ordentlich angstvoll. Ich schickte Liesbeth zum Börntrag, aber Karli zog sie mit sich fort die Trift längst und zeigte ins Wasser: „Dor, dor!“ Da kam sie zurück und sagte, sie könnte ihn nicht finden. „So. In der Börn ist er auch nicht. Frag' mal noch eins bei den Nachbarn an, ich will die Pferde abschirren.“ Als der Bauer damit fertig war, kam die Mutter zurück: „Greven Anna sagte, sie wären die Trift längst gegangen.“ „Dann will ich mal mit dem Rad hinfahren und den Graben an der Kuhweide absuchen.“ Dem Bauer wird huttlich zu mutt. Er findet nichts. Nun fragt er selbst den Sohn: „Wo ist Franz?“ „Franz wascht“. „Wo wascht Franz?“ „Dor!“ Er zeigt nach der Börn. Pagel stürmt den Garten entlang, ergreift im Laufen einen Bohnenstaken und fährt driewends ins kalte Wasser. Kaum ist er fünf Schritte hinein, gewahrt er dicht unter der Oberfläche das blaugraue Wollkleidchen des Kindes. „Mein Sohn, mein Liebling!“ entpreist es sich schmerzvoll der gequälten Vaterbrust. Mit beiden Armen ergreift er das Kind, trägt es aufs Trockne, schüttelt es an den Beinen — den Kopf hängen lassend —, so daß Schleim und Wasser dem Kinde aus Mund und Nase fließen, legt es an den Uferwall, den Kopf abwärts, holt die Zunge aus dem Mund und bewegt des Verunglückten Arme andauernd auf- und abwärts, um die Lunge zur Tätigkeit anzureizen. Aber des Knabens Augen sind halb geschlossen, die Sterne erloschen; die Lippen werden bleich, der nasse Körper wird kalt. Da rafft der Vater die liebe Sorgenlast auf und stürmt heimwärts. An der Pforte kommt die Mutter ihm entgegen: „Ist er tot?“ „Ich hab's versucht, kann aber kein Leben hineinkriegen in den Jung.“ „O Gott, mein Gott, wie kann's möglich sein!“ Laß Mutting, Du hast keine Schuld. Keiner hat Schuld. Es ist Fügung. Wir wollen uns fügen, müssen es.“

Schulsten Karl ruft er zu: „Sag' rund im Dorf: „Franz verunglückt, ertrunken!“ In der Küche legt er die Leiche auf den Tisch und beginnt die Wiederbelebungsversuche noch einmal. Mutting schickt den Landhelfer, Opa heimzuholen. Die gute Nachbarin kommt mit guten Ratschlägen — Opa tritt bald herein, außer Atem, mit Beteuerungen und Verwünschungen. Der Bauer ist still und eifrig mit dem Sohn beschäftigt. Nebenan rufen die Zwillinge nach dem „Buller“, schreien, weinen. „Mutti,“ sagt da leise der Vater, „Franz ist tot. Wir müssen uns drin finden. Hol' mir seinen neuen Strickanzug, ich will ihm sofort den letzten Dienst erweisen.“ „Laß den Anzug für Karl, er paßt ihm auch,“ sagt die praktische Nachbarin, „ich will hinfahren und ihm ein Nachthemdchen holen. Kinder werden heuer im Nachthemd zur Ruhe gebettet.“ „Auch gut. So will ich ihn waschen und reinigen von Mutt und Moor. Der Kopf steckte ja noch im Schlamm, als ich ihn fand.“ „Wie ist denn sowas geschehen?“ fragt hastig der Opa. „Sie waren am Börntrögl und plantschten,“ berichtet die Mutter, „da hat Liesbeth sie vertrieben und gesagt: „Geht Vater und Opa nach.“ Da sind sie erst nach Greven und dann die Trift längs gegangen.“ „Du solltest die Kinder mehr an Dich halten! Ich hab's so oft gesagt, nun sieh' dies Elend,“ fährt Opa die Dern an. Es ist ge-

schehen, Opa, an der Börm haben sie weiterplantschen wollen. Der Franz hat sich über den Koppeldraht gebückt, die Krämpe ist ausgerissen — ein Draht hängt nämlich nun lose — und er ist löffelbar in den Schlamm gefallen und nicht wieder hochgekommen.“ „Liesbeth hätte ihn das erste Mal retten können,“ meint weinend die Mutter. „Wer weiß, wann Karli weggegangen ist! Drei Minuten, länger hält ein Kind im Schlamm es nicht aus. — Doch, Mutti, nun lasst den Toten in Frieden und hilf den Lebenden. Diesem kannst Du nimmer mehr Mutter sein, Deine Tochter aber rufen nach Dir. Ich will mich umkleiden und das Gräbnis besorgen. Und Opa fährt zu unsren Eltern und bringt die traurige Kunde hin.“ Der Vater tut äußerlich gleichmütig seinen Dienst, aber innen will es ihm das Herz abfressen.

Der kleine Karli irrt hirtenlos suchend in Hof und Garten umher und ruft „Franzi, Franzi, bist Du? Franzi dum, spälen!“ Bis die Mutter sich seiner annimmt und den auf einer Decke liegenden toten Bruder in der guten Stube zeigt. „O, Franzi, Franzi!“ ruft freudig der Sohn und ergreift des Gerufenen Hand, lässt sie aber erschreckt los und blickt fragend die Mutter an. „Der Tod ist kalt,“ sagt sie mit leiser Stimme. Der Junge zieht am Kleid zur Tür — seine Seele ahnt das kalte Grauen des Todes. — Als Mutting ihm am andern Morgen des toten Bruders neuen Anzug anzuhören will, weist er ihn entschieden zurück: „Nee, Mutti, Franzi seien!“ Brudertreue über den Tod hinaus!

Am nächsten Morgen ist eine gerichtliche Kommission bei Pagels: der Amtsrichter, der Protokollist, der Arzt, zum Protokollführen. Die Leiche wird bestilligt und untersucht, die Kuhle in Augenschein genommen, der Unglücksweg des Knaben beschritten und ein gemeiner Unglücksfall konstatiert. Damit ist die Leiche zur Beerdigung freigegeben.

Und folgenden Tages holt der Vater das schwarze Ruhebettchen des kleinen Söhnchens. Er selbst legt ihn hinein, den Kopf schön hoch, die Händchen ineinander. Mit Osterglocken, den gelben — vor wenigen Tagen noch des kleinen Lieblings-Pieschblumen — wird das ganze Leilaken garniert und einen Strauß gelber Teerosen, von einer Verwandten geschenkt, bekommt er in die Hand. So liegt er da im Sarge, das immerwährende Lächeln lachenden Lebens auch im Tode noch um den bleichen Mund. Und als Mutting ihm weinend die weißen Pausbacken streichelt und den Kugler unters Kissen schiebt, zieht ihr Mann sie von hinten auf seinen Schoß und bricht in Tränen aus: „Nein, ich kann mich nicht halten, Kind — Franzi ist mir ja der Liebste gewesen. Und gerade er —! „Das darfst Du nicht sagen. Es sind alles Deine Kinder!“ „Ich könnte nichts dafür. Seine lachenden Blauäugchen und sein lächelnder Mund taten es mir an. Es war der Gruß des Todes! —

Der folgende Tag soll den Liebling zur letzten Ruhe bringen. Die alte Tagelöhnerin, welche ihren Einzigen mit neunzehn Jahren hat hergeben müssen, führt mit akutierter, fester Hand das Regiment im Hause. Die Schwiegereltern kommen gegen Mittag; sie sind ruhig und gefaßt. Gegen 1 Uhr trifft der Lehrer mit den Kindern ein zum singen, und hell klingen zwölf Stimmen durch die enge Döns: „Paradies, wie ist deine Frucht so süß! Unter deinen Lorbeeräumen wird uns sein, als ob wir träumen! Bring' uns, Herr, ins Paradies.“ Und mit zitternder Stimme zitiert der Lehrer — er selbst hat sein einziges Söhnlein von zartem Alter missen müssen und fühlt den Schmerz der Stunde —: „Es ist bestimmt in Gottes Rat, daß man vom Liebsten, was man hat, muß scheiden, wiewohl doch nichts im Lauf der Welt dem Menschen, ach, so sauer fällt, als scheiden. Vater unser, der du bist im Himmel,

geheiligt werde dein Name, dein Reich komme, dein Wille geschehe, unser täglich Brot gib uns heute, und vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsren Schuldigern, und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Nebel; denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit; Amen.“ Dann treten die Träger hinzu — sechs unbescholtene Bauernjähne, und heben den franzgeschmückten Sarg auf den Leichenwagen.

Vor der Kirche wartet schon der Pastor. Auch an ihm ist das Leid der Welt nicht still vorübergegangen. Darum kann er mit den Trauernden fühlen und ihnen zu Herzen sprechen. „Wir haben Ostern vor der Tür. Aber dem Ostern geht ein Karfreitag vorauf. Gott der Herr hat Euch, meine Lieben, einen rechten Karfreitag bereitet. Darum wollen wir unsere Trauerfeier unter jene Leidensworte des Herrn stellen: „Vater, ist es möglich, daß dieser Kelch von mir gehe — ich trinke ihn denn. Aber nicht mein, sondern dein Wille geschehe.“ Und also spricht der Herr: „Ich liebe, die mich lieben, und die mich frühe suchen, finden mich!“ Wie lag er gestern abend so friedlich da in seinem Sarg, Euer Liebling! Ein frohes Lächeln spielte um sein zufriedenes Gesicht, als wenn er sagen wollte: „Weinet nicht um mich, ich bin wohlverwahrt! Ich hab' es besser als Ihr.“ Ihr habt den Kleinen geliebt von ganzem Herzen, aber Gott der Vater hat ihn noch lieber gehabt. Darum hat er ihn so früh zu sich genommen in sein besseres Vaterhaus. Nicht das Wasser da draußen hat ihn an sich gezogen, sondern der Herr, der da spricht: Ich habe dich ja und je geliebt, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte. Ihr habt Mühe und Arbeit hienieden, und daß Maß Deiner Arbeit, o Vater, geht weit über das gewöhnlich-menschliche Maß hinaus — tags auf der heimatlichen Scholle, nachts hinter Büchern und Alten — aber die Kinder sind Euer Reichtum und einziges Glück. Nun ist eins von Euch genommen. Wenn wir, die wir hier um Euch sitzen, könnten, wir würden es Euch wiederschenken, aber der Allweise hat es anders bestimmt. Seine Wege sind wunderbar und von Menschen schwer zu verstehen: mit der einen Hand nimmt er, mit der andern gibt er Dir, o Mutter, die Du frohe Hoffnung unter dem Herzen nährst. Aber was Gott tut, das ist wohlgetan, deswegen sind wir fröhlich. —

Du kamst, Du gingst mit leiser Spur,
Ein flüchtiger Gast hier im Erdenhand.
Woher? Wohin? — Wir wissen nur:
Aus Gottes Hand in Gottes Hand.

Franz Karl Wilhelm Pagel. Der Herr segne Deinen Ausgang und Eingang von nun an bis in Ewigkeit! Gehe hin mit Frieden! Amen.“ —

Nach der Beerdigung nimmt der Wagen eines guten Nachbarn die ersten Leidtragenden auf: die Eltern, den Opa, die Großeltern mütterscherseits, und auf der Heimfahrt erzählt die Oma: „Hab's solange sorgenvoll mit mir herumgetragen, aber nun ist es doch wahr geworden, nun sollt Ihr's wissen: genau zwei Wochen sind es her, am 3. April, als der Uropa, mein Vater, krank lag, hat er den letzten Tag seines Lebens Zwiesprache gehalten mit Franzi: „Komm her, mein Sohn,“ so sagte er, „Du sollst ja mit. Wir wollen zusammen verreisen. Wir beide ganz allein. Weit weg. Komm nur dicht heran, sonst friert Dich. Ich nehm Dich mit. Du bist ja mein guter Jung.“ Und als ich besorgt ihn fragte: „Wen hast Du da, Vater?“ gab er zur Antwort „kannst ihn nicht sehen? Mein Urenkelkind Franzi. Er soll ja mit mir, er ist mein Bestes.“ Nun hat er ihn nachgeholt. „Merkwürdig,“ sagt der Vater, „aber es gibt Dinge zwischen Himmel und Erden, die man nicht sehen und greifen kann und doch da sind. Der Junge ist wohl daran, aber uns, die wir ihn missen müssen, stößt es

das Herz fast ab. Alte Leute müssen gehen, das ist der Lauf der Welt und unabänderlich, wenn einem aber die Kinder genommen werden, weiß man nicht mehr, wozu

man auf der Welt noch ist. Arbeiten will ich gern, Sorgen sollen mich nicht krümmen, aber so etwas trifft ins Innerstes. Und doch: Wir müssen's überwinden."

Das 650jährige Dorf Dabelow.

Der erste Seidenbau in Mecklenburg.

Das zwischen Neustrelitz und Lychen in der Nähe der früheren Landesgrenze gelegene Dorf Dabelow hat in diesen Tagen ein geschichtliches Alter von 650 Jahren erreicht. Das tatsächliche Alter dürfte indes höher sein, wie der noch aus der Wendezzeit stammende Dorfname vermuten läßt. Dieser kann als Ort des Dobel (dobli = stark, edel) ins Deutsche übersetzt werden. Im Jahre 1286 erscheint das Dorf zum ersten Male in der Geschichte, Markgraf Albrecht III., der letzte brandenburgische Fürst von Stargard, schenkte nach einer am 17. November 1286 in Fehrbellin ausgesertigten Urkunde dem Johanniter-Orden das Eigentum der Dörfer Dabelow und Klein-Karzstavel (vilarium Dobelowe et Karzstael Minoris), welche bis dahin Lehnsgüter und im Besitz der Gebrüder Chotomar und Otto gewesen waren und übergab sie zu Händen der Komturei Mirrow. Als Bedingung war gestellt, daß die Ritter den jeweiligen Herren von Stargard jährlich zu Martini von jedem Talente (ein angenommener Münzwert) als Zins 2 Schillinge brandenburgische Pfennige geben sollten. Diese Angaben stammen aus einem Diplomatarium auf Papier aus dem 15. Jahrhundert, das im Mecklenburgischen Geheimen Haupt-Archiv in Schwerin aufbewahrt liegt.

Das Dorf Klein-Karzstavel ist schon vor Jahrhunderten untergegangen. Es lag nach den Stiftungs-Urkunden des im Jahre 1299 gegründeten Klosters Himmelpfort zwischen der Stadt Lychen und dem Dorfe Dabelow. Der Kastavische See, der die frühere Landesgrenze bildete, erinnert noch heute an dieses Dorf.

Am 10. Oktober 1337 befreite der soeben volljährig gewordene Fürst Albrecht II. von Mecklenburg bei seiner ersten Reise in das Land Stargard die Komtureigüter Dabelow, Gnevez und Wotuhl von dem beschwerlichen jähr-

lichen Zins an die Fürsten der damals von jeder Huse einen brandenburgischen Schilling betrug, und schenkte dem Johanniter-Orden das freie Eigentum der Güter, indem er alle Rechte an diesen aufgab und sie ebenfalls von allen Lasten befreite. Der Zins von dem Dorfe Dabelow wurde in eine Abgabe an die Pfarre in Lychen umgewandelt, die wiederum dem Orden gehörte.

Der Dabelower See findet in den Urkunden des Markgrafen Albrecht von Brandenburg aus den Jahren 1299 und 1300 über das Kloster Himmelpfort als dessen Besitz Erwähnung. Nach der Matrikel des Bistums Brandenburg vom Jahre 1459 gehörte Dabelow mit weiteren Dörfern der Umgegend zum Brandenburger Sprengel, mithin zu Lychen. —

Als im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts sich in Deutschland allmählich lebhaftes Interesse für den Seidenbau zeigte und man in verschiedenen Ländern erfolgreiche Versuche gemacht und Vereine zu seiner Förderung gegründet hatte, wurde im Jahre 1832 in dem Dorfe Dabelow die erste Anpflanzung von Maulbeerbäumen in Mecklenburg vorgenommen. Das Kammer- und Forst-Kollegium hatte zu diesem Zwecke eine Forstackerfläche von etwa 200 Quadratruten hergegeben. Die Bäumchen wollten hier jedoch nicht gedeihen. Erst einige Jahre später, im Jahre 1837, pachtete der Lehrer Barteld hier eine Kirchenbörde von gleicher Größe mit sehr gutem schwärzlehmigen Boden für den gleichen Zweck. Hier gelang die Anpflanzung sehr gut, die dann einen lohnenden Betrieb des Seidenbaues ermöglichte.

Die Kirche Dabelow ist eine Filialkirche von Wokuhl. Die Dorfgemeinde zählt annähernd 300 Einwohner und gehört in die Reihe der großen Dörfer im Kreise Stargard.

Wie der Hannhinnerch Jubiläum feierte.

Eine Dorfgeschichte von Bernhard Schorbach.

Mit verschränkten Armen, sich auf den Schäferstücken stützend, stand Hannhinnerch der Schäfer von Zettrichshausen und träumte mit etwas geöffnetem Munde in den blauen Septembermorgen. Die Sonnenscheibe drückte die letzten Nebelschären an die bewaldeten Höhen hinter dem Forsthaus. Nun schlürften die Bäume den Morgentau. Da schlug Spitz, sein Hund, leise an.

"Na, Schäfstopp, was knurrste, häh? Spitz, allemarsch hinerum kriegse, bei!"

Bellend flitzte der Hund fort und trieb die seitwärts grasenden Schafe zur Herde hin. Hannhinnerch zog seine Uhr. „Gewittichen, schon sieben Uhr und noch nicht zu Tag geläutet in Zettrichshausen?“ Da, auf einmal — es läutet zu Tag; wahrhaftig. Es läutet den Tag an, den schönen Septembertag, auf den er sich gefreut und vor dem ihm doch so bange war. Es war sein Jubiläumstag, denn heute war er fünfzig Jahre der Schäfer von Zettrichshausen. „Horch nur, wie das Morgenglöckchen feierlich bimmelt, Spitz, häh?“ Das Tier schnupperte, wedelte mit dem Schwanz und schaute dann seinen Herrn ergeben an.

Da stieß Hannhinnerch seinen Schäferstücken in den Nasen und nahm seinen Hut ab. Er sah ihn mit beiden Händen an den dunfelglänzenden Rand und hielt ihn vor seine Brust. Da bewegten sich seine Lippen: Herrgott, heut' sind es fünfzig Jahr', schick' mir heute abend auch den Landrat mal, daß ich geehrt werde wie die anderen, und geb' mir morgen einen freien Tag, daß ich meinen Sohn besuchen und auch einmal schlafen kann am Sonntag bis der Hahn kräht.

Da bellte ihn sein Spitz an, als hätte er den Unsinn verstanden „Du . . . Spi — — ih!?" Da wedelte das Tier wieder treuerzig mit dem Schwanz und leckte ergeben seines Herrn Hosenbein.

Der Bauer aus dem Mühlendorf war der erste, welcher an dem Morgen auf ihn zusam und ihm zum Jubiläum gratulierte. „Du, ich gratuliere Dir auch.“ „Ich bedank mich schön," sagte Hannhinnerch: Ja, es tat ihm ordentlich wohl, daß er einmal so geehrt wurde und einen Tag im Mittelpunkt des Dorfes stehen durfte, denn er hatte schon so etwas läuten hören, daß am Abend eine Feier ihm zu

Ehren statfinden solle, wozu die Frauen viele Kuchen gebacken hatten. Der Mühlenhofbauer drehte seinen Schnurrbart und sagte: „Hannhinnerch, vielleicht kommt auch der Landrat heut' abend. Es soll hoch hergehen an Deinem Jubiläumstag, weiter sag' ich Dir nichts.“ Hannhinnerch zitterte leise vor freudiger Erregung. Gott, wann war er einmal bei einer Feier gewesen? Er mußte lange nachdenken. Wie sein Sohn Hochzeit hatte, da war es das letzte Mal, und das waren 16 Jahre her. Da hatte es sich auch um ihn etwas gedreht, als den neuen Schwieervater; sonst mußte er bei den schlechten Zeiten immer um die Bauern herum sein und mit Schafböcken verkehren fast Tag und Nacht. „Hannhinnerch,“ sagte der Mühlenhofbauer und seine Rede stockte wieder. Dann fuhr er fort: „Deine zweite Frau, das Annlies, das du . . . nun ja, das du damals fortgejagt hast, sie ist noch jung und du weißt, daß sie bei mir auf dem Hofe arbeitet.“ „Ja, das weiß ich, na, und . . . ?“ Dabei sah ihn der Schäfer mit einem harten Blick an. „Mußte das damals so kommen, Hannhinnerch?“ „Ja, das mußte so kommen mit dem Weibsmensch. Kommt aus der Großstadt, macht mich verrückt, wo meine Alte kaum unter der Erde lag. Wie wild drängt sie mich zur Heirat und ich tu es und bald darauf kommen fremde Kerle und strecken lachend ihre Beine unter meinen Tisch, während ich draußen bin. Sie sagte mir, es wären gute Bekannte. — — Soll man da nicht platzieren vor Wut? Du, Mühlenhofer, du weißt, ich kann gewidderlich böse werden, also verstehst mich.“

„Sie ist wieder auf“, sagte der Mühlenhofer, „sie war letzte Woche krank, sehr krank.“

„Was war das für eine Krankheit?“ forschte Hannhinnerch.

„Was Kleines ist angelkommen.“

„Ein Kleines!“ stammelte der Schäfer und sein Gesicht wurde zornesbleich. „Verrecke, nun ist's gänzlich aus, ich wollte mich wieder versöhnen heute abend, Herrgott, dieser Schlag für mich: Meine Frau hat ein Kleines und ist drei Jahre fort von mir. O, diese Frau, den Hals dreh' ich ihr herum. Einen alten Kerl so zu betrügen . . .“

„Hannhinnerch, mach so keine Witze, das Weibsmensch ist noch jung und jung Blut wallt. Du mußt schließlich auch so etwas verzeihen können.“

„Halts Maul, Mühlenhofer, das sind mir sonderbare Geschwätz von dir. Bin ich denn ganz und gar dummi wie ein Schafbock geworden? Haltet ihr mich alle für verrückt?“

Der Bauer zupfte ihn am Schäfertmantel? „Brauf“ mit gleich so auf Hannhinnerch, übrigens ist mir sonderbar, daß das Annlies weit und breit fest behauptet, du wärst der Vater von dem Kinde. Es ist dir ein pausbäckig Mädchen, du!“

„Häh, diese Schlange, dieser Lügenteufel“ stöhnte Hannhinnerch und knickte nieder auf den Ackerrand.

„Geh fort, Mühlenhofer, geh fort, ich ertrag deine Rede nicht mehr. Ich mag dich nit mehr sehen.“

Hannhinnerch, das Annlies will sich wieder versöhnen mit dir und möchte zu dir mit ihrem und deinem Kinde, deswegen bin ich hierher . . .

„Aus, alles aus, geh fort und sag es ihr, geh schnell

fort, ist ertrag dich nicht mehr.“ Da ging der Bauer zur Mühle hin.

Hannhinnerch lag gekrümmt auf dem Stasen und stützte den Kopf auf. Darinnen brauste es, wie wenn wilde Wasser stürzen. Himmelherrgott, gab es denn keine Freude für ihn am Jubiläumstage? Wilde Gedanken brausten durch sein Hirn und er mußte immer an das Weibsmensch denken. Den langen Mittag und Nachmittag hatte er kein Sonnenlicht mehr gesehen und kaum seine Herde beobachtet. Der Ekhörnchen wurde von einer Bäuerin neben ihm hinge stellt und blieb unberührt. Die Herde graste noch an dem Ort und Spitz hielt sie zusammen.

Als der Abend seinen schwarzen Mantel über die Erdewarf, zog er mit der Herde zum Pferch. Es war im Halbdunkel, als er die Straße trieb. Ein traurlich-unheimliches Geräusch entstand durch die Tritte der aberhundert Tiere. Staub wirbelte auf. Nun ging es zur Jubiläumsfeier, aber Hannhinnerch war so bange. Ein Auto hupte und fuhr langsam vorbei. Das mußte der Herr Landrat sein, wenn er nur nicht gekommen wäre, ach, Gott . . . Jetzt ging es am Mühlenhof vorbei, in den Ställen brannten die Lichter. Da, wer ist das? Wer drängt sich durch die Herde hindurch? Ja ist das nicht . . . ? Wahrhaftig das Weibsmensch! Hannhinnerch geht hinter der Herde her und plötzlich steht Annlies vor ihm in der Dämmerung. Ihr Atem leuchte. Dicht vor ihm versperrt sie ihm den Weg.

„Hannhinnerch bist du's?“

„Ja, was willst du?“

„Ich hab' ein Kind und will wieder zu dir, will mich versöhnen.“

„Weg von mir, es ist aus!“

„Ich will zu dir, du bist der Vater vom Kind.“

„Lügenluder du, Ehebrecherin, gehst du fort!“

Als Hannhinnerch einen Schritt seitwärts tat, schlug ihn Annlies ins Gesicht, daß er in den Straßengraben tumbledete. Ein Gedanke — laut rief er ihn aus: „Spitz!“ Der kam bellend angerast und sprang der ihm fremden Person an die Brust. Aufschreiend schlug sie zu Boden, der Hund mit. Ein wütendes Gebläff und ein Knacken wurde vernehmbar. „Spitz, Spitz, hierher, ala hierher!“ Da ließ der Hund sein Opfer los, er hatte ihm die Kehle durchgebissen. Hannhinnerch erhebt sich und sucht Annlies. Da liegt ihr Körper auf der Erde. „Steh auf Annlies!“ Er rüttelt sie hart. Ein Röcheln ist die Antwort, sie gibt ihren Geist auf. Mit einem klagen Schrei sinkt er neben der Toten hin. „Annlies steh auf, steh auf, wir wollen uns versöhnen,“ aber das Weibsmensch antwortete nichts mehr. Die Herde troch zum Pferch. Die Bauersfrauen packten schon den Kuchen, als der Herr Landrat und hinterher zwei Polizisten erschienen, welche den Schäfer Hannhinnerch Tobe zum Bürgermeisterhaus führten. „Ich bringe Ihnen zu Ihrem fünfzigjährigen Berufsjubiläum als Schäfer von Betrichshausen, die Glückwünsche der Kreisbehörde und der Landwirtschaftskammer,“ sagte der Herr Landrat. „Unter den gegenwärtigen Umständen kann ich jedoch nicht verhindern, daß Sie sofort verhaftet werden.“ Hannhinnerch dankte kurz, zog seinen Hut in die Stirne und ließ sich Handschellen anlegen. Dann folgte er den Polizisten in die Nacht hinaus.

Twee lustig Vertellers.

Von Obertelegraphensekretär a. D. P. Krohn, Teterow.

Dat späult.

Karl Kräuger har sich tau Rauh seit'. Nu set hei den ganzen Dag hinner den Aben un hürte sich sin Radio an. Hei harr of einen groten Hund, dei up den Hof in'n Stall

spunnt wir. Abends spät fauderte hei em. Up den Hof stünnt einen groten Boom, desen benutzte hei dortau, sin Wader doran astauslahn. Dauglieder Tied würden of dei den ganzen Dag upgestapelten Gase mit groten Larm entlaten, so dat sic dei Mitinwahners doräwer argerten. Hei

füllst wir beten schwerhörig, so dat hei den Larm, den hei malte, nich so markte.

In densülbigen Hüs wahnne nu ein Mann, dei 'n bätten von Mikrophon un Lutspräler verfünn, dei ward eines abends dese Dinger in den großen Bohm inbugen, so dat sei nich tau seihn wiren. Körle dunnerte nu abends spät denn ok werre los un möl dei Lutspräler einen gruglichen Larm, dat Körle sic versierte um rietut nehm. Bi sin Tru anklamen säd hei: „hei faudert den Hund nich mirer, dat spänt up den Hof.“

Von dei Tied an mühte Mudder den Hund faudern. Dei Inwähners freuten sich, dat sei abends nich mir durch dei gräßlichen Töne in ehr Rauh stürzt würden.

Intensive Wirtschaft.

Bur Heine Ahlrep in Olthusen beseg sich sinen Roggen un dröp an sin Scheid' sinen Naiver Wilhelm Karsten. „Na Wilhelm, seggt Heine, dien Roggen steih eben so gaud wie mien.“ Ja, seggt Wilhelm, dat deit hei, aewer segg mi mal, wat is dat mit min Räuh, ic fauder eben so gaud as Du, un ic krieg lang' dei Mell nich dei Du hast.“ „Je,“ seggt Heine, „weißt Du, ic hew mi in meinen Rauhstall einen Lutspräler inbugen laten. Wenn nu dei Dierns melben, stell ic den Lutspreler an un sat ehr recht lustige Stückchen vörspälen. Süh, denn maken dei Räuh ein ganz vergnügtes Gesicht un marken gornich, dat sei meskt warden. Sei laten ümmer tau. Dat möst Du ok maken, süh, dat nennt man „intensive Wirtschaft.“

Alt mine Festungstied.

Frisch Reuter.

(Fortsetzung.)

Un denn de Versen! — „Kapitain, hör mal: Rætetetaetete . . .“ — „Ach was! laß das doch! Dieselbe Stelle hat er mir schon zweimal als ganz was Besonderes vordeßlamiert.“ — „Dann sieh doch das Bild einmal an, was dazu gehört.“ — Dat was Paulus, as em Satan verfolgen deih. Paulus lep all wat hei kunn, aewer Satan let nich locker un folgt em up Fledermusflüchten, un ut sinen langen Start schot hei ümmer mit höllische Blitzen up Paulussen dal. — De Kapteihn sek mi, sur as wir hei in Eßig leggt, aewer de Schuller, un weit de Kukuk, wat em hüt fehlen ded; hei was so vergrißt, as ic em meindag' noch nich seihn hadd. — „Ein erbärmlicher Kerl,“ säd hei. „Schr . . . ?“ frog ic. — „Ne, Paulus,“ säd hei, „Schr . . . sein Paulus; reißt aus, wenn 's was gilt; sieht aber auch gerade so aus, wie Schr . . . selbst. Ich wette drauf, er hat sich in seiner Eitelkeit vor den Spiegel gestellt und hat sich zuletzt selbst für den Paulus angesehen.“ — Mit den Kapteihn was hüt Abend nich tau reden, hei was so ut den Lim', as ic em meindag' noch nich seihn hadd, hei sach wedder so rot ut, as ic em in dat Berliner Gefängnis seihn hadd. — „Nasse Füße gekriegt,“ säd hei un treckt sich de Stäweln ut. — — Haha, dacht ic, dorvon is dat ol, un sett'e lud henau: hei hadd ok Bernuns brufen künnt, un wenn hei von sine Stäwel-Lemstänn' Bescheid wüxt, denn hadd hei ol nich nödig hadd, üm de oll Dame ehrentwegen mit beide Beinen dörch 'ne Pütt dörchtauwaden un sich nahsten mit de natten Fäut 'ne Stunn' lang an de lütte Lind' hentaustellen. — „Charles,“ frog hei, un sine Ogen lücht'nen ordentlich, „hast Du die junge Dame gesehn?“ — Ja, säd ic, un 't wir en rank un flank Mäten west. — „Hast Du ihr Haar gesehn?“ — Ja, säd ic, 't wir rot west. — „Rot? — Das nennst Du rot? — Ich sage blond! — Ich will auch zugeben: hoch blond! Und das ist eine Farbe, die zu allen Seiten von Dichtern und Malern geprisen ist. Nicht der Sonnenstrahl vergoldet das Haar, das Haar vergoldet den Sonnenstrahl.“ — Wat Daufend, wat heit dit? — „Hast Du den Teint der Dame gesehn?“

— Ja, säd ic, so vel as dat in 'n Börbigahn un durch en gräunen Sleuer maeglich wir. — „Weiß, wie Alabaster!“ röp hei ut. — Ja, säd ic, aewer sei hadd Sommersprutten. — De Kapteihn sek mi an, tog mit de Schullern un gung up un dal; aewer nah en beten stellte hei sic vor mi hen: „Charles, willst Du mich ärgern?“ — Ne, säd ic, doran hadd ic nich dacht. — „Warum führst Du denn gerade den Umstand gegen mich an, der sonst allgemein für einen Beweis eines zarten Teints gilt?“ — Gegen em? frog ic, wo so? — Ic hadd jo nicks nich gegen em seggt; ic hadd

ok nicks wider gegend at Mäten, as dat sei in 't Gesicht so bunt utseg' as en Kuhnenei. „Solche Vergleiche verbitte ich mir,“ säd hei un lep wedder hastig up un dal. — Dit würd ümmer schöner un nahgradens markt ic, wo dat suchten was; ic säd also, hei süss dat man sin laten, un 't wir jo doch ümmer 'n hübsch Mäten. Dat geföll em, un hei würd mit einmal wedder de oll Kapteihn voll Füer un Fett, wenn 't sine Innbillung angahn ded: „Charles,“ röp hei, „hast Du ihre Augen gesehn?“ — Ja, säd ic, sei hadd blag. — Dat was em aewer nich naug: blag' Ogen hadden Bele, sei müht nu doch noch wat vörut hebewen. — „Blau?“ röp hei; „ja blau! aber was für ein Blau? Ein Blau, so warm, daß es ordentlich einen grünlichen Schein annimmt. Der flare blane Himmel nicht allein; auch das traute Grün der Erde spiegelt sich in diesem Auge!“ — Nu müht ic aewer lachen, gegen minen Willen lachen, dat hadd ic meindag' noch nich hürt, dat gräune Ogen schön wiren, un 't wir woll von den gräunen Sleuer herkamen, dat hei sei för gräun ansehn hadd. — Nu was aewer dat Kalw ganz un gor in 't Oj' slagen, hei hadd ümmer ungeheuren Respekt vör de Frügenslüd' ehr Ogen, grad as de nimodischen Dichters, de reden ok man ümmer blot von de Ogen, un dat Newrige von den minschlichen Liw', dat bammelt man blot so dorbi.

Hüt Abend würd dat nicks mihr mit mi un den Kapteihn, wi lemen nich mihr aewerein. Un doch! Ic lef' de erhabenen Stellen von Paulussen, de Schr . . . wollweislich rot anstreken hadd, un de Kapteihn lep in de Kasematt 'rümmer un deßlamierte dortau mit de Hänn'.

Wir ic verstänniger west un hadd ic von lütt up mihr up Mutter Kosch un Mutter Snursch ehren Rat hürt un hadd mi mihr mit de minschlichen Kraulheiten un mit Smeren un Püstern afgewen, denn hadd ic dat mit en Stock fühlens müht, dat minen ollen Kapteihn wat in de Knaken fatt, un dat hei sic 'ne Kraulheit vermauden was; so aewer gung ic ruhig tau Bedd un dacht an nicks Slimmes; aewer den annern Morgen süss ic wat gewoahr warden.

Den Morgen walte ic tidig von einen Spektakel up, un as ic mi in de Höch richtete, dunn fass min oll leiw' Kapteihn steidel in 'n Bedd un röp ümmer ut vullen Hals: „Viktoria! Viktoria!“ — „Kapteihn, wat is 'e los?“ — „Viktoria, ich bin Dein Albert!“ — „Gott's daufend nich mal tau!“ — Ic also ut dat Bett herute, un dor sach ic denn dat Unglück: hei fass dor, brunrot in 't Gesicht un slog mit de Arm üm sic un wüxt von sinen Sinnen nicks. — „Viktoria, ich bin Dein Albert!“ kam denn mal herute, un denn mal wedder: „Charles, verdammtes Kuhnenei!

Schmeiß doch den Hampelmann von Schr . . . heraus! Da steht er und zeigt mir immer den Schuh seiner Braut. — Not sind sie nicht, — blond — bloß blond!" Un so gung dat hen un her.

Na, ich wüßt mi ok nich wider tau raden, ich gaww em en Glas loll Water un lep unnen 'runner un röp nah de Wach, dat de den Stabsarzt besorgen süss. — De kamm denn ok mit de Wil' un let em en gaud Deil Blaud af, hei ruhiger würd; aewer de „Viktoria“ wull hei nich vergeten, de brummelte hei noch ümmer vör sicb hen. — „Was hat er denn mit der Viktoria?“ fragt de Stabsarzt. — De, säd icb, dat wüßt icb ok nich; icb kunn mi dat aewer woll denken, wo dat tausam hängen ded: hei hadd in de Zeitungen lesen, dat de Königin Viktoria in Engelland den Prinzen Albert frigen wull, un wil dat hei nu ok Albert mit Vornamen heitten ded, hadd hei sicb dat maeglich inbilda! dat hei de richtige Albert wir, un dat dat för em in 'n Ganzen taudräglischer wir, wenn hei Prinzregent von Engelland würd, as dat hei hir noch länger up de preussischen Festungen ümmer set. — Na, dat gaww nu ok de Stabsarzt Vifall un ordnirte dat an, dat hei in dat Lazarett kamm.

Un so gung denn min oll Kapteihn von mi af, un icb müßt nu blot mit Schr . . . un Paulussen spazieren gahn un des Abends allein in min Kasematt sitten.

Kapittel 16.

Uns' Herrgott gaww, dat min oll gaud' Mitklosleg sine Lungenstichkrankheit bald un glücklich aewerstahn ded, un as hei taurügg kamm, freute icb mi recht, denn de philosophische Kopp, de mi alle Dag' as einzigstes Gericht upschüttelt was, kamm mi tauleht gor tau tag un ledern vör, un dortau pisachte un arte hei mi mit sine velen Eitelkeiten, denn hei höll sicb för en bedeutenden Minschen un gebirdete sicb so, as hadd dat hochpreißliche Kammergericht uns utdrücklich sine Bewunnerung nah Gr . . . schickt. — Wer was also fideler, as icb, dat min oll Kapteihn nu wedder mang uns begäng was; aewer — weit de Kukuk! — hei was gor tau still, gung ümmer in Gedanken herüm, un as wi in de Fristunn' kemen, stellte hei sicb wedder an sinen Lindenpahl un lek nah de Kasematt heraewer, in de ehr düster Gewölw' sin Stirn mal unnergahn was. Dat sach icb denn nu düttlich, dat mit Viktoria un den Thron von Engelland hadd hei upgewen, denn dat lagg blot in 't Blaud, un dat hadden sei em astapp, aewer mit Aurelia'n was 't noch in 'n vullen Gang', denn dat fatt em deiper, maeglich all bei in 't Hart.

Schr . . . müßt ok all so wat maarsken, hei malte allerlei verdächtige Ansprechungen, natürlich mit allerlei Winken mit den Tulpenstengel up sine eigene Klauheit, mit wecke hei dat mit sine Brutschafft aufungen hadd; süssost Herr Bartelsen fung in den beschränkten Unteroffizierskopp en Licht an uptaugahn. Em müggd de Kapteihn woll grad so vörslamen, as hei sicb süsswen von früheren Tiden her, as hei in düstere Middernacht sunn einsam up de stillen Wacht un an sin jüng' Fru hadd dacht, as hei sicb dunn ok mämmig mal, wenn de Rumm' vörbi was, an en Pahl stellt hadd, dat kinn up den Gewehrloip, un ruhig indrußelt was, bet de Pahl ümsackt, un hei sicb un sin Gewehr nahsten von de Tid upsammeln müßt. — Neuer dat was lang' her, un hei hadd in de Ort weder Mittled mit sicb süsswen, noch mit Annern; hei gung also up den Kapteihn los: „Zeht die verdammt Pahlsteherei schon wieder an? Dat muß ich mellen.“ — „Melden Sie's zum Teufel!“ bösft em de Kapteihn grimmig an. — „Ne, ich mell 's en General.“ säd Herr Bartels. — „Das können Sie. — Bis hierher kam ich gehn und ich kann siehen bleiben, wo ich will.“ — „Das können Sie; aber Sie sollen sich man nich an den Pahl stellen; Sie siehen mich den Pahl ümmer schieß, und

ich muß mich denn ümmer ein Beil von den Steuerkontrolleur leihen, daß ich ihn wieder grad' rich', und der will mich sein Beil nich mehr borgen.“

Dorot kann nu Einer annehmen, von wat för Verbrechlichkeiten de Leiw' up 'ne Festung hängen deicht; den Kapteihn sin hung an den Pahl von de lütte Lind'.

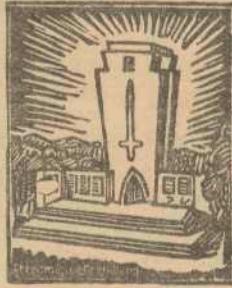
In dese verdrücklichen Uemstänn' müßt sicb dat glückliche Wil' begewen, dat weel von uns' Kammeraden ni M . . . uns nahkemen, un dat gaww denn nu wedder 'ne wite Upfrischung, un süssost min oll Kapteihn verget sin Danken nah Aurelia'n up 'ne Tid lang, as sin beste Fründ von Hall her, de lütte Kopernikus, un Don Juan inrichten. — Na, dat wiren en por plesirliche Kirls: Don Juan ras en argen Sünder, hei was all von Geburt en Stralsünder, hei was, wat sei up Hochdütsch en beten von Lüderjahn nähmen, hei was meindag' nich, as de Kapteihn, sterblich, ne ümmer bi lewigen Lüw verleint; hei hürte eigentlich ok nich tau uns, denn hei was sines Glowens en Baulhändler un hadd blot einmal 'ne grote Red' bi 't Hambacher Fest hollen, aewer hei hadd Jöhre lang mit uns tausam in den Unnersäufungsarrest un in M . . . seten, was en groten, staatschen Kirl, un wat för mi dat Beste an em was, hei was 'ne Ort von Dichter, un dorüm freute icb mi, dat wi nu doch einen mang uns hadden, mit den wi Paulussen dümpeln kunnen. Don Juan was ümertau jede Stunn' prat sicb tau verleinen, nich einmal för ümmer, ne! ümmer för ein Mal. Ic b weit nich, wat sei den richtigen Don Juan mal an de Red' leggt hewwen, un wo hei sicb dorbi hadd hett, dese ret aewer in sine Reden so rümmmer, wenn hei en hübsch Mäten sach, as en Windhund, wenn em von Firn en Hasen wis 't ward.

De lütte Kopernikus was dorgegen en ganz annen Ge-wächs von en Kirl; was Don Juan binah sös Taut hoch, so was hei knapp siw, was aewer dennoch bi de Füselir tau Hall linke Flügelmann in 't zweite Glid west; wog Don Juan gaud zweihundert Pund, so wog hei man nah Vollgewicht sös um negentig up 't Oog; sach Don Juan in 't Gesicht schön witt un rot ut, so sach hei dorgegen schön gel un brun ut, denn sei hadden em ok einmal mit en Auhnenei in 't Gesicht 'rin smeten; hadd Don Juan ol 'ne krumme Näs', so was sei doch tau 'm wenigsten dic, aewer de Kopernikus hadd 'ne krumme Näs', de was so spiz, dat sei in 'ne gadliche Stoppnadel infädelt warden sunn, un 't Ding sach so drift in de Welt herinne, as „föhst mi woll“. Un dese Näs' hürte tau einen Kirl, de was strack un stramm, un wenn hei de Grotten nich aflenken sunn, denn stellte hei sicb up de Lehnen, un denn sunn hei eben so siw as en Sößfäßtigen. — Weel Minschen bedriiven Allens mit Arm un Häm', weel mit den Kopp, weel mit de Mag', hei bedrew sine Geschäften blot mit de Gall; drei-viertel von dat Jahr, wat icb mit em hir in Gr . . . tausam west bün, hadd hei de gele Sucht, un de Hälfte von de Tid, de wi tau 'm Spazirgang hadden, hett hei ihrlich in Smid Grunwalden sine Teertunn' 'rinnekefen, denn dese Sympathi hüp em, un as hei mal ganz gel tau den General gahn was, hadd de oll Herr sicb aewer sine Utsicht so dägern versiert, dat hei em de Erlaubniß dortau ein för allemal gewen hadd; un Smid Grunwald, de uns schreg gegenaewer wahnt, hadd ok niets dorgegen, dat hei sicb in sinen Teer speigeln ded.

De Freud' was grot, as de Beiden ankamen deden, vör Allen aewer den Kopernikus un vör Allen bi minen ollen Kapteihn, denn de nige Anlaemling was sin beste Fründ von Hall her, sei hadden Pandelten un preussisch Landrecht tausam bedrewen, hadden ehre Kriegsjahren tausamen dörchsuchten un 't irste Examen tausamen makt un hadden nahsten in M . . . de ganze Tid lang up eine Stuw' zusammen seten.

(Fortsetzung folgt.)

Ostmecklenburgische Heimat



Halbmonatsschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. und 3. Sonntag jedes Monats. — Bezugspreis monatlich 30 Pf. zusätzlich Bestellgeld; für die Abonnenten der „Teterower Zeitung“ gratis. — Erscheinungsort Teterow. — Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Mönchiner Straße 15, Fernruf 367. — Verantwortlich für den Inhalt: Albert Züller, Teterow.

Jahrg. 9

Teterow, Weihnachten 1936

Nr. 24

Weihnachtsklocken.

Fr. Röder, Tessin.



Hürst du dei Klogen klingen
dörch deipe Winternacht?
Hürst du dat sel'ge Singen
so leivlich, wunnerfacht?

Hürst du den Klogen-Mund
hüt jauchzen vewerall?
Hürst du dei Wunner-Kund
von 't Kind in Bethleims Stall?

Klingt nich in Sloß un Hus,
wur Christenmischen wahnin,
hüt Nacht dei Klogen-Gruß
irnst as ein Gottes Mahnen?

Süh, Gott, gew jug sien Kind
un ew'gen Seelen-Freden,
malt fri dei Welt von Sünd,
flöt Satans Macht in Reden!



Dank Gott dat allausamen,
priest em mit Hartensmacht,
Dat Christ up Irden kamen
in stille, hillige Nacht!

Der Weihnachtsbaum und seine Geschichte.

Die Weihnachtsbäume sind bereits eingetroffen und harren der Käufer. Schon unsere Vorfahren kannten den Lichterbauern. Der eigentliche Weihnachtsbaum trat aber erst sehr viel später in Erscheinung. Das Jahr 1500 etwa scheint das Ursprungsjahr des Weihnachtsbaumes zu sein. Es wird nämlich aus diesem Jahre berichtet, daß man in den Elsässer Stuben Tannenreiser zu Weihnachten aufhängte. Ein Jahrhundert sollte es jedoch noch dauern, bis der Brauch weitere Verbreitung fand. Noch um die Mitte des 17. Jahrhunderts wandten sich Theologen gegen das Aufstellen des Weihnachtsbaumes, das angeblich eine Rückkehr zu heidnischen Bräuchen bedeutete. Während wir sonst allgemein wenig Anhaltspunkte über die Entwicklungsgeschichte des Weihnachtsbaumes besitzen, finden wir näheres darüber in den Briefen der bekannten Elisabeth von der Pfalz, späteren Herzogin von Orleans, die in ihrer Jugend viele Jahre am hannoverschen Hofe zubrachte und dort kerzengeschmückte Weihnachtsbäume kennengelernt. Damals war allerdings in Hannover der Weihnachtsbaum noch ein Buchsbäum. Vordem gab es in Norddeutschland lediglich mit Lichtern geschmückte Weihnachtspyramiden und andere mit allerlei süßen Gewichten geschmückte Weihnachtsgestelle.

Verschiedenartig wie die Sitte des Weihnachtsbaumes ist von jeher auch seine Bezeichnung in den verschiedenen Gauen gewesen. Im ganzen südlichen und westlichen Deutschland sagt man „Christbaum“. Die Platideutschen nennen ihn meist „Tannenbaum“. In Preußen, Hinterpommern, der Mark Brandenburg, in Friesland usw. spricht man vom „Weihnachtsbaum“; „Lichterbauern“ nennen ihn die Leute im osnabrückischen Sprachgebiet. Heute spielt alljährlich um die Weihnachtszeit der Handel mit Tannenbäumen eine besondere Rolle im Weihnachtsgeschäft. Carl August von Weimar darf für sich das Verdienst in Anspruch nehmen, den Handel mit Tannenbäumen organisiert zu haben. Um die Plünderung der Wälder zu verhüten, wies er seine Forstbeamten an, im Dezember Tannen in genügender Zahl zu einem billigen Preis abzuholzen und in der Stadt zum Verkauf zu stellen. Diesem Beispiel folgt man bald auch in anderen deutschen Landen. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts ist der Weihnachtsbaum für alle Deutschen, auch für die, die jenseits der Grenze wohnen, ein Symbol geworden. In jedem Jahr spendet er Freude, ist er leuchtender Mittelpunkt weihnachtlicher Feierstunden.

WILHELMIS-BALLOT
ROSTOCK

Der Lebensraum der Stadt Teterow.

Beitrag zur nationalpolitischen Heimatkunde Mecklenburg.

Von Studienrat Dr. Gerhard Böhmer, Teterow.

(Fortsetzung.)

Und wenn man sich dabei vor Augen hält, wieviel ungezählten Generationen sie bereits Wohlstand, Glück und Segen gewesen ist, wieviel Liebe sie ernten durfte, wieviel Herzen für sie gebetet haben, dann wird man ermessen und verstehen können, daß die Feldmark immer wieder zum Heiligtum für die gegenwärtige Generation werden muß.

Neben der Größe der Feldmark ist die darin vorhandene Aufteilung von Wichtigkeit. Als Herzstück der Mecklenburgischen Schweiz trägt die Teterower Feldmark ganz deren Charakter, der in einer innigen Mischung von Acker, Gärten, Wiesen, Wäldern und Wasser besteht. Das ganze überdeckt ein Areal von etwa 28 qkm, welches reich an vielgestaltigen Bodenformen ist. Im ganzen gesehen ist sie eine Mulde, die von erheblichen Randhöhen umgeben wird. Nach Nordosten ist die Mulde offen; von hier schiebt sich die Seeniederung vor. Von allen randlichen Erhebungen mit ihren freien Aussichtshöhen blickt man hinein in die bunte Fülle von Farben und Formen. Acker sind mit 47 Prozent am meisten vertreten; dann folgen Wiesen und Weiden mit etwa 15 Prozent. An Wäldern, die besonders ins Auge fallen, sind 12 Prozent vorhanden. Auch das Wasser fällt auf; an der Feldmark ist es mit etwa 10 Prozent beteiligt. Über von dem inselreichen, vielbuchtigen See gehört noch ein größerer Teil zur Begüterung Tschow. Und dann die Gärten; von welcher Seite man sich auch der Stadt nähert, immer wird man von ihrer anmutigen Fülle überrascht sein, die etwa 8 Prozent der Feldmark ausmacht. Für die gute Erreichbarkeit des Teterower Lebensraumes sind Chausseen, Bahnen und Feldwege reichlich vorhanden; ihr Anteil an der Feldmark kann auf fast 2 Prozent geschätzt werden. Bebaut sind etwa 6 Prozent, was seinen Grund in der Länge der Vorstädte Teterows hat. Vom Bahnhof bis zur neuen Siedlung an der Appelhäuser Chaussee ist die Stadt zwei Kilometer lang, von der Bahnbrücke vor der Molkestraße bis zur Badeanstalt ist es noch etwas mehr.

Die Fläche der Feldmark ist sehr unregelmäßig. Am weitesten erstreckt sie sich nach Norden, und die hier erbauten Stadtrandssiedlungen dürften eher als Feldrandssiedlungen anzusprechen sein; haben doch die Kinder von hier eine volle Stunde Schulweg. Da sogar die Post muß von Thürkow aus bestellt werden. Nach Westen liegt das zur Stadt gehörige Gehöft Abgegrabensfelde fast 5 Kilometer von ihr entfernt. Gegensätzlich dazu schiebt sich das Kölheler Holz auf 2 km gegen die Stadt vor. Im Osten verläuft die Grenze der Feldmark, wie schon erwähnt, quer durch den See, eine Erinnerung an die frühmittelalterliche Bezeichnung *stagnum Tessecowe d. h. Tschower See*. Durch solche Unregelmäßigkeit werden die Klagen verständlich, die die Teterower Ackerbesitzer über die Bestellbarkeit ihrer Fluranteile führen, umso mehr als letztere zumeist über die ganze Feldmark stückweise ausgestreut liegen. Leider konnte eine Flurbereinigung bisher noch nicht erfolgen, und sie wird auch künftig gewaltige Schwierigkeiten zu überwinden haben. Kommen aber muß sie einmal, und zwar je eher desto besser. Denn erst sie wird die völlige Auswertung der an sich so reichen und gesegneten Feldmark ermöglichen.

*

4.) Zusammenfassend sei nochmals auf die Dreiteilung des Teterower Lebensraum-

mes hingewiesen. Graphisch dargestellt wären es drei Kreise, je einer für das Markttoreal, die Mecklenburgische Schweiz und die Feldmark. Die beiden ersten großen Kreise mit 14 resp. 20 km Radius überschneiden sich sehr breit und umschließen mit diesem gemeinsamen Anteil etwas exzentrisch den kleinen Kreis der Feldmark mit etwa 3 km Radius. Die nachfolgenden Abschnitte, die den Lebensraum der Stadt Teterow historisch-geographisch schildern werden, nehmen auf seine drei Teile gleichmäßig Bezug, weil sie zusammen eine Einheit bilden. So wie wir heutigen mit Freude und Liebe auf dieses Stücklein norddeutscher Heimat niederschauen, so taten es vor uns bereits ungezählte Geschlechterfolgen mit gleicher Hingabe. Ein Strom von Kraft ist dem lauschenden Herzen spürbar, wie er in grauester Vorzeit seinen Anfang nahm, als der höhlenbewohnende Urahn noch nichts von einer Siedlung Teterow ahnte . . . ein Strom von Kraft, wie er durch die Jahrhunderte flutet, ohne je ein Ende zu finden. Die Ketten der Randhöhen umschließen die weite Niederung des Sees; umgrenzte Weitläufigkeit ist die Folge. Die Aufragungen des diluvialen Bodens mit ihrem nordischen Waldkleid sind geträumt von freien Höhen, die den Blick tragen über die Gefilde der ewigen Heimat. Nordisch weihewoll ist das Erlebnis des talwärts Schauenden, ob er auf den Glasower Bergen, dem Silberberg bei Tschow, den westlichen Hadlandhöhen oder dem Rötelberge bei Burg Schlik steht. Hier fann die Seele zerfließen in ihrem eigenen Erlebnis, und dies hier ist die Landschaft unserer Seele. Heroisch wird sie durch das Heldenmal, das sie wie ein Triumphbild menschlicher Heimatliebe überragt. So ist dieses Land, das uns gebaß, voll von Quellen, die uns segnen und reich machen; und tausend Nährströme des Bodens durchbluten die Stadt, die durch die Jahrhunderte dem ewig pulsenden Herzen der Landschaft erwächst . . .

II. Die Teterower Seeniederung als Lebensraum der Vorzeit.

„Besitz stirbt, Sippen sterben, Du selbst stirbst wie sie — Eines weiß ich was ewig lebt: Des Toten Tateuruhm . . .“
Edda.

1.) Die geologische Entstehung der Teterower Landschaft geht auf die Eiszeit zurück, deren allgemeiner Ablauf hier als bekannt vorausgesetzt wird. Der Anfang der Eiszeit liegt über 200 000 Jahre zurück, ihr Ende etwa 20 000 Jahre. Den Untergrund für die eiszeitlichen Ablagerungen bilden Kreide und älteres Tertiär, wie aus den inselartigen Durchdragungen dieses Untergrundes durch die ganz verschiedenen dicken Schuttmassen des Gletschers hervorgeht. Kreide wird oberflächlich angetroffen bei Gielow, Basedow, Rothenmoor, Dahmen, Blücherhof, Remplin usw. Alttertiäre Schichten liegen oberflächlich bei Gültz, Schlakendorf, Panstorf, Schlieffenberg usw. Die Tatsache nun, daß im nördlichen Teile fast ausschließlich alttertiäre Durchdragungen getroffen wurden, südlich und südöstlich des Kernlandhöhenzuges fast nur solche der Kreide, hat Geinitz zur Annahme einer tektonischen Störungszone längs der Ostseite dieses Kernlandhöhenzuges veranlaßt, welche durch die geomagnetischen Untersuchungen von Prof. Schuh voll und ganz bestätigt wurde. Demnach besteht hier in einiger Tiefe in Richtung Demmin — Neukalen — Remplin — Bristow — Schorf-

sow — Vollrathsröhe ein mächtiger Bruch oder Riß in der Erdkruste, der auch als Ursache für die großen Höhenunterschiede zwischen Kernlandhöhenzug und Malchiner Glazialwanne mitgenannt werden muß. Auch für die Formungen, die die jüngere Eiszeit hier schuf, wird diese Dislokation maßgeblich.

Auf diesem Untergrund lagerte dann der nordische Gletscher seine gewaltigen Schuttmassen ab, die mithin noch heute den Ackerboden des Teterower Lebensraumes bilden. Aus der Schichtenfolge dieser Ablagerungen scheint hervorzugehen, daß die Gesamtzeit mehrfach unterbrochen gewesen ist. Aus solcher Zwischeneiszeit stammen Beweisstücke einer allerersten Besiedelung. Es sind Tiefenfunde; d. h. die Fundobjekte liegen unter den Ablagerungen einer nachfolgenden Eisbedeckung. Sie sind jedoch nicht hinreichend identifiziert, um näher darauf eingehen zu können. Bei nachgewiesener Beweiskraft wären es die Spuren der ältesten norddeutschen Steinzeit. Dies durchzudenken ist insofern interessant, als dieser allerälteste, zwischeneiszeitliche Teterower Lebensraum noch von allen nachfolgenden vollständig verschieden war und mit ihnen nur die Stätte, die Örtlichkeit, die Koordinaten gemeinsam hatte. Sämtliche landschaftlichen Kleinformen, auch die größeren, sind anders gewesen. Denn erst die letzte Eiszeit, und zwar im Besonderen die Art, wie es sich in seine nordische Heimat zurückzog, schuf die Bodenformen der heutigen Landschaft. Und die Nachfolgezeit hat an diesen nur Unwesentliches verändert. Über diese ganzen Vorgänge, die aus der Lebhaftigkeit des Bodenreliefs zu schließen, außerst verwickelt gewesen sein müssen, geben zahlreiche geologische Abhandlungen genauere Auskunft. Daraus ergibt sich, daß das Inlandeis, nachdem es während des letzten Rückzuges eine sehr lange Stillstandspause an der nördlichen Hauptendmoräne bei Groß-Giebitz — Vollrathsröhe — Serrahn gemacht hatte, zwei ähnliche aber nur kurze Pausen in unmittelbarer Nähe bei Teterow einschob und dadurch zwei kleine örtliche Endmoränen südlich von Teterow und in der Mitte der eigentlichen Seeniederung erzeugte. Der sich nordwestlich vom Kernlandhöhenzug in Etappen zurückziehende, zungenförmige Eisblock vertieft zunächst die heute von den Schieffenberger Seen ausgefüllte Niederung, dann etwas später die südliche Teterower Seeniederung etwa zwischen den Heidebergen, den Glasower Bergen und dem Tschower Silberberg und schließlich in einer dritten Etappe die nordöstliche Hälfte derselben jenseits der Moränenbarre von Butow und Sührkow. (Man vergleiche hierzu: Georg Walther „Das Teterower Seeboden“ im Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg, Jahrgang 72, 1919.) Nach dem Rückgang des letzten Eises folgte dann die Zeit der Niveauschwankungen. Anfangs lag das Land lange Zeit hindurch ziemlich hoch. Der Teterower See war fast leer und an seiner Stelle wuchsen Wälder, deren Reste wir noch heute unter dem Seespiegel antreffen. Die Landsenkung zur Litorinazeit bewirkte ein Zurückziehen des Wassers, und die Seeniederung füllte sich bis über 6 m über N. N. mit Wasser. Nun begann rings von allen Seiten eine gewaltige Moorbildung, die die ganze Niederung verlanden ließ und die der historischen Zeit nur wenige Quadratkilometer Seefläche übrig ließ. Ein ähnliches Schicksal hatten auch alle anderen kleineren Depressionen im Teterower Lebensraum.

*

2.) Eine Darstellung des steinzeitlichen Lebensraumes zu geben, ist insofern sehr schwierig, als der Zeitraum zu groß und die Erforschung der Verhältnisse noch zu lückenhaft ist. Je weiter wir in die Vergangenheit zurückdenken, desto weniger sind Ort und Zeit

erhellt, desto mehr aber auch schrumpfen große Zeitschnitte zu Einzelbildern einer inneren Gesamtschau zusammen. Und doch soll es versucht werden; denn der Lebensraum der vorangegangenen Geschlechter ist ja zugleich der alleinige Künster derselben, ist das Bleibende in der Vergänglichkeit und wurde dadurch auch unser Lebensraum. Unser Schicksal ist auch sein Schicksal, und sein Schicksal war dasjenige unserer Vorfahren, ein titanenhaftes Erlebnis, das niemals zu Ende erlebt sein wird. Viele Jahrtausende mußten vergehen, bis das Volk reif wurde für seine Geschichte. Der Erdboden hat ihre Geheimnisse treulich gehütet, wir heutigen bemühen uns, diese ungeschriebene Schrift zu enthüllen.

Über die vorgeschichtlichen Fundstellen im Bereich des Teterower Lebensraumes berichtet uns in verschiedenen Abhandlungen am ausführlichsten Dr. Rudolf Asmus, der bereits fast vier Jahrzehnte mit liebevoller Intensität auf diesem Gebiete tätig ist. Es war ihm bereits möglich, die gesamte Niederung des Teterower Sees bis weit auf die Randhöhen hinauf als ein großes steinzeitliches Wohnzentrum nachzuweisen. Aber auch darüber hinaus haben uns die Steinzeitleute ihre Spuren an sehr vielen Stellen der weiteren Umgebung hinterlassen, so bei Thürkow, Jördenstorf, Sulow, Sührkow, Salem, bei Glasow, Nienhagen, Raden, Rachow u. v. m. In die subarktische Rentiersteppe der ersten Nacheiszeit wanderten bald die Wälder, die anfangs nur aus Kiefern und Birken bestanden. Diesen folgte das vorzeitliche Großwild, das das Land für die Menschen erst bewohnbar machte. Mit der Landsenkung zur Litorinazeit, die die erneute Auffüllung des Teterower Sees zur Folge hatte und ein atlantisches Klima brachte, kamen auch Eichen und Buchen in den mecklenburgischen Lebensraum. Gewaltige Urwälder bedekten die Landschaft und ließen nur schmale Nährböden in der Nähe der Seen frei. Zu dieser Zeit ist die fast nur von der Jagd lebende Bevölkerung bereits zu einem primitiven Ackerbau übergegangen; sie siedelte, wie aus den Fundstellen hervorgeht, zumeist an den Hängen zwischen Urwald und Niederung, an den halbinselartigen Vorsprüngen, mit denen die Höhenrücken an den Talterrassen endigten. Ihre schmalnackigen Beile, ihre Schnurferamikreste fanden sich beim Pudelberg östlich von Teterow, am Sulower Burgwall, beim Bocksberg usw. Aus dieser Zeit stammen ferner als Begräbnisreste der Hünenstein von Teterow, die Hünengräber von Wüstenfelde, Grabreste bei Glasow usw. Und so rechnet Dr. Asmus mit Recht uns zu den Hauptiedlungsmittelpunkten des großen nordischen Urvolkes, das rings um das Litorinameer gewohnt hat. Wir wissen ferner, daß einige wichtige Verkehrswege sich hier am Rande der Niederung kreuzten. Es waren irisartige Wildpfade ohne jeglichen Ausbau, auf denen sich die klöbigen Holzräderkarren jener Hünensteinschöpfer mühsam fortbewegten. Ein solcher Weg verband die Niederung der Schieffenberger Seen mit der Teterower und führte etwa in Richtung der heutigen Mielower Trift quer über die Heidöverge; er fand ostwärts eine Fortsetzung am Hardtland entlang in Richtung auf den Kummerower See. Von Norden kam ein solcher über das Jördenstorfer Plateau und fand eine Fortsetzung nach Südwesten in Richtung auf den Malchower Seenpaß. Von gewisser Bedeutung werden diese Wege gewesen sein, als die Nordleute ihre Volksströme vom Ostseeraum nach Südw. und Osteuropa entsandten. Und daß sie auch Handelswege wurden, bewiesen die Funde von eingeschafften ausländischen Objekten aus der nachfolgenden Bronzezeit.

3.) Auch aus der Metallzeit sind im Teterower

Lebensraum ungezählte Beweisstücke einer dichten Bevölkerung gefunden worden. Im Aussehen der heimatlichen Landschaft hat sich trotz der Länge der Zeit nur wenig geändert. Der tundraähnlichen Steppe der Altsteinzeit mit ihrem strengen kontinentalen rassembildenden Klima war die echte Waldlandschaft des Atlantikums gefolgt, wo sich den Kiefern auch die Laubhölzer hinzugesellten. In der Metallzeit wurde das Klima wieder etwas trockener und kühler, was eine Änderung in der Zusammensetzung und Ausdehnung der Urwälder nach sich zog. Auch auf die Bodenformen wirkte sich dieser mehrfache Wechsel aus. So setzte im niederschlagsreichen Atlantikum eine verstärkte Erosion ein; von den Heidebergen, vom Hardtland und

dem übrigen Kernlandhöhenzug strömten wasserreiche Bäche herab und nagten die Täler aus, die uns noch heute vor Augen treten. Die Quellsbäche der Leine, der oberen Peene, der Teterower Peene und andere durchflossen solche postglazialen Landfurchen. Einige von ihnen sind in der geschichtlichen Zeit unter dem Einfluß des Menschen wieder verschwunden. Die mächtigen Dorsbildungen und Verlandungen an allen Seen während dieser ganzen Zeit wurden schon erwähnt. Der Erdboden wurde durch Anreicherung an Humussäuren immer fruchtbarer. Aber wie gesagt, der Landschaftscharakter wurde durch alle diese Änderungen nur wenig berührt.

(Fortsetzung folgt.)

Zulklapp – eine uralte nordische Sitte.

Das Christfest ist eine uralte nordische Sitte. Es ist der Ausdruck der Freude, daß der Sonnenwagen des Gottes Jul dem verfolgenden Fenriswolf wieder einmal entronnen ist, der ihn am 21. Dezember, dem kürzesten Tage des Jahres schon zu verschlingen drohte. Daher der ursprüngliche Name Zulfest.

In Mecklenburg wird heute noch vielfach der in Skandinavien fast allgemein gebräuchliche Zullock am Heiligen Abend angezündet. Das ist ein gewaltiges Holzscheit, das die ganze Nacht hindurch brennend erhalten werden muß. Ein Stück davon wird aufbewahrt, denn der Volksglaube besagt, daß es Haus und Hof vor Schaden bewahrt. Am nächsten Christfest wird dann der neue Zullock damit angezündet. Will der Zullock nicht brennen, so bedeutet das Unglück im nächsten Jahr. Diese Auffassung hängt auch mit dem alten Götterglauben zusammen: Der erzürnte Gott nimmt keine Opfergaben an. Die Strafe wird nicht ausbleiben.

Auch der Zulklapp ist in Mecklenburg, wie in vielen Teilen Norddeutschlands noch sehr beliebt. Unsichtbare Spender werfen unter scherhaften Begleitumständen nette kleine Geschenke ins Haus: Man macht aus niedlichen Lüllen, oft mit drolligen Aufschriften, ein Riesenpaket, das heimlich vor die Tür gestellt wird, ruft mit verstellter, dumpfer Stimme Zulklapp und verschwindet schleunigst. Wenn dann die Hausfrau nach Ablösen zahlreicher Papiere einen Pantoffel findet, oder der „Hausherr“ gar den heißersehnten Hausschlüssel, dann gibt es einen Hauptspag! Deswegen beginnt dieser lustige Brauch sich jetzt wieder von Mecklenburg aus auch im übrigen Deutschland zu verbreiten.

Eine Fülle lustigen Volksglaubens beschäftigt sich mit der geheimnisvollen Kraft des Weihnachtstages und der Tage bis zum neuen Jahr. Werden Christnachts nasse

Strohbänder um die Christbäume gebunden, so werden sie fruchtbar. Besonders neugierigen Leuten wird empfohlen, am Heiligen Abend auf die Wintersaat zu gehen, sie werden dort alles hören, was im ganzen Dorf geschieht.

Gutes Essen spielt zu Weihnachten eine besonders große Rolle. Für die alzu Ungeduldigen gilt das Sprichwort: „Wer am Weihnachtsabend keine Bohnen ist, wird zum Esel.“ Die Hausfrau ist durch die großen Vorbereitungen so müde gearbeitet, daß ihr die kleinere Mühe eines einfachen Gerichtes zu wünschen ist. Am ersten Weihnachtstag schmeckt dann der Feiertagsbraten um so besser! Eine Bauernregel sagt: „Wenn man singt, uns ist ein Kind geboren, hat die Gans den Geschmack verloren.“ Dieser Ausspruch habe ich immer mißtraut. Sicherlich ist er von einem sehr eigennützigen Menschen erfunden. — Schon als Kind hat mir die Weihnachtsgans immer sehr gut geschmeckt.

Schon der besseren Bekümmerlichkeit wegen darf das Trinken auch nicht zu kurz kommen. Der Volksglaube sagt, daß in der Geisterstunde der Christnacht Wasser zu Wein wird. Leider darf dies nicht untersucht werden, sonst wird man blind und taub, oder man ist gar ein Kind des Todes. Lieber wird ein guter Tropfen aus dem Keller geholt. Und hat man zu tief ins Glas geschaut, so wußten schon die Alten, daß ein rohen auf nüchternem Magen ein gutes Mittel gegen Haarweh und Kater ist. Außerdem verleiht dieses Mittel noch Kraft für das ganze Jahr, und man nahm es natürlich nur seiner Kraftspende wegen! Man sieht, das Volk hat längst den Wert der Prarieäuster“ gelernt, die der Gastwirt in „schweren Fällen“ empfiehlt. Ihr Hauptbestandteil ist ebenfalls ein rohes Ei, nur daß die günstige Wirkung nicht nur auf den Weihnachtsmagen beschränkt ist.

Dei beste Wihnachtsgaaw.

Kori Puls-Vant.

„So, Liene, dei Lütten fünd tau kaan un slaapen jo schön. Hier in'n Huus' is dat still un einsaam. Wenn Du wißt, kannst noch naa Dien Döllern lankgaan.“ „Tau wennier soll ic wedder in sien?“ „Wenn Du tau't Tau schickmaaken morgen früh hier büsst, is dat niedig naug.“ „Schön. Gaud' Nacht“ „Gaud' Nacht un fröhlich Wihnachten, Kind!“

Dei Diern, ein jung'n Ding von söhsteihn Joor, geht runt, un dei Buer Klaas Hollmann sitt allein. Allein mit sien Wünsch, sien Fanten, sien Leiw' un sien Beed. Ja

mit sien Leed! Bör knapp zwei Maand is sien Trude von em gaan, sien junge Frug. Is an'n Slag storwen. O, dat wier hart. Is noch hart. hei hett väl von ihr hollen — drei Männer hett sei em schenkt, ein drüssiger as dat anner — un as dei wiedlöftig Fründschaft em tauräden will, hei müßt sich bald wedder üm ne Frug kümmern, hett hei still anwenkt: — so'n, as Trude wier, kreig hei doch nich, un ne anner will hei nich. So hett hei sich mit Liene, dat Dörplind, in dei Wirtschaft taugäwen.

Dat güng sowied of heil gaud so: morgens stünn hei

driidhalw Stunnen iher up. Alaas Buer dämpfte dei Lüssel, mellec um sarderte näwenbi Beih, nahier dei Swien, wieledessen Liena den Kaffee besorgte um dei sinner verammetierte. Klock soewen wier Hollmann mit allens kloor um kunn tau Fellen trecken. Ja, nu, nu geit dat — dei Buer stüttet den kopp in beiden Hänen — oewer in'n Sommer? Woans fall dat denn warden? Denn warden noch twei Mann fählen. Hei hett bätzlang of twei Deinsten lauhadd un leum äbentau rund, as Trude noch mit mang wier. Frönde Lüd oewer sünd kein eigen. Dei arbeiten för Geld un nich ut Lust un Leim. Noch tau dei Lüd, wecker hüt vermittelt warden: Grootstädter, dei nir von Buernarbeit verstaan. —

„Huhuu!“ Gäl schriege dei Us achter Finster. Alaas zuppt tausamen, straalt sic mit dei rechte Hand oewer den Börkopp, as wull hei all' dei griesen Sorgen wegwischen, un grummelt: „t mütt nir, ik mütt seihn, dat ik wedder ne Frung krieg. Süß geit allens kunter, dei Wirtschaft un dei Familie.“

Liesing geiht hei naa näwenan in dei Staapsmuur. Door liggen dei sinner so frädsam: Lotti in Mudding ihr Bedd, Trundi in dei Kinnerbaba un Hanne in den Waagen. Sachen straalt dei Badder jeden oewer dei Back, denn steit hei un liest ihr noch maal an: jederein hett dei lütt Pöpping in'n Arm, wecker dei Wihnachtsmann tau den Dannenboom bröcht hett. Un ein taufräden Lüchten straalt üm dei unschülligen Gesichter.

Den Buern sien Hart ward weif. Sie Ogen willen nati warden. Rasch dreit hei sic üm un geit in dei Waandöns. Up den Börplatz klappt dei Huusdör. „Lienna“, seggt hei. „ja, dei geit hen un siert, un unsereins will dat Hart —.“ Wieder kümmt hei nich. Em ward dei Kähl so eng. Hastig grippet hei naa Stock un Haut, peddt in dei Kneistävel, smitt sic den Mantel üm, macht dat Licht ut un geit runt. Wohen? Hei weit dai sülven noch nich. Dower binnen will em dat hüt an'n Hillig-Avenb nich lieben.

Gistern un hüt is Snee fallen; nu hett sic dat Wader wylsloert, un dei Häven wiest mit dusend un vête dusend Lichter sien fründlichst Gesicht. Dat flämmert un plinkert door baaben, un dei Moond grient so schelmisch, as wull hei Minschen wat uflachen wägen sien nichtigen Sorgen. Dei Ird is of hell; as Millionen Demantien flüssteri un plinstert dei weile Snee. Bloot door vörn teikent sic in ne swart Ziezaeklinie dat Holt aw.

Sachen mindert Alaas den Hauwenweg henlank. Rechts dat Kornland, links Weid, denn Wisch, denn Dreisch, un wo dat Land höger ward, of Kornboden. Hier hewn sien Böröslern oewer vierhunnert Joor warlt un schafft, hier wull of hei sien Dag' in Fräden beschicken, man nu —? Dei Dood is ein Wunnermaaker un swoor tau verstaan. Dower fall hei mi den Kopp hängen laaten, Alaas Hollmann? — As von dat Licht door baaben antrekt, sünd sien Ogen naa den Häven rächt. So geit hei naa den Holsten rin.

Bald hett hei sien Holbusk dörchquiert, un dei Staatsforst sangt an. Sien stiew Raden hett sic löst, un dei Blick geit graadut, as wull hei dat Licht mang dei düstern Stämm naa dat Hart rinfungen. Dat Licht, wecker ne gändig Allmachtshand up all' dei Telgens un Zweigen streut hett. Dat Licht, wecker up dat verwelkt Heidkrut rechts un links un up den Begrämel seiet is. Dat Licht, wecker hüt unsichtboor utgaaten ward von ne ewig Leiw' up ne verbiestert Menschheit. —

Schreegrets geit dei „Lang'n Snej“ aw. Hier hett Alaas Hollmann vör sief Joor sien Trude tauierst draaven un ihr kennen liernt. As taufällig. Sei plückte Heid för ihr Mudding ihr Gräww, un hei meuk ne lütt Sündasströp. As wenn em ne unsichtboor Hand sedden deed, bögt Alaas hier lank. As von sülven. Dat geit bargup,

bargdaal. Dörch Buugholt, Sleidannen, Spiessöde, Tüdbusch un lütt Schoonungs. Un ümmer wedder wesseln dei Biller. Un oewerall is Licht, blinken, Licht von'n Häwen.

Wo lang'n hei so gaan hett, dei Buer, hei weit dat sülven nich. Mit maal kümmt von links wat Läwigs ut dei Kumpdannen ruut — ein Minisch! „Fröhlich Wihnachten!“ röppt Alaas em tau, lund, ut bullen Harten. „Fröhlich Wihnachten!“ kümmt dat zaaghast trügg. Ne Frung — ne Diern? — Wiss geiht Hollmann up ihr tau, un as hei ihr dei rechte Hand hendaam deed un den dütschen Sägen bütt, leggt sic door ne sien Hand rin un „Heil Hitler!“ tönt ol em entgegen. Ne Brügg is slaan twischen twei Minschen in blaagschämmern Einsamkeit. —

„Wo wull Du hentau? Ich kunn bätten mit lank laamen.“ „Ich bew wir vor. Mi lütt dat hüt, tau Huus nich.“ „Mi of nich.“ „Is hart, allein sitten mit sien Sorgen un Weibdag.“ „Un is hart, sic von dei eigen Dellsen verschachern laaten an nen Menschen, dei einen nicht acht, den nich lieben moegen!“ „Dum?“ Sachen leggt sic Alaas sien rechte Arm üm dei Diern ihr slanken Hüften. „Wo willen wi nu lank, door odder hier?“ „Hier, wo Du herkamen büst.“ „Un Du büst an'n Brüdjäm verspraaken?“ „Nich an'n Brüdjäm. Brüdjäm is dei, weclern mien Hart hört. Em hört mir von mi. Ich will em nich.“ „Wo büst Du her, wenn ich fraagen dörw?“ „At Lantschow. Mien Badder is utbungt, hett bi dei Försterie ne lütt Bäudnerie.“ „Ich bin ut Ulenhorst. Hollmann, hew dor ne Buerstäd.“ „Ne Buerstäd soll ic befriegen. Fritz Alemm ut Lantschow löppt all siet Jahr un Dag bi mien Dellsen. Hei is all gegen viertig, hett oewer ne gaud' Wirtschaft.“ „Denn würdst Du ne gaud' Partie — —.“ „Nee, nee! Geld kann mi nich locken. Noch tau Alemm sien nich!“ „Geld friegt doch vörunt!“ „Stimmt nich! Wo zwei Minschen sic nich verstaan, door soelen sei uteimanner bliewen. Fritz hett sien Daalers nich von wir! Mit sien Dellsen hett hei sic üm ihr bätten Ollendeil klaagt, wo hei doch ne schuldenfri Städ' von ihr oewernaamen hadd! Un Boorgeld baabenin. Kein Deinstdiern, kein Knecht, kein Daglöhner höllt bi em ut, sei dann em all' nich naug, un Loon is't em ümmer tau väl. Wecker von dei Dierns em kennet, geiht em ut den Weg, un sei kennet em in ne Miel bierlum. An ne Buerdiern kann hei all goornich denken. Dunn hett hei sic achter unsen Badder stäken, dei föhrt för den Förster un verdeint ein gaud' Stück Geld näwenbi. Allerdings mütt hei dat eigen Land in halw Nacht bestellen. Badder hett för mi siedsieden Mark praatlegt ahn dei Utstüer. Ich hew blot noch einen Brauder. Von dit Geld freig Fritz maal Ohrfinnen. Hei güng Baddern tau Hand mit Spann, bröchte uns in'n Harst Appel un Plummens, nödigte uns tau Besäul un stellte sic sülven of in. Fritz selsten, denn öfter. Un ins Abends güng hei mien Dellsen an mien Hand. Ich haddt all sang'n laamen seihn, oewer versieren ded' ic mi doch. Rimm an: mien Dellsen freug hei, nich mi! Mi hadd hei väther bloot gauden Dag un gauden Weg wünscht. Hadd mi knapp beacht. Nu meint hei, hei kunn mi un dat Geld för sien Buerstäd inhannelsn! Laat em sien as hei will, oewer wenn för Nüms gessen soelen as Frung, denn leiser doot!“ „Un Dien Dellsen, wat sädien dei?“ „Sei wullen mi maal fraagen! Ich seit door jo mit bi. Na, Dunn hewen sei mi fragt, un ic hew anslaan. „O,“ meinte Fritz, „sei oewerleggt sic dat noch! Ne Buerstäd ward ihr nich jeden Dag as Hüsing baden.“ Un Badder meinte, ic würd mi an em wennen. Dower jedesmaal, wenn Alemm in dei Dör pumpen leum, güng ic tau Badd. Un wenn Badder mi ruuthalen wull, bierte ic mi frank odder güng ut dat Finster. So güng dat den heilen Sommer. Man lebten Sündag säd dei Olf, Wihnachten hadd ic Verlawung! As ic wat seggen wull, heud hei min 'n Muulbar. Dunn hew ic stillswägen. Un hüt abend kum

dei oll Buer wedder an, ein groot Paket ünnern Arm.
„Für Di, mien Bruid!“ säß hei. Dunn hew icf mi üm-dreicht un biën in mien Kaamer loopen. Badder wuß mi fuurts ruuthalen, oewer as hei anboekern deed, güng ic all ut dat Finster. Holtin.“ „Un nu, mien Diern?“ „Un nu? Nu grünigt mi vör mien Badders Huus!“

„Mien arm Kind!“ seggt Klaas um trecht dei Diern an sic ran, „wein nich! Hüt is Wihnachten, hüt soll dei heile Welt sic freuen. Of Du un ic!“ „Ic kann man nich!“ „Kein Leed is so groot, dat Glück waast door oewer weg!“ Dat Glück sleicht sien Wöttel in dei Leiw, wo oewer kein Leiw is, heit of dat Glück kein Ort.“ „Leiw is as dat Füer. Ein Funken von den, dei sülwen Leiw is, un all’ dei Harten blucken up.“ „Ja, Du Gauder, in dei Leiw wörtel of Wihnachten, disse Hillig-Abend, oewer worüm dörw ic door nit von marken? Wat hew ic Leegs daan?“ „Du säß den Herrgott sien Gaudheit desto düller spörn. Fröhlich Stimmen naa brennen Leed givt helleren Schien!“ „Bon wo soll dei kaamen, wo rundum Düsternis is?“ „Bon wo, mien Diern? Kumm mit mi, mien Kind!“ „Mit Di?“

„Ol ic hew ein warm Nest, man of mi leid’ dat nich tau Huus. Wo süß Glück un Sünnenschien straalte, maaten Sorgen dei Döns düster. Vier Foor hew ic mit mien Frung Lust un Lasten deilt, nu is sei mi naamen worden. Mien drei lütten Kinner sünd Waisen, ic bün stet zwei Maand Wittmann. Mien Deinstdiern is woll gaud in Huus un Goorn, oewer bi dei Kinner fählt ihr dei Leiw. Un wo so’n lütt Wäsen nich mit Leiw grootbörmt ward, doot ward dat Hart quienen. Hest Du ein groot Hart, denn so kumm! Bi mi is allens praat.“

Stillswiegens geit dei Diern näwenher.

„Ic bün Klaas Hollmann, doormit Du dat weißt. Un Du?“ „Anni Hagemann.“ „Anni —“ Klaas bliwt vör ihr staan, „Anni, kief mi vull an: wi gaan nu naa Huus. Hörst Du?“ „Ja, naa Huus.“ „Anni, mien gauide Diern!“ Fast drückt dei Mann sei an sic. „Leider bün ic nich mihr unbegäwen west. Oewer mien Kraft is nich braaten.“ „Becker drei Kinner versorgen will, in den steckt mihr Kraft, as in einen, dei glöwen deed, Kinner kunnen sienem Geldbüdel lümpen, un will sien Frung as Arbeitspierz hewen.“ „Ja, Anni, of bi mi hest Du Arbeit. Bäl Arbeit!“ „Kann ic Di leiw hewen, Di un Dien — uns’ Kinner, denn lohnen mi blank Ogen, un dat is mihr as kolt Geld.“ Nich Arbeit adelt uns Minschen; bloot dei Grund, ut welkern wi disse Arbeit daun, maakt uns tau’t Läwen wiert.“ Klaas denkt hier oewer naa. Dunn fangt Anni wedder an: „Hew hier oft oewer naadach! full ic naa Klemm hengaan un mi awschinnen üm den sienem Giez? Sülwen

tawn Giezknuppen warden? Odder full ic Sträwkadd spälen un mi slaan laaten? Also ünnern Knüppel arbeiten as ein Pierd? Wo Leiw nich andriewen deed, hett dat ganze Läwen keinen Klemm. Of bi Fritz Klemm nich!“

Sinnig bögen sei naa den Hauptweg rin. Dunn steiht Klaas still, haalt dei Diern an sic ran un girot ihr’n Fuß. Un sei bütt sic em giern. „Kiel, Anni, door himmen is Licht. Dat is ut mien Huus. Dor slaaven uns’ Lüttent.“ „Ic will sei seihn.“ „Wi gaan nu hen.— Kind, Diern, ward dit ein Läwen warden!“ „Wat denn?“ „Saft maal beläwen!“ As von sülwen warden dei Schritte rascher. Naag knapp teihn Minuten sünd Klaas un Anni vör dat Hollmann-Gehöft.

Anni bliwt staan un fröggt: „Wat würd Dien Frung seggen, wenn sei mi hier bi Di seihn deed?“ „Sei würd mi fraagen: worüm nimmst Du Di ne anner so rasch naa mienem Doot?“ „Na, un Du?“ „Ic wird seggen: dormit die Kinner ihr Recht kriegen un ic nich up Awwäg’ laamen dau. Leifer in Ihren un Wihren ne Frung er-nihren as mit Schimp un Schannen in all’ Lied Mund.“ Anni nicköppt lies’ denn gaan sei naa’t Huus. Dei Buer maakt Licht in dei Döns. Warm nickert dei Alwen ihr entgegen. Dei Klock is twölf. „Kumm,“ seggt Klaas un geiht lies’ naa dei Slaapdöns rin, „tief, hier is mien Glück un Sünnenschien.“ Anni hett den Pelzkragen un dei Müz awlegt, vull fühlt Klaas ihr int Gesicht: dei frischen Backen, dei rooden Lippen, dei blaagen Ogen, dei swarten Hoor — is doch ne Nehnlichkeit mit sien Frung dentst hei. Anni straalt jedes Kind weif oewer’t Gesicht. „Ja,“ seggt sei lies’, ic will Juch Mudder sien!“ „Lotti, Trudi, Hanne!“ röpft Klaas Dunn luid, „staat’t up! dei Wiehnachtsmann is noch maal hier west! Hei hett Juch ne Mudding bröcht!“ Heidi, laamen dei Lüttent hoch!

Sogoort Hanne ritt dei Ogen apen un recht dei Arm sien wiege Mudding entgegen. Sei nimmt em up den linken Arm im Trunde up den rechten; Lotti geit naa ihrn Badder, un dat is ein Lachen un Freuen as lang’n nich mihr, un Trude fröggt ümmer un ümmer wedder: „Is dat uns’ Muddi?“

As dei ierste Freud sic leggt hett, setten Klaas un Anni sic mit dei Kinner in’t Sofa, un dei Buer fröggt: „Na, Anni, wist Du mi dei Frung un mien Kinner dei Mudder sien?“ „Wo soväl Glück up einen luert, dor soll dei Giez woll wieken!“ lacht sei em an. „Schön, denn föhrn wi morgen roewer un bringen dei Saak mit Dien Döllern in Ordnung.“ „Un wenn sei nich willen?“ „Denn behollen sei, wat sei hewen. Ein Hart vull Leiw as Wihnachtsgaw is mihr wiert as ne ledig Bost vull Daalers.“

Blüchers letzter Besuch in Rostock.

Als durch die Freiheitskriege der Feldmarschall Fürst Blücher zum Nationalheld des deutschen Volkes geworden war, war es natürlich, daß auch seine Vaterstadt Rostock sich ihrem großen Sohne dankbar erweisen wollte. Am 24. Februar 1816 erging daher vom Rate der Stadt ein Aufruf an die Bürgerschaft, Beiträge für ein Denkmal zu spenden. In diesem kulturgeschichtlich interessanten Aufruf heißt es:

„Es soll nach der huldvollen Absicht Sr. Rgl. Hoheit des Großherzogs den Fürsten Blücher von Wahlstatt Durchlaucht hier in seiner Vaterstadt auf Kosten des ganzen Landes ein Denkmal errichtet werden. Wer unter uns wird nicht gerne dazu beitragen wollen, den Zeitgenossen und den Nachkommen ein so erhebendes Beispiel des Ruhms und der Ehre in unserer Mitte aufzustellen und dadurch zugleich dieser Stadt eine Ehrde zu erwerben?

E. E. Rat kommt daher der allgemeinen Stimmung entgegen und hat mit Zustimmung der Chr. Bürgerschaft beschlossen, daß bei allen und jeden Einwohnern in der Stadt und in den Vorstädten vom 27. d. M. an eine bürgerschaftliche Deputation freiwillige Beiträge zu jenem Zwecke einzameln sollte.“

Noch war die Sammlung in vollem Gange, als sich im Sommer die Kunde verbreitete, daß Fürst Blücher zu Besuch in Doberan eingetroffen sei. Sofort wurde beschlossen, den Fürsten auch zu einem Besuch seiner Vaterstadt einzuladen, und die Freude der Rostocker war begreiflich, als Blücher die Einladung annahm und am 18. August 1816 nach Rostock kam. Die „Wöchentlichen Rostockschen Nachrichten“ brachten einen begeisterten Bericht, in dem es heißt:

„Der gestrige Tag war für Rostock ein feierlicher Tag.

E. G. Rat und die E. Bürgerschaft hielten es für ihre Pflicht, Sr. Durchlaucht, dem Fürsten Blücher von Wahlstatt öffentlich zu bezeugen, wie sehr sie seine großen Verdienste um die Befreiung Deutschlands von der französischen Unterdrückung schätzten. Nach 2 Uhr nachmittags traf er von Doberan hieselbst ein. Eine freiwillige gleich uniformierte Garde zu Pferde von hiesigen Kaufleuten, welche ihn bereits an der Grenze empfangen hatte, eröffnete den Zug, die Schützenkunst folgte zu Fuß, ein Corps junger Mädchen ging vor dem Wagen des Fürsten und bestreute den Weg mit Blumen. Der Wagen ward von den hiesigen Schiffszimmergesellen umgeben, und den Schluss des Zuges machten eine freiwillige Bürgergarde zu Fuß und mehrere Seefahrende.

Unter einem lauten Hurrarufen trat der Fürst im Großherzoglichen Palais ab, ward von mehreren einheimischen und fremden angesehenen Personen und einer De-

putation E. G. Rats bewillkommen und geruhte, daß ihm von letzterer angebotene Ehren-Bürgerrecht anzunehmen. Hierauf verfügte er sich nach dem hiesigen Rathause, wo selbster einem veranstalteten Mittagsmahl beiwohnte und bei den ausgebrachten Toasts sowohl rücksichtlich des Großherzoglichen Hauses, als auch des gesamten Vaterlandes überhaupt und insonderheit seines Geburtsortes seine guten Gesinnungen in sehr kraftvollen und herzlichen Ausdrücken an den Tag legte.

Abends brachten ihm die hiesigen Studenten ein Vivat mit Fackeln. Die ganze Stadt war illuminiert, und während seiner Anwesenheit hieselbst ward von den Schiffen geflaggt und geschossen. Allgemein sprach sich die Freude über die Gegenwart dieses überall gefeierten Helden aus. Um 11 Uhr verließ er diese Stadt, begleitet von den aufrichtigsten Segenswünschen für sein Wohl, und begab sich wieder nach Doberan."

Alt mine Festungstied.

Friß Reuter.

(Fortsetzung.)

De Kopernikus müßte nah unse Sid 'raewer trecken un in de Kasematt unner uns wahren, un nu funnen wi Drei ümmer tausamen kamen, denn tüschen uns würd nich tauflaten. Wel würd nu vertelt von dit un von dat; de Kopernikus vertellte von de ollen Frünn', un dat W... noch nahkamen ded, un maeglich ol noch de Franzos', den sei aewer vörlopig wegen sin gestürtes Wesen nah Berlin in de Scharitech bröcht hadden, un wi vertelten nu von den ollen General un von Herr Bartelsen un von Schr... en un Paulussen. Hadd de Kapteihn sicl 'ne Karnallenbaegelheit mitbröcht, so bröchte sicl nu de lütte Kopernikus 'ne Heck von witte Müs' mit, de in en ordentlichen Glas-Paleh wahren deden, un de hei in'n Groten tüchtete. Na, all Gott helpt. säd de Mügg, un spuckt in den Rhein, un was dat ol kein grot Pleißir, dat mit de Müs' maken deden, so kunn ich sei mi denn doch as un eins bekiken und Einer soll Gott för Allens danken, ol för Müs', d. h. so lang, as sei seker in en Glaskasten sitten.

Ein por Dag' d'rüp gung dunn up de Festung dat Ge red, de Erzbischoff ut Posen, Dunin, sull nah uns bröcht warden un sull bi uns sitten, denn dit was dummaals grad de Tid, as de Katholschen an den Rhein un in Posen un Schlesingen den preußischen Staat groten Sperrang makten. Wi hadden dat von Schr... en tau weiten fregen, de dat von sine Brut ehrentwegen wüst, un ol Herr Bartels was dor mal unverwohrs mit 'rute kamen, as sicl in sine Unteroffzirerbost de königlich preußische Deinst-Instruskhon mit sinen katholschen Globen in de Hor lagg. Na, eins Dags gung 't denn nu los. Allens wat up uns' Festung katholsch was — un dat was dat Meiste — kamm ut Hüser un Kasematten herut un stellte sicl an de Strat up: „Er kommt, er kommt! „Er ist schon da!“ — Na, wi gungen denn ol, so wid as wi gahn dürwten, bet an unsere lütte Lind', Herr Bartels ümmer hart an uns. Von dor ut kunnen wi nu nah de Kummendantur hensehn, un vör de Kummendantur sturn en Kutschwagen, üm den dat Volk sicl ordentlich drängte, un as wi en beten stahn hadden, kamm wer ut de Kummendantur 'rute, un dat Volk bückte sicl andächtig un bed üm sinen Segen, un hei hadd den Haut aßnamen un winste ümmer mit de Hand, un as hei uns neg' kamen, dunn kunnen wi dat sehn: hei was en lütten staatschen Herr, en beten komplett von Liw' un mit en ihrwürdigen, kahlen Kopp, un as hei ganz neg' heranne was, dunn bögte sicl ol Herr Bar-

tels nah vör un wull sicl segen laten, aewer mit einmal fregen wi dat mit dat Lachen, un de oll lütt Kopernikus schow Herr Bartelsen taurügg un sprung up den Herrn Erzbischoff los un röp: „Donnerwetter! Dicker, wo kommst Du her?“ Un wi all üm em 'rümpter, un Herr Bartels röp ümmer dormang: „Das muß ich messen! Das muß ich messen! und, meine Herren, Sie dürfen nicht mit den allerheiligsten Herrn reden!“ bet endlich de Kummendantur-Schriwer, de doraewer tau kamm, tau em irnftlich säd: „Sind Sie denn unflug, Bartels? Das ist ja nicht der Erzbischof, das ist ja ein Kamerad von den Herren.“ Na, dunn was Fred in 't Land, un wi trocken mit unsern Erzbischoff af, un 't Lachen wull gor kein En' nemen, as hei uns vertelte, wo sei em up den Weg mit allerlei Ihren unner de Ogen gahn wiren, un wo em namentlich de Postmeisters mit Spis' un Gedränk ihrfürchtig unner de Arm grepen hadden.

Hei kamm ol ganz unversessen an, un de Verwesseling, de mit em passirt was, hadd mit leimen Annern von uns so vollständig passiren kummt, denn hei was uns in geistlichen Utseihen gor tau führ aewerlegen. Von Natur all lagg up sin runnes Gesicht 'ne geistliche Salvung, de bi jede Gelegenheit dorut hervör blänkerte, de hei aewer beter as Smer för sinen Kopp hadd vermühen füllt, maeglich, dat em de Hor dornah wüssen wiren, denn de sach blank ut as 'ne Billardkugel, wo Einer unnenwärts en por Frangen 'rümmer makt hett. Dortau hadd hei wegen de Warmniss en langen brunen Aewertrecker an, den hei von sinen leiven Papa arwt hadd; un sin Papa was en sößjötischen Kirl west, un hei was man en halwen Toll gröter, as de Kopernikus. Dese lange Palestoh un 'ne vigelett-rode, sommtene Kapp, de em Don Juan mal in M... tau Wih-nachten mit en Gedicht, wat den Titel führen ded: „Diesem Kürbis fehlt ein Stengel“, verihrt hadd, hadd em tauirst unnerwegs in den heiligen Geruch bröcht, un desen Geruch hadden de Postillons von Statschon tau Statschon wider verbreit't, un so was hei denn nu bi uns as Erzbischof ansehen.

Aewer nu? Wo mit em hen? — Hei was en Schriftsetter un hadd en so grugliches Verbreken begahn, dat sülwst wi, de wi doch as Königsmürders anschreven wiren, uns schugen müßten, mit em tausam tau wahren. Hei was nämlich in de Sweiß west un hadd dor ihrlich sin Brod as Schriftsteller verdeint, hadd aewer — un dat was dat Schauderhaftige an den Kirl — sin gaud Brod nich up-

gewen wulst, as de König von Preußen up den Insall lamm, de ganze Sweiß för sine leiven Landskinner tau verbeiden, un as hei daemlicher Wif wedder laurügg lamen was, hadde sei em up 'ne Reih' von Jöhren up de preußischen Festungen schick, dat hei sich doch allmählich wedder von dat sveizer an 't preußische Brot gewennen füll.

Mit so einen jworen Verbreker luppen wi doch unmaeglich tausamen wahn; aewer tau'm Glücken bestimmte ditmal uns' oll Herr General dat: de Schriftsetter füll mit den Bauchändler tausamen wahn, denn sei wiren so wi so Ainnerbäullenkinner, un so müßt denn de allerheilige Erzbischoff mit Don Juanen tausamen trecken. — Rich wohr? — 'Ne slichte Passung; aewer wat helpt dat All? In de Ort hett 'ne Festung Aehnlichkeit mit den Chland: wat tausam fall, summt tausam, un füll 't de Düwel mit de Schuwkor tausam farren.

Na, nu lamm 'ne muntere Tid, nu lamm Lewen in de Bond'; för uns würd 't idel spaßig un lustig, aewer för Herr Bartelsken würd 't ärgerlich un verdreitlich, dat Spelen mit den Degenquast was vörbi, un de Angelhopen-sitter hadd ehren Vergang nich mihr, hei müßt von Einen tau 'm Annern lopen un müßt häuden un mölen, denn männigmal wiren wi langs unsen Spazirgang utenanner, as 'ne Tiralljür-Sed' vör den Find, un ein Feder söch sich vör Herr Bartelsken sin Og' achter Böm un Gebüden tau decken; Sch . . . gung mit sien Swagen tausam un redte mit em von sine Brut, dor füll hei nu uppassen, dat de Swager nich mit uns ledan ded. Kopernikus stunn in Smid Grunwaldten sinen Durriweg un leek in sine Theertunn, un wenn hei den in 't Og' faten wull, denn brok Don Juan ut de Bahn un fung en lütten Roman mit de Schenkhumfer in den negsten Huf' an, oder de Erzbischof kreg 'ne olle Fru up de Strat sat', de sic en Hirig holt hadd, un frog, wat hei gellen ded — denn hei was hell-schen ökonomischen — ower ic lep aewer dat Mal von de lütte Lind' hennut un sel en beten nah 't Waterdur dal, un bi Alledem stunn de Kapteihn wedder an sine Lind' un stunn em den Pahl scheitw. Herr Bartels hadd swore Dag', un alle Dag' meldte hei wat bi den General, 't kamm aewer nicks dormah. —

Wildeß fatt Aurelia ümmer stlitig an 't Finster un sticke un neigte dor, denn wo füll sei ol just anners sitten, as an 't Finster, wenn sei sticken, un neigen wull, denn de ollen Rosemaraten sind gefährlich düster. Männigmal sem sei ol vör de Dör tau Rum', un denn troc de Kapteihn in vulle Parad' up un malte Front un strel sic den gelen Smirbort — denn de was nu all — un redle mit mi oder en Annern sehr lud, wat dat för schönes Weder wir; un männigmal gung sei ol spazieren un schrammte em wedder so dicht vörbi as dummals, denn malte hei den südwigen Diner, den hei sich tau maken vörnamen hadd, as hei de Königin Victoria um ehre Hand anspreken wull, un wenn sei denn, slanl un ranl, an em vörbigahn was, denn gung hei siw Schritt achter her un tred so vel as maeglich in ehre Fauttappen, un denn stred' sic in sin Hart Leiw' un Arger, denn Bartels sei em denn nich ut dat Og' un gung denn wedder siw Schritt achter em, un achter Bartelsken, siw Schritt, kamm denn Schr . . ., blot ut fründschaftliche Niglichkeit, wat dat den Kapteihn woll so glücklich ded, as em, un achter den folgte Don Juan up de Spör von en hübsch Mäten, un achter den de Erzbischof, um em von 'ne dugendlose Verführung astauholsen; un wenn denn min oll Kapteihn sich ümkel un sach de ganze Prozeßschon achter sic, denn lep hei wüthig in sin Loct herin un bedrew dor dulle Ding', un wenn ic denn nahklamen ded, denn hürte ic noch so 'ne afgebrakne Redensorten, as: „Das Heiligste wird hier in den Staub

getreten.“ un „wissen denn diese Menschen gar nicht, was Liebe heißt? un denn namm hei sich dat gor nich aewel, den Don Juan för einen läderlichen Racker, Schr . . . en för einen Hanswusten, denehlich Erzbischof för einen Daesbartel un den braven Bartels för en vollständig Kindveih tau estimiren. Kopernikus, säd hei, wir noch de einzige von all de Anlaemlingen, de noch Talt un Ihr in 'n Lin' hadd. — Arme Kapteihn! hei ahnte gor nich, dat em grad' von den lütten Kopernikus sine Sid her all 't maegliche brennte Hartled andahn warden füll. „Charles“, frog mi de lütte Kopernikus en vor Dag' nah so 'n Trubel, „warum steht der Kapitain immer wie angenagelt an der kleinen Linde?“ — Dat was nu 'ne eßige Drag': ganz tau verheimlichen was de Sal nich mihr, un doch wull ic ol nich verraden, wo deip min oll Kapteihn in de Leivsquäleri un Angst herinne fatt, un dat hei all sine Ansprüch' up de Königin von Engeland tau Gunsten von Aurelia'n upgewen hadd; ic säd also: „Ah, hei sieht dor man blot; dor grad aewer wahnt en hübsch Mäten.“ — „Dieselbe, hinter der er vor ein paar Tagen herließ?“ frog hei, un dorbi fohrt dat Ding so hastig up mi los, dat ic denk, hei steckt Di mit de Näs' durch den Hals'daut. „Gott bewohre!“ segg ic, „wat heft Du? Kann hei nich dornah kisen un achter ehr bergahn?“ — „Charles, ist das dieselbe mit dem schönen goldblonden Haar?“ „Dat weit der Deuwel!“ segg ic, „Du seggst von blond, un hei seggt ol von blond, un ic seih dat för roth an. Heww ic denn kein Ogen mihr in den Kopp?“ — Dor brok hei nu knas von af, aewer nu frog hei mi nah de Homiliennüstänn', un ic, Daeskopp, mark ol nicks Slimmes, denn ic denk, dat is, wil dat hei en gauden Fründ von den Kapteihn is, un segg em Allens. — Den annern Dag, as wi in de Fristunn' gahn, stellt i' sic oll lütte Ding ol an de Lind', un ic denk noch so bi mi: fühl, dat Kraet hett doch en menschlich Gefühlt, hei will doch den ollen Kapteihn dor nich allein stahn laten un will em maeglicher Wif' en beten uppermüntern, trotzdem hei wedder sine gelen Turen hett im losse Fäut frigen kann, un ic freu mi ordentlich aewer den Kopernikus. — Schlange!

Kapittel 17.

En vor Dag' dorup summt Bartels an mi 'ran: „Nu schtehn da ümmer Zwei.“ — „Wo?“ „Na, an die kleine Linde.“ — „Denn lassen Sie sie stehen!“ „Ne, dat müß ich mellen.“ — „Na, denn melden Sie 's!“ „Ja, das is auch man so. Recht gibst mich der General ümmer, aber er will nichts davon wissen; un wenn die Herrn sich man so an den Pahl stellen wollten, mit den Rücken gegeneinander, daß Feder den Andern Gegenstand hielte, oder beide mit 's Gesicht nach das Wagenhaus hin, denn wollt ich noch nichts sagen.“ — „Warum sollen sie denn nicht nach der anderen Seite zu sehen?“ — „Na, wegen das junge Mädchen; junge Mädchen schteln in meine Juistrüschon oben an.“ — „Wie denn das?“ — Un Herr Bartels lamm neger nah mi 'ranne un flüstert mi halslud tau: „S is wegen Herr Schr . . . en, und der General hat an die eine Brautschift genug und will sich nicht auf 't Frische Läuf' in den Pelz sehen.“

Na, wat Herr Bartels marken ded, müßten wi doch ol nahgradens marken: ut de beiden gauden Fründ' von Hall her wiren en vor richtige Gegenbuhler worden; de Kapteihn in 'n gauden Glöwen un in den irsten Besitz, dat Kraet von Kopernikus as en Indränger, de em sin rechtlich Eigendaum stridig maken wull.

(Fortsetzung folgt.)

gewen wullt, as de König von Preußen up den Insall samm, de ganze Sweiß för sine leiven Landskinner tau verbeiden, un as hei daemlicher Wis' wedder taurägg saman was, hadden sei em up 'ne Reih' von Jöhren up de preußischen Festungen schick, dat hei sich doch allmählich wedder von dat sveizer an 't preußische Brot gewennen süss.

Mit so einen jworen Verbreker kuynen wi doch unmäglich tausamen wahn; gewer tau'm Glücken bestimmte ditmal uns' oll Herr General dat: de Schrifsteller süss mit den Baushandler tausamen wahn, denn sei wiren so wi so Annverbäulenkinner, un so müßt denn de allerheiligste Erzbischoff mit Don Juanen tausamen trecken. — Nich wohr? — 'Ne slichte Passung; aewer wat helpt dat All? In de Ort heit 'ne Festung Aehnlichkeit mit den Ghislant: wat tausam fall, kümmt tausam, un süss 't de Düwel mit de Schuwkor tausam farren.

Na, mi kamm 'ne muntere Tid, nu kamm Lewen in de Baud'; för uns würd 't idel spaßig un lustig, aewer för Herr Bartelsen würd 't argerlich un verdreitlich, dat Spelen mit den Degenquast was vörbi, un de Augelshopen-sitteri hadd ehren Vergang nich mihr, hei müßt von Einen tau 'm Annern lopen un müßt händen un möten, denn männigmal wiren wi langs unsen Spazirgang utenanner, as 'ne Tiralljür-ked' vör den Find, un ein Feder söcht sich vör Herr Bartelsen sin Og' achter Böm un Gebüden tau decken; Sch . . . gung mit ihnen Swagen tausam un redete mit em von sine Brut, dor süss hei nu uppassen, dat de Swager nich mit uns feden ded. Kopernikus stunn in Smid Grunwaldten sinen Durweg un leek in sine Theertunn, un wenn hei den in 't Og' saten wull, denn brof Don Juan ut de Bahn un fung en lütten Roman mit de Schenksumfer in den negsten Hus' an, oder de Erzbischof kreg 'ne olle Fru up de Strat sat't, de sic en Hirspiegel holt hadd, un frog, wat hei gessen ded — denn hei was hell-schen ökonomischen — ower ic lep aewer dat Mal von d lütte Lind' hemut um fel en beten nah 't Waterdurl dal, bi Alledem stunn de Kapteihn wedder an sine Lind stunn em den Pahl scheiw. Herr Bartels hadd Dag', un alle Dag' meldte hei wat bi den General, aewer nicks dornah.

Wildeß satt Aurelia ümmer sätig an sticke un neigte dor, denn wo süss sei of ju as an 't Finster, wenn sei sticken, un nei ollen Käsematten sind gefährlich düste, am sei of vör de Dör tau Rum', un de Kapteihn in völle Parad' up um matke Fröde gelen Snurribort — denn de was nu a mi oder en Annern führ lud, wat dat wir: un männigmal gung sei of spaßig, wie em wedder so dicht vörbi as dummen Namen hadd, as hei de Königin Bilbo anspreken will, un wenn sei denn, em vörbigahn was, denn gung hei sin' Vater un tred so vel as mäglich in ehre Fanst, denn stred' sic in sin Hart Leiw' un Arger, den Herr Bartels let em denn nich ut dat Og' un gung denn wedder siw Schritt achter em, un achter Bartelsen, siw Schritt, kamm denn Schr . . . blot ut fründschaftliche Rigkeit, wat dat den Kapteihn woll so glücken ded, as em, un achter den folgte Don Juan up de Spör von en hübsch Mäien, un achter den de Erzbischof, üm em von 'ne dugendlose Verführung astauholen; un wenn denn min oll Kapteihn sic ümkel un sach de ganze Prozeßschon achter sic, denn lep hei wüthig in sin Lock herin un bedrew dor dusle Ding', un wenn ic denn nahklamen ded, denn hürte ic noch so 'ne afgebrakne Redensorten, as: „Das Heiligste wird hier in den Staub

getreten.“ im „wissen denn diese Menschen gar nicht, was Liebe heißt? im denn namm hei sic dat gor nich aewel, den Don Juan für einen läderlichen Racker, Schr . . . en für einen Hanswurst, denmährlich Erzbischof für einen Daesbartel un den braven Bartels für en vollständig Kindveih tau estimiren. Kopernikus, säd hei, wir noch de einzige von all de Anlaemlingen, de noch Takt un Ihr in 'n Liew' hadd. — Arme Kapteihn! hei ahnte gor nich, dat em grad' von den lütten Kopernikus sine Sid her all 't maegliche brennte Hartled andahn warden süss. „Charles,“ frog mi de lütt Kopernikus en por Dag' nah so 'n Drubel, „warum steht der Kapitän immer wie angenagelt an der kleinen Linde?“ — Dat was nu 'ne eftige Frag': ganz tau verheimlichen was de Sat nich mihr, un doch wull ic of nich verraden, wo deip min oll Kapteihn in de Letzessquäleri un Angst kümme satt, un dat hei all sine Ausprüche up de Königin Engelland tau Gunsten von Aurelia'n upgewen also: „Ah, hei steht dor man blot; dor grob in den hübisch Mäien.“ — „Dieselbe, hinter herlies?“ frog hei, un dorbi mi los, dat ic denl, hei Hals'daul. „Gott bewoh hei nich dornah kisen, ist das dieselbe Charles, ist das dieselbe „Dat weit der Da . . .“ „Du seggt von blond, un hei seggt of . . .“ „Du seggt von blond, ic seih dat för roth an. Hewiw ic depp in den Kopp?“ — Dor brok hei nu . . .“ „Wer nu frog hei mi nab de Domilienu . . .“ „Du seggt von blond, ic seih dat hei en gauden Fründ von d . . .“ „Du seggt em Allens. — Den annern stunn' gahn, stellt 't sic oll lütt Ding ic denl noch so bi mi: süh, dat Kraet schlich Gefäufl, hei will doch den ollen nich allein stahn laten un will em mäglichkeit uppemüntern, trotzdem hei wedder sine gelen un solle Fäut frigen kann, un ic freu mi ordentl den Kopernikus. — Schlange!

Kapittel 17.

En por Dag' dorup kümmt Bartels an mi 'ran: „Nu schtehn da ümmer Zwei.“ — „Wo?“ „Na, an die kleine Linde.“ — „Denn lassen Sie sie stehen!“ „Ne, dat muß ich mellen.“ — „Na, denn melden Sie 's!“ „Ja, das is auch man so. Recht gibet nich der General ümmer, aber er will nichts davon wissen; un wenn die Herrn sich man so an den Pahl stellen wollten, mit den Rücken gegeneinander, daß Jeder den Andern Gegenstand hielte, oder beide mit 's Gesicht nach das Wagenhaus hin, denn wollt ich noch nichts sagen.“ — „Warum sollen sie denn nicht nach der anderen Seite zu sehen?“ — „Na, wegen das junge Mädelchen; junge Mädchen schtehn in meine Instrumente oben an.“ — „Wie denn das?“ — Un Herr Bartels samm neger nah mi 'ranne un flüstert mi halßlud tau: „S is wegen Herr Schr . . . en, und der General hat an die eine Brautschafft genug und will sich nicht auf 't Frische Läus in den Pelz seben.“

Na, wat Herr Bartels marken ded, müßten wi doch of nahgradens marken: ut de beiden gauden Fräulein von Hall her wiren en por richtige Gegenbübler worden; de Kapteihn in 'n gauden Glöwen un in den ersten Besitz, dat Kraet von Kopernikus as en Indräger, de em sin rechtlich Eigendaum stridig malen wull.

(Fortsetzung folgt.)